Erzählungen und Spiele.

Herausgegeben

von

Wilhelm Neumann

und

Karl August Varnhagen.

Hamburg
bei Adolph Schmidt
1807.

Dd, 3: 559 8

1
4

Inhalt.

I. Urbano. Nach Boccaccio von W. Neumann. . . . . Seite 1
II. Belfagor. Nach Macchiavelli von W. Neumann. 117
III. Adelberts Fabel von L. A. v. Chamisso. 143
IV. Benigna. Dramatisches Spiel von K. A. Varnhagen. 161
V. Nero und Cato von Utica. Ein Gespräch von †. 209
VI. Fabio und Clara. Novelle von Rosa Maria. 233
VII. Des Helden Rettung von Pellegrin. . 279
VIII. Blüthenkranz von Pellegrin. . 289
IX. Alonso. Mährchen von K. A Varnhagen. 299
X. Sonette von K. A. Varnhagen. . . 317
XI. Gedichte von W. Neumann. . . . 335
XII. Erasto und Filena. Novelle aus dem Italienischen. 345

U r b a n o.

Eine Novelle

aus dem Italienischen

des

Johannes Boccaccio

von

W. Neumann.

Eines Tages mehr als gewöhnlich von sehr schweren und unzähligen Leiden angefallen mich befindend, ja von dem Tode mehr als tödtlich gekränkt, indem er mir denjenigen entrissen, den ich mehr als mich selbst, wegen seiner Tugenden, höchlichst liebte, und mich erinnernd an die Sittigkeit, das Betragen, und die brüderliche Liebe, die er jederzeit so warm gegen mich getragen, und zugleich, dafs ich den so lieben Freund verloren, ohne einige Hoffnung, ihn noch wieder zu erlangen; wie viel mehr mir davon in's Gedächtnifs zurückkehrte, um so viel mehr (wehe mir) zwang es mich, auf das bitterlichste zu weinen. Und da Eßlust und Schlaf wegen solcher Betrübnifs, von mir gewichen waren, und ich nicht konnte irgend einen Gedanken anders wohin wenden, ward ich gewahr, dafs solche eingebildete Verzweiflung nicht allein unschicklich sei, sondern

auch meinem elenden Leben sehr schädlich. Daher versuchte ich mehrmals, mich davon ab zu ziehen, und obschon ich alle Bemühung vergebens anwandte, so zwang ich doch zuletzt so weit das stürmische Gemüth, dafs es sich bequemte, auf eine Zeit lang Stillstand zu schliefsen, und einem andern Gedanken Raum zu geben, welcher war, dafs ich, mich erinnernd einer nicht sehr alten Geschichte, mich entschlofs, diese mit meiner müfsigen und müden Feder zu wiederholen, um sie denen zu zeigen, die sich sie zu lesen ergötzen werden. —

Urbano.

Inhalt.

Silvestra wird vom Kaiser Friedrich dem dritten, dem Rothbart, ihr nicht erkannt, geschwängert: sie gebiert Urbano, welcher erzogen von einem Gastwirth als Sohn, durch den Rath gewisser Florentiner, mit neuer List von dem Sultan dessen Tochter zur Gattin erhält: darauf von jenen Florentinern betrogen, nach mannigfaltigen und mitleidswürdigen Zufällen nach Rom gelangt, wo er, vom Kaiser für seinen Sohn erkannt, mit seiner Gattin glücklich lebt.

Zu der Zeit als der grofsherzige Friedrich Barbarossa als römischer Kaiser regierte, vergnügte es ihn, unter seinen herrscherlichen Uebungen, mehr als irgend etwas anderes, auf mannigfaltigen Jagden die wilden Thiere in den dichten Wäldern

zu verfolgen. Und eines Tages mit seinen Vertrauten, Baronen, und Begleitern in solcher Kunst sich übend, geschah es, dafs ein scharfzähniger Eber ganz schäumend, und mit gesträubten Borsten vor ihm hinlaufend vorbei kam: und er, ihn sehend, spornte sogleich das rasche Pferd, und mit dem Schwerdt in der Hand ihn verfolgend, schlug er ihn mehrere Male, so dafs er durch die Ermüdung und tödtlichen Wunden, wenig von ihm entfernt todt niederfiel. Und die Nacht, schon hereingebrochen, gab den lieblichen Sternen Anlafs ihr Licht zu zeigen, als er, über den Reiz der erlangten Beute sich dessen kaum versehend, in der Meinung, sich auf dem rechten Wege zu befinden, aus andern Zeichen erkannte, dafs er die rechte Strafse verfehlt habe. Da nun mit lauter Stimme, um von den seinigen gehört zu werden, durchtönte er die ganze Gegend, und jene nicht ihn hörend, noch sehend, waren der festen Meinung, dafs er nach Rom zurück gekehrt sei: weswegen sie in grofser Verwunderung und Betrübnifs standen wegen

ihres Herrn, welcher von Zorn entbrannt, lautes und häufiges Geschrei ausstofsend, sie zurück rief, und endlich, keine Antwort hörend, und erkennend, dafs er sich umsonst abmüde, seinem Unstern verwünschte; drauf widrige Zufälle bedenkend, in Besorgnifs vor dem kalten Winde, und mehr vor den giftigen und beifsenden Bestien, that, wie die meisten Seefahrenden thun, wenn sie um die sichern Häfen auszuspähen auf die Mastbäume ihrer Schiffe klimmen: auf gleiche Weise bemühte er sich auf eine hohe Eiche zu klettern: und hinaufgeklettert und umher blickend, sah er zu seinem Glück wenig entfernt rauchend einige Fünkchen von Feuer, aus welchen er mit Gewifsheit erkannte, dafs daselbst ein bewohnter Ort sei: und schnell vom Baume herabgestiegen, machte er es nicht anders mit dem todten Thiere, als der junge Meleager, da er mit dem Haupte Atalanten das ehrenvolle Geschenk machte. Gleicherweise trennte dieser mit dem schneidenden Schwerdte, dem Eber von dem Rumpfe das schwere Haupt, und

mit dem Pferde am Zügel an einer Hand, trug er in der andern (fortgehend) das Haupt. Und in den dichtverwachsenen Wald eingedrungen, gelangte er nicht ohne grosse Mühe zu dem erwünschten Ort, wo er eine sehr ärmliche Hütte fand, welcher genähert er mit aufmerksamem Ohr zu horchen suchte, ob er innerhalb jemand vernähme; in derselben war von der Mutter eingeschlossen da zurückgelassen ein Mägdlein, ihres Alters funfzehn Jahre, und mit jeder ausserordentlichen Schönheit wundersam begabet. Welche, schon vernommen habend das Geräusch von dem Zaum des schäumenden Rosses und dadurch ganz furchtsam und schüchtern geworden, bald hier bald dort durch die kleine Hütte dahinlaufend, nicht wusste, was sie thun solle; und er, durch eine Spalte blickend, sah das einsame Mädchen, das nicht anders that, um sich zu verbergen, als die verlassene Ariadne vor dem hinzueilenden Bacchus. Alsdann, nachdem er zuvor das Ross im Walde angebunden, darauf, mit der flüssigen Hand

sich anstemmend, eröffnete er mit Gewalt die schwache Thür. Worauf die Jungfrau dies zuerst hörend und hernach sehend; anfieng mit vielem Geschrei ihre Mutter (weinend) zu rufen; und ihre blonden, und übel geordneten Haare mit den Händen sich ausraufend; und das schöne Gesicht sich schlagend, zerstörte sie sich ganz. Wodurch zum Mitleid bewegt, der Kaiser demüthig mit ihr zu reden begann, sagend: o du furchtsames Mädchen, warum so kummervoll betrübst du dich? weswegen denn weinend verzehrst du deine Schönheit? bin ich doch nicht hieher irgend zu deinem Nachtheil gekommen, vielmehr durch die mannigfaltigen und gefahrvollen Ereignisse, welche die nächtliche Finsternifs mit sich führt und durch den verfehlten Weg von der gröfsten Nothwendigkeit, wie du siehst, mit Gewalt gezwungen; und denke sehr kurze Zeit hier zu bleiben, dafs, bin ich von meiner Ermüdung einigermafsen erfrischt, du ohne deine Scham, oder Schaden, mich wirst freundschaftlich von dir scheiden sehen. Und mit solcher-

bei seinen schmeichelhaften Worten verehrte er ihr das Eberhaupt, und sie, es annehmend, dankte ihm für solches Geschenk. Und bald darauf trug sie von ihrem Brodte, Aepfel und Wasser, auf einem Tischchen mit einem weifsen Tafeltuch ihm auf, ihm sagend, dafs keine andere Lebensmittel, köstlicher als diese, sie ihm geben könne. Worauf er, da er etwas gegessen, nach vielfach abgestattetem Dank, freundlich sie bat, dafs es ihr gefallen möchte ihm zu erzählen, welches die Ursach eines so einsamen Lebens sei: worauf sie sehr ehrerbietig antwortete, und sprach: Herr, von vieler sehr reicher und wohlbürtiger Familie, die wir vormals ausmachten, hat der verändernde Tod mich und meine Mutter allein gelassen und in vieler Armuth, welche sich bemüht, unter grofser Beschwerde, dienend in Rom in dem Hause eines Gastwirths, mit den nothwendigen Dingen unser Leben zu erhalten. Nicht mehr sagte sie; worauf er, sie sehend so reizend und anmuthig, und so süfs sie reden hörend, für sie (ohne es zu wollen) entbrannte, so

sehr, dafs er sie anzublicken nicht sich begnügend, schüchtern gemacht, also demüthig zu ihr sprach: O reizende und liebliche Jungfrau und von mir geliebt über alles andre, ich erkenne, zu deinem besondern und ehrenvollen Wohl, von geheimer Kraft des Himmels, in Liebe zu dir hierher geführt worden zu sein; daher, wenn du bei dir überlegend dich entschliefsen wirst, meine liebenden Wünsche zu erfüllen, wozu ich dich zwingen kann, will ich dafs du (wofern es so dir gefällt) als meine einzige Gemahlin, und einige Herrin mir vermählt seist; und in wenigen Tagen werde ich in gehörner Weise, dich lassen von deiner Mutter zur Gemahlin fordern: und wann sie meinen Stand wissen wird, glaube ich, vielmehr bin gewifs, dafs tausend Jahr ihr werden darüber zu vergehen scheinen, vor grofsem Verlangen: und da ich mich bemühen werde, dich ehrenvoll erscheinen zu lassen, wirst du unter den andern Damen die glanzvollste dich befinden. Daher ich dich bitte, dafs einstimmig es dir gefalle,

meinem Vergnügen zu folgen, und mich ausschlagen zu wollen (o theure Jungfrau die Gnade und das Geschenk, welches Gott dir zugesandt hat: indem tausend und wieder tausend Frauen es sehr hoch halten würden, das von mir zu erlangen, was von dir zu bitten mir gefällt. Die Jungfrau, diese Worte hörend, schon ganz bleich geworden, ohne ihm irgend eine Antwort zu geben, vor ihm aufgestanden und aus der kleinen Hütte heraus gegangen, fing an, so sehr sie nur immer konnte, unwillig zu fliehen: und er ihr folgend, bemühte sich mit vielem Schmeicheln ihren Lauf zu zügeln: und sie eingeholt, nahm er sie und schlofs die ganz zitternde in seine Arme, so wie die nicht schuldige Daphne, die in Apollons Armen verwandelt wurde. O wie viel demüthige Bitten und wie viel mitleidwürdige Thränen wandte sie jeden Augenblick an, mit den Händen sich mühend, um zu entfliehen aus den engschliefsenden und starken Armen Friedrichs, aber vergebens: am Ende von ihm besiegt, fieng sie an mit lauter Stimme zu

schreien, aber dennoch geschah es, dafs sie durch Gewalt zugeben mufste, ihre reine Jungfräulichkeit von ihm befleckt zu sehen: daher sie heftig weinend über ihr Mifsgeschick und über so grofses Unrecht sich beklagte. Und schon begann der Tag den glänzenden Sternen ihr Licht zu entziehen, als er zu ihr gewandt diese Worte sprach: schönstes Mädchen, und meine einige Gattin, um Gott trockne doch die Thränen, und wolle nicht länger dich abzehren, da es doch nicht sein kann, dafs das, was geschehn ist, nicht sei; daher mufst du dasjenige verbergen, was du unserer Ehre feindlich weifst, so lange bis wir in ordnungsgemäfserer Weise werden können zusammen leben, frei von Verdacht, fröhlich und zufrieden. Und sie, nicht aufhörend jedoch zu weinen, auf diese Worte entwortend sprach: wie sehr auch die grausame Fortuna mir feindlich gewesen ist, und wie viele tödtliche und harte Wunden ich auch von ihr in vergangener Zeit empfangen habe; alle scheinen sie mir gegenwärtig sehr leicht, verglichen mit dieser,

Welche sie mich hat, gegen meinen Willen, zur Vollendung aller Unglücks empfinden lassen: indem nichts anderes als die keusche Jungfräulichkeit in der Welt mir geblieben war, die nun du verletzend sie mit aller meiner Ehre von mir genommen hast. Und über dieses nicht bei andern mich beklagen könnend; als bei den Sternen, Gebüschen und Vögeln, den Zeugen solcher wider meinen Willen begangenen Unkeuschheit, werde ich von diesen Rache heischen für die Beleidigung die du mir angethan hast, so lange bis ich sehen werde, dafs ich, durch deine mir gethanen Versprechungen, werde können unter den andern Frauen mit freier Stirn ehrenvoll erscheinen: und darauf seufzend schwieg sie: als Friedrich antwortend sagte: wann du wirst haben (o Jungfrau) deinen glühenden Zorn etwas erkühlen lassen, bin ich gewifs, dafs du deutlicher erkennen wirst, nicht Ursach zu haben, dich so sehr zu beklagen, weder über mich, noch über das Geschick; vielmehr erwägend das günstige Ende, denke ich, wirst

du dess dich rühmen: und dies gesagt, einen sehr schönen und kostbaren Ring sich vom Finger ziehend, gab er ihr solchen, sagend: dass so lange als die geheimen Versprechungen, und das gegebne Wort nicht offenbar würden, sie ihn um seiner Liebe willen bewahrend, andern ihn nicht zeigen möchte; und darauf fröhlich dahin reitend schied er von ihr; und nicht allzuweit davon entfernt hörend die lauten Stimmen seiner Vertrauten, die in dem Walde stark rufend ihn suchten, spornte er gegen die Stimmen zu sein Ross, und vereinigte sich in kurzer Zeit in grossem Jubel mit ihnen, seinem langen Ausbleiben mit geschmückten Erdichtungen neue Ursachen unterschiebend; worüber sie alle insgesamt lachend, zu dem verlassenen Orte zurückkehrten. Das arme und traurige Mädchen, nachdem sie den Ring verwahrt, nahm das Haupt des Ebers von Friedrich ihr zurückgelassen, und von ihrer Hütte ein wenig entfernt, verbarg sie es in einem Gebüsch aus Furcht vor der lästigfragenden Mutter, die von

Rom aus dem Dienste des Gastwirths zurückgekehrt, ihr Töchterchen im Gesicht ganz verändert fand, [illegible] und öfter, welches die Ursach ihres veränderten Ansehens sei, sie fragte; und diese, unter unzähligen Entschuldigungen einem andern Zufall an ihrem Uebel Schuld gebend, vertheidigte sich also; und nach nicht vielen Tagen, erkannte sie deutlich aus vielen neuen, und unterschiedenen Zeichen von der Natur ihr selbst gezeigt, dafs sie schwanger sei; und darüber bis zum Tode betrübt, nicht wissend in solchem Fall, was zu beginnen, lebte sie mehrere Tage traurig, ohne irgend eine Hoffnung des Heils; nicht so jedoch, dafs sie ihre Schwangerschaft zu verbergen nicht alle Mühe angewandt hätte. Endlich aber gewahrend, dafs alle ihre Bemühung hierzu vergebens verwandt sei, beschlofs sie mehreremal gegen sich selbst grausam zu sein und sich das Leben zu nehmen, auf die Weise, wie die unglückliche Phillis, vom Demophoon gefreit, als sie die bestimmte Zeit verflossen sah. Aber ihr war einige

Hoffnung übrig geblieben auf die trüglichen Worte Friederichs: und da diese beständig fehlschlug, bemühte sie sich, ihren zunehmenden Leib aus Scham und Furcht vor der Mutter so gut sie immer konnte zu verbergen, wie die trügende Callisto aus Furcht vor der ehrfurchtgebietenden Diana. Nun geschah es eines Tages, dafs die Mutter, mehr als gewöhnlich ihre Tochter betrachtend, sah, dafs ihre Augen, die zweien Sternen geglichen, blau und roth geworden waren, und ihr Gesicht bleich und mager, und dafs sie mehr als gewöhnlich seufzte; und ihre Seiten anblickend und sehr stark sie sehend, hielt sie für gewifs, dafs sie schwanger sei, wie sie es war: und darüber sich verwundernd, ganz betroffen, befragte sie mit herbem Schmerze sie (ihr drohend) über den ganzen Vorfall, wie er erfolgt sei; welche bitterlich weinend, durch die Drohungen der Mutter, nach und nach die Sache, wie sie gewesen war, ihr erzählte: die darüber betrübt, sich mit den Händen das Gesicht schlagend, über den schamvollen Vorfall

sich beklagte; und die Tochter wenig oder gar nicht schuldig erkennend, bewegt von Mitleid und zärtlicher Liebe, weinte eine mit der andern gemeinschaftlich. Und den bittern Schmerz mit Thränen ein wenig gelindert habend, gieng sie, ohne ein Wort zu sagen, mit sehr schnellen Schritten zu ihrem bekannten [illegible] Gastwirth zurück, und eröffnete den schimpflichen Zufall ihrer Tochter mit Seufzern ihm weinend: welcher, von Erbarmen bezwungen, sich bemühete mit mitleidigen und sanften Worten sie zu stärken, ihr sagend, dafs sie in sein Haus das betrübte Mädchen führe, und das Kind, das sie zur bestimmten Zeit gebähren würde, wie das seinige, und von ihm gezeugte, seiner Sorge überlasse: und gleicherweise, dafs er für die Tochter alle Mühe, und Kosten tragen wolle, um sie ehrenvoll zu verheirathen. Und sie, dies hörend, und sehr getröstet von ihm scheidend, kam rasch und emsig zu ihrer Tochter, die sie weinend fand: und diese in einen Mantel eingehüllt (nicht ohne Verdacht) führte sie in

das Haus des Gastwirths in der Stadt, wo sie von ihm und seiner alten Gattin sehr liebreich empfangen wurde. Und ihre Mutter verliefs bald darauf, entweder aus Gram, den sie ihretwegen sich machte, oder von irgend einer andern verborgenen Krankheit angegriffen, zu grofsem Schmerze der Tochter ihr elendes Leben, nach wenigen Tagen sterbend. Und sie, also allein zurückgeblieben, ohne einigen Trost oder Hoffnung auf jemand, legte sch eifrig auf die nöthigen Arbeiten des Hauses. Und als darüber die gehörige Zeit herangerückt, und die alte Gattin des Gastwirths auch schon todt war, gebahr sie nach schmerzhaften Wehen ein sehr schönes Söhnlein, und mit dem Willen des Gastwirths nannten sie es Urbano. Und in denselben Tagen wurde seinem Vater Friedrich Barbarossa noch ein sehr schöner Sohn geboren von seiner rechtmäfsigen Gattin, Smiralda genannt, welche sogleich starb nach der Niederkunft: und als einzigen Sohn, der dem Vater geblieben, liefs er mit grofser Feinheit (Speculo ihn nen-

mend) ihn auferziehen. Auf der andern Seite zogen die Mutter und der Gastwirth den Urbano sehr zärtlich auf. Und schon war der eine und der andere herangewachsen zu dem Alter von vierzehn Jahren, so dafs Urbano, beständig am Hofe sich aufhaltend, da er schön war und sittig, von Speculo sich nicht konnte losreifsen, und es schien, dafs die Natur sie anführte, aufser dem vertrauten Umgange, sich brüderlich zu lieben; so sehr, dafs Urbano oft und öfter von dem Gastwirth gescholten wurde; und von der Mutter ebenfalls, um ihn zurück zu ziehen zu nützlichern Geschäften: aber wenig half es. Deswegen eines Tages, da die Mutter dabei gegenwärtig war, sagte er ihm diese Worte. Von mehreren Söhnen bist du allein mir in der Welt geblieben, indem ich immer hoffte von dir viel mehr Trost zu haben, als du gegenwärtig mir giebst, und siehst die beschwerliche Sorge, in der wir sind, und dafs ich nicht arbeiten kann, wie ich pflegte, daher solltest du einige Rücksicht nehmen auf mein Alter, um so mehr, da

du nun schon recht grofs bist, und die edlen Herren und Kaufleute, die alle Tage in unserm Hause, uns zum Gewinn, zusammenkommen, zu ehren deine Schuldigkeit wäre, und zu bedienen, mit eifrigerer Sorgfalt, als du thust; dagegen du, wenn in den höfischen Sitten verirrt du verharrest, mit der Zeit dich wirst so beladen finden mit Ueppigkeit, und mit eitlen Dingen, mit so wenig Ehre und wenigem Vortheil, dafs du wirst müssen dein Leben elend verbringen: und wenn du möchtest fortfahren wie bisher, und also deinen Sinn gestellt hättest, so sage es mir, indem, ohne zu suchen, ich viele finde, die, hoffend Theil zu haben an meinem Nachlafs, sich gern bemühen werden, meinem Willen zu folgen. Urbano, dieses hörend und von der Mutter bestärkt, das zu thun, was sein vermeinter Vater sage, gleichsam gezwungen, und von äufserster Nothwendigkeit gedrängt, antwortete, er wolle immer seinen Befehlen gehorsam sein: und so gab er den Diensten des Gasthauses (seine Natur zwin-

gend) sich hin. Wodurch er in so hohe Gunst stieg bei dem Gastwirth, dafs es nicht schien, als fühle er in der Welt ein gröfser Vergnügen, als nur wann er, mit ihm plaudernd, ihn betrachtete; und die Wirthschaft, nebst allem andern, ohne einiges Mifstrauen ihm frei überliefs. Nun geschah es, dafs drei Brüder, Florentiner, alle drei Kaufleute, bald um Neuigkeiten zu hören, und bald plaudernd, daselbst sich aufhielten, deren einer Blandizio genannt wurde, welcher einmal kommend zufällig die Augen auf Urbano geworfen, und betrachtend seine Sitten, und alle seine Züge untersuchend, schien es ihm, dafs er so sehr dem Speculo gleiche, dafs, mit gleichem Anzuge bekleidet, einer nicht würde können unterschieden werden vom andern; und um defswillen erdachte er bei sich eine neue und äufserst feine Bosheit, und durchdachten Betrug; und eines Tages mit seinen Brüdern, der eine Pippo Scarmo, der andre Pirotto genannt, in einem Winkel zusammen getreten, also im geheim sprechend sagte er ihnen. Gelieb-

leste Brüder, mir scheint es, dafs mit nichts anderm, als mit den Wogen des Meeres wir uns vergleichen können, welche von Winden getrieben, bald vorwärts und bald rückwärts sich reifsen; so führen auch wir Kaufleute, jetzt vorwärts durch Gewinn getrieben, und jetzt rückwärts durch Verlust gezogen, unser unruhiges Leben: darum doch nichts anders sieht man an uns, als das gewöhnliche, wenn nicht etwa, dafs wir die Jahre vervielfältigend alt werden, nicht aber um defswillen von den gewöhnlichen Mühseligkeiten verschont bleiben; vielmehr jeden Tag darauf denken, neue Kunstgriffe und Worte zu erfinden, um einfältige Leute zu berücken, und sie geneigt zu machen, zum Verkaufen und Kaufen, viel mehr als ihre Lust gefordert hätte: und um heraus zu kommen endlich einmal aus so grofser fortwährender Plage, habe ich mehreremal bei mir selbst einen hohen und kostbaren Gedanken gehabt, welcher nicht ohne euren gröfsten Nuzen (wenn ihr wollt) auszuführen ist. — Ich weifs nicht ob ihr jemals

dasjenige bemerkt habt, was ich ohne euch mehreremal gesehn habe an dem Sohne des Wirthes, seine adelichen und schönen Sitten, ohnerachtet seines niedern Standes, und seiner Beschäftigungen in dem so gemeinen Handwerk, und auf welche anständige Weise er mühsam sein Leben führt. Von der andern Seite Speculo, den Sohn des Kaisers, mit welchem (weil sie einander lieben) ich ihn mehrmals gesehn habe: dafs wenn sie zufällig von demselben Zeuge gekleidet wären, und in demselben Schnitt, so würden sie alle beide in einer Form gegossen scheinen. Ueber dieses müfst ihr wissen, dafs der Grofsultan von Babilonien, es ist nun schon lange Zeit, entweder aus Hochmuth, Troz oder Geiz den herkömmlichen, und schuldigen Tribut zurückhält, welchen er gewohnt ist und von Alters her angewiesen, jedes Jahr nach Rom zu senden. Und ob schon er von unserm Kaiser mehrere Male durch Briefe und Gesandtschaft angetrieben ist, seine Pflicht zu thun; so hat er nichts desto weniger, weder durch dieses, noch durch

Drohungen die ihm mehrmals gemacht sind, können abgebracht werden von seinem hartnäckigen Vorsaz: und deshalb seht ihr, welcher schwere und tödtliche Krieg zwischen ihnen veranlafst ist: und nun scheint es, dafs der Sultan gehört habe, dafs unser Kaiser vor diesem mehrmals zornvoll geschworen habe, dafs er mit aller seiner Macht und Gewalt in sein Reich gehn wird, und nicht von da weichen, bis er ihn und sein Land mit eignen Augen den Flammen übergeben sehn wird. Hierdurch heftig in Furcht gesezt hat er sich mehrmals dem Kaiser unterworfen, welcher ihn zu vernichten seinen ganzen Sinn gestellt hat, und hat seine Gesandten öfters mit vieler Demuth abgesandt, versprechend, dafs er jedes Jahr zweimal einen solchen Tribut ihm wird, ohne einige Verkürzung, nach Hofe bringen lassen. Nicht mit diesen, und vielen andern Erbietungen hat er können den feindlichen und übel gegen ihn gestimmten Sinn wenden. Noch sind nicht zwei Tage verflossen, dafs vier Gesandte, neuerdings vom Sultan zu

dem Kaiser gekommen, um zu sehen, ob sie könnten den verlornen Frieden wieder erlangen, sehr demüthig ihn gebeten haben, und nichts anders von ihm, als tödtlichen Krieg nebst fürchterlichen Drohungen haben erlangen können: und schon wissen wir, so wie sie es müssen erfahren haben, von dem grossen Meer, das angefangen hat, sich zu sammeln in allen Landen zu ihrem Verderben und zu ihrer Vernichtung; und auf gleiche Weise haben sie alles ihren Wünschen feindlich gesehen, daher sie in aller Eintracht verzweifelnd, abgereist sind. Aber vorher haben sie ehrerbietig Speculo gebeten, dass er den Vater bitte, dass er sein Wohlwollen und seine Gnade solle, aus Mitleid, ihrem Herrn dem Sultan wieder verleihen: und auch diese Bitten sind, so wie die ersten, fruchtlos abgewiesen. Und um zu meinem Zweck zu kommen, sage ich euch, dass ich deutlich dasjenige gesehn habe, was jeder von uns offenbar wird sehen können, wie gross die Schönheit ist, und der Anstand und die Sitten dieses Urbano

des Wirthes Sohn, und wie er nicht weniger ist als Speculo mit Tapferkeit und Schönheit begabt; und wie ich vorher sagte, wie sehr sie einander ähnlich sind, das kann man jeden Augenblick, ob ich Wahrheit sage, vergleichen. Daher habe ich mit sehr scharfsinniger Ueberlegung mir vorgenommen, durch Schmeichelworte, Geschenke, oder Versprechungen, oder durch irgend eine andre Sache, die man anwenden könnte, Veranlassung zu geben, ihn von seinem mühsamen Gewerbe abzubringen, und ihn zu vermögen, unsern Wünschen zu folgen. Schon liegt unser Schiff aus der Levante zurückgekehrt, uns erwartend im Hafen von Genua, welcher Umstand noch bessere Gelegenheit giebt unsern Vorsaz ins Werk zu richten, welcher ist, dafs wir auf demselben können, mit diesem Urbano zusammen schiffend, nach Babilonien gelangen, und dem Sultan mit erdichteten Worten anzeigen, wie sehr der verderbliche Krieg und der glühende Zorn unsers Kaisers gemildert sei; und dafs er auf die Bitten seiner Baronen, und noch

mehr des Speculo, den er habe in Person zu ihm senden wollen, das Wohlwollen, und den aufgehobenen Frieden, alle Beleidigung vergessend, ihm wieder geschenkt habe; und dafs der Tribut, und die andern reichen und wunderwürdigen Dinge, die er erboten, seinem guten Willen überlassen sein sollten. Wo wir dann, weil er meinen wird, von einem so grofsen Herrn besucht zu sein, indem viele glauben werden, dafs Urbano Speculo sei, und es dem Sultan durch die unzufrieden von hier abgereisten Gesandten bestätigt, auch er also es leichtlich glauben wird, aufs prachtvollste und reichlichste beladen, entweder mit dem Tribut, oder mit andern äufserst kostbaren Geschenken zurückkehren werden. Aber vorher werden wir eine überlegtere Berathschlagung (wenn ihr dazu geneigt seid) veranstalten, und ferner alles was erfordert wird eine so hohe und gefahrvolle That in Ausführung zu bringen. Nachdem Blandizio solche Worte gesagt, antwortete Pippo Scarmo folgendermafsen und sprach. Der äufserst feine

Plan, den zu unserm grofsen Nuzen du ersonnen hast, wie sehr auch immer zu preisen: wenn er erlaubt wäre, würde ich sicher es thun: und dies mag in dieser Hinsicht genug sein. Aber weiter gehend, denke ich, dafs du zu einem so hohen Vorsaz wirst haben bei dir selbst mehrere Male untersucht und abgewogen die günstigen Umstände gegen die widrigen; aber dennoch zur Verbesserung, gefällt es mir dich an einen Umstand zu erinnern: nun höre. Mir scheint es nicht, als wären wir in eine so niedrige Lage gebracht, dafs wir müfsten unser Gut, mit unserer Person, auf einen so gefährlichen Zufall setzen. Und dieser Urbano, so gesittet, adelich, und verständig, ich weifs, dafs er noch weit gröfseren Preises würdig ist, als du nicht sagst: daher, um wie viel mehr er weise ist, und rechtlich, um so viel weniger wird er wollen schimpflichen und ruchlosen Dingen nachgehn: und geht er ihnen nach, so bleibt uns zu bedenken, wie sehr es gefährlich ist, den Händen eines zarten Jünglings so hohe und furchtbare Thaten anzu-

vertrauen, dem es, denke ich, gefährlich und schwer scheinen wird, in so erdichteten Reden mit so grofsen Herren nothwendiger Weise sich unterhaltend, sich mit reinem Latein zurückziehen zu können, ohne erkannt zu werden. Und wären diese Trügereien mit unseres gleichen, oder mit Leuten aus dem Volk (obschon es auch schlimm wäre) so wollte ich es loben, weil durch viele Wege und Mittel ich Hoffnung haben würde, dafs wir sicherer zu Stande kommen würden, als zwischen zwei so hohen und edlen Herren: wenn einem derselben dasjenige zur Kenntnifs gelangt, was verborgen bleiben mufs, so weifs ich nicht, was anders erfolgen könnte, als das schrecklichste und schimpflichste Leben für uns. Doch wozu ist es nöthig, dafs ich mich weiter ausbreite in solchen Worten? Du weifst, dafs das Schicksal meistentheils feindlich ist gegen jeden Glücklichen, und auf die menschlichen Güter neidisch: noch kann jemand so sehr auf seiner Hut sein, dafs er nicht zuweilen von ihm geplagt würde, wie man alle Tage sieht an den-

nigen, die sich gezwungen haben recht-
h und tugendhaft zu leben; dennoch
rden sie mit noch nicht gekannten Un-
llen von ihm beschwert. Demnach, was
ll denjenigen begegnen, die das Gegen-
eil zu ihm begehren? Und glaube nur
cht, dafs solche Worte herkommen aus
edrigem Gemüth, noch dafs ich sie ge-
gt habe, um dich abzuziehen von einem
orhaben, welches ich bereit bin auszu-
hren, so wie alles andere, wovon ich
ir vorstellen kann, dafs es dir angenehm
i, sondern blofs um bedenklichen Fällen
orzubeugen, welche eintreten könnten,
abe ich dich aufmerksam gemacht. Nicht
ägerte Blandizia mit der Antwort, fa-
end: ich erkenne deutlich, liebster Bru-
er, dafs der gröfste Theil von dem, was
gesagt hast, möglich ist, aber du mufst
issen, dafs man wenige Dinge von Werth
der Welt sich wünschen kann, die nicht
schwert wären durch tausend gefahrvolle
ufälle; und man soll nicht mit trüben
ndungen seine Gedanken auf die Dinge
chten, die man begehrt, vielmehr hoffen

müssen wir, dafs jede Unternehmung uns wohl gelingen müsse und glücklich. Und zuerst auf das, was du gesagt hast von Urbano, dafs wegen seiner Tugend es grofse Mühe kosten würde, zu solchem Werke ihn zu vermögen, so hoffe ich das Gegentheil; und vertraue mir, ihn dazu, so wie ich zu ihm spreche, so willig zu machen, dafs ihm jeder Tag tausend Jahr scheinen wird, bis er es vollbracht sieht. Und wenn er sich diesem nicht unterziehen wollte, so haben wir noch nicht so viel ihm anvertraut, dafs wir uns nicht könnten herausziehen ohne grofsen Nachtheil. Auf den andern bedenklichen Fall, dafs die Sache zu den Ohren des Kaisers, oder des Sultans gelangte, während wir noch in ihrer Gewalt wären, so bin ich gewifs (wie du gesagt hast) dafs etwas andres, als ein allerbitterstes Leben, und abscheulicher Tod, nicht würde daraus folgen können; und alsdann müfste man von den schlimmen Entschlüssen den besten wählen, und wenn kein Mittel für unser Leben wäre, so müfsten wir uns zwingen geduldig zu sein,

so wie diejenigen, die sich in solchem Fall befunden haben. Aber man muss nicht, aus feigem Muthe, Furcht haben vor dem, was noch nicht erfolgt ist, obschon ich nicht glauben kann, dafs anderes uns zustofsen könne, als gutes. Ich habe schon oft Schiffe gesehn, sehr armseliger Ladung, das hohe Meer durchlaufend unter schweren und stürmischen Schicksalen, und endlich haben sie wohlbehalten mit grofsem Reichthum sich gerettet. Und viele, mit heilsamen und günstigen Winden segelnd, sind beim Einlaufen in den sichern Hafen untergegangen. Auf das ferner, dafs wir noch nicht so arm wären, dafs wir uns müfsten so schweren Gefahren unterwerfen, so gestehe ich es dir zum Theil: aber wie viele Menschen, grofs, edel und sehr reich, haben, um unbedeutende Dinge zu erlangen, sich der Gefahr des Todes ausgesetzt, daher wir, um also reichen Schatz zu erwerben, viel mehr noch sollten Leben und alles andere aufser Acht lassen. Und auf das, was dich am meisten beunruhigt, dafs wenn die Guten wenig belohnt werden vom

Schicksal, wie denn die Bösen sollen mit Sicherheit an der Uebelthat arbeiten können, erwiedere ich dir, daſs um des Reizes der weltlichen Güter willen (wie ich vorher gesagt habe) viele sich in die Gefahr des Todes setzten: daher, wenn man jemand sieht dem Laster nachgehn, um Schätze zu besitzen, ist es nicht zu verwundern. O wie selten hast du gesehen, daſs die vielen plötzlichen und groſsen Reichthümer, meistentheils nicht wären geraubt gewesen oder durch meisterhaften Betrug gehäuft. Und welche gefahrvollere Mühseligkeit gab es, als die des Theseus bei dem Minotaurus, oder die des Jason um das goldne Vliefs zu erobern, und noch werden sie ruhmvoll erwähnt, und jene verübten Betrug, Raub, und Mord, wo wir nur den Verstand anwenden; daher werden wir gröſserer Weisheit von allen gerühmt werden. Und so vieles in solchen Worten und andern ähnlichen sagte Blandizio, daſs er seinen Brüdern in den Kopf setzte, es sei dieses eine vortreffliche Handlung, dermaſsen daſs, wollend selbst, er sie nicht

hätte wieder zurückbringen können. Und nicht viele Tage nachher nahm er gegen Urbano bei schicklicher Gelegenheit eine gewisse Vertraulichkeit an, und eine Zeit lang sprachen sie über mancherlei gewöhnliche Dinge, aber am Ende erzählte er ihm alles das, was er mit seinen Brüdern verabredet hatte. O wie so gern lieh Urbano solchen Worten sein Ohr, und diese Pläne, wie froh ergötzte er sich sie zu hören, und für die zärtliche Liebe die Blandizio zu ihm zu tragen schien, stattete er, ganz ehrerbietig, ihm unendlichen Dank ab, sagend, daß er nicht allein nach Babilonien schiffend so großem Vortheil entgegen gehen möchte, sondern ohne irgend einen Lohn in die Hölle sogar, eher als in einem so niedrigen Gewerbe verstrickt zu bleiben, welches weit mehr, als der Tod ihm verhaßt wäre, wo er müsse die Küche besorgen, und Fleischbrühe im Kleinen verkaufen: daß aber die Zärtlichkeit seines Vaters des Gastwirths, dessen Sohn er zu sein glaubte, ihn hier mit Gewalt habe zurückgehalten, von wo es ihm tausend Jahr

schiene, bis er sich entfernen könne, u
dafs das hofmäfsige Wesen, und die G
berden und das Betragen des Speculo,
dem er oft sich aufhalte, ihm sehr we
Mühe koste, nachzunahmen. Diese Wo
waren dem Blandizio äufserst lieb, und
seinem Vorhaben von neuem bestärkt, v
liefs er ihn und kam zu seinen Brüde
ihnen zu sagen, wie viel Urbano, fröhl
über dieses Geschäft, sich bei sich selb
einbildete, besser als jeder andere al
das in Vollziehung bringen zu können, w
bei dieser Sache auf ihn ankomme. U
wenige Tage nachher vereinigten sich U
bano und die Brüder insgeheim zu ein
ordentlichen Berathschlagung, worauf
am folgenden Tage nach Genua gienge
ein wenig einer von dem andern entfern
woselbst sie ihr Schiff fanden zusamt de
Patron, welchem sie nach versprochn
Treue und vielen abgelegten Schwüre
offen (auf ihn vertrauend) ihre Absicht sa
ten: und sogleich gaben sie vor, dafs
nach dem Abendlande wegen vieler u
kostbarer Waaren schiffen wollten,

doch ihr Gedanke auf das Gegentheil gerichtet war, indem sie in der Levante ihr Schiff mit anderem, als mit schmutziger Wolle zu befrachten vorhatten, welches sie sich alle Tage bemühten, mit allen nöthigen Dingen und Bequemlichkeiten zu versehen. Und schon prachtvoll ausgeschmückt habend den Ort, wo Urbano wohnen sollte, mit Goldstoffen, Vorhängen, und andern Arbeiten, die bei solchem Zweck erforderlich waren, gab dies einem jeden Gelegenheit, der nicht anders wußte, hinzugethan noch die Ehrenbezeugungen, von ihnen insgemein ihm erwiesen, zu glauben, Urbano sei Speculo des Kaisers Sohn. Und da der Himmel von jeder Wolke frei war, und das Meer ganz ruhig wogte, spannten sie die Segel auf, in welche die günstigen Winde sanft hauchend, sie anschwellten. Und unter allen diesen Geschäften, war es das kleinste die Unterweisung des Urbano zu besorgen, und auf welche Art und Weise er ein vornehmes Betragen anzunehmen habe, denn davon hatte die Natur ihm soviel gegeben, daß, als ob er Kaiser wäre,

er kaiserlich sich betrug; und so sehr hatte er seine Phantasie auf dieses Gebieten gerichtet, dafs es mehrentheils ohne irgend einen Zweifel ihm schien, als wäre er bestimmter und unbezweifelter Herr. Und auf diese Weise von jedermann geehrt, segelten sie alle fröhlich mehrere Tage auf das ergötzlichste. Der Patron gleichfalls fröhlich und freundlich lenkte das beglückte Schiff, jede Stunde für tausend Jahr haltend bis er das Ende ihrer Tagereisen sähe, aus Hoffnung und grofser Begierde, die er hatte, auf den versprochnen Gewinn, ja, es gab keine Klippe, Dorf, Kastell, oder Stadt durch alle diese Lande, die er nicht hätte, um des Gewinns willen, mit diesem Schiffe durchsegelt und beschifft. Nun eines Tages unter andern, sich in mancherlei Gespräch befindend mit Blandizio und den Brüdern, erinnerte er sich zufällig, dafs der Sultan eine Tochter habe, von ihm und von der Mutter zärtlich geliebt, ihres Alters funfzehn Jahre oder weniger, Lucrezia genannt, welche mit so vielen, und so wundersamen Schönheiten erfüllt sei, dafs sie

kein menschliches Wesen, sondern ein göttliches scheine, neuerdings vom Paradiese herabgestiegen; und dafs sie ganz voll sei von Verstand, Tugend, und Sittigkeit, nebst tausend andern Tugenden, unter welchen sie auch (wie es für eine solche Dame erfordert wird) mit eigenen Händen meisterlich arbeitend, von sich und von ihrem Ruhme, durchs ganze Land zu reden gäbe. Solche Worte, welche der Patron zu Blandizio sagte, machten ihn seinen ersten Plan und Vorsaz abändern, und also fortsegelnd dachte er darauf um ordnungsmäfsig die ausgeschmückten und wahrscheinlichen Lügen zusammenzusetzen, um auf das geschickteste seinem gefahrvollen und hohen Begehren Beginn und Vollendung zu geben. Und so sehr war das Wetter, das Meer und die Winde ihnen günstig, dafs sie bald ankamen im Hafen des grofsen Kairo, woselbst auf dem Lande der Sultan zu jener Zeit mit seinen Baronen auf das prachtvollste prunkte. Und nicht sobald langten sie an, als eine grofse Menge zusammenlief: und unter den an-

dern kamen die vier lezten Gesandten, von dem Sultan an den Kaiser gesandt, auch um zu sehen herbei; welche den Urbano sehend, und für Speculo ihn erkennend von Verwunderung verwirrt, sich einer den andern ansahen, ohne zu sprechen, wie gedankenlos und von grofser Bewunderung ergriffen: und zuletzt unter sich selbst versicherten, dies sei Speculo, des Kaisers Sohn. Und um völlig gewifs zu sein von dem, was ihnen sicher schien, frägten sie die vom Schiff darnach, welche ihnen antworteten, er sei Speculo. Daher ohne weiter Worte zu verlieren giengen sie so schnell wie sie konnten mit eilfertigen Schritten zum Sultan, obschon es zuvor von vielen ihm war gesagt worden, da es denn von ihnen ihm als völlig wahr bekräftigt wurde. Nichtsdestoweniger konnte er kaum es in den Sinn fassen, dafs es möglich sei, dafs ein so grofser Herr so stillschweigend daselbst angekommen sei, ganz ohne sein Wissen: daher ganz gedankenvoll und verwirrt wufste er nicht die Ursache eines so wunderlichen Vorfalls sich

vorzustellen. Dennoch, um nicht zu irren zu seinem Nachtheil, bedenkend dafs ihm von jedem, und vornehmlich von gedachten Gesandten, dafs er Speculo sei, war versichert worden, welche soviel in Rom unterhandelt hatten, ihm des Sultans Angelegenheiten zu empfehlen, und hörend er sei schon vom Schiffe ausgestiegen, und komme seine Herrlichkeit zu besuchen, so stieg er mit seiner Gemahlin, und seinen Baronen vom Gefolge zu Pferde, und kamen freundschaftlich nach dem Haus zu, als sie in der Strafse Urbano hergingen: welcher nicht sobald vom Sultan gesehen wurde, als dieser, mit vieler Ehrerbietung von seinem reichen Prachtpferde abgestiegen, es ihm zum Reiten anbot. Und nach vielen herzlichen Umarmungen, giengen sie, ohne dafs jemand von ihnen noch zu Pferde stieg, unter frohen und angenehmen Gesprächen nach seinem Pallast, und die Stufen hinauf gestiegen, kamen sie in den reichen und glänzenden Saal. Schon durch die ganze Gegend, so wie es solcher Ankunft wegen befohlen war, gieng nun ju-

beind mit so vielen Instrumenten, daſs es schien, als wenn der Himmel donnerte. Weswegen der Sultan, vorher gleichsam durch Freude gehindert, weinte. Und ganz ehrerbietig fragte er ihn mehrmalen um die Ursach einer so geheimen und plötzlichen Ueberraschung, sich beklagend, weil er davon nicht vorher benachrichtiget worden, nicht vollkommen seine Pflicht thun zu können, und wie es für seine erhabne und hohe Herrlichkeit sich gebühre. Urbano, nachdem er für seine gute Gesinnung ihm gedankt, sagte, der Kaiser, sein Vater, habe seine ganze Willensmeinung und besondern Geschäffte frei dem Blandizio anvertraut, seinem vertrauten und geheimen Freunde, welcher ihm die Ursache von seiner Ankunft, und von vielen andern Dingen zugleich eröffnen würde, aus welchen er für gewiſs halte, daſs nichts anderes als warme Zuneigung erfolgen könne. Und indeſs sie mit einander solche Gespräche führten, kamen eine Menge Diener mit vielen köstlichen und verschiedenartigen Weinen, von denen die meisten durch ihr

Alter äufserst edel waren, und mit unendlichen, verschiedenen und kostbaren Konfekten, der eine diesem, der andere jenem darbietend, nahmen sie vor der Mittagstafel mehr als einmal eine schmackhafte Erfrischung. Und schon war die wohldüftende Küche von dem Seneschall in Bereitschaft gesezt, daher giengen sie bald darauf, zufolge dem Gebrauch, der dort eingeführt war, zur Mittagstafel, wo die vielen und verschiedenen Speisen, und die vortrefflichen und zierlichen Vorgerichte, eingefafst mit schöngefärbten und wohlriechenden Spezereien, und andern Festlichkeiten für den Geschmack anmuthig und angenehm für den Körper, ins Unendliche giengen; und das Gold und Silber mit dem Schmelz eingefafst von köstlichen Steinen leuchteten so sehr, dafs sie den Saal ganz glänzend machten, weil dergleichen Gefäfse zu solchen Gastmalen einzig bestimmt gebraucht wurden. Und so wurden Urbano, Blandizio und die Brüder, zusammt dem Patron, fröhlich speisend, von allen geehrt. Der Sultan, immer sinnend auf

die Ursach einer so geheimnifsvollen Ankunft, und dafs ein so grofser Herr mit so geringer Begleitung dahin gekommen, und dann und wann zu sich selbst redend sagte: Vielleicht, dafs dieser, wegen irgend eines widrigen Zufalls von seinem Vater geflohen ist, und zu seiner gröfseren Sicherheit mit seinen getreuen Begleitern hierher gekommen: und auch könnte es sein, dafs seine anderen Vertrauten, Freunde und Begleiter mit dem grofsen, mir feindlichen Heere zurück geblieben seien, und dieso zu mehrerer Ehre, mit wenigen Leuten gekommen, um mich desto mehr zu erschrekken und mir die Ohnmacht meines Staats zu zeigen. Aber auch dieses kann ich mir nicht einbilden, denn, wenn es eine solche Sache wäre, so hätte ich ihn in Händen, so dafs vielleicht der Krieg nach meinem Willen sich wenden würde. Und wie er also sinnend, redend, antwortend und beschliefsend mit sich selber war, hörten sie auf zu speisen; und von der Tafel aufgestanden, zeigte sich der Sultan mit Urbano sprechend, demüthiger und mit gröfserer

Ehrfurcht gegen ihn. Und nicht lange darauf alle übrigen entlassend gieng er, Urbano, Blandizio und die Brüder in ein geheimes Zimmer, wo als sie in Form eines Kranzes sich niedergelassen, Blandizio, ganz ehrfurchtsvoll an den Sultan folgende Worte richtete. Huldreicher, erhabner und mächtiger Herr, in Wahrheit erkenne ich, dafs ihr befremdet seid, über unsern Herrn Speculo, und über seine Ankunft mit so kleiner und spärlicher Begleitung; und darüber wundere ich mich nicht, wenn ihr euch darüber wundert, indem ich gegenwärtig gedenke, euch etwas zu sagen, was nach meiner Meinung nicht weniger wird, als das erste, zu bewundern sein. Ihr kennt die grofse Irrung, den schweren Unwillen, und den verderblichen Krieg zwischen dem Kaiser und euch so lange entstanden; wie, um so schweren Plagen zu entgehen, mit so vielen kläglichen Briefen, mit so vielen Boten und Gesandten, und mit aller ersinnlichen Sorgfalt und Bemühung ihr ihn dringend gebeten habt; und wie er dennoch nimmer abgebracht werden

,konnte von seinem festen Vorsatz, wie ihr müfst erfahren haben durch eure Gesandten, welche zu ihm mit so grofser Demuth und Unterwerfung kamen, ihn aufs rührendste um Verzeihung bittend, um auch Frieden und Gunst erwerben zu können, und wie er endlich von Speculo, der hier gegenwärtig ist, euch zu Liebe mit feierlichen Bitten bestürmt wurde: doch nicht durch jene, noch durch diesen wollte er jemals auch nur um ein einiges Härchen seine grausame und rachsüchtige Gesinnung mildern. Und nun kann man nicht mit Sicherheit wissen, ob durch Mitleid oder Gewissen bewogen, oder durch ein Gestirn, oder das Geschick, er dieses gewährt habe, oder vielmehr durch die kindliche Liebe des Speculo, von welchem er täglich auf das dringendste geplagt wurde; und es ist leicht möglich, dafs er dem, was ich erwähnt, nicht widerstehen könnend, euch den Frieden wieder geschenkt hat, mit so viel Liebe und Treue, dafs ich ihn oft vor Rührung geneigt gesehn habe, euch (wenn es ihm frei gestanden hätte) wegen seiner

Undankbarkeit um Verzeihung zu bitten. Und mehrmals habe ich auch viele Barone gesehen, und sehr edle Kavaliere des Hofes, in seinem engen und geheimen Rathe versammelt, um das grofse Heer, welches schon gegen euch bestimmt war, anzuführen; und die meisten, mit solcher Veränderung unzufrieden, haben ihn vielmals gebeten, dafs er möchte diese Unternehmung gegen euch ausführen lassen. Und ich versichere euch, dafs sie so grofses Belieben tragen, sich in den Waffen hier in eurem Gebiete zu üben, dafs es dem Kaiser grofse Mühe machen würde, sie von ihrem Willen, wo nicht mit Gewalt, abzubringen. Aber er hat niemals gewollt, dafs sein gutes und wohlgesinntes Herz sich könne, weder durch dieses noch durch anderes beflecken. Jedennoch will er, dafs euro enggeschlofsne Brüderschaft und herzliche Freundschaft für eine kleine Zeit sich verborgen halte: und zu mehrerer Bestätigung eures immerwährenden Friedens, und wahren Eintracht, damit jeder eurer Gegner auch zugleich sein Feind sei, wie es

sich von Rechts wegen gehört, will er (wenn euch das gefällig ist, was ihm gefällt) dafs ihr zufrieden seid, eure einzige und alleinige Tochter, welche an Schönheit und Ruhm, wie er gehört, jede andere in der Welt übertrifft, zur rechtmäfsigen Gattin dem Speculo, der hier gegenwärtig ist, geben zu wollen, und damit er nicht sich über sie zu beklagen Ursach habe, wenn sich irgend ein Mangel an ihr befände (welches ich nicht glaube) hat er gewollt, dafs er in Person komme, auf dafs er und wir zugleich mit euch Unterhändler seien, uns auftragend, dafs diejenige Mitgift, die mehr oder weniger für so grofse Herren erforderlich ist, zusammt dem Tribut, in eure Hand gegeben sei, euch anzeigend, dafs mit allem, was wir darüber abmachen werden, mein Herr (die Sache beschliefsend) zufrieden sein wird. Und also gesagt schwieg er: als der Sultan hierüber sich verwundernd, und vor Rührug beinah weinend sagte:

- Wenn jemals das Glück mir feindlich gewesen ist, so ist es jezt gegen mich,

mehr als gewöhnlich mitleidig geworden, und gegen all mein Ungemach, wenn ich betrachte, dafs ich nicht würde gekonnt haben etwas fordern, ja nur mir einbilden, was mir mehr als dieses wäre in der Welt angenehm gewesen; indem ein so erhabner und edler Herr sucht, zu meinem gröfseren Wohl, sich durch Verwandtschaft zu verbinden mit mir, der in so untergeordneter Lage ist; daher nicht nur dieses mehr als die ganze Welt mir theuer ist, sondern auch mich und mein liebstes Eigenthum einer jeden Gefahr zu unterwerfen, bin ich immer bereit, als geringster Diener, und verbundener Vasall, und seinen Befehlen zu gehorchen entschlossen; obschon ich meine Tochter so sehr des Speculo unwürdig weifs, dafs nicht als Gattin, sondern als Dienerin sie ihm zu bewilligen, mir viel lieber sein würde. Und betrachtend den hohen Rang, wo ich sie hinaufsteigen sehe, sage ich, dafs wenn mein ganzes Gebiet ihr als Mitgabe gegeben würde, es ein sehr kleiner Theil sein würde, in Vergleich mit dem, der es kann, auch ohne Verwandt-

schaft, als sein Eigenthum beherrschen. In jedem Falle, wenn nicht so viel ich leiste, als sein Wille fordert, so sollte ich zum Theil entschuldigt werden, indem ich, nach meinem Vermögen, meine Pflicht thue. Und damit Speculo nicht könne sich, weder über sich selbst, noch über einen andern beklagen, wenn irgend ein Mangel an meiner Tochter wäre, so wünsche ich, dafs wir gehen sie, die dazu nicht vorbereitet ist, zu sehen. Ueber ihre Tugenden aber, da ihr sie nicht sehen könnt, kann ich euch nur mit Worten von der Wirklichkeit versichern, euch berichtend, dafs in Rücksicht auf das Land, arm an feinen Sitten und Adelichkeit, sie an Schönheit und Tugendruhm sich kann über jede andere Dame von hier rühmen. Und dies gesagt, liefs er sie in einen Saal kommen: welche nicht anders erschien als jene Göttin dem Hirten von Troja, als sie von ihm den Ausspruch erhielt, die schönste zu sein. Da sprach der Sultan lächelnd und scherzhaft zu Urbano folgende Worte:

O Speculo, wirklich dich glaube, dafs

solche Waare sehr leicht Absatz finden würde in Rom, wo unendlich viele Käufer sind zu solcher Waare; sagt, was euch davon dünkt. Herr, antwortete Urbano, mir scheint sie noch viel mehr als schön, und dafs sie nicht blos in Rom Absatz hätte, wo unzählbare Käufer solcher Waare sind, sondern auch in jedem andern Theile der Welt mit allen wetteifern könnte: aber ehe ich sie einem andern zukommen liefse, würde ich mich bestreben alles daran zu setzen, was in meiner Macht stünde, so sehr scheint es mir, dafs das Geld in solcher Waare wohl angelegt wäre. Sehr gefiel diese Antwort dem Sultan, und ehe sie von dort sich entfernten, liefs er sie, in Gegenwart ihrer aller, und ihrer Mutter, zufolge ihrem Gebrauch, auf das ehrenvollste dem Urbano vermählen, indem der Vater und die Mutter und sie selbst glaubten, dafs sie vermählt sei mit Speculo, des Kaisers Sohn. Und viele Tage nachher noch blieben sie in froher und ergötzlicher Festlichkeit (gegen den Willen des Blandizio und der Brüder) daselbst.

Auch hätte der Sultan sehr gewünscht festlich (wie es dort erforderlich ist) die letzte Handlung der ehelichen Liebe vollziehen zu lassen, wenn nicht Blandizio, dies abschlagend gesagt hätte, dafs sein Herr wolle, dafs mit dem gröfsten Gepränge und Pomp eine so wichtige Handlung in Rom vollbracht würde, und dafs er dieses ergötzliche Fest als die letzte und gröfste Erlustigung seines Lebens sich vorbehalte: und dafs er nie dessen Befehle übertreten würde, als nur in so weit, als es dem Sultan gefiele. Und dieser antwortete, dafs er auf keine Weise wolle, dafs er irgend eine Sache verlange, als nur solche, die dem Kaiser seinem Herrn gefalle. O wie sehr verdrofs dem Urbano die sophistische Rede des Blandizio, und wie gern hätte er, wenn es ihm verstattet gewesen wäre, ihm widersprechend Vorwürfe gemacht, hörend, dafs ihm durch dieses die Macht entzogen wurde, seine so geliebte Lucrezia sogleich zu besitzen, von der er schon so sehr eingenommen war, dafs er alles andere aus seinem Gemüth entfernt hatte,

als nur an sie zu denken, mit welcher es ihm damals viel lieber gewesen sein würde einen einzigen Tag bleiben zu können, als alle Schätze, die jemals in Babilonia waren. Und sehend, dafs es nicht anders sein konnte, trieb er oft und öfter den Blandizio, dafs er ihre Abreise so sehr als er könnte beschleunigte, ihm zu Gemüth führend, wie grofsen Gefahren und andern Zufällen sie ausgesetzt blieben, die jeden Tag eintreten könnten. Welche Dinge Blandizio hörend mit seinen Brüdern zum Sultan gieng, ihm sagend, dafs zufolge dem kurzen Zeitraum von seinem Herrn ihnen bestimmt, sie entschlossen wären am folgenden Morgen mit Lucrezia abzureisen, welchen sogleich der Sultan folgendermafsen antwortete. Ich hoffte einem Theil meiner Ehre und meiner Pflicht ein Genüge leisten zu können, so wie es mein Stand erfordert, und unter andern Dingen wollte ich ein Schiff ausrüsten mit edlen Kavalieren und Damen, und vielen andern zur Vermählung gehörigen Dingen, so wie es der Gebrauch hier bei solcher Handlung vor-

schreibt: aber weil ihr vorher mir sagtet, dafs der Wille eures und meines Herrn sei, dafs unsre Verwandtschaft und Freundschaft für eine kleine Zeit noch geheim gehalten werde, so habe ich nicht gesehn, wie ich es ohne Tadel und Nachtheil für mich thun könnte; und deswegen will ich, dafs der Vorwurf, die Ehre und der Schimpf auf euch, ohne mir zur Last zu fallen, komme, damit mein Herr niemals sagen könne, dafs ich in allem dem, was ihr mir seinerseits bestellt habt, ihm nicht gehorcht habe, als sein getreuer Diener und Unterthan. Und von der Mitgift, und allem andern, was meine Sache ist, davon habe ich meiner Gemahlin die Sorge frei überlassen, welche, wie ich versichert bin, ihre Pflicht thun wird; und sollte ich nicht so viel thun, als für eine so erhabne und edle Herrschaft sich ziemt, so könnt ihr ihm in meinem Namen melden, dafs bald nachher, wenn diese geheime Angelegenheit offenbart sein würde, ich mich mit aller meiner Macht bemühen werde, in Person zu ihm zu kommen, um mit allem was möglich ist, das

geschehene zu verbessern, und allen meinen Fehlern und Versehen nachzuhelfen, welche ich etwan (unwissend) begangen hätte. Aber sehr viel lieber würde es mir sein, wenn ich unserer Ehre unbeschadet könnte eure Abreise ein wenig verzögern, bis ich dem Kaiser Anzeige machen und um die Gnade bitten könnte, dafs es ihm zu meiner gröfsern Ehre und Zufriedenstellung gefallen möchte, dafs mit Lucrezia meiner Tochter einige Ritter kämen und andere mir verbundene, welche sich mehrmals erboten haben, sie treulich zu begleiten; und falls es euch nicht gefällig ist, will ich, so wie in den andern Dingen, auch in diesem euren Wünschen nachgeben. Herr, antwortete Blandizio, der Abreise Aufschub zu geben, dies würde ich lieber thun, als ihr es fordert, um euch gefällig zu sein, aber ich sehe nicht ein, hier gegenwärtig meinen Aufenthalt verlängern zu können, ohne die gröfste Verantwortlichkeit, es sei denn, dafs ihr zufrieden wäret, die Last davon über euch zu nehmen, welches ich nicht glaube; weil, da ihr bis jetzt so red-

sich jeden Befehl und Wunsch meines Herrn befolgt habt, ich nicht glaube, dafs ihr in Zukunft Anlafs geben wollet, ihm Verdrufs zu machen. Es war der Sultan so voller Freude über die grofse Verschwägerung, und über so viel Liebe und Frieden, worin er sich festgesetzt zu haben glaubte, dafs er alles andere, aufser diesem, aus den Augen setzte, und keine andere Antwort gab, als dafs er ihrem Herrn gehorchen würde; und entfernte sich von dort und gieng zu seiner Gemahlin, alles dasjenige ihr erzählend, was ihm Blandizio gesagt hatte, und den kurzen Zeitpunkt zur Abreise, welchen sie ohne Tadel nicht verlängern könnten; ihr hinzufügend, dafs er alle Ehre und Sorge, die damit verbunden sei, frei in ihre Hand lege; und dafs, so lieb sie seine Gunst hätte, sie es so einrichten solle (in so fern es ihr möglich sein würde) dafs weder der Kaiser, noch sein Sohn gerechte Ursach hätten, sich zu beklagen. Und dieses vertraute ihr der Sultan an, weil es von Natur ein allgemeiner Fehler der Damen ist geizig zu sein;

und weil, wenn die Sachen nicht ganz so glänzend wären, als erforderlich, er zum Theil entschuldigt zu sein glaubte. Und dies gesagt, kehrte er zu seinem Pallast zurück, welcher von dem der Königin nicht weit entfernt war. Sie sah durch das, was der Sultan ihr gesagt hatte, sehr wohl ein, was sie dabei zu thun hatte, und sandte sogleich zu Urbano, Blandizio und den Brüdern, welche zusammt dem Schiffspatron auf das höflichste kamen, wo sie sie dann (ihnen Ehre erzeigend) freundlich empfieng; und bald darauf fieng sie an, in ihrer Gegenwart in einem Kästchen viele Kleinodien, Gold, Edelsteine, Perlen und Gemmen zu ordnen von so hohem Werthe, dafs man für einen viel geringeren Preis als dieses hätte können eine sehr grofse Stadt kaufen: Wo denn Blandizio und seine andern Brüder fast auf nichts sonst, als auf diesen Schatz ihre Augen richteten, indem es ihnen vorkam, als wären es wohl noch tausend Jahre, bis sie ihn für sich selbst besitzen könnten. Urbano von der andern Seite, wenig achtend solchen Schatz,

liefs nicht nach, seine Lucrezia anzublikken, welche gegenwärtig war, mit den Augen und mit den Gedanken, bald ihre Reize, bald ihr Betragen betrachtend, und so sehr versenkte er darin seinen liebenden Sinn, dafs Blandizio mehrmal fürchtete, dafs er sich selbst vergessend, überschreiten möchte, was sie zu reden sich vorgenommen. Indem hatte die Dame schon die Sachen in dem Kästchen geordnet, und verschlossen und eingehüllt legte sie es in eine Kiste; darin waren viele Goldstoffe und andere Zeuge und Geräthschaften der Lucrezia, und dem Urbano und Blandizio sie einhändigend, sagte sie ihnen, dafs sie sie dem Kaiser überreichen sollten, damit er, als Mitgabe der Lucrezia, nach seinem Gutfinden, darüber walten könne. Und nach diesem machte sie dem Urbano, Blandizio und den Brüdern, nach ihrem Grade sehr reiche Geschenke und endlich schenkte sie dem Schiffpatron ein Zelt so treflich gewebt, und gearbeitet, dafs es viel mehr werth war, als die Hälfte des Schiffs, welches er führte. Und nach vie-

len Gesprächen, und den empfangenen Geschenken, ehe sie von dort sich entfernten, liefsen sie die Kostbarkeiten, Kisten, Felleisen und viel anderes Geräthe sorgfältig in das Schiff tragen; welches mit allen nothwendigen Dingen schon ausgerüstet war und zur Vollziehung der Abreise erwarteten sie nur noch die zarte Lucrezia: welche am folgenden Tage, da sie bei ihrer Mutter war, weinend und flehend zu ihr sagte, dafs sie doch aus Erbarmen sie nicht möchte lassen hinwegführen, wie eine Verlorne, dafs sie sich nicht von so niedriger Geburt wisse, noch auch etwas gethan zu haben, wodurch sie verdiene mit so grofser Uebereilung hinweggeschifft zu werden in fremde Lande, unter unbekannte Völker. Welcher die betrübte Mutter mit Seufzern weinend antwortete. O theuerste Tochter, und von mir mehr als ich selbst geliebte, ich erkenne deutlich dafs alles das, was du gesagt hast, wahr ist, aber doch sollte man noch weit mehr mit mir Mitleid haben, die ich ohne Hoffnung auf mehrere Kinder elend, allein

und alt zurückbleibe, als mit dir der sehr jungen, welche zu hohem Range hinaufsteigend, dir Ursache bist, fröhlich zu leben; aber meine Jahre, welche ich hoffte mit dir aufs angenehmste zu verlängern, werden sich abkürzen, wovon dein Scheiden die vornehmste Ursach sein wird.

Jetzt gefällt es deinem Vater, dafs du hin gehest, von wo ich nicht hoffe jemals dich wieder zu sehen. Daher bedenkend, dafs es ihm und allen seinen Freunden einen so nützlichen Frieden und Ruhe verschafft, solltest du zum Theil dich mit mir gemeinschaftlich trösten über mein unglückliches Leben.

Und wenn in dir, o meine Tochter, ein wenig Liebe zur Mutter übrig ist, so bitte ich um derentwillen, so sehr ich kann, dafs es dir gefalle, diese meine letzten Vorschriften zu befolgen. Erstlich, dafs du dich mit allem Fleifs und Sorgfalt bemühest aufs ehrsamste deinem Vater und kaiserlichen Herrn von Rom zu gefallen. Und ferner wirst du dich bemühen mit schuldiger Ehrerbietung deinem Gemahl zu gehor-

chen, ihm treulich dienend. Und über alles befehle ich dir an, und bitte dich, dafs es dir gefalle auf deine Schönheit ehrbarlich zu wachen; denn, wenn das Gegentheil den Frauen begegnet, wisse, dafs dieses mehr als irgend etwas anderes pflegt Anlafs zu geben zwischen Ehefrau und Gemahl zu einem bedrängten und qualvollen Leben, und zuweilen zu einem schmachvollen Tode. Und noch bitte ich dich und präge dir ein, wenn jemals irgend ein Bote von jenem Lande zufällig an diese Ufer käme, du wollest, durch einen Brief von dir, weil du weit entfernt bist, ob du ein wenig dich meiner erinnerst, mich benachrichtigen. Und weil der Weg lang ist, das Land fremd und man selten sich die widrigen Zufälle vorstellen kann, welche das Schicksal auf verborgenen Wegen den Lebenden bereitet, deswegen habe ich mehrmals gedacht und will, dafs du diese beiden Steine von orientalischer Farbe, welche ich sehr lange Zeit verborgen gehalten habe, um sie dir zu bewahren, aufbehalten wollest in dem Saume deines

weifsen und untersten Kleides, denn sie sind so viel werth, dafs du soviel nicht dafür fordern könntest, dafs sie nicht einen noch gröfsern Preis werth wären. Die Jungfrau, hörend die zärtlichen und herzlichen Worte der Mutter, war dem Weinen so nahe, dafs sie kaum Kraft hatte, irgend ein deutliches Wort hervor zu bringen. Daher sie, nachdem sie die Steine verborgen hatte, mit klüglichen Seufzern und bitterm Schmerz also weinend sagte. Liebste Mutter, die Bedrängnifs und schweren Leiden, in welchen, gegen meinen Willen, ich euch lasse, schmerzen mich nicht weniger als die, welche ich unglücklicherweise mit mir trage; und um so gefahrvoller bleibt mein Leben, jemehr ich noch zarter Jugend bin, und weniger gewöhnt, so schmerzvolle Fälle zu ertragen: aber doch, wo ich mich befinden werde im Leben, werde ich mich bemühen, alles das zu befolgen, was so sehr zu meiner Ehre und Wohl ihr mir aufgetragen habt. Indefs kamen Urbano, Blandizio und die Brüder zu der Dame, welche, nachdem sie

Urbano mehrmals zärtlich umarmt, sehr betrübt weinend ihm sagte. O theuerster Sohn, nun sehe ich, daſs du gehest und mit dir führest die, welche der einzige, erste und letzte Trost meines Lebens war, die ich nicht hoffe jemals wieder zu sehn: daher ich so sehr ich kann demüthig dir sie empfehle. Und so wird es dir gefallen, sie, den Sultan und mich dem Herrn deinem Vater zu empfehlen. Und die Lucrezia bei der Hand nehmend gab sie sie dem Urbano, worauf sie mit einer unzähligen Menge von edlen Damen, die sie begleiteten, mit langsamen Schritten zum Schiffe gelangten. Und der Sultan kam gleichfalls dahin mit einigen seiner Barone, mit seiner Tochter sprechend sie berathend und ermahnend. Worauf sie nach den zärtlichen Umarmungen und heiſsen Seufzern mit einem Strom von Thränen abreisten. Kaum hatte Lucrezia von Blandizio erhalten können eine sehr alte Amme mit sich zu führen, welche die erste und letzte gewesen war, ihr treulich die nährende Kost zu reichen. Und vom Hafen ein wenig entfernt spannten sie die

Segel auf, welche sie von Neptun und Aeolus begünstigt, vorsichtig diesen vertrauten; und so fröhlich schiffend verfolgten sie ihren Weg. Urbano, der keinen andern Schatz hatte, als seine Lucrezia, betrachtete diesen jeden Augenblick, und in seinem Sinne beschäftigt, mit sich selbst sprechend, sagte er. Wer lebt jetzt wohl zufriedener als ich in der Welt beglückt? Gewifs kein anderer glaube ich. Und wenn es mit vielen von denen, die sich ihrer Glückseligkeiten übel erinnern, möglich wäre, mich zu vergleichen, so glaube ich nicht, dafs sie an Lust mich übertrüfen, noch glaube ich, dafs Paris jemals so zufrieden als ich sich gefreut habe seiner geraubten Helena: o Gott, wer hoffend auf dich lebt, kann niemals übel endend untergehn: ó wie grofse Gnade hast du mir angethan, Herr, da dem Blandizio die feinersonnenen Plane in den Sinn kamen, nicht zu wollen, dafs ich in solcher Niedrigkeit mich abarbeitend, meine Jahre verzehrte; und deswegen werde ich nicht sobald ans Land gestiegen sein, als ich mit allgth

Schritten die wohlthätigen und heiligen Altäre Jupiters, der Venus und des Hymen mit würdigen Opfern besuchen werde, und ihnen für so grofses Wohl, das sie mir angethan, danken. Ich habe jetzt mein Verlangen bei mir. Jetzt wer hindert mich an dem letzten, was ein Liebender zu erlangen strebt? und solche Worte sagte er nicht anders, als der König Nereus, da er Philomela auf seinem Schiffe hatte. Blanzidio und die andern hatten nur die Augen auf die Schätze, indem es ihnen noch sehr lange Zeit schien, bis sie dieselben zu ihrem Gebrauch vertheilen konnten. Und sie waren schon angekommen an dem Ort, wo sie zuerst sich berathen hatten, ihr schlechtes Vorhaben ins Werk zu richten, welcher fast in der Mitte ihrer Fahrt war, wo sie die Segel einzogen und das Schiff befestigten an einer unbewohnten Klippeninsel, von allen insgemein die entlegene Insel benannt, welche von vielen und verschiedenen Thieren angefüllt, doch mehr von reifsenden und heifshungrigen Löwen als von andern bewohnt war. Und hier

stiegen Urbano, Lucrezia, Blandizio u
die anderen in fröhlichen Festlichkeit au
und nicht weit vom Ufer entfernt, span
ten sie das reiche dem Schiffspatron g
schenkte Zelt, hier auf einer Wiese, es
die Höhe richtend, auf und inwendig b
reiteten sie gar zierlich ein Bett mit Del
ken und Vorhängen. Wo sie dann essend
trinkend und nach Seemanns Weise schei
zend sich ergötzten. Darauf mit leichte
Schritten, ländlichruhe Tänze singend fi
gen sie an zu tanzen, und Blandizio zu Lu
crezia gewandt, sie bittend, sagte auf ihr
dass sie den Anfang machen möchte mit
irgend einem Liede, damit die andern
nicht Ursache hätten, nicht ebenfalls da
zu fortzufahren. Und sie, gleichsam tief
betrübt, als wenn sie ihr künftiges Un
glück ahndete, und das Gegentheil er
künstelnd, mit einer Engelstimme lant
singend, sagte:

Weh mir, dass ich gezwungen bin zu scheiden,
Scheiden vom süssen Ort, und fern mich wenden,
Unglückliche, wann endens
Wo linderm doch sich diese herben Leiden?

Nachdem sie ihr Lied geendet und viele den wunderbaren und süßen Gesang gehört, schwiegen sie, und folgten ihr nicht. Und schon senkte der Strul des großen Planeten, mehr als gewöhnlich glänzend, seine Räder, um der Nacht Raum zu machen, als Blandizio zu Urbano lächelnd sagte: du als ein Sohn mir theurer, wir können uns rühmen (dich lobend) jetzt ohne irgend eine Besorgniß mit dir gemeinschaftlich sehr reich geworden zu sein: und nun ist es Zeit, daß du anfangest, dich deiner geliebten Lucrezia zu erfreuen: daher haben wir es für das Beste gehalten, daß ihr diese Nacht, unter dem Zelte, in dem ehelichen Bett die letzten Freuden der Liebe genießet: denn wenn dies ausgeführt ist, wollen wir morgen in geheimer Berathschlagung bestimmen, in welcher Gegend wir am sichersten (den erlangten Schatz unter uns theilend) wohnen sollen. O wie sehr war Urbano über dieses, mehr als über alles andre, erfreut, und wie gern hörte er die falschen Worte des Blandizio, die er so wahr glaubte, dem

er antwortete, er sei immer bereit zu seinem Willen, und dafs er mit allem dem, was er anordne, sehr zufrieden sei. Worauf sie einer vom andern herzlich Abschied nehmend, sich trennten, da denn Blandizio und die Andern im Schiff sich lägerten, und Urbano mit seiner Lucrezia unter das reiche Zelt in das mit Vorhängen gezierte Bett beide fröhlich und vergnügt sich begáben. Und ihre alte Amme entschlief nicht weit von ihnen, in einem Winkel des Gezelts auf ein kleines Rubbett sich lagernd. Als nach verschiedenen Gesprächen, die Blandizio mit dem Schiffspatron gehabt, er also weiter zu ihm sagte, dafs, zur Sicherheit und besondern Wohl ihrer aller, er allein in das Zelt gehen sollte, und im ersten Schlafe, ruhig und ohne irgend ein Geräusch, die beiden neuen Gatten mit der alten Amme des Lebens berauben; und dieses, damit ihre erwünschten Absichten könnten mit weniger Gefahr durchgeführt werden, weil, wenn jene todt wären, sie ohne irgend einen Verdacht könnten den kostbaren Schatz unter sich theilen. Die

Worte Blandizios gefielen sehr dem Schiffspatron, und ohne einige Unruhe, da die Stunde bequem war, nahm er in eine Hand einen spitzigen Dolch, und in die andere eine brennende Kerze, und sacht und aufmerksam mit einem einzigen Begleiter gelangte er zu dem Gezelt; und dieses erhebend gingen sie hinein, und nahten ganz leise sich dem Bett, wo sie die beiden zarten Gatten sahen entblößt und nackt, welche, entweder durch zu viel Scherzen, oder durch Venus zu sehr ermüdet schlafend dalagen. Und indem der habgierige und schändliche Schiffspatron aufheben wollte den Dolch, um zu treffen, hielt er, gleich als wäre er vom göttlichen Willen angehaucht, sich auf, und sie schauend so glänzend, reitzvoll und schön, wandte er, ob von Mitleid, ob vom Gewissen bewegt, sich um, und im Gesicht etwas verändert, sagte er zu Blandizio. Auf keine Weise hat weder Muth noch Herz mir verstattet, den beiden unschuldigen Gatten Ursach zu sein zu so grausamem und abscheulichen Tode, aber mit viel weniger Beschwerde,

und weit sicherer werde ich euch ihren Tod zeigen, so daſs niemals von ihnen irgend eine Spur bleiben wird. Was bedarf es jetzt, daſs wir anderes thun, als daſs wir von hier insgeheim abreisen? denn wird es ihnen übrig bleiben, die Erfindung des Dädalus sich zu verschaffen, oder die Zaubereien der Medea, wenn sie zurück bleiben? und kein anderes Entrinnen, als dieses, kenne ich für ihr elendes Leben. Und ich möchte glauben, vielmehr bin gewiſs, daſs nicht zwei Tage vergehn werden, bis sie, vor übermäſsigem Hunger den Athem aufgebend, sterben werden: und vielleicht noch eher werden sie von irgend einer wilden Bestie verschlungen sein. Diesen Rathschluſs, mit einander reiflich überlegend, billigten sie; und ohne sich mehr mit Worten aufzuhalten, von der gefährlichen Klippeninsel ein wenig entfernt, giengen sie unter Segel; und mit günstigem Winde segelnd, in gröſster Fröhlichkeit (die beiden neuen Vermählten mit der Amme zurücklassend) entfernten sie sich. Und so schnell schifften sie, daſs

dafs sie in sehr wenig Tagen in Frankreich waren, da Blandizio und die Brüder sich schon vorgesetzt hatten in Paris zu wohnen, woselbst nicht lange hernach Blandizio zu dem Schiffspatron gewandt, folgendermafsen zu ihm sprach. Wir sind nunmehr angekommen an dem Ort, wo es billig ist, dafs du den Preis geniefsest und die Belohnung für deine brüderliche Gesellschaft und lange Mühseligkeit: daher will ich erstlich, dafs alle das Geräthe, welches für Lucrezia eingeschifft ward, und dessen sie nicht mehr bedarf, als dein eignes dir zugestanden sei; und ferner alle die Goldstoffe von meisterlicher Hand gewebt, will ich, dafs du als dein besitzest; und das wunderwürdige Schiff, in welchem ich schon hatte, durch deine Bemühung ein kleines Sümmchen erworben, sei dir gleichfalls, so wie das Geräth und die Stoffe, als Eigenthum überlassen. Darauf das kostbare Kästchen aufbrechend, nahm er daraus noch einige von den Edelsteinen, welche er noch für seine Frau dem Schiffspatron gab, welcher, hierüber sehr fröhlich,

nach der schuldigen Danksagung, nach Genua zurück kehrte; wo er seinen Gefährten freigebig ein Geschenk machte, und, nachdem er alle seine Geschäfte besorgt, mit seiner kleinen Familie nach Catalonia schiffte, wo er, zu seiner größern Sicherheit, sich vornahm sein Leben zu beschliessen. Und Blandizio, und die Brüder gingen nach Paris mit dem geheimen Schatze und den andern Dingen. Wo sie mit solcher Ordnung ihre Geschäfte verrichteten, daß sie in sehr kurzer Zeit mit dem erlangten und übel erworbenen Schatz viele und große Besitzungen kauften, Güter, Landhäuser, Schlösser, so daß schon in allen umliegenden Gegenden von ihrem Reichthum und großen Wissen das Gerücht sich verbreitete. Noch nicht ganz heller Tag war es geworden, als Urbano mit der geliebten Lucretia von dem Schall des weit ertönenden Gebrülles der grimmigen Löwen erwachten und ein wenig träge sich erhebend zum Ufer des Meeres mit ihrer Alten fröhlich gelangten, hoffend den Blandizio und die Andern bei dem verlassenen

Schiffe wieder zu finden: und ein wenig umher blickend und niemand weder hörend noch sehend, und schon den Betrug gewahr werdend, fiengen sie alle an bitterlich zu weinen und Urbano unter Thränen sprach also. O Verräther Blandizio, nun sind mir die Wirkungen deiner Verrätherein offenbar; o grausamer und boshafter Mensch, wie zu meinem schweren Schaden erkenne ich sie jetzt unglücklicherweise; o niederträchtiger und verfluchter, du bedurftest nicht so vieler Künste, mit solchen falschen und meisterlichen Trügereien meine Einfalt zu hintergehen bei meinen wenigen Jahren. O wie wenig Ehre und Ruhm wird es dir bringen, mich betrogen zu haben, mich armen Jüngling, der auf dich vertraute, um mich so schändlich sterben zu lassen. Und wenn ich dieses, oder schlimmeres verdiente, weil ich mit dir gemeinschaftlich zu solcher Ungerechtigkeit mich verstanden, so hättest wenigstens du nicht sollen der sein, der mir für dein Verbrechen und das meinige eine solche Strafe auferlegt. Und wenn es auch

dir schien, dafs ich so elenden Todes würdig sei, so hätte die unschuldige Jungfrau und die schuldlose Alte für solche Grausamkeit dich zu barmherzig machen sollen. Und mit diesen und andern ähnlichen Worten, heftig weinend, und mit den Händen das Gesicht sich schlagend, verzehrte er sich. Auf der andern Seite verwünschte die schmerzvolle Jungfrau den Tag, da sie geboren war, und von dem Haupte ihr blondes Haar, von Schmerz bestialt, ausraufend, brachte sie aus der Ordnung, und ihr frisches und blendendes Gesicht, schon blafs geworden, benetzte sie, mit eignen Händen es verletzend. Weswegen die alte Amme, durch den grofsen Schmerz ganz betrübt, weinend, mit rauher Stimme, nicht aufhörte sie zu trösten. Und in diesem allerbittersten Leben blieben sie drei Tage, oder mehr, blos von Kräutern, und von salzigem Wasser, sich bemühend, mit der hohlen Hand den dürren und trocknen Mund (mit solchem Wasser sich erfrischend) zu benetzen. Und bald darauf legte sich der betrübte Urbano zu

zu ruhen auf dem grünen Rasen, von Schwäche aufgerieben und die unglückliche Lucrezia verzweifelnd an allem Wohl, wünschend von irgend einer Bestie zerrissen zu werden, rief demüthig den Tod an, auf die Weise wie die angstvolle Andromeda am Ufer, da sie erwartete, von dem Unthier verschlungen zu werden. Als Urbano ganz zaghaft und zitternd gegen sie mit Mühe folgende Worte sprach. O holde und unschuldige Jungfrau, verzeihe mir dem Undankbaren die grofse Beleidigung gegen dich und die Deinigen auf gleiche Weise von mir verübt, weil ich in Wahrheit erkenne, dafs mein niedriger Stand aus so gemeinem Geschlechte entsprossen ist, dafs ich nicht wage, der geschlossenen Ehe wegen gegen dich die Augen aufzuschlagen: und klar sehe ich ein (aber spät) dafs das Schicksal mich unwerth erkennend einer solchen Frau, als du bist, es so gelenkt hat, wie du siehst, mich von dir zu trennen, und mich als ein ungerechtes Geschöpf zu dem letzten Ende gebracht hat, wohin ein jeder kommen mufs. Aber ein

einziger Gram bleibt mir beim Sterben, dafs ich dich sehe, die ich (obwohl unwürdig) mehr als meine Augen liebe, und mehr als mich selbst, unschuldig sterben. Aber da ich nichts weiter vermag, so bitte ich von neuem dich um Verzeihung, welche, hoffe ich, mir nicht wird von dir versagt werden, daher ich sie unterwürfig erwarte, wegen der vielen und schweren Beleidigungen, der falschen und bösen Betrügereien, der boshaften und tödtlichen Ungerechtigkeiten, welche ich gegen dich und deinen Vater, auf fremden Rath, böslicherweise verübt habe. Und ganz zaghaft und beschämt benachrichtige ich dich, dafs nicht des Kaisers Sohn, sondern eines niedrigen und sehr armen Gastwirths, ich in die Welt gesetzt bin; und blos um euren Schatz zu berauben, begaben wir uns mit künstlicher Erfindung (wie du gesehn hast) nach Babilonia; und nun hat dieser falsche und schändliche Blandizio mit seinen schmeichlerischen Worten, mir diese Strafe auferlegt, die nach seinem Urtheil ich verdient habe. Und du, edelste Jungfrau, dessen nicht

würth, noch schuldig irgend eines Vergehens, dich sehe ich durch meine Schuld (so wie mich) zu diesem äufsersten gekommen: darum vergieb mir, so wie ich es gestehe, und zerknirscht demüthig darum bitte. Und zu sprechen hörte er jetzt, doch nicht zu seufzen auf, als die betrübte Lucrezia, nicht aufhörend jedoch zu weinen, mit leiser und schwacher Stimme also sprach. Wehe mir, wie erkannte ich am ersten Tage, aus eurer armseligen und spärlichen Begleitung, eines so grofsen und erhabnen Herrn unwürdig, dies müsse irgend ein unter falschen Worten versteckter Betrug sein, aber ich wagte nicht, das zu offenbaren, was innen in dem armen Herzen sich bewegte, aus seiner Unruhe Böses ahndend. Und jeden Argwohn vernichtete ich, als ich dich erscheinen sahe so schön, so hold und adelich, weil das Bild deiner Gestalt damals dergestalt eindrang in mein Herz, daß selbst, wenn ich gewufst hätte, dafs du der seist, der du dich jetzt bekennst, ich nicht aufgehört haben würde (wenn es nur mir freigestanden hät-

te) die Deinige zu sein, und mich dir zur Ehe zu geben. Deswegen verzeihe ich dir gern, und solches Unrecht achte ich nicht höher, als wenn ich nicht beleidigt worden wäre. Sehr schmerzt es mich, theurer Herr und mein Gemahl, dir nicht einige Hülfe reichen zu können; und sehend dich in solchen Zustande so elendiglich mit mir leiden, ist mir der Tod doppelt schmerzlich. Aber dieweil dieses der kleinste Theil ist von [illegible], in Vergleich mit dem, was [illegible] uns das feindliche Schicksal bereitet hat, lasst uns zufrieden sterben, weil in jedem Fall wir sterben müssen; und um so mehr, da ich mich überzeugt halte, dass der gerechte Gott Erbarmen haben wird mit unserer Unschuld, und im andern Leben uns einen seligen Aufenthalt gewähren wird, und dem Blasidio und den Andern wird er (wenn sie sich dessen am wenigsten versehen werden) die verdiente Züchtigung geben. Welche Worte, als die Urbano gehört, als ein edler und wahrlicher Sohn des Kaisers und für Lucrezia auf das glü-

heftig entbrannt, besiegt von Liebe und von Verzweiflung, hätte er gern wollen, so wie Tiberius Gracchus, mit seinem Tode ihr das Leben geben: aber kein anderes Mittel dafür sehend, schwieg er, indem schon einen wie dem andern das Sprechen beschwerlich war, wegen des wenigen Lebensgeistes, der ihnen noch übrig war. Und vom Sitze mit Mühe sich erhebend giengen sie zusammen in das Zelt, und auf dem niedrigen Bette ruhten sie ihre müden Glieder, indem sie, um nicht nach ihrem Tode die Beute irgend eines wilden Thiers oder Vogels zu werden, hier ihr schmerzhaftes Leben zu enden beschlossen. Und sie waren fast diesem nahe, als zufällig ein Lastschiff mit ausgespannten Segeln, von den blasenden Winden getrieben, daher kam; und da von den Männern des Schiffs auf der gefährlichen Klippe das reiche Zelt gesehen wurde, in der Ferne ausgespannt, und jeder dahin die Augen richtete, wufsten sie, von unbeschreiblicher Verwunderung überwältigt, nicht, was sie vermuthen sollten, oder sich einbilden, was in aller Welt

es sein könnte: denn jedem von ihnen war schon bekannt, daß aus Scheu vor den reißenden und gefährlichen Thieren, jeder fürchtete, nicht blos hinzugehen, sondern sich auch nur zu nähern. Und unter dergleichen Gedanken, mehrmals ob sie hingehen sollten, das Ja und das Nein in ihrem Sinne erwägend, wußten sie nicht, was zu thun. Am Ende, durch den Willen desjenigen, der niemals die Unschuldigen verläßt; entstand [illegible] ein gewisses Begehren [illegible] dem, was es wäre, überzeugen zu wollen; daher von diesem Wunsch angetrieben, schifften sie hin; und nachdem sie beinahe alle aus dem Schiffe gestiegen, nahten sie rasch sich dem Zelte, und dieses in die Höhe hebend, sahen sie die beiden jungen Gatten, dem Ende nahe, verlassen da liegen. Und von dem Patron (der Gherardo genannt wurde) mehr als einmal gerufen, schlugen sie mit Mühe die Augen auf, und, sich bemühend, konnten sie doch kein Wort deutlich herausbringen. Deswegen wurden sie augenblicklich auf des Patrons Geheiß, nebst der beinahe

todten Amme in das Schiff getragen; und nachdem man sie zum Feuer getragen, mit kostbaren Wassern benetzt, und gerieben, bis sie in etwas die verlorne Kraft wieder erlangt, fieng man an sie zu erfrischen und zu stärken mit leckeren Konfekten und feurigen Weinen: worauf sie, nach zurückgekehrter Kraft, zu dem Schiffspatron gewandt, für so viel Güte ihm dankten, sich ihm erbietend als ewig, mit aller ihrer Habe, verpflichtet, und ihn bittend, dafs, wenn er könnte sie etwas weiter mit sich führen, so würden sie glauben, von all ihrem Ungemach zum Theil befreit zu sein. Da es dem Patron schien, dafs ihrem Ansehn nach sie von edelm Stande wären, fragte er sie ganz schüchtern und ehrerbietig, welches die Ursach sei ihres so grofsen Uebels. Nicht zögerte Lucrezia auf diese Frage mit der Antwort, und um nicht zu zeigen, wer sie sei, sprach sie also. Die Wahrheit ist, dafs unser Vater lange Zeit in Diensten des Sultans gewesen ist, wo ich und dieser mein Bruder geboren sind, und da schon über das ganze Land sich aus-

gebreitet hatte der Hafs und der tödtliche Krieg zwischen ihm und dem Kaiser, hielt mein Vater für gut, sowohl aus Besorgniß für unsre Sachen, als für uns selbst, nach Genua zu gehen, und da er vom Sultan Urlaub genommen, erhielt er von ihm, ehe wir abreisten, viele Geräthschaften, Kostbarkeiten und sehr reiche Geschenke, welche nach der Wirkung, die ich davon gesehen habe, von allem unserm Unglück die vornehmste Ursach gewesen sind; indem ein Schiff der Catalonier, welches wir mit Zuversicht bestiegen, bis zu der unbewohnten Felseninsel uns geführt hat, wo wir, Anlafs nehmend uns zu erfrischen, abstiegen, und in der folgenden Nacht haben sie uns in dem Zustande, wie ihr uns gefunden habt, ohne den lieben Vater, von welchem, was sie mit ihm gemacht haben, wir nicht wissen können, allein mit unserer Amme zurückgelassen, so dafs wir sagen können, einzig durch eure Tugend und besondere Güte, vom Tode zum Leben wieder erweckt zu sein. Und dies gesagt, fieng sie, aus gröfstem Mitleid mit

sich selbst, von neuem bitterlich an zu weinen. Worauf der mitleidige Patron mit grofsen Versprechungen und sanften Worten, sich bemühte, zugleich mit den übrigen, so viel er nur konnte, sie zu trösten; und unter sich sagten sie, diese müsse die Blume der Schönheiten und Sitten sein, von allen Frauen, die je in der Welt waren: und verfluchend die Gewalt und die Macht derjenigen, die an so grofsem Unglück waren Schuld gewesen, sagte sie, dafs nicht so grausamer, noch so schrecklicher Tod könnte durch irgend jemand bereitet werden, dafs sie nicht noch einen schlimmern verdienen sollten. Und unter solchen und andern Gesprächen gelangten sie zum Hafen von Neapel, wo, alsobald sie ans Land stiegen, die zarte Lucrezia von ihrem brennenden Leide und den herben Schmerzen in etwas erweicht, mit holdem Angesicht und frohem Lächeln zu dem Patron gewandt folgende Worte sprach. Theurer Freund und Herzensbruder, für deine barmherzige Hülfleistung, danken wir dir, nicht so sehr als wir schuldig sind,

sondern nach unserm Vermögen; zu jeder Stunde werden wir Gott bitten, dafs er dir durch uns die verdiente Belohnung ertheile; und da wir gegenwärtig kein anderes Vermögen haben, dir auch nur den kleinsten Theil offenbar zu machen von unserm guten Willen, so bitten wir dich, bei diesem geringen, das uns vergönnt ist, um jener gütigen Liebe und waren Barmherzigkeit willen, die du uns auf dem rauhen Eilande verlassen bewiesen hast, dafs es dir gefallen, von uns Armen das Zelt anzunehmen, welches wir mit frohem und freundlich gesinntem Herzen dir schenken, damit es dir von unserm Elende ein erinnerndes Zeugnifs sei: worauf er die Worte der Jungfrau hörend, noch viel mehr als vorher glaubte, sie müsse eine sehr edle Dame sein, und von wundersamen Ruhme: daher er ganz wohlwollend und ehrerbietig antwortete, dafs er nicht so hohe Gabe verdiene für so geringen Dienst, und so sehr er konnte es anzunehmen sich weigerte: aber so sehr wurde er von den Bitten Lucreziss genöthigt, dafs nach vielen

Weigerungen er es annehmen mufste. Und bald darauf stieg sie, Urbano und die alte Amme mit dem Schiffspatron ans Land, welcher sie ein wenig begleitete, und einer vom andern Abschied nehmend, trennten sie sich. Der Patron zum Schiffe zurückgekehrt legte zuerst das kostbare Zelt in den Kasten, darauf ordnete er und arbeitete an der Abladung des belasteten Schiffs, und an seinen andern kaufmännischen Geschäften. Und die Dame und Urbano, die schon in einer Kleiderbude ihre prächtigen und schönfarbigen Kleider gegen dunkle und grobe Mäntel vertauscht hatten, wie arme Pilger, nahmen mit langsamen Schritten nach Rom zu ihren Weg, und kamen in wenigen Tagen daselbst an. Wo, sobald sie dort waren, Urbano mit seiner Lucrezia, und mit der treuen Amme gerade in den Gasthof des alten Wirths, und seines vermeintlichen Vaters, gieng, welcher nicht sobald ihn gesehen hatte, als er ihn erkannte und ihm sagte. Welche Vermessenheit, oder welche zügellose Verwegenheit hat dich bewogen, mit solchen Leuten

zu meiner Wohnung zu kommen? da, als mir mehr an deiner Hülfe gelegen war, du wie ein Boshafter und Taugenichts, ohne Urlaub zu fordern, von mir weggegangen bist? und weil gegenwärtig ich nicht deiner, noch deiner Dame bedarf, will ich, dafs du von hier gehst. Auf die lauten und drohenden Worte des Wirthes, liefen alle Leute des Hauses herbei; unter welchen auch die Mutter Urbanos kam; und weil sie in dem Walde erzogen worden, wurde sie Silvestra genannt; welche sobald sie den Sohn erkannt, sogleich lief, ihn zu umarmen, und tausend zärtliche Küsse oder mehr, ihm gab, weinend, ehe sie sich von ihm losriss. Darauf ganz demüthig und flehentlich zu dem Gastwirth gewandt, bat sie ihn, dafs nur für diese Nacht es ihm gefalle, ihn mit den beiden Frauen zu beherbergen, indem am folgenden Tage sie Sorge tragen würde für ihre Bedürfnisse. Und gleichfalls von Lucrezia und von den andern Umstehenden wurde der Gastwirth bestürmt mit feierlichen Bitten. Aber weder die Bitten Silvestra's, noch die Worte

der Amme, noch der Jammer Urbanos, oder einer andern Person, hatten Kraft ihn abzuwenden von seinem rauhen und hartnäckigen Vorsatz. Da sprach Lucrezia, ihr Antlitz zum Himmel erhoben, heftiglich: o ungerechtes Schicksal, viele und weit tödtlichere Kränkungen als diese, hast du uns mehrmals bereitet, dennoch dir zum Trotz sind wir bis hier lebendig geführt, und eben so hoffen wir ohne diese Aufnahme lebend zu widerstehen; und nach solchen Worten gieng sie, Urbano, und die Amme, Silvestra folgend, hinweg. Es hatte diese Silvestra, Urbanos Mutter, eine Nachbarin, eine Witwe, ihr sehr befreundet, alt und reich, und eine und die andere, einander liebend, vertrauten sich. Daher ganz bereit und sorglos, als wenn sie von Einem Leibe geboren wären, führte sie in ihr Haus die vertriebnen Pilger; worauf jene sie sehend, und hörend zum Theil wer sie waren, mit fröhlichem und gütigen Gesicht sie empfing; darauf, nachdem sie ihnen ein anständiges Abendessen gegeben, in eine gute und wohleingerich-

tete Kammer sie führte um zu schlafen. Wo Urbano von schweren und trübsinnigen Gedanken gequält, sich vorstellend, welches nunmehr sein Leben sein würde, die ganze Nacht, bald hier bald dort sich umwälzend, ohne Schlaf verbrachte. Und in solchen Aengsten seine Lucrezia anschauend, schien es ihm, als wenn dies ganz ihn tröste: welche dies hörend, also zu ihm sprach. Süfser Gemahl, mir theurer als die ganze Welt, ich weifs nicht, ob körperliche Krankheit, oder Qualen des Gemüths, oder ängstigende Gedanken dich plagen, dafs diese Nacht, mehr als jede andere ich dich gehört habe, ohne Schlaf dich herumwälzend seufzen: deshalb, wenn du ein wenig mich liebst, lafs dieses Herzeleid, und stärke dich, weil das, was Beschlufs des Schicksals ist, niemals kann durch menschlichen Rathschlufs von seinem Willen abgezogen werden; und du sollst glauben, dafs alles das, was mit uns bis hierher geschehen ist, geschah, nicht etwa durch deine Schuld, sondern eben sowohl durch den göttlichen Willen; und wenn

niemanden Ursach bliebe sich zu beklagen, so würde ich gerechte Ursach haben ewig zu weinen, denn, als dessen Tochter, dessen ich bin, in solcher Hoheit geboren, und mit solcher Zartheit erzogen, siehe, wo ich jetzt mich befinde, und dennoch thue ich es nicht; denn obschon ich in so fremde Länder geführt bin, umringt von so grofsen Gefahren, ist ein einziger Trost mir geblieben, dafs ich mich sehr glücklich fühle, deine Gattin zu sein, mehr als wäre ich irgend eines andern, der lebt, und den ersten Tag, da ich dich sahe, gab ich mich dir ganz, mit entschlossenem Herzen, dein zu sein. Und obschon du einige Ursach haben magst, dich zu beklagen, dich sehend nicht nur von andern, sogar von deinem alten Vater verstofsen, wie drückend es auch sein mag, so sollst du doch nicht dich abzehren, wie du thust, indem ich dich benachrichtige, dafs durch die Gnade Gottes, und durch das Voraussehen meiner theuren Mutter, ich nicht glaube, dafs die zu unserm Leben nöthigen Dinge uns jemals fehlen dürften, so lange wir leben.

Während Lucrezia solche angenehme Worte zu Urbano sagte, welche er ganz froh mit Vergnügen anhörte, und während er die Wirkung davon ins Gemüth aufnahm, erschien der Tag. Und schön fing die lebendige Sonne mit den brennenden und hellen Strahlen an, überall ihr Licht zu zeigen, als sie dadurch bewogen, sich erhoben, und alle gemeinschaftlich nahmen den Weg gegen das Capitol, wo angekommen, sie nahe zu dem großen Pallast gingen, wo die größen Banquiers und reichen Kaufleute wohnten; deren größter Theil, die wundersame Schönheit Lucrezias schauend, sie lobten, indem es ihnen fremd schien, daß unter so schlechter Mütze sich ein so holdes und englisches Gesicht verstecke. Die ehrsame junge Frau hatte schon die beiden verborgenen und kostbaren Edelsteine in die Hand genommen, welche nicht sobald von den Kaufleuten und andern vollkommnen Juwelirern gesehen wurden, als sie ganz davon eingenommen, von dem äußersten Werthe sie schätzten, so daß siebenzig tausend Dukaten von vielen

ihr angeboten wurden: wofür sie, ohne deren Rath, sie losschlagend, solche hingab. Von welchem Gelde sie einen Theil nahm und das andere ihnen in Gewahrsam liefs; und von dort weggegangen kehrten sie zu der verlassenen Wohnung zurück. Als der folgende Tag kam, kauften sie durch dazu ausgesandte Mäkler einen sehr schönen Palast, nicht weit entfernt von dem des Kaisers, und diesen versahen sie überflüfsig mit Betten, Tapezereien, und andern nöthigen und schicklichen Dingen: und sich mit Dienern, Mägden, und Pferden auf vornehme Weise versehen habend, kleideten sie mit reichen Stoffen und feinen Zeugen nach ihrem Stande alle sich prachtvoll, zu grofser Verwunderung der Mutter Urbanos, welche niemals erfahren konnte, weder von ihrem Sohn, noch von der Amme, wer Lucrezia sei: aber sie achtend für eine Dame von hohem Range und sehend, dafs sie fromm, anständig und sittig war, ehrte sie dieselbe so sehr sie konnte. Und nachdem sie alle ihre Sachen wohl eingerichtet, sprach Lucrezia

zu Urbano freundlich bittend, daſs er doch wolle Rücksicht nehmen auf ihren Adel, und auf den ihrer Eltern gleichfalls, und daſs er auf keine Weise irgend etwas thun solle, das nicht eines hochgebornen und geehrten Edelmanns sei; und daſs es ihr mehr als etwas anderes lieb sein würde, wenn er dem Hofe des Kaisers folgte zusammt seinen Baronen. Es gefielen dem Urbano die Worte Lucrezia's, und wie sie sagte, so that er: und nicht viele Tage vergingen darauf, als der Ruf von den sanften Sitten und dem schönen Anstande Urbano's zu den Ohren des Kaisers kam, und eines Tages ihn sehend, warf er die Augen auf ihn mit so zärtlicher Liebe, daſs er Thränen vergoſs, sich erinnernd an seinen Sohn Speculo, welcher wenige Tage vorher (zum bittersten Schmerze des Vaters) aus diesem Leben geschieden war. Und jemehr der Kaiser Urbano anschaute, schien es ihm immer, als sähe er das wahre und eigne Abbild seines verstorbenen Sohnes. Daher durch dieses und sein anständiges Betragen und schöne Sitten kam er bei ihm

in Gunst, und solche Liebe faſste er zu ihm, daſs er keine Sache (obschon sie ihm die theuerste gewesen wäre) ihm würde abgeschlagen haben. Auf der andern Seite hatte Lucrezia in einem geheimen Zimmer ihr Kunstwerkzeug ordnen lassen, mit welchem sie kunstreich wirkend und arbeitend, ein Gewand von Gold und Seite fertigte, mit solchen reichen und kostbaren Arbeiten, daſs es eine sehr schöne Sache war, es anzuschauen. Während sie in solchem Leben verbliebe, geschah es, daſs der Schiffspatron Gherardo mit einigen seiner Begleiter, sein Schiff in Neapel zurücklassend, mit dem geschenkten Zelte nach Rom kam, und nachdem er dieses einigen Kaufleuten gezeigt, sogleich den Handel abschloſs, es zu dem Preise verkaufend, den er dafür gefordert: daher er ganz fröhlich, indem er eine viel gröſsere Summe Geldes daraus gezogen, als er erwartet hatte, zu dem Schiffe mit seinen Begleitern zurückkehrte, welche ohne Zweifel hofften für sich einen Theil des besagten Geldes zu erhalten; welche Sache aber von Gherardos Meinung

weit entfernt war, weil er, als sein Eigenthum es schon in die Einnahme gebracht hatte, daher er ihnen irgend etwas zu geben sich weigerte. Deswegen trennten sie sich zornig von ihm, und gingen insgeheim zu dem Executor von Rom, welchem sie (nachdem sie durch ein festes Versprechen sicher gestellt waren) sagten, wie Gherardo vielmals sei in die Levante geschifft mit Waffen und andern Waaren, welche er verkauft habe und vertauscht an die Feinde des Kaisers. Da er diese Dinge gehört, liefs er sogleich zu Neapel Gherardo ergreifen, und gefesselt und streng bewacht nach Rom führen; und da er von ihm erfahren, dafs das wahr sei, dessen er beschuldigt worden, wurde er durch öffentlichen Urtheilsspruch zu ewigem Gefängnifs verurtheilt, und das Schiff und seine übrigen Güter für die kaiserliche Kammer eingezogen. Indem die Sachen also standen, beschleunigte der Kaiser jeden Tag die Ueberfahrt gegen den Sultan, und deshalb kamen so viele Baronen, Anführer und Gesandten in Rom zusammen, dafs es ein

Wunder war; weswegen die arme Lucrezia hierüber betrübt, angstvoll lebte bei sich sagend: Wenn es nun zufällig geschähe, dafs ich für die Tochter des Johans hier von dem Kaiser erkannt würde (welche Sache nothwendig bald sich entdecken mufs, entweder durch Briefe oder durch Gesandte von meinem Vater) weh mir, welch ein trauriges Leben wird das meinige sein, wenn etwa die grofse Liebe, die er zu Urbano trägt, ihn nicht einigermafsen beugsam macht: ich sollte jedoch billigerweise nicht, als schuldig irgend einer Sache, bestraft werden, da ich harmloses Kind gegen ihn nicht das mindeste begangen habe: nichtsdestoweniger mufs ich mich bemühen, ihm (unbeschadet meiner Ehre) so sehr ich kann gefällig zu sein. Und wenige Tage vergingen, da sie nicht köstliche und wohlduftende Speisen, welche in ihrem Lande üblich waren, ihm dargeboten hätte, welche von ihm freudig angenommen wurden, und ihren Ruf lobend dankte er ihr. Und also fortfahrend bot sie das reiche und köstliche Gewand auch

ehrerbietig ihm dar, welches er, da er es sah, davon entzückt, als wunderwürdig und herrlich, sich nicht ersättigte anzuschauen, lobend das Werk und die reiche und königliche Arbeit von so meisterhafter Hand gefertigt. Während so die flüchtige Zeit verfloß, kamen aus allen dem Kaiser unterworfenen Landen, Gesandte von Seiten ihrer Gemeinden, darbringend, anbietend und versprechend dem Kaiser (jeder nach seinen Kräften) gegen den Sultan, Geld, Truppen, Proviant und andere Munizionen; und gefällig wurden Blandizio und seine Brüder, als die weisesten und tauglichsten von Seiten der Pariser Gemeinde dem Kaiser ihre Erbietungen zu bringen abgesandt: welche einige Tage darauf mit einigen andern Gesandten vor dem Palaste der Lucrezia vorbeigehend, von ihr (die während dessen gerade sich an's Fenster begeben hatte) mit einem Herzklopfen erkannt wurden: daher sogleich nach Urbano sendend, sagte sie ihm, wie sie Blandizio und seine Brüder, vor ihrem Palaste vorbeigehend, ohne von ihnen gesehen zu

werden, gesehn habe; und dafs er sich bemühen möchte, die Ursach ihrer Ankunft zu erfahren, und ferner, wie lange sie dort bleiben sollten, sich jedoch hütend nicht von ihnen auf irgend eine Weise erkannt zu werden. Wozu ihm in kurzem Zeitraum das Glück den Weg eröffnete, dafs er alle ihre Geschäfte geheimerweise erfuhr: dennoch blieben er und Lucrezia viele Tage in sorgenvollen und zweifelhaften Gedanken, sich nicht zu entschliefsen wissend, hierin irgend einen Weg einzuschlagen, einsehend, dafs sie nicht könnten an ihren Feinden irgend eine Rache nehmen ohne ihren schweren Nachtheil und Gefahr. Aber da Lucrezia von neuem eines Tags Blandizion auf dem Lande zu seiner Erlustigung spaziren sah und sich erinnerd (nicht ohne ihren grofsen Schmerz) dafs er die Ursach gewesen sei, dafs sie aus einer so erhabenen und reichen Dame eine so unbedeutende und unglückliche geworden, und alle der andern Beleidigungen sich entsinnend, sprach sie ganz entrüstet mit heftiger und bewegter Stimme zu Ur-

bano weinend also. Wenn' ich sollte mit meinen eigenen Händen für die empfangene Beleidigung Rache nehmen, an Blandizio und seinen Brüdern, so bin ich entschlossen mich zu rächen, entweder ganz oder zum Theil. O wie sehr diese Worte dem Urbano gefielen, worauf er sagte: edelste Lucrezia, in Wahrheit erkenne ich, dafs du rechtmäfsige Ursache hast, dich zu beklagen, und dafs man nicht könnte so sehr gegen unsere Widersacher grausam sein, dafs sie weit gröfserer Züchtigung nicht werth wären; dennoch bitte ich dich, dafs du nicht wollest solchem Vorsatz folgen, ohne einigen Nutzen und Ehre unser Leben aufs Spiel setzend. Du weifst, wie ich gewifs bin, wie sehr das feindliche Schicksal gegen uns grausam gewesen ist, und wieviel zufällige Unglücksfälle wir, gegen seinen Willen, überstanden haben, und jetzt scheint es mir viel mehr als gewöhnlich gegen uns mitleidig geworden, indem du siehst und weifst, in wie grofse Liebe und Gunst beim Kaiser wir gestiegen sind: daher wolle nicht du selbst Ursach

sein, uns dessen zu berauben, dadurch dafs du den gefährlichen und schwachen Zustand auf das Spiel setzest, in dem wir uns befinden; denn Gott, der Seher aller Dinge, und Herrscher des Himmels und der Erde, als der gerechteste Richter, glaube nicht, dafs er die Uebelthäter unbestraft lasse, noch dafs die Guten unbelohnt bleiben. Daher lassen wir sie in seinen gerechten Händen, ohne deshalb weiter Sorge zu tragen: denn Gott, wohl kennend unser Bedürfnifs, hoffe ich, wird es zu gutem und erwünschten Ende führen. Es war gegen Blandizio so sehr bei Lucrezia die Begierde nach seiner Bestrafung entzündet, dafs sie ohne irgend eine Wirkung die Worte Urbanos anhörte, vielmehr zu ihm gewandt sagte. Wenn jemals irgend eine Gunst ich um dich verdient habe, so bitte ich dich so sehr ich kann, dafs auf die schicklichste und ehrerbietigste Weise, die du anwenden kannst, du von dem Kaiser die Gnade forderst, dafs dir zu Liebe und mir, es ihn gefalle sich herab zu lassen, mit einigen seiner Baronen,

und mit den drei Pariser Gesandten, am kommenden Morgen bei uns häuslich zum Frühstücke zu kommen: und dies um nichts andern willen, als nur auf dass sie sehen, dass wir noch am Leben sind, und wie grosse Gunst, Liebe und Vertrauen der Kaiser gegen uns hegt. Denn dieses sehend, werden Blandizio und die Brüder so grosse Pein darüber tragen, und in solcher Besorgniss für ihr Leben stehen, dass ich beinahe glauben werde, mich für so grosse Beleidigung zum Theil gerächt zu haben. Obschon Lucrezia solche Worte sprach, so hatte sie nichtsdestoweniger im Herzen beschlossen und fest bestimmt, eher als in so zweifelhaftem Leben zu verbleiben, und ihre Widersacher in so grosser Glückseligkeit triumphiren zu sehen auf ihre Kosten, sich in Todesgefahr zu setzen, um an ihnen vollkommne Rache nehmen zu können. Urbano, die anständige Bitte seiner theuren Lucrezia hörend, nahm ohne Zeit zu verlieren, an demselben Tage bei dem Kaiser Zeit und Gelegenheit wahr, wo er ihn auf die sittigste Weise ganz ehrerbietig

für den folgenden Morgen, nebst den Pa-
risischen Gesandten (so wie Lucrezia ihm
gesagt hatte) zum Frühstück einlud. Wo-
zu bereit zu sein er huldreich erwiederte.
Und da er die Botschaft Lucrezien über-
bracht, fing sie sogleich, sehr vergnügt
darüber, an, mit ihren Dienern, und an-
dern Frauen Zimmer und Säle in Berei-
tschaft zu setzen, und viele andre Dinge
ordnend und einrichtend bemühte sie sich
alles das zu thun, was für einen solchen
und so grofsen Herrn sich geziemte. Und
gleicherweise mit der eifrigsten Sorgfalt be-
mühte sie sich, dafs alle die Dinge, zu ei-
nem solchen Gastmal schicklich und nö-
thig, am Morgen zur bestimmten Stunde
im Ueberflufs bereitet waren. Als der fol-
gende Tag gekommen war, ging der Kai-
ser mit Blandizio und den Brüdern und an-
dern seinen Baronen zum Palast der Lucre-
zia zum Frühmal, wo er von ihr ganz
freundlich und sittig, mit der gröfsten Freu-
de empfangen wurde, indem sie ihm sagte.
O vor allen andern erhabner und huldrei-
cher Herr, dieweil von euch eine so grofse

Gabe zugestanden worden, euch herablassend in eurer hohen Herrlichkeit mein armes Haus zu besuchen, so kann an Ehre und Ruhm ich deshalb mehr als jede andre Frau mich preisen, indem nun meine Wünsche keinen widrigen Erfolg haben können; wodurch ich äufserst beglückt bin. Und wenn die Dinge nicht so kaiserlich angeordnet sind, als es für euren erhabenen und gnädigen Sinn sich geziemt, so gefalle es euch mich zum Theil entschuldigt zu halten, sintemal die Frauen meistentheils mit wenigen und sehr schwachen Sinnen ausgestattet sind. Worauf der Kaiser antwortete, dafs dieses bei ihr nicht sein könne, weil alles das, was von ihr angeordnet wäre, gar keinen Mangel an Ehre leiden könne: und wenn sie selbst in irgend einer Kleinigkeit gefehlt habe (welches er nicht glaube) so könne der Irrthum nicht so grofs sein, dafs durch ihre bloſse Gegenwart er nicht aufgehoben würde: und unter diesen und andern ähnlichen Worten wurde das Handwasser gereicht: worauf der Kaiser, dem man eine kleine Tafel für

sich allein zu sitzen bereitet, wollte, dafs Lucrezia ihm gegenübersitzend speiste; und die andern alle wurden an andern Tafeln, zufolge ihres Standes der Ordnung gemäfs gesetzt, als Blandizio (als wenn er träume) Urbano und Lucrezia zu erkennen kam, aber noch nicht, dafs er geglaubt hätte, von ihnen wiedererkannt zu sein, nichtsdestoweniger in finstern und verderblichen Gedanken, wenig oder nichts essend, seufzte er: und schon von Furcht ergriffen, sah er die Brüder an, welche ebenfalls von solchen trübseligen Gedanken gleicherweise angefallen waren: o wie gern, wenn sie gekonnt hätten, würden sie jetzt ohne Urlaub, entflohen sein! – Der Kaiser auf der andern Seite, speisend, schauete die unendliche Schönheit Lucrezias, das schöne und reitzende Betragen, so wie den königlichen und reizenden Anstand, die süfse und angenehme Sprache nebst tausend andern Tugenden, die vereint in ihr wohnten: und bei sich selbst alle diese schönen Theile besonders prüfend, sagte er, dafs diese nicht anders als

eine sehr edle Dame sein könne und von hohem Geblüt entsprossen. ... Nach geendigter Tafel, und da die Tische rings weggenommen waren, sprach der Kaiser zu Lucrezia gewandt liebreich also. „Viele Tage sind es (theuerste Frau) dafs der Ruf eurer aufserordentlichen Tugenden mir zu Ohren gelangt, welche zusammt dem reichen Gewande, das ihr mir geschenkt, meine Meinung von euch vollkommen gemacht: aber jetzt sehe ich und erkenne, dafs ihr viel gröfsern Lobes würdig seid, als mein Urtheil damals euch schätzte, so wie die That selbst es deutlich beweist. Daher würde es mir lieb sein zu wissen, von woher ihr seid, und wessen Tochter, und gleichfalls das Geschlecht Urbano's würde ich gern sehn dafs ihr mir anzeigtet, indem ich euch verspreche, alle eure nächsten und fernsten Verwandten, bis ins vierte Glied, zu ehren und zu erheben. Und sie von ihrem Sitz aufgestanden, und vor ihm schnell aufs Knie sich niederlassend, brach ganz zitternd, mit vielen Thränen in folgende Rede aus. Unüberwindlichster

und huldreichster Herr, bevor ich zu andern Worten komme, erbitte ich von euch als besondere Gnade (und für dieses Habe ich um euer Wort als Unterpfand) dafs ihr dem Urbano und mir vollkommne Verzeihung zugesteht für jedwede Sache, die gegen euch und euer Reich wir begangen haben mögen und vollbracht, denn, anhörend das Ende meiner ganzen Rede, wird es euch scheinen, dafs zum Theil wir es möchten verdient haben. Und er, nachdem er ihr mehrmals gesagt, dafs sie aufstehen möchte und sie es nicht that, nahm sie bei der Hand, und von der Erde sie aufrichtend mit freundlichem Gesicht lächelnd, antwortete er, dafs er sich keine Sache in der Welt vorzustellen wüfste so schwer, dafs sie Macht haben könne, die Liebe und das Vertrauen zu verändern, das er aufs herzlichste in sie gesetzt habe; und dafs er das verlangte Wort ihnen gebe, dafs, wenn sie auch aus dem Reiche ihn zu jagen sich bemüht hätten, ohne irgend eine Ausnahme er vollkommen ihnen verzeihe. Worauf sie ein wenig ermuthigt, mit hei-

terem Gesicht laut erzählte, wie Blandizio, der hier gegenwärtig, sammt seinen Brüdern, Urbano in die Levante zu dem Sultan als Speculo geführt hätten; und daſs er, der Sultan, ihr Vater sei; die Art und Weise, wie mit Trug sie vom Urbano geheirathet worden; und von dem geraubten Schatz: und wie sie auf der Insel gelassen wurde; und die Ursach ihrer Rettung, alles genau in der Ordnung erzählte sie ihm. Welche Dinge der Kaiser hörend, nicht wuſste, ob sie wahr seien oder ein Traum; daher er ganz erstaunt, mit rauher Weise, Blandizio, ob dies wahr sei, fragte, welcher ganz auſser Fassung, offen alles eingestand, für sein Verbrechen demüthig um Verzeihung bittend: aber nichts half es ihm, indem er sehr heftig sammt seinen Brüdern ergriffen, und sie in jenes selbige Gefängniſs, wo der Schiffspatron Gherardo eingekerkert war, gesetzt wurden. Ueber den sonderbaren Vorfall und das neue Ereigniſs war der Kaiser bei sich selbst sehr bestürzt, und vielfache und verschiedne Gedanken gingen ihm durch den Sinn ge-

gen Urbano und die Dame: aber so grofs
war die herzliche Liebe, welche er zu Ur-
bano, wegen der Aehnlichkeit mit Speculo,
trug; dafs er niemals gekonnt hätte auf
rgend eine Weise gegen ihn grausam sein.
Und gleicherweise Lucrezia'n nicht schuldig
rkennend, und schon eingenommen von
hren Tugenden, und schönen Sitten; we-
gen welcher er zu ihr eine vollkommne und
eine Liebe gefafst hatte, und vor allem
uf sein gegebnes Wort Rücksicht neh-
mend, sprach er also zu ihr. Theure Frau,
s schmerzt und betrübt mich sehr, dafs
u Tochter des Sultans bist, meines vor-
ehmsten Feindes, gegen welchen man be-
eits gerüstet sehen kann das grofse Heer,
egen des Hasses und Widerwillens, den
h viele Jahre mit Recht gegen ihn getra-
en und zu tragen gedenke: und als den
Widersacher alles meines Nutzens und mei-
r Ehre hoffe ich durch verderblichen
ieg mich an ihm zu rächen. Dennoch
n ich zufrieden, dafs du mit deinem Ur-
no könnest ohne einigen Verdacht frei
d sicher in meinen Landen bleiben: und

ich will ferner, dafs ihr gerechnet werdet zu der Zahl der theuersten und nächsten Freunde, die ich habe: und seid guten Muths, indem die Dinge von Tage zu Tage besser gehen werden, hoffe ich euch ganz glücklich und zu hohem Range steigen zu machen, euch ermahnend, dafs wenn von Urbano, Vater, Bruder oder andre ihm verwandte gegenwärtig am Leben wären, ihr es mir saget, auf dafs, zu eurer gröfsern Ehre, ihren Bedürfnissen oder Mangel ich abhelfen könne. Urbano, dies gehört habend, ganz beschämt, die Augen zur Erde gerichtet, sagte, er sei der Sohn eines Gastwirths von geringem Stande und niedriger Geburt. Nicht unterliefs der Kaiser deshalb, dem Gastwirth sagen zu lassen, dafs er sogleich zu ihm komme. Während diese Dinge auf solche Weise erfolgten, hatte der eingekerkerte Gherardo der Folge nach von Blandizio die Ursach ihrer Gefangennehmung erfahren, und wie viel Liebe der Kaiser zu Lucrezia habe. Hierüber ganz erfreut, liefs er durch einen geheimen Boten den Kaiser wissen, wie einer, der

lange im Gefängniſs gewesen, ihm eine sehr geheime Sache von dem Sultan eröffnen wolle, seiner Majestät von groſser Wichtigkeit: welches hörend, er ihn sogleich unter guter Gewahrsam kommen liefs; welcher nicht sobald von Lucrezia erblickt wurde, als sie von Mitleid bewegt, fast weinend, ihn sittsam umarmte, und um die Ursach, weshalb er so elendiglich verhaftet sei, ihn befragte. Und er erzählte dem Kaiser weinend, wie und warum er von seinen Gefährten angeklagt worden. Dieser hatte schon von Lucrezia erfahren, wie Gherardo Ursach ihrer Rettung gewesen sei, als sie auf der einsamen Insel von Blandizio verlassen waren, welcher nebst seinen Brüdern schon verurtheilt war, daſs von vier Pferden ihre Glieder zerrissen werden sollten, wenn nicht Lucrezia für sie als Gnade erlangt hätte, daſs sie ihr niedriges und elendes Leben in immerwährendem Gefängniſs enden sollten. Indessen daſs der Kaiser, aus Liebe zu Lucrezia, mit vieler Gütigkeit Gherardo befreit hatte, kam in dem Saal ganz ängstlich und furcht-

sam der alte Gastwirth an, zu welchem der Kaiser sagte, dafs er zur Ehre Urbano's, seines Sohnes, sein so gemeines Gewerbe verlassen solle, und dafs er ihm solche Versorgung geben werde, dafs er mit weniger Beschwerde und viel vortheilhafter, bei Urbano anständigerweise leben könne. Worauf er ganz zitternd antwortete, dafs er in seinem ganzen Leben nicht irgend einen Sohn gehabt habe, aber dafs er Urbano von Kindheit an auferzogen, als seinen eignen Sohn, einzig aus Rücksicht für die Mutter, welche ihre Ehre und ihren Ruf sonst würde verloren haben. Lucrezia und Urbano, dies hörend, geriethen darüber in grofse Verwunderung, als welche für gewifs geglaubt hatten, dafs er Urbano's Vater sei. Der Kaiser verwundert über so viele Vorfälle, in so kurzer Zeit erfolgt, begierig das Ende solcher Verwickelung zu sehen, fragte ihn von neuem, ob er auf irgend eine Weise wisse, wessen Sohn er sei; worauf Urbano ganz bestürzt antwortete, dafs er einen andern Vater, als den Gastwirth nicht

kenne; und dafs er immer geglaubt habe, nicht eines andern, sondern sein Sohn zu sein, und dafs die Mutter ihm habe den Gastwirth als seinen wahren Vater angezeigt. Da dem Kaiser diese Begebenheit sehr befremdend schien, wollte er, dafs zur Aufklärung derselben man die Mutter vor ihn kommen lasse, welche mit der alten Amme gemeinschaftlich voll Zutrauen zu ihm kam. Es war diese Silvestra, Urbanos Mutter, noch eine jugendliche Frau, und mit so grofser Schönheit und anständiger Sitte begabt, dafs ohnerachtet sie im Walde erzogen war, sie an jedem vornehmen Orte erscheinen konnte: also ganz ehrerbietig aufs Knie niedergelassen, die Augen gesenkt und schamhaft, fragte sie ihn, was seine hohe und erhabne Herrlichkeit von ihr begehre. Und er, nachdem er sie aufstehen lassen, sagte zu ihr, dafs sie auf keine Weise die Wahrheit verschweigen solle von dem, was er sie frage, und ob Urbano ihr eigner, rechtmäfsiger Sohn sei und von ihr geboren, und wer und woher der Vater sei, möchte sie ihm erzählen.

Auf welche Frage Silvestra, mit aller Ehrfurcht schüchtern antwortete. Glorreicher und erhabner Herr, ihr habt mich befragt über eine Sache, die wahrlich jedem andern ich verschwiegen hätte, aber eurer Hoheit soll mit kurzen Worten das, was bis hierher bei mir verborgen und verheimlicht gewesen, folge daraus auch, was da wolle, gegenwärtig klar und offenbar werden, wie ihr hören werdet. Eines Tages, da ich ausserhalb Rom in einer kleinen Hütte zurück geblieben war, erwartend meine liebe Mutter, kam daselbst gegen Abend heftiglich ein sehr schöner Jüngling an, mit dem Haupte eines Ebers in der Hand, meines Bedünkens kurz vorher von ihm getödtet: und wenn seine Worte nicht logen, gab er mir mehrmals zu verstehen, dafs er ein vornehmer Diener eures Hofes sei: und mit Gewalt in meine kleine Hütte gedrungen, nachdem ich durch seine demüthigen und schmeichelnden Worte ein wenig beruhigt war, verlangte er unter dem Namen der Ehe von mir das, was jede rechtlich geborne und ehrsame Frau weit-

mehr als den Tod scheuen muſs: Und hierüber ihm nicht Rede stehen wollend, fieng ich an aus meiner Hütte zu fliehen; worauf er mir folgend mich erreichte, und gegen meinen Willen durch Gewalt ward meine Jungfräulichkeit von ihm räuberischerweise verletzt, so daſs Urbano von ihm und mir (gegen meinen Willen erzeugt) geboren wurde. Während Silvestra diese Worte sagte, betrachtete sie der Kaiser, vor Rührung weinend: und um gewisser zu sein, von dem, was ganz gewiſs war, fragte er sie, ob sie aus Liebe, oder aus Belohnung, irgend ein Geschenk von jenem empfangen habe: und sie antwortete ja, und zog aus ihrer Börse den theuern und kostbaren ihr geschenkten Ring und legte ihn ganz ehrerbietig in seine Hand: welcher nicht sobald ihn sah, als er, ihn wiedererkennend, mit offnen Armen sie zu umfangen eilte, sagend: Theuerste Frau, ich bin derjenige, welcher von übermäſsiger Liebe und deiner Schönheit bezwungen, gegen deinen Willen meiner Begierde gefolgt bin; und jetzt ist die Zeit gekommen, dich für alle dein

erlittenes Unrecht zu entschädigen, und zugleich dir das gegebne Wort zu erfüllen, dir ersetzend deine entrissene Ehre, und dein leidenvolles Leben, und daſs ich der sei, der Dank und würdige Belohnung aufs ehrenvollste dir erzeige. Und da er diese Worte gesagt in Gegenwart sehr vieler Baronen, und Ritter, heirathete er sie mit jenem denkwürdigen Ringe, dem Zeugnisse der Liebe, freudig, und nahm zu seiner rechtmäſsigen und lieben Gattin, sie, die nun Kaiserin ward; und Darauf seinen Urbano umarmend und herzend, ersättigte er sich nicht, ihn anzuschauen, und gleichfalls seine Lucrezia ehrte er als seine liebste Schwiegertochter und dem alten Gastwirth wurde, so wie dem Schiffspatron Gherardo (welchem das Schiff und alles andere, was er verloren, ersetzt wurde) eine solche Versorgung angewiesen, daſs sie vor übermäſsigem Reichthum bald ihr Gewerbe verliefsen. Und Blandizio und die andern, nach ihrem übelerworbenen und verlornen Reichthum, verzehrten in dem strengen Gefängniſs, in sehr schlim-

mem elenden Leben ihre Jahre. Und der Kaiser mit der Kaiserin Silvestra, mit Urbano, Lucrezia, der Amme und den andern gingen zu seinem königlichen Palaste, wo sie offnen Hof hielten auf eine lange Zeit, jeden Tag im Ueberflusse festlich begehend; und bekanntmachend durch sein ganzes Reich, dafs jeder die Waffen niederlege und in seine Heimath zurückkehre, sie benachrichtigend, dafs er in enger Freundschaft und Verwandtschaft mit dem Sultan Eintracht und Friede geschlossen habe. Und auf solche Weise endigten der Kaiser, Urbano, Lucrezia und die Kaiserin Silvestra, jeder für sich und alle zusammen regierend fröhlich im höchsten Alter ihre Jahre in Liebe, Vergnügen, Friede und Ruhe. —

Novelle

vom

Erzteufel Belfagor.

Aus dem Italienischen

des

Nicolaus Machiavelli

von

W. Neumann.

Novelle
vom
Erzteufel Belfagor.

Inhalt.

Belfagor, der Erzteufel, wird vom Pluton auf diese Welt gesandt, mit dem Befehl, sich ein Ehgemahl zu nehmen. Er kömmt, nimmt sie, und, nicht im Stande, die Hoffahrt derselben auszuhalten, will er lieber zurück kehren in die Hölle, als sich wieder mit ihr verbinden.

Man liest in den alten Gedenkschriften florentinischer Begebenheiten, man habe vorlängst die Erzählung eines sehr heiligen Mannes vernommen, dessen Leben bei jedem, der in jenen Zeiten lebte, hoch berühmt war, wie er einst, in seinen Gebeten ten versenkt stehend, vermöge derselben

gesehen habe, wie so unzählige Seelen jener unglückseligen Sterblichen, die in der Ungnade Gottes dahin starben, zur Hölle gehend, alle, oder doch gröfstentheils sich beklaget, sie seien durch nichts anderes, als dadurch, dafs sie Weiber genommen, in so grofses Unheil geführt worden. Darüber nun geriethes Minos und Rhadamanthus, so wie die andern höllischen Richter in sehr grofse Verwunderung, und da sie nicht glauben konnten, die Verunglimpfungen, die jene den weiblichen Geschlecht zufügten, seien gegründet, auch mit jedem Tage die Beschwerden wuchsen, und man über alles dem Pluton gehörigen Bericht erstattet hatte, so ward beschlossen, über besagten Fall mit allen Fürsten der Unterwelt reifliche Untersuchung anzustellen, und darauf denjenigen Weg einzuschlagen, der für den besten würde erklärt werden, um diesen Trug aufzudecken und die Wahrheit davon allewege zu erkennen.

Nachdem sie also in den Rath berufen worden, erklärte Pluton, wie folgt, seine Meinung: Obwohl ich, ihr meine Gelieb-

testen, durch die himmlische Anordnung, und durch des Schicksals durchaus unwiderrufliche Bestimmung dies Reich besitze, und demnach von keinem, weder himmlischen noch irdischen Urtheil abhängig sein kann, so habe ich doch nichtsdestoweniger, weil es für diejenigen, die gröfsere Macht haben, der Klugheit angemessen ist, sich den Gesetzen zu unterwerfen und das Urtheil anderer höher zu achten, beschlossen, Euern Rath zu vernehmen, wie ich in diesem Falle, welcher einigen Schimpf für unsere Regierung nach sich ziehen könnte, mich verhalten solle: weil wir nehmlich, da alle Seelen der Männer, die in dieses Reich kommen, behaupten, ihre Weiber sind daran Schuld, und uns dieses unmöglich scheint, befürchten müssen, dafs, wenn wir auf diesen Bericht hin urtheilen, wir beschuldigt werden dürften, allzu grausam, und wenn wir nicht darnach urtheilen, allzuwenig strenge und schlechte Verehrer der Gerechtigkeit zu sein. Da nun das eine der Fehler leichtsinniger, das andere ungerechter Männer ist, und wir die Vor-

würfe vermeiden wollen, die aus dem einen wie aus dem andern für uns erwachsen könnten, das Mittel dazu aber nicht ausfindig machen können, so haben wir Euch berufen, dafs Ihr mit Eurem Rathe uns beistehet, und dafür sorget, dafs dieses Reich, so wie es bisher ohne Beschimpfung bestanden hat, also auch in Zukunft bestehen möge. — Es schien allen den Fürsten der Fall von der äufsersten Wichtigkeit und genauer Erwägung werth; und indem sie alle schlossen, dafs es sehr nöthig sei, die Wahrheit davon zu entdecken, waren sie doch über die Art und Weise verschiedner Meinung: denn einer meinte, man müsse Einen, der Andere, man müsse mehrere auf die Erde senden, um unter menschlicher Gestalt persönlich zu erkunden, ob die Sache wahr sei. Viele andere behaupteten, es könne dieselbe ohne so viele Mühseligkeit ausgemacht werden, wenn man mehrere Seelen durch mancherlei Martern zur Eröffnung zwänge: doch da der gröfsere Theil zur Gesandtschaft rieth, so folgten sie dieser Meinung. Und

weil sich keiner fand, der freiwillig diesem Geschäfte sich unterzogen hätte, so beschlossen sie, dafs es dem Loose überlassen werden solle, denselben zu bestimmen. Es fiel auf Belfagor den Erzteufel, der aber vorher, ehe er vom Himmel gestürzt worden, Erzengel war. Dieser, obschon er die Last sehr ungern auf sich nahm, entschlofs sich doch, durch Plutons Herrscherkraft gezwungen, dem zu folgen, was man in der Versammlung darüber bestimmte und verpflichtete sich, nach den Bestimmungen zu handeln, die feierlich unter ihnen getroffen wären; welche darin bestanden, dafs sogleich demjenigen, der mit diesem Auftrage ausgesandt werden würde, hunderttausend Dukaten angewiesen werden sollten, mit welchen er auf die Erde steigen, unter menschlicher Gestalt ein Weib nehmen, und mit derselben zehn Jahre leben, darauf aber, sich stellend als ob er sterbe, zurückkehren und durch die Erfahrung seinen Vorgesetzten beurkunden solle, welches die Lasten und Vortheile der Ehe seien. Er erklärte sich ferner, dafs wäh-

rend der besagten Zeit er unterworfen sein wolle alle dem Ungemach und allen den Uebeln, denen die Menschen unterworfen sind, und welche die Folgen zu sein pflegen von Armuth, Kerker, Krankheit und jedem andern Mifsgeschick, in welches die Menschen hineinrennen: es sei denn, dafs er durch Trug und Verschlagenheit sich davon befreie. Als demnah Belfagor die Bedingung und das Geld angenommen, kam er auf die Welt, und nachdem er sich aus seinen untergebenen Schaaren Pferde und Begleiter zugeordnet, zog er auf das prunkvollste in Florenz ein, welche Stadt er vorzugsweise vor allen andern zu seinem Aufenthalt erkohr, als die, welche ihm die geschickteste schien, denjenigen zu unterhalten, der mit wucherischer Kunst sein Geld benutzt: worauf er den Namen Roderigo von Castilien annahm und sich ein Haus in der Vorstadt Allerheiligen miethete. Und damit man nicht seine Herkunft ausfindig machen könne, sagte er, er sei seit kurzem aus Spanien abgereist und nach Syrien gegangen, in Aleppo habe er

sein ganzes Vermögen gewonnen, von wo er abgegangen, um nach Italien zu kommen, und in Gegenden, die gebildeter und dem bürgerlichen Leben, so wie seiner Neigung angemessener wären, eine Gattin zu wählen. Roderigo war ein sehr schöner Mann, und wie es schien in einem Alter von dreifsig Jahren: da er nun in wenigen Tagen gezeigt, wie blühend seine Vermögensumstände seien, auch Beweise abgelegt, dafs er gebildet und uneigennützig sei, so erboten sich ihm viele edle Bürger, die viele Töchter und wenig Geld hatten. Unter diesen allen wählte sich Roderigo ein sehr schönes Mädchen, Honesta genannt, die Tochter des Amerigo Donati, welcher noch drei andre Töchter und drei Söhne hatte, die alle bereits Männer waren, und auch jene waren schon fast mannbar. Obschon er aus einer sehr edlen Familie war, und man in Florenz eine gute Meinung von ihm hatte, so war er selbst doch im Verhältnifs zu seiner grofsen Familie und seinem Adel sehr arm. Roderigo hielt eine prachtvolle und sehr glänzende Hochzeit

und liefs nichts von allen den Dingen fehlen, die man bei dergleichen Festen wünschen kann, indem er vermöge des Gesetzes, das man ihm bei seiner Ausfahrt aus der Hölle auferlegt hatte, allen menschlichen Leidenschaften unterworfen war. Er fing sogleich an, Vergnügen an der Ehre und dem Gepränge der Welt zu finden, und hatte gern, wenn er unter den Menschen gepriesen wurde, welches ihm nicht geringe Unkosten verursachte. Aufserdem hatte er nicht lange mit seiner Honesta gelebt, als er sich über die Mafsen in sie verliebte, und nicht leben konnte, wenn er sie irgend einmal traurig oder mifsvergnügt sah. Es hatte aber Dame Honesta zugleich mit dem Adel und der Schönheit eine so grofse Hoffahrt mit sich in Roderigos Haus gebracht, dafs Luzifer nie von gröfserer besessen wurde, und Roderigo, der beide aus Erfahrung kannte, erklärte die seiner Frau für viel gröfser. Sie ward aber noch viel stärker, da diese erst die Liebe gewahr wurde, die ihr Gemahl zu ihr trug, und da sie ihn auf alle Weise beherrschen zu können

glaubte, so schaltete sie über ihn ohne alles Erbarmen oder Rücksicht und bedachte sich gar nicht, wenn ihr etwas von ihm versagt wurde, ihn mit gröben und beleidigenden Worten anzugreifen, welches dem Roderigo unglaubliches Leid verursachte. Dennoch aber machte der Schwiegervater, die Brüder, die Verwandten, die Verbindlichkeit der Ehe, vor allem aber die grofse Liebe, die er zu ihr trug, dafs er Geduld hatte. Nicht zu gedenken der grofsen Unkosten, die er zu ihrer Befriedigung sich machte, um sie nach dem neuesten Schnitt zu kleiden und in neuen Moden zu unterhalten, welche in unserer Stadt nach angenommenem Brauch immerfort wechseln, so war er genöthigt, falls er mit ihr in Frieden bleiben wollte, dem Schwiegervater bei der Vermählung seiner andern Töchter behülflich zu sein, wobei er grofse Summen Geldes aufwandte. Ausserdem mufste er, wofern er gut mit ihr stehn wollte, einen der Brüder mit Tuch nach der Levante, den andern mit Seidenzeugen nach dem Abendlande schicken,

den dritten als Goldarbeiter in Florenz etabliren, in welchen Dingen er den gröfsten Theil seines Vermögens zusetzte. Ferner, zur Zeit der Fastnacht und des Sankt Johannisfestes, wann die ganze Stadt nach altem Gebrauch Feste begeht, und viele reiche und edle Bürger mit glänzenden Gastmählern einander ehren, wollte Dame Honesta, um den übrigen Frauen nicht nachzustehen, dafs ihr Roderigo durch dergleichen Feste alle übrigen übertreffe. Alle diese Dinge ertrug er um der erwähnten Ursachen willen, und sie würden ihm, so hart sie auch waren, nicht schwer zu ertragen geschienen haben, wäre dadurch nur die Ruhe in seinem Hause erhalten worden, und hätte er in Frieden die Zeit seines Ruins erwarten können. Es traf ihn aber gerade das Gegentheil, denn bei den unerschwinglichen Ausgaben, verursachte ihm noch die unerträgliche Gemüthsart seiner Frau unzählbare Unannehmlichkeiten, und in seinem Hause war weder Diener noch Knecht, der solches nur wenige Tage, geschweige denn lange Zeit hätte er-

tragen können. Daraus entstand nun dem Roderigo der gröfste Verdrufs, weil er keinen Diener behalten konnte, der seine Geschäfte mit Liebe verrichtet hätte; und nicht blofs die andern, sondern sogar die Teufel, die er als Hausgenossen mitgenommen hatte, wollten lieber zur Hölle zurückkehren, und im Feuer schmachten, als in der Welt und unter ihrem Befehl leben. Wie nun Roderigo dieses stürmische und unruhige Leben führte, und durch die unmäfsigen Ausgaben bereits verzehrt hatte, was ihm an beweglichem Gute übrig gewesen war, fieng er an in der Hoffnung auf das gelöste Geld zu leben, das er aus dem Abendlande und der Levante erwartete, und da er noch guten Kredit hatte, so borgte er, um seinem Stande nichts zu vergeben, auf Wechsel, und da bereits viele tausend Mark auf ihn in Umlauf waren, so wurde er bald angemerkt von denen, die mit dergleichen Geschäften im Handel umgehen. Als seine Umstände nun schon mifslich waren, kamen plötzlich aus der Levante und vom Abendlande Botschaften, dafs einer von

den Brüdern der Frau Honesta alles Eigenthum des Roderigo verspielt habe, der andere aber, da er auf einem mit seinen Waaren beladenen Schiffe, ohne Versicherung darauf zu nehmen, zurückkehrte, mit dem Schiffe untergegangen sei. Kaum wurden diese Dinge bekannt, als auch schon Roderigo's Gläubiger sich vereinigten; und da sie urtheilten, dafs er zu Grunde gerichtet sei, sie sich jedoch noch nicht entdecken konnten, weil die Zeit der zu leistenden Zahlungen noch nicht herangerückt war, schlossen sie, dafs es wohlgethan sein würde, ihn geschickter Weise zu beobachten, damit er sich nicht in der Geschwindigkeit davon mache. Roderigo auf der andern Seite, der für seinen Zustand kein Mittel sah, und wohl wufste, wie sehr ihn das Gesetz der Unterwelt einschränke, dachte darauf, auf irgend eine Weise zu entfliehen; er setzte sich also eines Morgens zu Pferde, und eilte, da er nahe am Thore al Prato wohnte, durch dasselbe hinaus. Seine Entfernung wurde nicht sobald bemerkt, als sich das Gerücht davon

unter seinen Gläubigern verbreitete, welche zu den Gerichten ihre Zuflucht nahmen und ihn nicht nur durch Gerichtsdiener, sondern sogar in Masse verfolgten. Roderigo war, als sich der Lärmen hinter ihm erhob, noch nicht eine Meile von der Stadt entfernt, so dafs er, in der gefährlichen Lage, worin er sich sah, um geheimer zu fliehen, beschlofs, von der Landstrafse auszubeugen, und über das Feld hin Rettung zu suchen. Da er aber hiervon durch viele Gräben, die das Land durchkreuzen, verhindert wurde, und daher nicht zu Pferde bleiben konnte, so setzte er seine Flucht zu Fufse fort und liefs sein Pferd auf der Strafse, worauf er über die Felder hineilte, die mit Reben und Schilfrohr, wotan jenes Land Ueberflufs hat, bedeckt waren — so kam er gegen Peretola zu dem Hause des Giovanni Matteo del Bricca, eines Landarbeiters des Giovanni del Bene. Er traf Giovanni Matteo, der gerade zu Hause die Ochsen fütterte; — diesem empfahl er sich und versprach ihm, dafs, wenn er ihn von den Händen seiner Feinde rettete, die ihn

verfolgten, um ihn im Gefängniſs umkom-
men zu lassen, er ihn reich machen wolle:
er werde ihm, ehe er sich wieder entferne,
einen solchen Beweis davon geben, daſs er
es glauben würde, und dafern er dies nicht
thäte, so sei er zufrieden, daſs er selbst
ihn den Händen seiner Verfolger überlie-
fere. Giovanni Matteo war, obschon ein
Bauer, doch ein verständiger Mann, und
da er fand, daſs er nichts dabei verlieren
könne, wenn er den Entschluſs fasse, ihn
zu retten, so versprach er es ihm; er stecke-
te ihn in einen Düngerhaufen, den er vor
seinem Hause hatte, und bedeckte ihn mit
Rohr und anderem Schutt, den er zum
Verbrennen zusammen gefegt hatte. —
Kaum war noch Roderigo mit seiner Ver-
bergung ganz zu Stande gekommen, als
seine Verfolger schon herbei kamen, die
aber mit allen Drohungen, die sie dem
Giovanni Matteo zufügten, nicht von ihm
herausbringen konnten, daſs er ihn gese-
hen habe: sie gingen aber weiter vorwärts,
und nachdem sie ihn diesen und den folgen-
den Tag gesucht hatten, kehrten sie müde

nach Florenz zurück. Giovanni Matteo nun zog ihn, nachdem der Lärmen sich gelegt, aus dem Orte wieder hervor und erinnerte ihn an sein gegebnes Versprechen, worauf ihm Roderigo antwortete: „lieber Bruder, ich bin gegen dich in grofser Verbindlichkeit, und will sie auf alle Weise lösen, und damit du glauben mögest, dafs ich es im Standé bin, so will ich dir sagen, wer ich bin." Und nun erzählte er ihm von seiner Herkunft, von dem Befehl, den er bei seiner Abfahrt aus der Hölle erhalten, und von der Frau, die er genommen, überdies sagte er ihm die Art und Weise, wie er ihn bereichern wolle, welches in kurzem folgende war, dafs, wenn er höre, dafs irgend ein Frauenzimmer besessen sei, er nur glauben solle, dafs er selbst es sei, der in sie gefahren, und er würde nicht eher wieder ausfahren, bis er käme, um ihn hinaus zu bannen, wodurch er Gelegenheit bekommen würde, sich so hoch er wolle, von den Verwandten derselben bezahlen zu lassen. Nachdem sie hierüber sich vereinigt, verschwand er. Wenige

Tage vergingen, als sich in ganz Florenz das Gerücht verbreitete, dafs eine Tochter von Messer Ambrogio Amadei, die er dem Buonajuto Bebalducci verheirathet hatte, vom Teufel besessen sei. Die Eltern versäumten nicht, diejenigen Mittel dagegen anzuwenden, deren man sich in solchen Fällen bedient: sie legten ihr das Haupt des heiligen Zanobius und den Mantel des heiligen Johannes Gualbertus auf den Kopf, aber über alle diese Dinge lachte sich Roderigo nur ins Fäustchen. Und um jedermann zu überzeugen, dafs das Uebel des armen Kindes ein Dämon sei und nicht etwa eine andere phantastische Einbildung, sprach er Latein, disputirte über philosophische Gegenstände und brachte vieler Leute Sünden ans Licht, unter andern auch die eines Mönchs, der ein Weibsbild in Mönchskleidung mehr als vier Jahre in seiner Zelle gehabt hatte; über welche Dinge denn jedermann in Erstaunen gerieth. Messer Ambrogio lebte darüber in grofser Bekümmernifs, und hatte alle Hoffnung, sie zu heilen, verloren, als

Giovanni Matteo zu ihm kam und ihm die Heilung seiner Tochter verhiefs, wenn er ihm fünfhundert Gulden geben wollte, um ein Grundstück in Peretola zu kaufen. Messer Ambrogio nahm den Vorschlag an, worauf Giovanni Matteo, nachdem er vorher einige Messen lesen lassen und seine Ceremonien gemacht hatte um die Sache zu verschönern, sich dem Ohre der jungen Frau näherte und sprach: Roderigo, ich komme zu dir, dafs du mir dein Versprechen erfüllest. Worauf Roderigo antwortete: ich bin's zufrieden, aber dies reicht noch nicht hin, dich reich zu machen: ich werde also, sobald ich von hier ausgezogen bin, in die Tochter des König Karl von Neapel fahren und nicht wieder weichen ohne dich; du wirst dir denn ein Trinkgeld nach deinem Belieben reichen lassen, mich aber nachher nicht ferner incommodiren. Dies gesagt verliefs er die Frau zur Freude und Verwunderung von ganz Florenz. Es verflofs wenige Zeit darnach, als sich durch ganz Italien das Gerücht von dem Unglück verbreitete, das

der Tochter des König Karl zugestofsen. Da sich die Mittel der Geistlichen nicht kräftig zeigten, und der König von Giovanni Matteo Bericht erhalten, so sandte er zu ihm nach Florenz. Dieser, als er zu Neapel angekommen war, machte allerhand scheinbare Ceremonien und heilte sie dann. Roderigo aber, ehe er abzog, sprach: Du siehst, Giovanni Matteo, ich habe dir mein Versprechen erfüllt, dich reich zu machen, und da ich dich also entledigt bin, so bin ich dir weiter zu nichts verbunden. Du wirst dir demnach gefallen lassen, mich fernerhin nicht mehr anzugehen; denn so wie ich dir bisher gutes gethan habe, möchte ich dir in Zukunft böses thun. Giovanni Matteo also kehrte mit grofsem Reichthum nach Florenz zurück, denn er hatte vom Könige mehr als funfzigtausend Dukaten erhalten und hoffte diesen Reichthum nun in Frieden zu geniefsen, weil er keineswegs glaubte, dafs Roderigo darauf denke, ihm etwas anzuhaben. Aber diese seine Hoffnung ward sehr bald durch die Nachricht gestört, dafs eine Tochter Lud-

wig des Siebenten, Königs von Frankreich besessen sei; welche Nachricht das Gemüth Giovanni Matteos sehr bestürzte, indem er an die Macht des Königs und an die Worte gedachte, die ihm Roderigo gesagt hatte. Da also der König für seine Tochter kein Heilmittel fand, und die Geschicklichkeit des Giovanni Matteo vernahm, so sandte er ihm zuerst blos einen Boten, ihn zu sich zu bescheiden, da jener aber einige Unpäßlichkeit vorschützte, so war der König genöthigt, die Regierung in Anspruch zu nehmen, die den Giovanni Matteo zu gehorchen zwang. Da er nun ganz trostlos nach Paris kam, so stellte er zuerst dem Könige vor, wie es allerdings wahr sei, daß er vormals einige Besessene geheilt habe, es folge aber daraus nicht, daß er verstände oder im Stande sei, sie alle zu heilen; denn es gäbe einige von so hartnäckig böser Natur, daß sie weder vor Drohungen, noch Beschwörungen, noch vor irgend einer Religion Furcht hätten; bei alle dem aber werde er seine Schuldigkeit thun und sollte es ihm nicht gelingen,

so bitte er deshalb um Entschuldigung und Verzeihung. Worauf der König sehr entrüstet antwortete, wofern er sie nicht heile, werde er ihn hängen lassen. Hierüber fühlte Giovanni Matteo grofsen Schmerz, doch faſste er sich ein Herz, liefs die Besessene kommen und indem er sich zu ihrem Ohre neigte, empfahl er sich dem Roderigo auf das demüthigste, erinnerte ihn an die erzeigte Wohlthat, und legte ihm ans Herz, welch ein Bubenstück des schwärzesten Undanks es sein würde, wenn er ihn in dieser grofsen Noth verlassen wollte. Worauf Roderigo antwortete: Wie, schändlicher Verräther, du hast die Frechheit mir vor die Augen zu kommen? Glaubst du, du wirst dich rühmen können, von meiner Hand reich geworden zu sein? Ich will es zeigen, dir und jedem Andern, dafs ich verstehe alle Dinge zu geben und zu nehmen, wie es mir beliebt; und ehe du von hier abkommst, werde ich dich aufhängen lassen auf jeden Fall. Da Giovanni Matteo für jetzt kein Mittel sah, so dachte er darauf, auf einem andern Wege sein

Glück zu versuchen, und nachdem er die Besessene hatte weggehen lassen, sprach er zum Könige: Sire, wie ich Euch gesagt habe, es giebt viele Geister, die so bösartig sind, dafs sich gegen sie durchaus kein guter Ausweg zeigen mag, und dieses ist einer davon; dennoch will ich noch einen letzten Versuch machen; wenn er gelingt, so werden Ew. Majestät und ich, unsern Zweck erreichen, wenn er mifslingt, so werde ich in Eurer Gewalt sein, und ihr werdet Erbarmen mit mir haben, wie es meine Unschuld verdient. Ihr werdet demnach auf dem Platze Notre Dame eine Bühne erbauen lassen, geräumig und grofs genug für Eure Barone und den ganzen Clerus dieser Stadt; ihr werdet diese Bühne mit seidnen und goldnen Tapeten behangen lassen; in der Mitte derselben werdet Ihr einen Altar errichten; dann will ich, dafs am nächsten Sonntag früh Ihr mit Eurem Clerus, nebst allen Euren Fürsten und Baronen, im königlichen Pomp und im glänzendsten und reichsten Schmuck auf derselben erscheint und dafs Ihr dann,

nachdem vorher eine feierliche Messe gelesen worden, die Besessene kommen lasset. Ich will ferner, dafs auf einer Seite des Platzes zwanzig Personen wenigstens zusammen seien mit Trompeten, Hörnern, Trommeln, Bockpfeifen, Schalmeien, Handtrommeln und allen andern Arten von Lärmen, die, wenn ich meinen Hut erheben werde, in ihre Instrumente stofsen und darauf blasend gegen die Bühne zukommen. Diese Dinge nebst gewissen andern geheimen Mitteln, glaube ich, werden den Geist wohl austreiben. — Alles ward sogleich vom Könige angeordnet, und als der Sonntag Morgen kam, die Bühne voll von Menschen, der Platz mit Volk angefüllt, auch die Messe gelesen war, kam die Besessene, die von zweien Bischöfen und vielen Herren auf die Bühne geführt wurde. — Als Roderigo so viel Volk beisammen und so grofse Vorbereitungen erblickte, ward er gleichsam wie betäubt und sagte zu sich selbst: was hat dieser Hasenfufs von einem Bauer wohl zu thun im Sinne? Denkt er mich mit diesem Gepränge ins Bockshorn

zu jagen? weifs er nicht dafs ich gewöhnt bin den Pomp des Himmels und die Furien der Unterwelt zu sehen? Ich werde ihn züchtigen auf alle Weise. Und da sich Giovanni Matteo zu ihm neigte und ihn bat, dafs er doch ausziehn möchte, sagte er zu ihm: o, einen schönen Gedanken hast du ersonnen! Was denkst du auszurichten mit diesen deinen Zubereitungen? Glaubst du dadurch meiner Macht und dem Zorne des Königs zu entfliehen? Tölpel, Schurke, ich lasse dich in jedem Falle aufhängen. Da nun dieser ihn wieder bat und der andere ihm neue Schimpfworte erwiederte, so glaubte Giovanni Matteo keine Zeit weiter verlieren zu dürfen; er machte das Zeichen mit dem Hut, und alle die, welche zum Toben befehligt waren, stiefsen in ihre Instrumente, und kamen mit Getöse, das bis zum Himmel drang, auf die Bühne zu. Bei diesem Geräusch reckte Roderigo die Ohren; er wufste nicht, was das bedeute, verwunderte sich sehr und fragte ganz bestürzt Giovanni Matteo, was das denn heifse? Worauf Giovanni Matteo

sehr erschrocken antwortete: o wehe, Roderigo, mein Lieber, das ist deine Frau, die daher kömmt, dich aufzusuchen. Es war eine äufserst bewundernswürdige Sache, zu betrachten, welche Gemüthsverwandlung es in Roderigo hervorbrachte, den Namen seiner Frau erwähnen zu hören; so grofs war sie, dafs er, ohne nur zu bedenken, ob es wohl möglich oder nur denkbar sei, dafs sie es wirklich selbst wäre, kein Wort weiter erwiedernd ganz erschrocken von dannen floh und das Mägdlein frei liefs: und lieber wollte er in die Hölle zurückkehren und von seinen Handlungen Rechenschaft ablegen, als von neuem mit so vielem Ungemach, Verdrufs und Gefahr sich dem ehelichen Joch unterwerfen. So kehrte Belfagor in die Hölle zurück und legte Zeugnifs ab von den Uebeln, welche die Ehefrau in das Haus bringt; Giovanni Matteo, der es besser wufste als der Teufel, kehrte fröhlich nach Hause zurück.

Adelberts Fabel

von

L. A. v. Chamisso.

Adelberts Fabel.

Es merkte Adelbert, wie er erwachte, er müsse lange geschlafen haben; er rieb sich die Augen, die sich nicht recht dem Lichte öffnen wollten, und den Kopf, der ihm ganz wüste war; er besann sich endlich doch der Absicht, die er gehabt hatte, auf die weite mühselige Wanderung auszugehen, um die Welt zu erschauen, sich selbst in ihr, sodann nachzudenken, und zu begreifen ob er's vermöchte, denn diese Dinge reizten ihn; er sah den weifsen Wanderstab neben sich liegen, wollte den ergreifen, sich aufraffen und unverdrossen weiter ziehen. Der Winter aber war angebrochen und es war kalt; es hatte gefroren während seines Schlafes, und so fand er, dafs sein Stab und seine Kleider und er selbst fest angefroren waren an dem Boden, so dafs er sich nicht zu regen ver-

mochte; die Hände nur, die auf seiner Brust geruht hatten, waren ihm frei geblieben. Durch die Zweige des Baumes, unter dem er lag, die nackt waren und ihres grünen Schmuckes beraubt, ging ein düsterer Nebelwind, dafs sie unholden Klanges an einander rauschten; — es ist doch seltsam, dachte Adelbert; und er schlummerte wieder ein.

Adelbert schlummerte ein, und ward wach, und schlummerte wieder, und ermunterte sich aufs neue; hinter ihm (er lag gen Norden hingestreckt) ging die Sonne auf, und ging nieder, und es wechselten die Monde, und die Jahre vergingen: er aber lag immer noch fest angefroren an dem Boden, und über seinem Haupte rauschten blätterlos die dürren windgeschlagenen Aeste des Baumes. — Auch hatten sich rings um ihn, so weit er sehen konnte, Mauern aus Eis gethürmt, die ihn umfingen und sich eng und enger um ihn drängten, gleich Mauern eines Kerkers, eines Grabes. Es ist doch seltsam, dachte Adelbert, und eine Beschwerde auf der Rei-

ſo, und er dachte viel thörichtes, und wenig das es nicht war, wie es denn manchem auf seiner Reise zu gehen pflegt.

Er dachte: man muſs die Nothwendigkeit männlich ertragen, und murren gegen das Verhängte ist thöricht. Giebt es einmal Gott, daſs es Thauwetter werde, so erlang ich vielleicht wohl einmal noch meine Freiheit wieder, und setze dann meine Reise fort, und benutze klug, was ich alles sehe; und unter solchen Gedanken pflegt' er jedesmal wieder einzuschlafen.

Er war durch gründliches Nachforschen, zu dem er auch vollkommen Zeit hatte, dahinter nun gekommen, wie das Wesen des Winters so sehr bösartig sei, und er hegte einen herben Haſs zu dem Froste. Die einzige Lust, die er übrigens genoſs, war, durch die Eisrinde, die ihn umschloſs, zu den Sternen hinzuschauen, wann sie am nächtlichen Himmel prangten, und an dem ruhigen Kreislauf des himmlischen Wagens um den Polarstern lernt' er nach Zeiten erkennen, wann wiederum ein Jahr verstrichen war.

Da er eines Mittags zum ruhigen Nachdenken die Augen geschlossen hatte, und sodann entschlummert war, ward ihm, wie er die Augen wieder aufschloss, eine wundersame Erscheinung. Es stand vor ihm da in herrlicher Grösse eine hohe weibliche Gestalt, nicht aber einem irdischen Weibe zu vergleichen. Sie schien in Schmerz versunken; mit langem Trauergewande war sie angethan, und ihr schwarzes Haar floss in nächtlichen Wellen von ihrer leuchtenden Stirne über ihr Antlitz herab zu den regen Lilien ihrer Brüste, und umgoss ihre schönen Glieder. Sie theilte mit einer Hand vor ihren Augen ihre Locken, und er sah ihr in das Angesicht; sein Herz erbebte in seiner Brust. Sie schritt näher zu ihm und neigte sich über ihn, und heftete die ernsten Blicke ihrer finsterflammenden Augen auf seine Blicke; sie sprach geheimnisreich die mächtigen Klänge ihres nichtirdischen Namens aus, wie nicht Töne von Menschenzungen sie nachzusprechen vermögen; dann schnitt sie und nahm mit sich fort eine Locke von seinem Haupte, und warf auf

ihn eine Locke von ihrem eignen Haar, die sie durch einen Ring zog, den sie von ihrem Finger streifte; dann ward sie durch eine strenge Macht von ihm entfernt, und ihr ward ein Schweigensschleier übergeworfen, und sie hüllte sich in den Schleier, und häufig rückwärts blickend nach ihm, wallte sie rasch nach Norden hin.

Umsonst raffte schnell Adelbert, der besinnungslos und erstarrt wie das Eis selbst, das ihn hielt, lag, seine Lebensgeister zusammen, und schrie ihr nach, flehend um Erbarmen, und weinte laut, und streckte seine Hände nach ihr — sie war entrückt, und es standen noch vor ihm da nur die düstern kalten Eismauern, die ihn umfingen. — Er vergoss viele Thränen, steckte den Ring an seinen Finger, die Locke in seine Brust, und nachdem er sein Herz gesättigt mit seinen Thränen, entschlummerte er wieder aufs neue. Aber auch den Träumen seines Schlafes erschien das wundervolle Bild des Weibes, und quälte Adelberten mit Blicken, Schweigen und Entweichen; er erwachte und überdachte wieder

das seltsame Ereigniſs, und schlummerte wieder ein, um zu träumen von dem Weibe. — Sein Herz war zu ihr entbrannt in Liebe, und er fühlte, sie sei ihm und seinem Schicksal alles. Er flehte zu ihr mit Inbrunst, und hoffte und glaubte nur von ihr Rettung von seiner Pein und seiner Schmach. — Aber ihm erschien keine Rettung — also ausdauerte er noch viele Monden. —

Endlich besann er sich eines nützlicheren. Er hub an, den Ring mit angestrengtem Fleiſse zu betrachten, welchen er annoch nur geküſst und an sein Herz gedrükket hatte, ob nicht etwa Zeichen in diesen Talisman eingegraben wären, und er wurde wirklich eingegrabne Zeichen an dem Ring gewahr — noch aber konnte er sie nicht lesen, es fehlte ihm das Verständniſs.

Die Deutung nun der Zeichen zu erforschen, waren alle seine Geisteskräfte geschäftig rege, und er versuchte es angestrengt und unermüdet auf allen Wegen, und ward schlummerlos, und noch, schien

es, wolle ihm das Werk nicht gelingen, aber er verzweifelte nicht, er weinte nur Thränen der Seelenangst.

Und in einer Nacht, da er wieder das wunderbare Bild geträumt und scharf es angeschaut, da fuhr es wie ein Blitzstrahl durch seine Seele, er zog rasch den Ring hervor, und beim Schimmer des Polarsternes, der heller leuchtete, las er leicht und schnell das mächtige Wort: ΘΕΛΕΙΝ.

Θελειν! Wollen also?

Sei's! Ich will's! sprach er mit Macht aus und sprang im Zorn auf, und die Bande des Eises, die ihn gehalten, waren zerschellt worden, leicht und rasch, wie ein Gedanke fleugt. — Er ergriff seinen Wanderstab: auch den gab das Eis willig los. — Itzt erhob sich die Sonne im Osten und übergoss mit blutigem Scheine die Wände des eisigen Burgverliefses, in dem er, sich umschauend, bemerkte zu sein. Er steckte den Ring an den Zeigefinger seiner Rechten und ballte die Faust, und schritt zu der östlichen Wand, und that einen gewaltigen Schlag, und mit donnerndem Schall

erkrachte und stürzte zusammen das starrende Gebäude, und lag in Trümmern um ihn. Und also stand er da, und überblickte nur einmal noch die Merkmale seiner lang ausgedauerten Schmach, und weinte nicht, und lachte auch nicht auf, sondern er war ruhig ernst, bereit, Liebe im Busen, Kraft in den Gliedern, die vorgehabte Wanderung anzutreten.

Und die Sonne erhob sich flammend zu ihrem Mittag, und plötzlich schmolzen vor ihren Blicken die zerstreuten Trümmer der Eisburg. Da schwang sich ungestüm um Adelbert der Quell des lebendigen Wassers, und umkreiste ihn in wilder wirbelnder Strömung, da ward um ihn entfaltet ein unabsehbares Meer, das brandend aufbrauste mit drohendem Getöne, und die Wellen, die rings sich thürmten, schienen im Zorne gegen ihn erregt, sich in einander reifsen zu wollen, auf dafs sie ihn verschlängen. — Und ein Sturm erhob sich vom Meere mit entgegenstreitenden Winden, die alle Wolken über sein Haupt häuften. Er stand allein inmitten der Schrecken.

Und ein Windstofs stürmte zu ihm heran, dafs er ihn niederwerfe — er stand fest — mit seinen Kleidern nur spielte der Sturm, aber die geheimnifsvolle Locke, die er in seinem Busen verwahrte, ward ihm entrissen, und der Wind trieb sie über die Flut hin. Da warf er sich beherzt in die drohende Flut, und siehe! sanft ward er von den Wogen getragen, vor ihm ebnete sich das Meer, und legten sich die gethürmten Wellen, die Orkane schwiegen vor seinem Nahen, und nur ein milder Hauch des Windes trieb ihn der windgetragenen Locke nach, die er mit unermüdlichem Auge verfolgte, ringend selber sie zu erreichen. Aber aus der dunkeln Locke erblühte vor seinen Blicken die ambrosische Gestalt selbst des geheimnifsvollen verschleierten Weibes, die, geflügelten Fufses, und nicht berührend die Flut, dahin wallte vor dem Strebenden, lenkend gegen Norden und gegen Süden und gegen Westen seine eilende Verfolgung.

Also vollbracht' er viel des Weges, es war aber keine Zeit, die Sonne stand am

südlichen Himmel; im Norden glänzte ernst und hell der Polarstern; die Röthin Aurora prangte im Osten, und im Wasser waren ergossen die reichsten Gluten des Abends. Die Gestirne ordneten sich am Firmament zu wunderbaren Schicksalsfiguren. Azur war die Luft und Azur das Gewässer, dessen Schaum Rosen waren und Schmerzensblumen.

Und nach ungemessenem, langem, beharrenden Bestreben sah er die flüchtige schwebende Gestalt zu einem Lande, das zwischen Norden und Süden mit hohen Gebirgen erschien, ihren Flug lenken, und sie schaute nun häufiger und mit seltsameren Blicken nach ihm zurück. Und er spannte seine Kräfte mehr an, und schlug zum Schwimmen das Wasser mit erhöhter Macht, und nun wallte das Bild über das Ufer dahin, und erhob sich zu dem Gebirge; auch Adelbert erreichte das Land, und sein Fuß ruhete auf dem Festen; er begann den Lauf zu den Gebirgen hinan, immer verfolgend. Hinter ihm empörte sich die Flut und landeinwärts verfolgte ihn die

drohende Brandung; die stürmischen Wellen brachen sich hinter seinen Fersen und riefen ihn mit Drohen und mit Klagen. Er schaute nur vor sich hin nach dem flüchtigen Ziele, das führte ihn in ein Bergthal, das mehr und mehr sich vor ihm engte, und dessen überhängende Felsenwände das Getöse der steigenden Brandung donnernd nachhallten: und die Gestalt war jetzt vor ihm verschwunden. Das Thal, worin er war, endigte in einen jähen Felsspalt, an dessen Eingang er nun stand. Verfolgt vom Meere preßte er sich in diese enge Pforte, und befand sich in einem unterirdischen lichtlosen Gange, und es drang kein Klang mehr zu seinem Ohre: das Herz ergrauste ihm in dem Busen.

Er verfolgte lange mit Beharrlichkeit diesen Pfad, und harrte, getaucht in Finsternifs, muthig vorwärts dringend, des Ausgangs. Und tiefer abwärts neigte sich der Gang, und immer nach der Tiefe zu, führte er ihn, und er schien in unendliche Tiefe hinab sich zu senken.

Er war auf diese Weise lange hinab gestiegen, als ein fernes Leuchten durch die Finsternifs zu dämmern anfing; da erweiterten sich die Felsenwände, und wölbte der Gang sich höher über seinem Haupte; ferne Harmonieen bewegten leise die Luft, er athmete freier, und verdoppelte den Schritt, immer vorwärts dringend; und hell und heller ward es vor ihm und tönender, aber zu dem Quelle des Centrums, dem er nahte, zu gelangen, mufst' er noch lange und zu unermefslicher Tiefe hinabsteigen.

Da lauschte er wundersamen Gesichten! In unübersehbarem, unterirdischen Geschofs waren Webestühle ohne Zahl, an deren jeglichem zwo sich gleiche Gestalten im Gegenkampfe woben. Nur dies waren ihre Zeichen, dafs man sie unterschiede: die einen trugen Karfunkel auf ihren Häuptern, die ihnen widerstreitenden aber eiserne Kronen, und wie die Macht von jenen siegend obwaltete, ward auch erhöhet die Helle des Steines, den sie trugen, und einzig den Steinen entquoll die

Lichtluft dieses Fabelreiches, durch welche mächtige Harmonieen wogten.

Aber die Weberinnen an dem Webestuhle, dem er am nächsten war, erkannte er wohl, wie er sie schaute, und jenes wunderbare Weib waren sie, in Schmerz versunken, mit langem Trauergewande angethan, und das schwarze Haar ergossen von der leuchtenden Stirne über das Antlitz herab, zu den regen Lilien der Brüste und den schönen Gliedern. Die eine trug den Karfunkel, die eiserne Krone die andere; beide hefteten ernst die Augen auf ihn, Licht blickend jene, und diese Finsternifs, und sie rangen angestrengt und woben: und er trat zu dem Webestuhle und schaute, und das Gewebe, das sie woben war — sein eignes Leben.

Ich habe euch erkannt, euch meine Schicksalsgenien, rief Adelbert, Karfunkel du meiner innern Selbstmacht, und du, finstrer Widerstreit der äufsern Weltmächte, aber Macht und Helle werden dir, dir köstlichem Karfunkel!

Es ward ihm die Antwort: schaue auf dem Anschauenden aber ward dies andere Gesicht [illegible]

Er sah mitten im Raume, in hoher Majestät auf erhabenem Throne einen Alten sitzen; der trug auf seiner Stirn seinen Namen, und dieser Name ist (ob auch tausendzüngig anders ausgesprochen) ANAΓKH; sein weites Gewand war von stirnter Azur, die Harfe ruhte in seiner Linken, und mit seiner Rechten griff er in die Saiten, aus welchen ewiglich alle Harmonieen entquollen. Und wie er in die Saiten griff, bewegten sich die Sterne seines Gewandes, und ordneten sich nach seinen Ackorden, und wie sich ordneten die Sterne, und wie die Macht war der Ackorde, die er griff, wogte auch der Kampf der webenden Gestalten. Und ihre Bewegungen, ihr Sinken, ihr Steigen, und all ihr Weben, und aller Glanz, den die Karfunkel sprühten, waren die Töne, die er griff. Aber die gesammten vielfarbigen Gewebe waren vor ihm ein einiges Gewebe, ein Ackord.

Und auf dem Altare vor dem Throne des Alten sah Adelbert die Locke seines Haupthaars mit jener andern Locke vereint; er zog den Ring von seinem Finger, las das Wort, las nun: ΣΥΝΘΕΛΕΙΝ. Er fiel nieder in Anbetung vor dem Throne. Da erwachte er; und er hatte das Antlitz gewendet gegen die in Osten aufsteigende Sonne.

Benigna.

Ein
dramatisches Spiel
von
Karl August Varnhagen.

Personen.

Ritter Konrad.

Adolf, sein Sohn.

Benigna, seine Tochter.

Ritter Walter.

Franz, Walters Knappe.

Ernst, Konrads Knappe.

Andere Knappen.

(Die Scene ist ein Garten; im Hintergrunde das Schloss. Nacht.)

Benigne.

Stille noch ist's hier im Garten
Still noch in des Schlosses Zimmern:
Sanfte Ruhe, friedlich Säuseln,
Kühle Nacht in Schlafes Schlingen,
Lange dauert schon der Wechsel
Dass ihr vor dem Tage fliehet
Vor dem Rauschen, vor dem Treiben,
Vor des Lebens wilder Hitze,
Und zuletzt, in der Ermüdung
Mantel nahend, wieder sieget;
Aber jetzt, o Ruh der Nächte,
Möchtest Dauer du gewinnen,
Tageslicht nie wiederkehren,
Fortan nur die Sterne schimmern!
Denn mir naht der Tage Einer,
Der auf morgen schon bestimmte,
Der wird aller Tage Freuden
Mir in Ewigkeit verbittern.

Möchte leiser Dämm'rung Hülle
Jetzt mein ganzes Sein umziehen,
Also daſs kein Theil desselben
In das Licht des Tages fiele!
Gerne wollt ich ja entbehren
Jene heitern Sonnenschimmer
Die aus blauem Himmel freundlich
Zu der grünen Erde spielen!
Ach! ihr dürft nicht weilen, Schatten,
Manche Sterne schon entschwinden,
Und ich muſs allein hier bleiben,
Kann nicht mit dem Dunkel ziehen,
Möcht in meinen hohen Aengsten
Tief in dunkle Erde fliehen!

(vortretend)

Blumen, wollt ihr zu mir sprechen?
Ob auch eure Farben schweigen,
Andre Sprache ist euch eigen,
Düfte durch das Dunkel brechen.
Meiner Trauer wohl entsprechen
Diese Blumen, aus der Nacht,
Schlummer sind sie aufgewacht,
Hauchen Klagen in den Düften,
Möchten schwimmen auf den Lüften
Dahin, wo die Liebe wacht.

Liebe wacht im Sonnenstral
Kommt in bunten Schmetterlingen,
So die fernen Küsse bringen,
Liebkosungen ohne Zahl!
Blumen, eurer Sehnsucht Qual
Wird der Thau zu frohen Bildern
Naher Hoffnung freundlich mildern,
Bis die Morgenröthe quillet,
Euer Liebessehnen stillet:
Hohes Glück, so nicht zu schildern!
Nein, ihr Blumen! nimmer gleichen
Eure Schmerzen meiner Trauer:
Euch betrübt der Dämm'rung Dauer,
Mich betrübt, dafs sie will weichen;
Sacht mufs ich hinunter schleichen,
Ob der Liebste woll' erscheinen,
Noch zuletzt mit ihm zu weinen:
Ihr, an selbem Ort gebunden,
Harrt mit Zuversicht der Stunden,
Die euch mit den Stralen einen. —
Ferne hält dich Kriegestoben,
Walter, abndest nicht den Kummer,
Der mir Freude raubt und Schlummer,
Lothern bald mich zu verloben!
Eine von so vielen Proben,

Die mir deine Liebe bot,
Wünsch' ich in der schlimmen Noth:
Dich nur Einmal noch zu sehen!
Magst dann gern zu Schlachten gehen,
Gern dann geh' ich in den Tod.
Spät zwar wird mein Bote sein:
Aber darf ich treu dich glauben
Wirst du jeder Rast dich rauben,
Diese Nacht noch triffst du ein!
In der heil'gen Sterne Schein,
Vor des Tages Einternissen,
Sei das Liebesband zerrissen:
Frei zum Leben sollst du kehren,
Nicht der Hochzeit mich erwehren
Kann ich, bin dir schon entrissen. —
Weh! warum muſs ich erschrecken?
Ist es nicht, als nahten Tritte?
Wie von Geistern in der Mitte
Meiner Blumen will mich's wecken.
Ach! noch säumt Er! bleiches Schrecken
Fasst mich wie mit Thierespranken —
Böser Geister nächtlich Grauen
Muſs ich zu bestehen wagen,
Will ich noch die Hoffnung tragen
Den Geliebten hier zu schauen. —

Das ist eines Menschen Nahn,
Nein, mich täuscht kein Laubgeflüster.

Konrad.
(auftretend)

Still ist alles, still und düster;
Täuschte mich des Traumes Wahn?

Benigna.

Weh! vom Schlosse Tritte nahn!
Wo verberg' ich mich? in Eile
Dringt es auf mich; nicht zum Heile
Leuchten mir grausame Sterne;
Walter weilt in weiter Ferne,
Wird kein Retter mir zu Theile?

Konrad.

Hier im Garten, sprach der Traum,
Ist Benigna mit dem Ritter;
Ihn erkennst du an der Cither,
Sie am weifsen Kleidessaum.
Hier auch den Orangenbaum
Sah ich träumend; bei den Rosen
Sah ich sie zusammen kosen.
Aber wohl um nichts in Wut
Trachte ich nach des Buhlen Blut,
Nichts gewahr' ich bei den Rosen.

Benigna.

Wohin flieh' ich vor dem Grimme
Meines Vaters? bei den Rosen
Kommt mir nun ein andres Kosen,
Wohl erkenn' ich seine Stimme.

Konrad.

Und mir flüstert noch die schlimme
Ahndung, dafs ich doch sie finde!
Lafs, o Traum, des Irthums Binde
Fahren, oder werde Wahrheit,
Dafs in arger Offenbarheit
Endlich nur der Zweifel schwinde!

Benigna.

Mag nur Walter nicht erscheinen,
Hör', o Gott, mein innig Flehen!

Konrad.

Leis' zu meinem Ohre gehen
Seufzertöne, schluchzend Weinen.

Benigna.

Gieb, o Liebe, Schutz den Deinen!
Gieb Ihm fern ein freudig Leben,
Gieb mir hier ein sanft Entschweben!

Konrad.

Wer du seist, ergieb dich mir,
Oder gleich durchbohret hier
Ist dein Leib dem Tod gegeben!

Benigna.

Nicht Benigna's, deiner Tochter
Leben nimm, o theurer Vater,
Dafs du nicht, obschon die Schuld'ge
Strafend, deine Seel' belastest
Mit so nahem Mord. Nicht fleh' ich
Für mein eignes Heil so bange,
Denn mein Heil ist nicht hienieden,
Ist seit langer Zeit begraben.
Aber deines Zornes Gluten
Lösch' in meiner Thränen Bade,
Nicht in mein noch Andrer Blute.
Solches bringt dir nimmer Gnade.
Ich bin schuldig, Vater, nächtlich
Floh ich insgeheim zum Garten,
Weil der Gram, das Herz mir nagend,
Oben nimmer mich liefs schlafen.
Wollte noch den edlen Jüngling,
Den du kennst, den tapfern Walter,
Einmal diese Nacht hier sehen,
Ewig ihm Lebwohl zu sagen.
Dieses will ich frei bekennen;
Denn er ist mir theuer, Walter.
Fröhlich war uns Lieb' erblühet,
Aufgewachsen mit der Sprache,

Und die Jugend floss wie Düfte
Aus der Blume, Liebe jagend.
Diese Zeit ist hin: und unsrer
Jetzt ein andres Schicksal waltet,
Feindlich will ich nicht es nennen,
Denn es kommt von dir, mein Vater!

Konrad.

Nicht dein Vater will ich heifsen,
Ehrlos wäre jetzt der Namen.
Aber sag, wo weilt der Bube?
Oder floh er, welche Strafe!
Denn die Schmach, die mir im Herzen
Brennet, kann nur Blut abwaschen.

Benigna.

O wie mag ich nur ihn wenden,
Diesen Zorn des theuren Vaters!
Nur des Ungehorsams schuldig,
Weifs ich nicht von andrer Schande.
Fern beim Heere weilt der Ritter,
Seiner ich vergebens harrte.
O verklärter Geist der frühe
Mir gestohlnen Mutter, walle
Nieder zu des Kindes Hülfe,
Gieb mir Kraft es auszusagen!
Vater, denn du nennst mich ja

Selber deinem Blut entstammet,
(O mein Gott, wie tiefer Fall!
Recht' ich ob des Vaternamens?)
Deinem Willen fügt' in Demuth
Ich des eignen Sinns Verlangen;
Als du Hochzeit mir bereitet,
Hab' ich still, obwohl in Harme,
Wie sie näher kam und näher,
Mit Ergebung mich gewaffnet.
Nur die Nacht sah meine Thränen,
Dich nicht trübten sie am Tage.
Morgen ist der bittre Tag,
Den ich angstbestürmt erwarte,
Da ich Lothern werd' verlobet,
Ihm, den ich so heftig hafste.
Nur die letzten Augenblicke
Eh die Sonne noch erwachet,
Dacht ich reinen Sinns zu widmen
Trübem Lebewohl von Walter.
So nun hab' ich dich betrogen!
Vater, zürne nicht der Armen,
Schien dir fröhlich oft und heiter,
Wenn mich Schmerz ergriff und Jammer.
Dieser Schuld muss ich mich zeihen,
Harrend der gerechten Strafe;

Aber fest an deine Liebe
Will ich auch im Tod mich klammern.

Konrad.

Wenn der Hochzeit Bund vollzogen,
Der Verräther nicht mehr athmet,
Dann mag Lothers fromme Gattin
Auch des Vaters Lieb' erlangen.

Benigna.

O dies Eine fleh' ich, wollest
Nicht nach Walters Leben trachten!
Nimmer soll mein Aug' ihn sehen,
Zieh' er in entlegne Lande.
Nur zu wissen, dass er lebe,
Dem ach! kann ich nicht entsagen.
Nicht durch Blut die trübe Hochzeit
Weihe zu des Todes Mahle.

Konrad.

Schweig! nicht reize mich mit Bitten,
Die Beleidigung enthalten.
Richt' auf deines Bruders Ansehn
Und dein eignes die Gedanken.
Erster Ritter ist dein Gatte,
Hoch, wie keiner noch gestanden,
Und dein Bruder Adolf zeigt sich
Bald als jenes mächt'ger Schwager.

Benigna.

Für den Bruder muſs ich leiden,
Daſs der Bruder steige, fallen!
Böser Bruder, böser Bruder,
Bringst mir solche bittre Qualen!
All mein Leben muſs dir dienen,
Aber Weh bringt mein Erblassen.

Konrad.

Blinder Eifer, in Gefühlen
Zärtlich schwelgend, losgelassen,
Kann mit loser Täuschung Netzen
Nur den kind'schen Sinn umgarnen.
Aber was dem Kind zum Heile
Ziemt zu wissen mir, dem Vater,
Fest des Glückes Plan zu bauen,
Weicher Klagen nicht zu achten.
Ehre, Tapferkeit, Gewalt,
Reichthum, sind die höchsten Gaben,
Knabenschönheit, weichlich Girren,
Hat nie lang als Glück bestanden.
Aber komm, die Nacht ist schaurig,
Und nur böse Geister wachen.

Benigna.

Dir zum Schlosse folg' ich; lasse
Diese Nacht mich meinem Grame.

Konrad.

Ich bring' dich in dein Gemach,
Mögst in süßen Träumen schlafen.
(wollen abgehen; man hört eine Cither.)

Konrad.

Still! was ist das?

Benigna.

Herz, nun breche!

Konrad.

Diese Töne?

Benigna.

Komm, o Vater!

Konrad.

Was enteilst du?

Benigna.

Mir ist schaurig.

Konrad.

Hör', wie artig!

Benigna.

Weh mir Armen!

Gesang.

(aus einiger Entfernung)

Im Gefilde rauscht es leise
Von der Liebesströme Wogen,
Nächtlich alle Himmelskreise
Tönen, eitlem Licht entzogen.

In dem Herzen wird es helle,
Denn von Sehnsucht angefacht
Der Geliebten Reiz erwacht
Leuchtend zu des Aethers Helle.
Von den Saiten rauscht es leise,
Lauter von der Sehnsucht Wogen,
Die mit günst'ger Flut zum Kreise
Meiner Sonne mich gezogen.

Benigna.

O wie stürmend von den Saiten
Rauschet Weh mir in die Adern,
Das, ins Herz zusammen fließend,
Alles Leben mir erstarret.

Konrad.

Eile jetzt, du sollst verschlossen
Warten in der hohen Kammer.
Ich muß dem Gesang noch lauschen;
Antwort soll ihm von der Waffen
Klirren bald entgegen tönen.
Blut und Tod sind meine Rache!

(mit Benigna ab.)

Adolf.

(mit der Cither auftretend.)

Hier, mich dünkt, hier war das Rauschen;
Gleich wie schüchtern Mädchenstimmen

Mit dem Waldeswehn verschwimmen,
Dafs nichts deutlich zu erlauschen.
Soll noch einmal mein Gesang
Leise durch die Büsche schleichen?
Mufst' er sie doch schon erreichen,
Und doch zögert sie so lang!
Schwester, falsch und treulos mir,
Denkst den Buhlen hier zu sehen:
Aber schamerröthend stehen
Wirst du vor dem Bruder hier.
Weh! des Tändelns schnöde Lust,
Händeküssen, Liedersingen,
Konnte ganz dein Herz umschlingen
Deines Adels unbewufst?
Glück erblüht im Sonnenglanze
Hohen Ruhms und reicher Ehre;
Dafs dies frohe Glück sich mehre,
Eilst du zu dem Hochzeittanze,
Schon auf morgen soll's geschehen,
Doch Benigna, falsch betrügend,
Uns durch frohes Ja belügend,
Will vorher den Buhlen sehen.
Sehen? nein, mit ihm enteilen,
Das ja mufs solch Sehen heifsen!
Treue Knechte mufs ich preifsen,

Die mir Kunde noch ertheilen.
Meine Freunde stehn umher,
Treffen muſs auf sie der Ritter;
Ich mit süſsem Ton der Cither
Locke bald Benigna'n her.
Aber lang doch will mir's scheinen,
Schon ja klang die zweite Stunde,
Und noch fehlt von Ihm mir Kunde,
Und auch Sie will nicht erscheinen.
Horch! mir ist, als hört' ich schleichen,
Laſs ich jetzt die Saiten klingen,
Und mein leises, täuschend Singen
Giebt ihr das bewuſste Zeichen!

(er singt:)

Im Gefilde rauscht es leise
Von der Liebesströme Wogen — —

Konrad.

(der sich langsam mit bloſsem Schwert genähert)

Stirb, Verräther, hoch im Bogen
Rausch dein Blut in Flucheskreise!

(durchsticht ihn.)

Adolf.

(fällt)

O das Herz . . . du tödtest . . .

Konrad.

Schweige!

(durchsticht ihn noch einmal.)

(Pause.)

Adern hat das Herz, des Zornes
Gift'ge Fluten auszuströmen
Die zu sehr im Innern tobten;
Und die Adern, willig dienend,
Schlagen rasch des Blutes Toben
In das Haupt, den Arm; die Hand
Faſst das Eisen freudig lödernd,
Und das Blut nur stillt des Blutes
Wilden Aufruhr; dies geworden
Ist mir jetzt; da stumm des Frevlers
Leichnam vor mir liegt am Boden,
Ist der Zorn, den er mir lebend
Angefacht, im Tod erloschen:
Stille ruf' ich meine Diener,
Daſs den Todten sie besorgen,
Frieden seiner Seele bringend
Nehm' ihn auf geweihter Boden
Meiner Schloſskapelle heimlich,
Mir gereicht dies wohl zum Frommen.
Doch wie seltsam? unzertrennlich
Hält mich dieser blut'ge Boden,

Und fast treibt ein heimlich Mahnen
Mich auf's neu zu lust'gem Morden;
Wie im Krampf will meine Faust
Mit dem Schwerte sich verloben;
Wachsam, alter Konrad, wachsam,
Dafs du nicht in Wahnsinn tobest!
Liegen bei so klaren Sternen?
Ha! ich mufs mich schütteln! oben
Auf dem grauen Haupte fühl' ich
Kaltes Nafs und schwere Tropfen!
Ja, die Stirn ist mir, die Wange
Nafs und kalt, und abgestorben
Ist der Arm mir, auch die Schenkel
Sind gelähmt von schnellem Froste.
Nein! das ist zu heftig Träumen,
Ist mit Wachen eins geworden.
Glaubt' ich eben nicht, der Winter
Habe starr das Land umzogen?
Und doch blühen ja die Blumen,
Düfte von den Nelken, Rosen,
Lilien und Jasminen wallen
Lau umher, ein süfser Othem.
Auch die Bäume stehn in Grüne
Und der Teich rauscht auf in Wogen;
Nun ja den Buben schlug ich,

Mir zu Füßen liegt der Todte . . .
Furcht hier schleicht im Dunkeln; wehe,
Daß ich seiner nicht verschonte!
Denn ein innerliches Grausen
Muß von meiner Seel' ihn fodern.
O geliebter Sohn, wo säumst du?
Adolf, deines Vaters Krone!
Stärktest wohl mich schwachen Alten,
Mit der Jugend muth'gen Worten!
Das ist mir ein unergründlich
Wesen, über mir das hohe
Himmelsfeld, umher der Frühling,
Dort der Schimmer meines Schlosses,
Aber innen ist's, wie Brennen,
Dumpfer Winter, Grabeswohnung!
Nein! ich flieh' aus diesem Kampfe,
Meine treuen Knechte holend.

(ab.)

Walter.

(auftretend, nach ihm Franz.)

Hehr umfängt die Nacht den Garten,
Schaurig die Gebüsche flüstern,
Als ob sie durch sympathetisch
Dunkel meine Seele wüßten.
O der Sehnsucht, o der Schmerzen,
Die nicht Hoffnung kann betrügen,

Und die hoffnungslos doch immer
Neu entstehn aus Flammenwünschen!
Hier ergreifen sie ihr Ziel,
Denn dort ist die Bogenbrücke,
Die auf ihren schatt'gen Pfaden
Soll Benigna'n zu mir führen.
Nun wohlauf! mein Ruf ertöne
Auf des Liedes sanftem Flügel.

(er singt)

Im Gefilde rauscht es leise
Von der Liebesströme Wogen,
Nächtlich alle Himmelskreise
Tönen, eitlem Licht entzogen.

In dem Herzen wird es helle,
Denn von Sehnsucht angefacht
Der Geliebten Reiz erwacht
Leuchtend zu des Aethers Helle.
Von den Saiten rauscht es leise,
Lauter von der Sehnsucht Wogen,
Die mit 'günst'ger Flut zum Kreise
Meiner Sonne mich gezogen.

Keiner Töne Wiederklang
Soll mit Antwort mich beglücken?
Schlimmes Zögern! noch nicht lauschet

Hier Benigna? 'späte dünken
Muſs mir's doch, denn an dem Bache,
Der nicht fern der Gartenthüre
Still durch Waldung flieſst, verwehrten
Mir den Uebergang der Brücke
Zwei Bewaffnete, die beiden
Muſst' ich mit dem Schwert bestürmen,
Bis der eine mit des Herzens
Todeswunde muſste büſsen,
Feig entfloh der andre feldwärts;
Solchen Kampf vorher ausfährend,
Komm' ich nun zu spät vielleicht,
Und Benigna, Böses fürchtend
Ob der seltsamen Verzögrung,
Zog sich in das Schloſs zurücke!
Hier Verrath uns stürzt, das merk ich;
Weiſs ich gleich nicht, wessen Tücke.
Ach! des Muthes grimm'ge Ströme,
Die das ehrne Herz mir füllten
Als es noch ein Kämpfen galt,
Meines Zornes blut'ges Dürsten,
Die Gewalt des Liebesehnens,
Haſs und Neid, im Schmerz verbündet,
Und die Kraft, die sich geboren
In der heiſsen Fluten Wüten,

Die noch Rettungslicht liefs schauen
Fast aus tiefsten Dunkels Gründen,
Das wird alles nun in dieser
Stunde Mifsgeschick zertrümmert!

Franz.

O mein güt'ger Herr, lafst dieses
Euch nicht in Verzweiflung stürzen;
Wenn noch Leben übrig bleibt,
Bleibet auch Errettung übrig.
Seht die Nacht, noch will ihr Mantel
Günstig eure That verhüllen,
Bald ja mufs das Fräulein kommen,
Wird von euch alsbald entführet.

Walter.

Rede nicht von solchem Wahne!
Mich durchtobt ein andres Wünschen!
Nimmer wird Benigna folgen;
Schwaches Herz, das Jammer drücket,
Mag im Dulden eher sterben,
Als dem Weh mit Schmach entflüchten.
Nein! ich darf nicht hoffen, weh mir!
Nur der Hafs noch in mir wüthet,
Und vollendet, wie begonnen,
Sei dies Abentheuer! dürstend
Heifsen Durst nach Lothers Blut,

Mag ich mein und Ihr Geblüte,
Fehlt mir seins, auch wohl vergiefsen!

Franz.

Ach, seid still, o Herr! verhütet
Solchen Wahnsinns üblés Toben!
Muth ja nur und Klugheit bürgen
Euch der Sache frohen Ausgang.
Auf! mit diesen euch verbündet!

Walter.

Warum säumest du, Benigna,
Kann dich meine Pein nicht rühren?
Hast du gütig mich beschieden
Um mich grausam zu betrügen?
Nein! dich hält der Schlaf gebunden;
Süfse Träume jetzt dich küssen,
Kein Gedanke naht, dafs Walter
Schmerzvoll harrt und liebend zürnet!
Doch bald wird auch er im Traume
Dir erscheinen, sanft dich rührend
Aus dem Schlafe dich erwecken,
Dich hinab die Stufen führen,
Wird dich schützen, wird dich leiten,
Bis hier in der Nacht Umdüstern
Seine lebende Gestalt
Jene dir als Täuschung kündet!

Ja, ich will den Sturm bezwingen,
Trinken wilde Blumendüfte,
Die der Sonne heiſse Liebe
Trotz den Stürmen liefs erblühen!
Lauschend noch in Sehnsucht weile
Ich in schatt'ger Baumesgrüne;
Aber du, o Franz, enteile
Zu den Rossen schnell zurücke,
Die wir an dem Weidenbaum
Angebunden liefsen, führe
Beide zu der Gartenpforte,
Halte dort sie fest im Zügel,
Dafs, wenn gute Sterne leuchten,
(Frohes ahnd' ich im Gemüthe!)
Wir alsbald mit meiner Herrin
Dem verhafsten Grund entflüchten.

Franz.

Wohl! ich geh' dies zu vollbringen;
Mög' indefs für euch entzünden
In des Schmerzes Dunkel sich
Eine Sonne, lusterglühend!
Doch . . . verzeiht, o Herr, aus Liebe
Eures treuen Knechts Erkühnen!
Mir im Herzen unruhvoll
Tobt es wie in wilden Stürmen,

Dafs ich so euch soll verlassen.
O besprecht dies Sturmeswüthen,
Gebt, ich fleh', mir euer Wort,
Dafs ihr nicht in Schmerzes Fülle,
Wenn auch alles euch mifslinget,
Rasch in Todverderben stürzet!

Walter.

Geh! du magst in frommer Ruhe
Mir auch Ruh und Frieden wünschen,
Und mich wird auch fern dein treuer
Sinn vor arger Sünde hüten.
Geh! dies sei dir statt des Wortes.

Franz.

Kehret bald beglückt zurücke!

(ab.)

Walter.

Es dunkelt schwärzer; kühl die Lüfte
streichen,
Die Sterne sind am Himmel schon ver-
schwunden,
Nur Zwei noch stehen über mir, ver-
bunden;
Jetzt auch die Zwei in schwarzen Schat-
ten weichen.

O wie versteh' ich diese Himmelszeichen?
Hat meiner Sterne Paar die Flucht gefunden
Zu schönen Aun, wo ich sie soll erkunden,
Oder war dies vielleicht ihr Todesbleichen?

Der Himmel selbst empört des Zweifels Flammen,
Die rege Brust wird schmerzlich mir zerspalten,
Tod ruft, die Liebe hofft, der Himmel schweiget.

So möge frischer Muth mich denn entflammen
Mir zu vertraun; das Leben aufzuhalten,
Ob sich mir noch des Lebens Sonne zeiget.

(geht seitwärts ab.)

Benigna.

(tritt auf, in Mantel und Degen.)

Ich muſs wohl hier allein im Dunkel streichen,
Am Himmel ist der Sterne Licht verschwunden,

Doch Schmerzensflamm' und Liebeslicht
verbunden
Wollen mir nie vom müden Herzen
weichen.

Hier war's, hier gab der Liebste mir das
Zeichen;
Weh! hat ihn wohl des Vaters Schwert
gefunden?
Ich muss sogleich das grimm'ge Loos
erkunden,
Sollt' ich darob im Todeskampf er-
bleichen!

Die Winde, Seufzern gleich, erheben
Flammen
In mir, von Kindespflicht und Lieb'
zerspalten,
Doch schnell die Pflicht vor Liebeswahn-
sinn schweiget.

Mir ist's, als müsste hier sein Wort noch
flammen,
Nah' muss er sein! nichts soll mein
Forschen halten,
Bis Er lebendig oder todt sich zeiget.

Armes Mädchen, mufst bestehen
Was nur ziemt dem Männermuthe!
Finster alles rings und einsam,
Ich im Garten Tod mir suchend!
Dafs ich auch dem Vater folgte,
Als mir scholl des Liedes Rufen!
Nun ist Elher wohl gefallen,
Denn mein Vater ging zurucke!
Walter, möcht' ich nimmer schauen
Roth dein Schwert von Herzensblute!
Walter, treu dir folg' ich sterbend,
Wenn das Schwert dein Herz durchdrungen!
Ach unseliges Geschick,
Das von Zweien Einen suchet;
Wer auch falle, nicht kann ich,
Nicht der Andre mehr gesunden.
Noch ist's still; zwingt was im Schlosse
Noch den Vater zum Verzuge?
Oder hat, zur Flucht gewendet,
Walter Rettung noch gefunden?
Aber nein! was soll die Hoffnung?
Nein, entflieh, du Bild des Truges!
Ha! da stirbt mein frommes Wähnen,
Seh' ich recht? es liegt im Blute
Hier ein Leichnam ... Zittern, lafs mich,

Lafs mich Leben in ihm suchen!
O es ist ein harter Boden,
Trauter Walter, deines Blutes
Trinkt das Gras umher; du solltest
An Benigna's Busen ruhen.
Ruh' auch jetzt noch an Benigna's
Treuem, schmerzdurchglühten Busen;
O erwache, lafs mein Leben
Uebergehn in deine Wunden.
Eitler Wunsch! doch nicht versagst du
Mir ein Theil an deinem Schimmer!
Doch ist dies . . . o Himmel, Dank
dir! . . .
Weh! es ist mein eigner Bruder!
Walter lebt! es schlägt zur Flamme
Nun empor der Freude Funken!
Süfser Hoffnung Schein! es bilden
Sich so wunderbar Figuren
Deiner Himmelseligkeit
In des trüben Herzens Dunkel!
Ja, er lebt! vom stolzen Siege
Noch sein helles Auge funkelt,
Noch besiegt er Feindesmächte,
Von der Liebe Zauber trunken.
Glücklich bald nach schwerem Kampfe

Dann in meinen Arm gesunken,
Scheucht sein frohes Schaun mir fürder
Aus dem Herzen allen Kummer! . . .
Fort, du reges Bild der Hölle!
Ist's der Mörder meines Bruders,
Den ich also wollt' umfangen?
O dafs nicht sein Geist mir fluche!
Glück nicht kommt von Mörderhänden,
Bündnifs, auf des Bruders Blute
Aufgerichtet, mufs zum Abgrund
Stürzen in die ew'gen Gluten.
In der Liebe Garten kamst du
Nur zu blut'gem Mord, Verruchter?
O die Hand, so nicht der Schwester
Dachte bei des Bruders Wunden,
Wird auch nicht des Kindes schonen,
Trifft sie auf des Vaters Busen.
O vergieb, Adolf, Geliebter,
Du hast jetzt um mich geblutet!
Nein, dein Mörder sei vergessen,
Oder, denk' ich seiner, rufe
Rache mir sein Angedenken
Stark empor im schwachen Busen.
Kaum noch halten mich die Kniee,
Aller Muth ist mir entsunken;

Wär ich nur im Schlosse wieder,
Schaurig ist es hier im Dunkel.
(Im Abgehn begegnet ihr Walter.)

Walter.

Ist mein Licht mir aufgegangen?
Kommt Benigna mir entgegen?
Auf der Nacht umhüllten Wegen
Sind wir also irr' gegangen?
Ja, sie ist's! o lafs umfangen
Liebliche, dein schönes Bild
Mich mit Armen kühn und wild!
Vor dir fliehen Angst und Trauer,
Wie im glüh'nden Frühlingsschauer
Starre Flut zum Leben quillt!
O warum so zögernd weilen!
Bringt dir Nacht und Furcht dies Grauen?
Fasse muthiges Vertrauen,
Furcht mufs vor der Lieb' enteilen.
Alles heifst zur Flucht uns eilen;
Komm, o komm, mein bittend Flehen
Mufs in deine Seele gehen,
Dafs in alter Liebestreue
Liebesmuth erwach' aufs neue,
Welchem Heil und Lust erstehen.
Nein, ich dulde nicht dies Schweigen!

Bist Benigna du in Wahrheit?
Mögest dann die Offenbarheit
Deines Sinns in Worten zeigen!
Sollt' ich nur zum Himmel steigen
Deiner Lieb', um dann zu fallen,
Wenn uns nahes Weh vor allen
Mahnt zu heilger Liebeseinung?
Nein, des kalten Sinns Versteinung
Muſs vor meinem Dringen fallen!

Benigna.

Willst du selber noch begehren,
Daſs ich Worte meinen Schmerzen,
Kühlung dem entbrannten Herzen,
Gegen dich nicht soll erwehren?
Könnt' ich, wie sie mich verzehren,
Nur mit Flammen dich entflammen,
Strömt' ich Worte wohl zusammen,
Daſs du, Rasender, erführest,
Wie du Gluten in mir schürest,
Die so mich wie dich verdammen.
Da nur Zorn soll in mir toben,
Dir Verderben zu bereiten,
Hast in sanfter Worte Gleiten
Du noch Lieb' in mir erhoben.
Aber so sind jetzt verwoben

Lieb' und Zorn, daſs meine Liebe
Mich verdirbt, und Zornestriebe
Dich verderben, wenn's gelinget!
Den Gewinn dein Schmeichein bringet,
Daſs nun keinem Rettung bliebe.

Walter.

Noch erstarrt von solchen Worten,
Und in wilden Träumen schweifend,
Nichts von ihrem Sinn begreifend,
Kann dir nur mein Schmerz antworten.
Da ich noch an fernen Orten
Schmachtend deiner Liebe Segen,
Reich mir deiner Liebe Segen,
Jetzt, da Wort und Blick gewähret,
Liebe heil'gen Bund begehret,
Trifft du mich mit bittern Schlägen!
Soll ich hier an deinem Füſsen,
Herrin, in Verzweiflung sterben?
Welche That kann mir erwerben
Solch ein unaussprechlich Büſsen?
Siehst du meine Thränen flieſsen?
Doch, Benigna, sind es keine!
Rechte Thränen, die ich weine,
In dem Innern blutig quellen;
Und der Liebe Feuerwellen
Brennen in die Wunden meine!

Benigna.

Dort noch strömt aus frischer Wunde,
Die dein Schwert ihm hat geschlagen,
Meines Bruders Blut: dies fragen
Mögst du nun von unserm Bunde!
Offenbart sich so die Stunde,
Die des letzten Heiles Schimmer
Strahlt' in meines Glückes Trümmer?
Aus des Frühlings Lebensduft
Sank erstarrt er in die Gruft,
Und ihm glüht die Sonne nimmer.
Flieh! ja fliehe, deine Wuth
Warf des bleichen Todes Grausen
Zwischen uns, und trennend brausen
Zorn'ge Flammen aus dem Blut.
Flieh! selbst meiner Rache Glut
Sei dir Licht auf deinen Wegen!
In mir ist ein gleich Bewegen,
Dich zu retten, ihn zu rächen!
Welchem soll mein Thun entsprechen,
Wenn du zögerst so verwegen?

Walter.

Welch ein Licht hast du gegeben,
Das mir jeden Pfad verdunkelt,
Nur im Innern schrecklich funkelt,

Daſs mir Herz und Knie' erbeben!
Eines Mannes feindlich Streben'
Muſst' ich zu bestehen wagen,
Unbewuſst, wen ich erschlagen.
Doch ich muſs aus Feindes Sterben
Noch ein feindlich Schicksal erben,
Und die Nacht will schrecklich tagen! —
Aber da sich's offenbaret,
Und zu wenden nicht die Unthat,
Läſs mit Liebesmacht ergreifen
Uns das letzte Heil von Stund an;
Trotzen will ich allen Mächten,
Wären sie der Hölle furchtbar!
Komm, Geliebte, meine Rosse
Retten uns in schneller Flucht bald!
Liebe tilgt das Verbrechen,
Hat nur von sich selber Kundschaft,
Schlummernd in der Seele Thalen,
Wenn auf rauhen Höhn der Sturm rast';
Ob auch rings die Wolken dunkeln,
Nimmer ist dem starken Muth Nacht,
Und das Schwert, in lichten Streichen,
Giebt dem zorn'gen Meere Ruhestand.
So durch diese Nacht des Schreckens
Angestrengter Sinn uns Furt schafft.

Lafs, Geliebte, lafs uns fliehen
Aus dem blutbefleckten Umfang,
Denn, wo Blut geflossen, zieht es
Zauberisch bald andres Blut nach.

Benigna.

Du wohl fliehen magst, es stofset
Dich im Innern dieser Grund ab,
Und ein angsterfülltes Grauen
Dich zu blindempörter Wuth rafft:
Mir gefällt es, hier zu weilen,
Mich zieht mächtig dieser Grund an,
Wo ich Himmelsträume hoffte,
Jetzt zerstört von argem Zufall!
Diesen Garten mufs ich pflegen,
Dem mein eigen Blut zum Trunk ward,
Diese Blumen mufs ich warten,
Welchen ganz der Farbenschmuck starb;
Und mein Leben für des Bruders
Seele wird ein frommer Bufspsalm.
Deiner will ich auch gedenken,
O Geliebter! unser Bund war
Hier ja heilig aufgerichtet,
Hier, wo rings die Lieb' in Lust schwamm;
Hier, wo noch in Cithertönen
Jener Zeit der Sehnsucht Ruf schallt,

Ja der Sommernächte Kühlung,
Als der Blick die erste Huld sah,
Die nun grimmiger Zerstörung
Allen reichen Blüthenschmuck gab.
Hier, wo Himmel mich umflossen,
Wo der Schmerzen nun genugsam
Mich umschlangen, will ich bleiben,
Streife betend Erdenschuld ab,
Dafs die Blume noch vor Gott
Strahl' in neuer Reinheit fruchtbar!
Nochmals heifs ich dich, zu bleiben,
Eh dich trifft ein neuer Unfall,
Und gedoppelt mir des Todes
Schwere Last auf schwache Brust fallt!

Walter.

Ja, heifs begehrt noch mein Sinn zu leben;
Nicht hat erstarrend mich das Weh getroffen;
Dem Tode mufs mein Innerstes erbeben,
Viel schöner ist's, ein schönes Glück zu hoffen;
Ich will der Rettung freudig mich ergeben,
Weil noch der Weg zum Heil dem Sünder offen:
Doch ist Entfliehn von dir mir Todeszeichen,

Drum, soll ich leben, darf ich hier nicht weichen.
Du kannst zum feigen Tod mich nicht verdammen,
Ich will getreu der Lieb' und Ehre sterben;
Nicht meine heiße Glut kann dich entflammen
Mit großem Sinn das Heil neu zu erwerben,
So stürze denn der Hoffnung Spiel zusammen,
Mein Leben blüht im strafenden Verderben,
Dem Rächer soll mein Ruf mahnend erschallen!
Hier will durchbohrt vor deinem Aug' ich fallen!
Es fiel ein harter Kampf in dein Gemüthe,
Mein Eifer konnte nicht dein Weh bezwingen,
Und, die vorher der Liebe nur erglühte,
Die Brust ist fest umstrickt von dunkeln Schlingen.
Wie ich entbrannt die Kraft zur Rettung mühte,
So will ich nun in tiefster Seele ringen

Der Liebe, so dir starb, jetzt nachzueilen,
Dort muſs auf schöner Himmelsflur sie weilen!
So werf ich meine Waffen ab; nicht from-
mut
Kann mir der Helm, das Schwert nicht; und die Brust,
Des Eisens treuem Schutze nun entnommen,
Sei offen jedem Feind in Todeslust.
Mein Herz, von eignem schuld'gen Blut unstrommen,
Ist dann hinfort sich keiner Schuld bewuſst.
Heran, ihr Feinde! leicht ist es vollendet!
Ich selber habe mich von mir gewendet!

Benigne.

Verwirrung strömt auf mich aus tausend Quellen!
Mir stürmen unstät mächtige Gedanken;
Kein Stern mag ihre dunkle Fahrt erhellen,
Umdroht von grauser Felsen Todesschranken,
O fliehe du nur die entbundnen Wellen,
Ich will die Gunst mit neuer Lieb' dir danken!

Ich höre Stimmen! komm, dich zu begleiten,
Bin ich entschlossen, durch der Erde Weiten.

Konrad.

(ihm folgen Knechte.)

Hier im Grase, bei den Büschen,
Da erlag er meinem Zorne;
Nehmt ihr noch nichts wahr? erblicket
Keiner noch von euch den Todten?
Liebeslieder mocht' er singen,
Doch die Cither fiel zu Boden,
Als ich wüthend mit dem Schwert
Des Verruchten Leib durchbohrte.

Benigna.

(für sich.)

Taumelnd in den neuen Schrecken
Ist mir aller Muth verloren!
Weifs mein Vater schon . . . o Gott!
Selber hat er ihn ermordet!

Konrad.

Geht dort näher zu der Laube,
Und befolgt, was euch geboten,
Dafs ihr sorglich diesen Leichnam
Tragt durch die geheime Pforte.

(vortretend)

Aber halt! was flüstert hier?
Seid ihr jenes Schandgenossen?
Euch zumal soll jetzt mein Arm
Strecken auf den harten Boden!

Walter.

Nicht so schnöden Worts bedarf es,
Meine Brust ist aufgeschlossen,
Sei versöhnt und gern von deinem
Schwerte sink' ich jetzt zu Boden.

Konrad.

Wie! es tönet dies verhaßten
Stimme noch zu meinem Ohre!
Hat so schlecht mein schwacher Arm
dich,
Stark dich nur mein Sinn getroffen?
Was verweil' ich? in der Seele
Brennt es heiß mir, dich zu morden,
Und es sei zum zweitenmale
Nicht der Todesstreich verloren!

Benigna.

Ehe soll mein Blut in Flammen
Aus den Adern wild mir toben,
Ehe soll mein Aug' ersterben,
Eh' es lebend schaun solches
Ungeheure Weh!

Konrad.

Benigna!
Streicht mit Buben meine Tochter
Durch die Nacht? o schlechtes Alter,
Dem so tiefe Schmach geworden!
Um so ärger will ich schalten,
Um so wilder, grimmer sollen
Meines Zornes Gluten flammen!
(auf Walter eindringend.)

Benigna.

(wirft sich zwischen sie.)
Vater! glühend fleh' ich, schone! . . .
O du kühlst die inn're Flamme
Schlimm mit deines Schwertes Stofse!
(sie fällt.)

Walter.

Wilder Unmensch! mufs dein Rasen
In dem sanften Busen toben?
Treffe dich der Hölle Fluch,
Der du diese Jungfrau mordest!

Benigna.

O vergieb! mir ist im Blute
Auch das Leben bald entflossen!
Trübe nicht den letzten Schmerz noch
Mir mit herben Fluchesworten.

Vater, flehend ruft dein Kind dich
Nur um Einen Laut des Trostes!
Wende nicht dein Antlitz von mir,
Bald ist meine Seel' entflohen!

Ein Knecht.

Herr, die Cither ward gefunden
Dort im Grase bei dem Todten.

Konrad.

(aufschreckend.)

Hat sich alles gegen mich
Zur Verwirrung denn verschworen?
Schaudern muss ich . . . diese Cither . . .
Walter lebt . . . und bei dem Todten . . .
Eile, sei mit Pfeilesschnelle
Wieder hier mit meinem Sohne,
Dass ich gleich sein Antlitz schaue,
Von dem Wahnsinn mich erhole.

Benigna.

Diesen Kelch noch muss ich trinken,
Eh' das Leben mir erloschen;
Ungeheure Schrecken seh' ich
Jetzt herauf zum Tage kommen.

Frau.

(tritt auf.)

Länger kann ich's nicht erwarten,

Dafs sie endlich eilen sollen . . .
Welch ein Anblick! hilf o Himmel!
Hier das Fräulein hingeworfen,
Ritter Walter dort ohn' Wehre,
Dort der alte Konrad zornig!
Ha! nun sei der Kampf erneuert,
Herr, ich bin's! schon halb gewonnen,
Wenn ihr auch entwaffnet stehet;
Ist uns dieser Streit durch vorgen.
Den ihr an dem Gitter schluget,
Ist der ärgste Feind, Graf Lother.
Lebend noch mit matter Seele
War er bis zum Bach gekrochen,
Und da er mich kommen sahe,
Flehte er in gottloser Bosheit
Euch die Qualen der Verzweiflung;
Da warf ich mit einem Stofse
In die Flut ihn, denn nicht dulden
Konnt' ich seine schnöden Worte!

Walter.

Dreifach sei gepriesen mir
Spät auch ist mir dies willkommen!
Bleib, Geliebte, nicht entfliehe
Also früh dein Lebensothem!
Endlich will mir Licht erscheinen,

Und es neigt sich meine Sonne?
Keiner Schuld bin ich zu zeihen
Jetzt an deines Bruders Tode,
Und mit Liebesarmen wieder
Rufst du mich, dir nachzufolgen?

Benigna.

Da die letzten Kräfte schwinden,
Wird mir dies zum schönen Troste,
Dafs von dir das Weh sich wendet
Ist es gleich nicht mir gekommen.
Wieder schwillt [illegible] mächtig
Meinem Sinn, mir ist beklommen
Um das Herz, und keine Kraft
Will mehr in die Adern wogen;
Lebet wohl! ich soll ja sterben,
Nicht mehr Rettung ist zu hoffen;
Lafst den Leib in Frieden ruhen,
Nimm den Geist, o Vater oben!
(Ernst und die Andern bringen Adolfs Leichnam.)

Ernst.

Mit schaudervollem Zagen
Lafs dir, o Herr, was wir gefunden sagen.
Wie auch dein Muth in Flammen
Entbrannt sich hebt, jetzt mufs er schwer
zusammen

Stürzen bei dieser Kunde,
Die deinem Hause giebt die Todeswunde.
Du hast den Sohn erschlagen,
Sein Leichnam ist's, den unsre Arme
tragen.
O grausenvoll Verhängniſs
In dieses Manns unsäglicher Bedrängniſs!
Der Kinder frisches Leben
Ist nun der finstern Erd' anheim ge-
geben;
Hier hohe Heldentugend,
Dort Götterhuld im Reiz der blüh'nden
Jugend.
Weh uns, daſs nun zerfallen
Der hohe Glanz in den verwais'ten
Hallen!
Kein froher Tag wird scheinen;
Dein graues Haupt stirbt ohne Schmerz
der Deinen.
Nicht länger solchem Hause
Gehör ich an, dem ich verwirrt ergrause.
Auf, ihr Genossen, wendet
Euch von den Schrecken, die der Him-
mel sendet!

(ab.)

Walter.

Die Huldgestalt liegt nun, ein Staub, im Staube,
Der tiefe Blick hat ewig sich geschlossen,
Die zarten Lippen sind dem Tod zum Raube,
Die Rede schweigt, so ihnen süfs entflossen.
Im Innern wankt mir wild der heil'ge Glaube;
Mir ist, als habe sich die Hölle ergossen;
Sich einen Tempel [illegible] hier errichtet,
Denn aller Himmel ist in Ihr vernichtet.

Franz.

Die Nacht entflieht, der Morgen dunkelt auf;
Der Tag wird hell; in dies Entsetzen schauen —
Glückselig, wer in lichtem Lebenslauf
Der Unschuld nicht dem Tage darf ergrauen.

Nero und Cato von Utica.

Ein Gespräch

von

†

Nero und Cato von Utica.

Elysium.

Cato.

Warum verfolgst du mich, Nero? Warum läufst du mir überall nach? Warum gönnst du mir nicht die Ruhe und die stille Betrachtung? Warum willst du mir deine verhafste Gesellschaft aufdringen? Ich verabscheue dich, ich hasse dich, Wüthrich, Tyrann, Ungeheuer.

Nero.

Ich bleibe erstaunt vor dir stehen, Cato, ich war auf alles gefafst, auf diese Anrede war ich es nicht. Blick' um dich, hier sind die Sitze der Seligen, hier ist Elysium, Nero ist hier, und Minos ist gerecht. Kann der Frevel der Tugend so weit gehen, dafs er selbst hier die Sittlichkeit des Lasters verkennt?

Cato.

Wenn du mich ehrst, Nero, wenn du mich achtest — Lache nur, lache nur, die Redensart fuhr mit so heraus — so meide mich. — Ich kenne deine Weise mit Worten zu spielen, dein ganzes Leben ist ein witziger Einfall, und den Witz hast du noch nicht in der Unterwelt verlernt: — Frevel der Tugend, Sittlichkeit des Lasters, wer darf so, wer darf zum Cato so sprechen? Und was die Erlaubniſs in Elysium zu sein betrifft, so will ich mich nächstens bei Minos erkundigen, nach welchen Grundsätzen er dir den Aufenthalt hier erlaubt.

Nero.

Thue dies, und ich wundere mich sehr, daſs du es nicht längst gethan hast, wahrscheinlich wird deine Sittlichkeit finden, daſs Minos nach sehr laxen Grundsätzen seine Richtersprüche abfaſst. Wer geht denn dort am Bache?

Cato.

Das ist der groſse Cäsar, der mich um meinen Tod beneidete.

Nero.

Wie mag der Tyrann hieher kommen? Vielleicht weil er dich um deinen Tod beneidete. Nicht wahr?

Cato.

Das wohl nicht. Aber in diesem Manne war ein seltsamer Widerspruch, die edelste Gesinnung, das sittlichste Gemüth, die wildeste Verirrung, die eigennützigste Selbstliebe.

Nero.

Vortrefflich. Das Resultat eines solchen Charakters pflegt die tiefste Reue, die durchgehendste Schwermuth zu sein, ich muſs dir gestehen, daſs ich von diesen Eigenschaften in Cäsar keine Spur entdeckt habe, vielmehr wurde er, wenn ich mich nicht irre, ermordet als er eben darauf dachte sich zum Könige zu machen. — Du schweigst?

Cato.

Er war noch nicht alt genug zur Reue, er hatte noch nicht das Göttliche der Tugend so deutlich eingesehen, als es sein muſs wenn sie das Leben ununterbrochen

begleiten soll, weil er das Furchtbare, das Entsetzliche des Lasters noch nicht genug erprobt hatte. Wäre er älter geworden, wäre ihm die Nichtigkeit der Tyrannei und Alleinherrschaft aufgegangen, er wäre zur Tugend zurückgekehrt, und nie hätte dich Rom erzeugt, oder es hätte die Republik dich nie ertragen sondern gemordet.

Nero.

Mein guter Cato, ich will nicht mit dir bosshaft verfahren und gar deine moralische Angst dir eingiebt, dir aus der Hand nehmen und gleich einem Schwert gegen dich wenden. Ich will also z. B. nicht sagen: Cäsar sei doch so jung eben nicht ermordet worden, nicht dass es kein Verdienst sei die Tugend zu lieben, wenn das Laster keinen Genuss mehr bietet, und endlich auch nicht, dass nach diesen Grundsätzen der Weg zum Halbgott durch die gemeine Kraft und den Muth eines Catilina gehe, noch weniger, dass aus mir sehr viel habe werden können, wenn ich mich nicht ermordet, sondern das Glück mich begünstigt hätte, sondern nur das Eine möchte

ich dich fragen: Wie kommt deine tugendhafte Gesellschaft in Elysium, euer Tugendkränzchen möchte ich sie nennen, zu jenem ernsten Mann dahinten, der so tiefsinnig den Boden beschaut, es ist der erhabne und grofse Sylla. — —

Cato.

Ich kenne deine Art, Nero, das Heiligste und Edelste zu besudeln, deine Sophismen höre ich zum erstenmale. Meinst du durch einen leichten Spott, durch lächerlichen Schein mich zu berücken? Ich, der ich mein Leben dem Staat gewidmet, ich, der ich es ihm zuletzt geopfert, sollte mich durch eine glatte Zunge und eine künstliche Rede hinreifsen lassen, vermeinst du in deiner Blindheit? Ich soll hier, noch hier, hier in der Unterwelt wankend werden über mich selbst? Oder willst du durch das Dasein Syllas und Cäsars das deinige entschuldigen und rechtfertigen? Du irrst, jene Männer waren kräftige Naturen, sie irrten wenn sie Römer für Sklaven ansahen, die man ungestraft schlagen, tödten, mifshandeln könne, sie frevelten, wenn sie es

thaten, aber die Römer ihrer Zeit und der meinigen gaben Veranlassung zu dieser Behandlung, sie tragen den Fluch meines Todes und den Vorwurf der Sklaverei. Um ungestraft den Nacken dieser Nation stampfen zu dürfen, setzten sie ihr Leben, ihre Freiheit, ihren Nachruhm aufs Spiel; wage es nicht, frevelnder Jüngling, dich mit ihnen, ihre Kraft mit deiner Weichlichkeit, ihre Stärke mit deiner Sinnlichkeit und Schwelgerei zu messen. Sie waren Verirrungen, Rebellen, Tyrannen, aber was bist du? Durch eine schändliche Mutter, ohne Verdienst, zum Throne gelangt, hast du auf demselben gewüthet und hast ohne Kampf in schändlicher Trägheit denselben durch einen schimpflichen Tod geräumt. Mag daher Minos jenen das Thor Elysiums geöffnet haben, weil sie edle Naturen waren; dir feigherzigen Muttermörder, dir Künstlergeck, hätte er es verschliessen sollen.

Nero.

Wenn ich dich recht verstehe, ehrwürdiger Cato, so rückst du mir vor, dass ich

die Kunst liebte, eine Bildung, welche dir fremd blieb —

Cato.

Ja, weil mir die Weichlichkeit fremd blieb, weil ich an dem hüpfenden Gange von Sylben, oder an den kaum vernehmbaren Tönen der Leier keinen Gefallen fand, mich rührten nur grosse Dinge, nicht bei euren Tragödien weinte ich, nicht flossen meine Thränen, weil Oedipus verbannt ward, weil Antigone starb, nicht hat mich Philoktets Jammergeschrei bewegt, aber als Pompejus fiel, als Brutus das Schwert in die Brust stiefs, als Rom und die Welt jammerten, da habe ich meine Thränen diesen edlen Thränen beigemischt.

Nero.

Lafs uns nicht streiten wer Recht hat, du mit deiner Ansicht, ich mit der meinigen. Ich gebe dir zu, ich war ein schlechter Kaiser, ich war ein unmoralischer Mensch, aber was thut das —

Cato.

Nero, wäre hier nicht Elysium und es in diesen Hainen wie zu Rom gefährlich,

jemanden die Feindschaft ankündigen, so würde ich es thun, aber nicht mit einander zu sprechen, stumm vorbeizugehen, wie dort Griechen und Trojaner, wie hier Dido und Aeneas, dies kann mahl, und darum bitte ich dich. —

Nero.

Es sei. Doch nicht eher bis du mich angehört hast, dies sei meine letzte und erste Unterredung.

Cato.

Wohl, so rede, ich werde erwiedern, aber es sei das letztemal — sprich.

Nero.

Meine Schandthaten sind dir bekannt, ehrwürdiger Cato, ich habe meinen Lehrer umgebracht, den Britannicus, meinen Bruder, ermordet, meine Mutter umbringen lassen, sie entblößt betrachtet, den Burrhus getödtet, die Popäa umgebracht und noch eine große Menge anderer gemeiner und vornehmer Menschen, dabei habe ich viel verschwendet, habe Rom angesteckt, bin in Schauspielen aufgetreten, habe die Regierung verabsäumt, und bin mit einem

Wort ein recht ruchloser Bösewicht gewesen, wie man es zu nennen pflegt, und wie du in den Historikern das Breitere finden wirst.

Cato.

Nun, und weiter.

Nero.

Mein Unglück war, dafs ich Kaiser, nicht Schauspieldirektor, nicht Dichter war, und das hat das Schicksal, Jupiter, nicht ich zu verantworten. — Aus einem herrlichen Dichter ward ich ein mittelmäfsiger, aber Kaiser dabei, aus einem trefflichen Musiker und Sänger ein erträglicher, aber Kaiser dabei. Die Liebe zur Kunst, zum Idealischen behielt ich, in die Realität ward ich hineingerissen, und mir die Macht verliehen in der Wirklichkeit zu handthieren, und so dichtete ich in einem etwas grofsen und tragischen Sylbenmafse, in der Realität.

Cato.

Wie verstehe ich das?

Nero.

Ein Beispiel mag es dir erläutern. Denk dir Trojas Brand, denk dir die einstürzenden Häuser, die jammernden Weiber und

Kinder, das Geheul, der Lärm, der wilde Geschrei, du kannst es, aber es ist Bild, denke es dir im prächtigsten, täuschendsten Schauspiel dargestellt, es liegt der Wirklichkeit näher, aber es ist Bild, reineres vielleicht, aber dafür auch entfernteres. — Mich zog es hin die Wahrheit zu sehn, sichrer wie im Schauspiel die Verwüstung anzuschauen, alles Leiden mir recht nahe vor die Seele zu rücken und darüber zu [illegible] zündete ich Rom an und bewunderte es. — Wäre ich Schauspieldirektor gewesen, so würden ein Paar brennende Bretter mich befriedigt haben.

Cato.

Abscheulich.

Nero.

Ich liefs meine Mutter tödten, weil ich leben wollte, denn sie war mir gefährlich und trachtete nach meiner Krone. Ich beschaute ihren todten, nackten Körper mit Künstleraugen, ohne Lüsternheit, ohne Sinnlichkeit, für mich war es eine von ihrer Basis gestürzte Statue und nichts mehr. —

Cato.

Gräfslich.

Nero.

Dafs ich den nichtswürdigen Seneca, den kräftigen Burrhus tödten liefs, wirst du mir nicht verargen, beide waren schändliche Menschen, beide mir gefährlich, und wie sollte ich vor Menschen Achtung haben, welche einen Nichtswürdigen wie Seneca öffentlich bedauerten, blofs darum weil er das Talent hatte, moralische Epigrammen zu drechseln, und seine Schändlichkeiten mit einem einzigen Sittenspruch zu bedecken? Larven waren sie alle, und an meiner Stelle wären sie noch schändlicher verfahren.

Cato.

Und das entschuldigt dich wohl?

Nero.

Immer blieb mir die Sehnsucht nach der Kunst, nach dem Ideal; ich hätte als Privatmann es vielleicht erreicht, und meine Sehnsucht wäre gestillt worden, ich hätte vielleicht mein Leben mit einem mäfsigen Makel beschlossen, aber ich war Kaiser,

mein das Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit, und so kam ich zu dem schönen Ruhm in der Geschichte.

Cato.

Und hattest du Ungeheuer keine Kraft, dein Inneres anders zu lenken?

Nero.

Nein. Ein Donnerschlag kann nicht wie Flötengetön klingen, und die verstimmte Leier ist nicht für ihre Töne verantwortlich. Setze den ersten besten Comödianten auf einen Thron, und du wirst mich zum zweitenmale regieren sehen. Was bedauerte ich als ich starb? daß ein solcher Sänger untergehe. Was waren meine letzten Worte an den eindringenden Centurio? Ist das deine Treue? — So verachtete ich die Menschen und haßte sie, nur die ewig junge, grünende Kunst liebend.

Cato.

Aber deine Niedrigkeit, deine Feigheit, deine Verschwendung?

Nero.

Auch das letzte entsprang aus der Sehn-

sucht das Ideale durch meine Macht zu realisiren. Jedermann sollte nach meiner Meinung so prächtig, so schön, so lieblich wohnen wie ich. Wir thun der Natur schon damit einen Gefallen, dafs wir existiren, sollen wir ihr nun auch diese Existenz noch abquälen? Wäre ich Privatperson gewesen, so hätte ich bedeutende Schulden gemacht; Proconsul, so wäre ich *repetundarum* angeklagt; so aber war ich Kaiser, und nachdem ich des ganzen Reichs Schätze verschwendet und mir mein goldnes Haus erbaut hatte, fand ich erst, dafs ich wie ein Mensch wohnte.

Cato.

Und deine Feigheit?

Nero.

Ach lieber Cato, meine und deine Natur sträubt sich gegen den Tod, dir mufste erst Platon mit Räsonnement zu Hülfe kommen, mich erst die dringendste Noth quälen, ehe ich mich, ehe du dich hinrichtetest — ich sehe keinen grofsen Unterschied.

Cato.

Du wirst unverschämt.

Nero.

Was nennst du so? Weil dir das Gewissen schlief, weil du dich nicht so rein fühltest, als man dich, als du dich gern machen willst, heifsest du mich so. Glaubs mir, geliebter Cato, der reine, der ganz grofse Mensch hätte nach der Unsterblichkeit eben so wenig, als nach seiner Stimme gefragt, und wer im Tode nach irgend etwas anderm fragt, als eben nach ihm, wer sich nicht unbedingt hingiebt, wer da Stärkung braucht, bestehe sie worin sie wolle, selbst in der Unsterblichkeit, als einer Berauschung, der ist nicht rein.

Cato.

Und kann man sonst ruhig sterben?

Nero.

Man kann, und warum sollte man nicht? Was kann einem denn nach dem Tode begegnen, so grofses, so ungeheures? man befindet sich vielleicht nicht so bequem wie sonst, man bekommt die Acta diurna nicht regelmäfsig, und dergleichen mehr, aber dazu gewöhnt man sich bald.

Cato.

Du heultest ja aber und schriest beim Tode?

Nero.

Das gehört in der Regel mit zur Dekorazion. Wenn das Kind geboliren wird, so weint es, einige sollen auch lachen, aber sie sind rar. Wenn der Mensch sterben soll, so heult er und will leben, einige lachen, aber sie sind rar. Willst du aus dem eben gesagten ein Kompliment saugen, so thue es, ich meines Orts wollte mich nur entschuldigen.

Cato.

Wenn ich nicht irre, Nero, so willst du sagen: wir ständen gleich?

Nero.

Ziemlich hast du es, doch nicht ganz getroffen. Ich halte mich nämlich für viel besser als dich.

Cato.

Bin ich lächerlich, bin ich abscheulich, bin ich ein Künstlergeck?

Nero.

Ich will dir darauf dienen und Punkt

für Punkt, höre mir zu. Lächerlich? Ja. — Ich will dich hierbei nicht an manches erinnern, was die Nachwelt wohl auch erfahren wird, z. B. an die Frau Gemahlin und Schwester, — du möchtest mir sagen das sei falsch und du könnest nicht dafür u. s. w., sondern ich will gleich das Offenste und Bekannteste nehmen, dein Verhältniss zu Cäsar. Gieb mir zu, daß der Besiegte oder der Betrogne immer lächerlich bleibt, klage wie du willst über Pompejus, du mußt Cäsar beneiden, Kraft siegt, sie allein siegt, und sie allein ist die Gottheit, die wir verehren. Güte, sogenannte Moralität ohne Kraft, ist Speise ohne Salz, wir können uns allenfalls sättigen und zufrieden geben, aber mit Lust und Vergnügen essen kann man nicht. — So ungesalzen trittst du nun Anno 700 einher. Cäsar voll Muth, Kraft, Talent, Genie, Feuer, Geist, Leben, streckt die Hand nach der Krone aus, aber der Patriot aus dem ersten punischen Kriege hat gelernt ein König sei ein Tyrann, und sagt das Anno 700, er widersetzt sich ihm, der verrömerte in sei-

ner Meinung eingefrorne Patriot, und da er nicht weiter kann, so sticht er sich todt. Mit alle dem könnte man zufrieden sein, denn du warst nun einmal so, aber dafs die ganze Welt vor dir auf den Knieen liegen soll, ist zu viel prätendirt, und wenn es hübsch klingt, dafs Cäsar den ganzen Erdkreis, nur des Cato hohe Seele nicht bezwungen habe, und dafs den Göttern die siegende, dem Cato die besiegte Sache gefällt, so hübsch, dafs ich es möchte gesagt haben, so bedenke, dafs der sich selbst ersticht, dem Gegner wahrlich das Feld räumt, denn mehr kann er ja nicht prätendiren nächst dem Fufsfallen, und hättest du mehr Courage gehabt, so wärest du geflohen, oder dem Cäsar entgegen gegangen und kämpfend oder unter seinem Beile gestorben. — Du schweigst? Es wird dir nicht so recht wohl. — Also lächerlich. — Abscheulich, bewahre Gott, das bist du nicht; das ist meine Natur — aber langweilig, lieber Cato, langweilig bist du, abscheulich langweilig. Du kannst nicht dafür, das weifs ich wohl, es

liegt in eurer Familie, der Censor war es auch, ein Sittensprüchlein, ein Späßchen, wobei man sich zum Lachen zwingt, um nicht unhöflich zu sein, das ist so eure Art. Du bist sein Nachkomme, sein Ebenbild, im Grunde er selbst. Er trieb die Philosophen aus Rom, und lernte zuletzt selbst Griechisch; du wolltest die Tyrannei aus Rom treiben, und unterlagst eben auch zuletzt. Dagegen ich bin ein Zerstörer, Verwüster — der Armen, die mich so nennen! ich decomponirte blos ein wenig rasch einen verwesenden Stoff, freilich selbst verwesend und deswegen klagt ihr mich so an. Als ob ein Staat ewig hielte, als ob die Abscheulichkeit seiner Erscheinung in der Verwesung nicht Schritt hielte mit seiner Herrlichkeit in der Blüthe. Ach armer Cato, wenn man so in die Römerei eingefroren ist, wie du, so werden einem solche Betrachtungen freilich schwer, man sagt denn: Es läßt sich hören, aber es ist falsch, hat aber einen feinen Schein. Nicht wahr?

Cato.

Endige, Bösewicht!

Nero.

Der Künstlergeck war noch zurück; darauf ist aber schon früher geantwortet. Du warst nur, um dir das Höchste zuzugestehen, ein ehrbarer römischer Philister, ein sogenannter *vir gravis*. Nun ehrbar war ich nicht, ein Philister aber dafür auch nicht. Ich hing mich an die Kunst, an die ewige, unvergängliche, du an Rom und an eine durch die Zeit gerissene und verschlissene Staatsverfassung, nicht an die Idee, sondern an die Realität, an das Vergängliche, und so bist du denn mit vergangen, und hast den Verdruſs, gerade die um dich zu sehen, welche deine halbwahren Wörter halb moralisch bekämpfen. Du schweigst?

Cato.

Leb wohl, ich entferne mich aus deiner pesterfüllten Nähe, widerlegen mag ich dich nicht, aber ein innres, wahres Gefühl stöſst mich ab. Wo bleibt Tugend, wo die göttliche, wenn so gesprochen wird, auch fühlst du nicht so, das fühle ich. — Leb wohl,

zum Nachdenken, zum verstärkten Verabscheuen hast du mir Stoff gegeben.

Nero.

Noch eine kleine Geduld. Ich habe hier ein Gedicht gemacht in einem von mir erfundenen Sylbenmafs, das vortrefflich ist. Wenn meine Römer die Dichtart kennten, sie würden sie vergöttern, sie würde Mode werden und die Welt überschwemmen.

Cato.

Ich liebe keine Gedichte.

Nero.

Es ist ein kurzes Uebel, das meinige, vierzehn Zeilen.

Rund ist die Welt, was unten strebt nach oben,
Und was hoch steht, das pfleget oft zu nikken;
Drum mufs der Mensch in jede Zeit sich schicken,
Nicht jauchzen, jubeln, nicht unmuthig toben;
Doch steh' er auch nicht immer an dem Koben.
Er soll sich nähren, schauen, um sich blicken,
Natur, Kunst, Liebe, Staat, soll ihn entzükken;
So darf er sich, ihn müssen andre loben.

„Wär'n wir am Platz, wir wollten's anders zimmern."
So sprechen die historischen Philister.
Und gähnend gehen sie ins Tugendkränzchen.

Doch du, Natur, du lachst bei ihrem Wimmern,
Der hohe Mensch verachtet das Gefliester,
Und hängt satyrisch an das Hasenschwänzchen.

Fabio und Clara.

Eine Novelle

von

Rosa Maria.

Fabio und Clara.

Die Sonne neigte sich zu ihrem Untergang und beleuchtete mit ihren letzten Strahlen Don Fabio, einen edlen Ritter, welcher, in Träumereien versunken, auf der Landstrafse ritt, und die prächtige Hauptstadt Madrit vor sich sah, die er vor sechs Jahren verlassen hatte, um dem Ruf der Ehre zu folgen, welche ihn nach Flandern rief. Er hatte sich in vielen Schlachten und kleinen Gefechten rühmlichst ausgezeichnet, und glaubte der Lorbeeren genug errungen zu haben, um dem Zuge seines Herzens folgen zu dürfen, welches sich aus dem wilden und unstäten Leben des Krieges, voll Blut- und Greuelscenen, zurück nach der friedlichen Heimath, und den Annehmlichkeiten eines heitern Familienlebens sehnte. Ihm war jetzt gar wundersam zu Sinne, als er wieder die Hauptstadt

in der Ferne erblickte, die er voll schöner Hoffnungen verlassen hatte, und in die er nun wieder mit solchen ganz andrer Art, einzuziehen gedachte. Alles, die Gegend, Wege, Häuser und Bäume waren ihm noch so wohl bekannt, Erinnerungen, angenehme und unangenehme, reiheten sich aneinander, wovon bald diese Stelle, bald jenes Haus die Veranlassung war. Ihm zur Seite zeigte sich ein Kloster, dessen weiße Mauern schon von ferne die Blicke auf sich zogen, und das, von der Abendsonne beleuchtet, deren goldne Strahlen in den kleinen Scheiben der großen Kirchenfenster spielten, auch Don Fabios Augen auf sich zog. In demselben befand sich ein wunderthätiges Muttergottesbild, und Don Fabio erinnerte sich, daß es vor sechs Jahren, als er die Hauptstadt verlassen hatte, sein erstes gewesen war, Schutz und Heil zu seinem Unternehmen von ihm zu erflehen, wofür er sich, da ihm dieses in so reichlichem Maße geworden war, gedrungen fühlte nun der heiligen Jungfrau seinen Dank abzustatten. Er richtete seinen Weg

nach dem Kloster, und betrat mit frommer Rührung die Kapelle; er kniete vor den Alter der heiligen Mutter nieder, seine Gefühle lösten sich in ein brünstiges Dankgebet auf, er küfste die Stufen mit heifsen Thränen, indem er die Gnade und Macht der Himmlischen pries. Er stand auf und begab sich in einen Betstuhl um der Messe beizuwohnen, die in wenig Minuten ihren Anfang nehmen sollte, als eine Dame in seiner Nähe niederkniete, die seine Aufmerksamkeit in einem hohen Grade fesselte. Ihr Gesicht konnte er nicht sehen, da ein langer weifser Schleier dasselbe bedeckte; allein ihr schöner Wuchs, ihr Anstand, die schöne Form ihrer Glieder, überliefsen es der bildenden Fantasie sich ihr Gesicht in harmonischer Uebereinstimmung mit den übrigen Theilen zu denken, um in ihr die vollkommenste Schönheit zu erblicken, die je Dichter besungen und Mahler dargestellt haben. Auch Fabio konnte sie sich nicht anders denken, wenn seine Blicke auf dem lieblichen Gebilde verweilten, dessen Glieder von dem seidnen Gewande wie von

Wellen umwallt wurden. Sie hatte eine Duenna bei sich, welche durch ihre Ernsthaftigkeit und ihre besorglichen Blicke deutlich genug verrieth, dafs sie die Aufseherin dieses Juwels sei.

Da die Messe geendet war, standen beide Damen auf, und wollten sich entfernen, als Don Fabio bemerkte, dafs die jüngste der Damen ihren Rosenkranz hatte liegen lassen, er nahm ihn hurtig auf, trat ehrerbietig auf sie zu, und überreichte ihn ihr mit angenehmen und schmeichelhaften Worten, worauf die Dame ihm eben so verbindlich als zierlich für seine Aufmerksamkeit dankte, und sich entfernte. Hatte sich Don Fabio erst blofs in ihre Gestalt verliebt, um so mehr trug nun ihre Stimme, die ihm wie Musik klang, bei, diese Liebe zu vermehren. Eine heftige Unruhe, Ungeduld und Neugierde bemächtigte sich nun seiner, zu erfahren wer diese Dame sei. Er erkundigte sich und erhielt folgende Nachrichten. Sie war die Nichte eines sehr reichen Edelmanns, Namens Don Miguel, der vor einigen Wochen auf sein

Landschloſs ohnweit Madrit gezogen war, um sich dem Geräusche der Hauptstadt zu entziehen. Er sah wenig Leute bei sich, denn seine gröfste Sorgfalt bestand darin, seine Nichte Donna Clara zu bewachen, denn obgleich sie sich öffentlich selten zeigte, so hatte doch der Ruf ihrer Schönheit und Anmuth die ganze Stadt erfüllt, und was schönes, galantes und ausgezeichnetes an jungen Cavalieren in Madrit war, beeiferte sich ihr zu huldigen und Nachtmusiken zu bringen, und obgleich sie nie durch irgend ein Zeichen ihr Wohlgefallen zu erkennen gab, oder wie wohl zuweilen Damen zu thun pflegen, sich bedankte, vergieng doch kein Abend, dafs es nicht Romanzen, Madrigale und Sonette unter ihren Fenstern regnete. Da es aber ihrem Oheim sehr mifsfiel, sein Haus stets umlagert zu sehen, und er befürchten mufste, dafs es doch einmal einen ihrer Bewerber, trotz seiner Wachsamkeit gelingen möchte, heimlich in sein Haus und in Donna Clara's Herz einzudringen, beschlofs er die Hauptstadt auf einige Zeit zu verlassen.

und einen seiner Paläste auf dem Lande zu beziehen, daselbst wollte er seinen Sohn, der schon seit geraumer Zeit auf Reisen war, erwarten, um Clara mit ihm zu verbinden, deren versprochener Bräutigam er bereits hiefs, um den Hoffnungen aller andern Mitbewerber ein Ende zu machen.

Diese Nachrichten waren wohl nicht geeignet Don Fabio Muth und Lust zu geben, sein Abentheuer zu verfolgen; doch hatte seine Liebe schon den Grad der Heftigkeit erreicht, dafs er sich vornahm wenigstens zu versuchen, was Liebe, Treue und Ergebenheit über das Herz der Dame, und Muth, Gewandtheit und List, über die Wachsamkeit des Oheims und der Duenna vermöchten.

Ein Freund und Verwandter Don Fabios, welcher sich in diesem Kloster befand, lud ihn ein einige Zeit bei ihm daselbst zuzubringen, ein Vorschlag, in welchen Fabio von Herzen gern einwilligte, da er dadurch seiner Geliebten nahe blieb, und Gelegenheit hatte sie in der Kirche zu sehen, die sie fleifsig besuchte.

Sein einziges Bestreben ging nun dahin die Dame, die so wunderbar sein Herz ergriffen hatte, von Angesicht zu sehen, und ihr seine Wünsche und Gesinnungen bekannt zu machen; er sah sie noch mehrmals in der Kirche, aber immer von der Duenna begleitet, so dafs es ihm nicht möglich war Donna Clara auch nur einige Worte zu sagen, ohne dafs es aufgefallen wäre. Allein die Liebe findet allezeit Mittel und Wege, wenn sie auch alle abgeschnitten scheinen, sich in andern Zeichen, wenn nicht in Worten, auszudrücken. Fabio schrieb ein Sonett, und nahm dieses mit in die Kirche; er hatte bemerkt, dafs Donna Clara, bei Erhebung des Allerheiligsten, ihr Gebetbuch beiseite zu legen pflegte, alsobald nahm er diesen Augenblick wahr, und schob das Sonett verstohlener Weise hinein.

Clara nahm ihr Gebetbuch ohne etwas zu vermuthen, obgleich sie den jungen schönen Cavalier wohl bemerkt hatte, welcher sich immer in der Kirche in ihrer Nähe hielt, und als sie nach Hause kam, gab

wie es Ana, ihrer Dienerin, um es wegzulegen. Als diese es in die Hand bekam, fiel das Blatt heraus. Donna Clara glaubte, dafs es eines der Heiligenbilder sei, die sie darin liegen hatte, aber wie verwunderte sie sich, als ihr Ana das Blatt gab, und sie, statt des Angesichts einer heiligen Magdalena oder Kunigunde, folgende Worte fand:

O endlich mufs ich, süfse Heilige, wagen,
Und Furcht, mit unerbittlichem, kühn bezwingen,
Und sollt' ich keinen Mitleidsblick erringen,
Dir meine Leiden, meinen Schmerz zu sagen.

Den stummen Zeichen hab' ich aufgetragen
Dir Kunde meiner heifsen Gluten bringen;
O möcht' es ihr und meiner Treu gelingen,
Dafs ich nicht ewig hoffnungslos mufs klagen!

Du süfses Wesen, dem keins gleich erfunden,
O lasse mich in deinem Blick erkunden
Mein Unglück oder meine höchste Wonne!

Nicht stets verdunkelt in der Wolken Hülle
Zeigt sich die Sonn'; lächelnd in Glanzesfülle
Lafs denn mich schaun dich, eine andre Sonne!

Clara las dies Sonett verschiedene Male, und Ana, als ein erfahrnes und listiges Mädchen, bemerkte gleich was in ihrer Gebieterin vorging, fragte, forschte, und erfuhr gar bald von Donna Clara, die in Liebessachen noch neu, sich nicht zu verstellen wufste, ihre Vermuthungen und das Geständnifs, dafs sie Don Fabio gar nicht abgeneigt sei, und dafs seine Liebenswürdigkeit in ihren Augen seine Verwegenheit entschuldige, dafs sie ihm unmöglich zürnen könne, vielmehr die Gewandtheit bewundern müsse, mit welcher er das Sonett in ihr Gebetbuch geschoben habe, worauf Ana fröhlich ausrief: Danket Gott, Sennora, dafs der Himmel dies Blatt in meine Hände fallen liefs, nun wollen wir uns auch die Gelegenheit, einen Liebeshandel anzuspinnen, nicht entgehen lassen, mir wenigstens soll es die gröfste Freude machen euch beizustehen, und euern finstern Oheim und die verdrieſsliche Alte, ihrer Wachsamkeit zum Trotz, hintere Licht zu führen! — Jedoch konnte Donna Clara, die furchtsam war, sich trotz dieser Auf-

forderung, zu nichts entschliefsen, theils hielt sie der Gedanke ab, dafs sie ihres Vetters versprochene Braut sei, theils fürchtete sie die Strenge ihres Oheims, wenn dieser Liebeshandel zu seiner Kenntnifs käme, sie verbot also Ana ernsthaft, weder davon zu sprechen, noch sonst etwas in dieser Sache zu thun, worauf diese, freilich mit grofsem Unwillen, gehorchte.

Indessen war Clara nicht so ruhig, als sie in den Augen ihres Mädchens scheinen wollte, im Gegentheil, die Bewerbung dieses Jünglings, der sich durch eine schöne Gestalt, feine Sitten und Liebenswürdigkeit auszeichnete, hatte ihr Gemüth mit Unruhe, Sehnsucht und Unschlüssigkeit erfüllt; sie beschlofs die Kirche den folgenden Tag nicht zu besuchen, weil sie sich durch etwas zu verrathen fürchtete, und gab deswegen eine Unpäfslichkeit vor, an der niemand zweifelte, da ihre innre Unruhe sie wirklich in einen krankhaften Zustand versetzt hatte.

Fabio war indessen in der ängstlichsten Erwartung, welche Folgen seine Kühnheit

haben würde; er versäumte keine Messe, und gerieth in die äufserste Unruhe als er zwei Tage vergebens gehofft hatte, den Gegenstand seiner Liebe und Sehnsucht zu sehen. Er dachte sich allerlei Umstände, welche Donna Clara verhindern könnten die Kirche zu besuchen, und seine glühende aufgeregte Fantasie liefs ihn immer das Aergste ergreifen. Das Wahrscheinlichste und Schrecklichste schien ihm zu sein, dafs das Sonett in die Hände der Duenna, und durch diese in die Hände des Oheims gerathen sei, welches alle seine Bemühungen hätte vereiteln können.

Am Ende des dritten Tages hatte Fabio weder Ruhe noch Rast mehr, und schlich bei einbrechender Nacht, in einfacherer Kleidung als die seines Standes, ohne Begleitung zum Palast Don Miguels, um wo möglich einige Erkundigung einzuziehn. Lange war seine Bemühung vergebens, alle Thüren waren schon verschlossen, Laden und Jalousieen wohl zugemacht, nirgends Licht zu sehen; er setzte sich endlich auf eine steinerne Bank, welche vor dem Hause

angebracht war. Die Nacht war angenehm, und Don Fabio, der in diesem Augenblick zu nichts weniger als zum Schlafen geneigt war, stimmte, theils seinen Unmuth zu zerstreuen, theils, wenn es möglich wäre, seine Geliebte aufmerksam auf sich zu machen, seine Cither, und begleitete mit dem Instrument, welches er sehr fertig und mit grosser Zierlichkeit spielte, seine wohlklingende anmuthige Stimme.

Er hatte noch nicht ein Liedchen geendet, als unten ein Fenster geöffnet wurde; ein alter Diener des Hauses hatte die angenehmen Töne vernommen, und war begierig den Sänger zu sehen. Don Fabio ergriff die Gelegenheit, und fing an mit dem Alten zu schwätzen, der neugierig sich gern in ein Gespräch mit ihm einliess, und allerlei Fragen an Don Fabio that, die dieser folgendermafsen beantwortete:

Ich bin auf dem Wege nach Madrit begriffen, um zu meinem Vater, welcher Barbier daselbst ist, zurückzukehren; als ich heute Abend meiner Reisegesellschaft vorausging, um die Stadt eher zu erreichen,

gerieth ich auf den unrechten Weg, der mich hierher führte: ich bin der Gegend unkundig, und weiß keine Schenke, in welcher ich übernachten könnte, deswegen vergönnt mir, daß ich diese Nacht, die sehr lau und freundlich ist, vor euerm Hause, auf dieser Bank zubringen darf, morgen mit Tagesanbruch denke ich weiter zu gehen.

Der Alte konnte kein Mißtrauen in diese Worte setzen, und bat Don Fabio noch einige Lieder zu singen, vielleicht würde es auch die Nichte seines Herrn erfreuen, wenn sie noch wach sei, denn ihr Fenster wäre gerade über ihnen. Don Fabio ließ sich dies nicht zweimal sagen, der Gedanke von Donna Clara gehört zu werden, zuckte wie ein Blitzstrahl begeisternd durch seine Seele, er griff in die Saiten, und sang folgende Romanze:

Früh durch buntbeblümte Matten
Zog ich hin mit leichten Sinnen,
Ob unkundig auch des Weges,
Hofft mein Ziel doch zu gewinnen.

Wohl manch schöne Wunderbilder
Zogen auf sich meine Blicke,

Keines doch mich fesseln konnte —
Nur die Heimath sah ich winken.

Wenn auf unbekannten Wegen
Ich mich nicht zurecht konnt finden,
Durft ich nur den Himmel fragen
Traulich zu den Sternen blicken.

Innig sahn sie dann voll Liebe
Auf den stillen Wandrer nieder,
Der die Hoffnung und das Glück
Fand in ihren hellen Blicken.

Aber ach! zwei andre Sterne
Von viel hellerm Licht erschienen,
Die durch ihr allmächtig Funkeln
Den erstaunten Wandrer irrten;

Daſs er wunderbar befangen,
Nur nach ihnen jetzt muſs blicken,
Und die andern ihm verschwanden,
Die noch sonst am blauen Himmel.

Immer folgend ihren Strahlen,
Die durch leichten Nebel blitzen,
Ist die Heimath bald verschwunden,
Andres jetzt die Wünsche zielen.

Weh! ihr beiden Augensterne
Meiner Herrin, die wie Blitze
Durch den Flor des Schleiers strahlet
Seid es, die mich also irren.

Nicht lange währte es, so wurde oben leise ein Jalousieladen geöffnet, Donna Clara und Ana standen dahinter, und lauschten den lieblichen Klängen, die bald stark ergreifend zu ihnen hinaufdrangen, bald in leisen Tönen sich unten zu verlieren schienen. Clara erkannte gar bald ihren Geliebten, und trat, um sich besser an seinem Gesang zu ergötzen, auf den Balkon, und hingerissen von den anmuthigen Tönen, die ihre Liebe mächtig aufregten, brach sie einen Zweig duftender Orangenblüthe von einem der Blumentöpfe, die den Balkon zierten, und warf ihn hinunter; er fiel zu Don Fabios Füfsen nieder, der dieses Zeichen des Danks und des Wohlgefallens seiner Dame mit gröfserm Entzücken aufhob, als wenn es eine Krone gewesen wäre.

Indessen hatte Marko, der alte Diener, welcher Wohlgefallen an dem Jünglinge fand, bei sich überlegt, wie er dem angenehmen Sänger ein bequemeres Nachtlager, als die steinerne Bank, verschaffen könnte, und erbot sich Fabio'n ein Lager in seiner

Kammer zu bereiten, welcher dieser mit Freuden annahm und den Zufall segnete, der seine Liebe so begünstigte, und ihn seiner Geliebten so nahe brachte. Leise lief Marko ihn ein, und nahm ihn mit auf seine Kammer.

Don Fabio war viel zu sehr mit seiner Liebe beschäftigt um einschlafen zu können, der Morgen fand ihn noch wach, obgleich er die Augen fest zudrückte und sich schlafend stellte, als Marko aufstand, der ihn nicht störte sondern ihn seinem anscheinenden Schlummer überliefs. Kaum sah sich Fabio allein, als er hurtig aufstand und an ein Fenster trat, welches die Aussicht in den Garten hatte, wie wurde er überrascht, als er Donna Clara erblickte, die mit ihrem Oheim im Garten lustwandelte. Alle Bilder, die er sich von ihrer Schönheit gemacht hatte, wurden bei weitem übertroffen. Von der Morgensonne bestrahlt, wandelte sie in jungfräulicher Schönheit, ein Blumenkörbchen in der Hand tragend, wie eine mit den Reizen der Liebesgöttin geschmückte Aurora; mit ihren goldnen

Locken, die kein Schleier den bezauberten Blicken Don Fabios entzog, und mit ihrem Gewande spielten leichte Morgenlüfte. Fabio war versunken in dem Anschaun dieser himmlischen Gestalt, tief in sich selbst verloren, und kam erst wieder zu sich, als sie schon einige Zeit hinter Orangen- und Granatbäumen verschwunden war. Ohne zu bedenken was daraus entstehen könne, schlich Fabio leise aus der Kammer, die Treppe hinauf, und in Clara's Gemach; niemand befand sich darin, ihre Laute lag auf einem grünseidenen Ruhebette, auf der Staffelei stand ein angefangnes Bild der heiligen Mutter mit dem Christuskinde, Pallette und Pinsel lagen daneben, einige Kleider lagen umher, auf dem Tische der Schleier, welcher ihm ihr reizendes Antlitz so lange entzogen hatte. Wunderbar ward er bewegt bei dem Anblick aller dieser Gegenstände, die Kunde von der täglichen Beschäftigung seiner Geliebten gaben. Zu den Tönen dieser Laute sang sie was sie im innersten Herzen bewahrte, und die Sprache der Poesie war ihr willkom-

mene Botin, diese Gefühle in Worten auszusprechen, auf dem Bilde der heiligen Jungfrau werden oft ihre Blicke ruhn, wenn ihr Herz von Andacht entzündet, Gebete zu der im Himmel sendet, sanft werden diese Gewänder sich an die schönen Glieder schmiegen, und dieser Schleier — wie gern hätte ihn Fabio entwendet, um ihn als ein Andenken mitzunehmen, doch das Eigenthum der Geliebten war ihm zu heilig, er begnügte sich seine Gedanken in folgendem Sonett auf ein Blatt Papier zu schreiben:

Welch hohes Loos ist dir, du Flor, gefallen!
Auf weichen seidnen Locken darfst du liegen,
Vertraulich dich um Hals und Busen schmiegen,
Bald um den Nacken, um die Schultern wallen.

Doch welcher Flor verbärge wohl vor allen
Die Strahlen, die den Augen rasch entfliegen,
Die zaubrisch auch den freisten Sinn besiegen,
Und mich auf ewig machten zum Vasallen;

Die mir im innersten bewegten Herzen
Entzündeten ein glühend Liebesfeuer,
Dafs Nacht und Tag mich Freud' und Ruhe meiden.

Ach! seit durchdrungen mich der Liebe Schmerzen,
Und ich erblickt die Herrin ohne Schleier,
Mufs ich ohn Unterlafs dich Schleier neiden!

Dieses Sonett legte Fabio auf den Schleier, und als er jemand nahen hörte, versteckte er sich hurtig hinter einen der Fenstervorhänge. Donna Clara kam herein, ihre Augen fielen auf den Schleier, und fanden das Sonett, höchst verwundert solcherlei an diesem Orte zu finden, und sie sagte, als sie es gelesen hatte, überlaut zu sich selbst: O warum darf ich dir, edler Jüngling, deine Liebe nicht nach Verdienst lohnen, wie mein Herz es eifrig wünschet.'

Kaum hatte Fabio diese Worte vernommen, als er hinter den seidenen Gewölken der Fenstervorhänge hervor, und zu Clara's Füfsen, mit den Worten, stürzte: O Sennora! wenn ihr diese gütige Gesinnung für mich heget, werdet ihr meiner Liebe

verzeihen, die mich bis in euer Gemach dringen liefs, wo mir ein Himmel von schönen Hoffnungen durch eure Worte ist eröffnet wurde, lafst sie mich noch einmal hören, diese süfsen Worte, auf dafs ich meines Glückes überzeugt werde, welches mir wie ein Traum erscheint!

Clara war überrascht, erschrocken und erstaunt, und in diesem Augenblick nicht im Stande das Gefühl ihres Herzens zu verbergen, das laut für Don Fabio seine Stimme erhob, und kein Wunder, dafs Clara nur einzig diese Stimme hörte, und die verlangten Worte wiederholte, und noch manches andre Liebeswort hinzufügte. Sie machte ihn auch endlich mit den Schwierigkeiten bekannt, die ihrer Liebe entgegen standen, dafs ihr Oheim sie nämlich seinem Sohne zur Gemahlin bestimmte, welcher ehester Tage erwartet würde um diese Verbindung zu vollziehen. Allein Fabio, dessen Liebe alle Hindernisse leicht zu besiegen glaubte, überwand bald ihre Besorgnisse durch den Strom seiner Beredsamkeit, und nöthigte ihr das Versprechen

ob sich der Heirath mit ihrem Vetter, so viel in ihren Kräften stünde, zu widersetzen.

Sie würden noch mancherlei von süßer Liebe geredet haben, wenn sie nicht von Ana wären unterbrochen worden, die höchst verwundert über diesen Besuch war, und nun mit in den Liebeshandel gezogen wurde, damit man sich Raths bei ihr erholte, wie man sich öfters sehen und sprechen könne. Ana wußte nach Zolemit bald die Gelegenheit zu veranstalten und zu finden, und sich einen Schlüssel zu einen kleinen Pförtchen zu verschaffen, welches sich in der Gartenmauer befand; wenn nun alles im Hause zur Ruhe war, begaben sich Clara und Ana in den Garten, wo Fabio ihrer wartete.

Einige Wochen trieben sie dies so alle Abend, und genossen des Glücks einer gegenseitigen Liebe in ihrer höchsten Reinheit. Ja, sie waren zu glücklich, als daß dies Glück hätte Bestand haben können.

Don Miguel konnte eines Nachts nicht schlafen, er stand auf und öffnete ein Fen-

ster. Die Nacht war lau, Blumen hatten die Luft mit süssem Wohlgeruch erfüllt, leise Lüfte spielten in den Wipfeln der Bäume, und die Schönheit und Milde dieser Nacht lud Don Miguel ein, einen Spaziergang im Garten zu machen. Er ging in den weiten Gängen auf und nieder, und als er ziemlich entfernt von seinem Hause war, merkte er, dafs einige Regentropfen fielen; er verdoppelte seine Schritte um einen nahgelegenen Pavillon zu erreichen, sich darin vor dem immer stärker werdenden Regen zu bergen. Er mochte da kaum einige Minuten gewesen sein, als er Stimmen vernahm, und bald deutlich Claras und eines Mannes Stimme unterschied; sie kamen ihm immer näher, um gleichfalls Schutz vor dem Regen in dem Pavillon zu suchen. Don Miguel drückte sich in eine Ecke, und lauschte still und erstaunt ihren Reden.

Er hörte, dafs von einer Flucht die Rede sei, welche Donna Clara mit ihrem Geliebten veranstalten wollte, um den Bewerbungen Don Juans, ihres Vetters, zu

entgehen, welcher nun bald eintreffen sollte. Er mußte ihre zärtlichen Liebesreden anhören, und durfte es nicht wagen, unbewaffnet, wie er war, hervor zu treten; er hielt seinen Grimm und seine Wuth still in sich verschlossen, schwur aber die heftigste Rache, als er sie wieder Abrede auf eine Zusammenkunft am folgenden Abend nehmen hörte. Unterdessen hatte es aufgehört zu regnen, schon begann der Morgen zu dämmern, und die Liebenden schieden mit zärtlichen Liebkosungen von einander, ihr nahendes Unglück nicht ahndend. Clara und Ana schlüpften ins Haus und Don Fabio nahm seinen Weg durch das kleine Pförtchen.

Der folgende Abend erschien. O verhängnißvoller Abend, wärst du nie erschienen! Waren die Tropfen, die in vergangener Nacht fielen, Vorbedeutung der bittern Thränen, die du zwei schönen Augen bringen würdest? — Zur abgeredeten Stunde schlichen Clara und Ana in den Garten, es sollte die letzte ihrer nächtlichen Zusammenkünfte sein, und alles über die Flucht

bestimmt abgeredet werden. Die Nacht war sehr dunkel, alles still, die Luft schwer und drückend; bang und furchtsam wanden sie sich durch die Gebüsche, finstre Ahndungen stiegen in Claras Seele auf, so wunderbar war ihr Sinn nie von Furcht und Grauß befangen gewesen, welches sich noch vermehrte, als durch die Stille plötzlich das schauerliche Geschrei einer Nachteule scholl. Wehe mir! flüsterte Clara, dieser Unglücksvogel deutet uns nichts Gutes. Plötzlich vernahmen sie das Geklirr von Waffen, und unterschieden in der Dunkelheit mehrere Leute, die einen Mann hart bedrängten, der sich aber noch tapfer hielt, und welchen Clara bald für Don Fabio erkannte. Sie stürzte mit einem Angstgeschrei zwischen die Streitenden, allein man achtete ihrer nicht, und drang nur heftiger auf Don Fabio ein, welcher endlich der Uebermacht erlag, und unter vielen Streichen zu Boden sank. Man hielt ihn für todt, und Don Miguel befahl seinen Leuten, ihn über die Gartenmauer zu werfen, welches auch geschah, ohne daſs man sich weiter um ihn

kümmerte. Donna Clara aber, welche ohnmächtig auf der Erde lag, wurde nach Hause gebracht, und erst nach vielen angewandten Mitteln wieder ins Leben zurückgerufen; die blutige Scene hatte so heftig auf sie gewirkt, dafs sie ein hitziges Fieber bekam, welches sie dem Tode nahe brachte; durch Hülfe mehrerer geschickter Aerzte ward sie zwar einigermafsen wieder hergestellt, allein eine tiefe Schwermuth schien sich gänzlich ihrer Seele bemächtigt zu haben. Ihr Zustand schützte sie gegen den Zorn ihres Oheims, man liefs sie durch nichts Strafe empfinden, als dafs man sie aufmerksamer bewachte, und Ana mit vielen Mifshandlungen aus dem Hause jagte.

Clara glaubte ihren Geliebten todt; allen Reitz schien das Leben für sie verloren zu haben, sie hoffte nicht, dafs es ihr jemals wieder Freude bieten würde, deswegen wollte sie ihre übrige Lebenszeit in einem Kloster zubringen, dem Zufluchtsorte manches gedrückten Herzens, dem die Welt das nicht gegeben hatte, was es mit Sehnsucht umfafste, oder ihm genommen hatte,

was einzig dem Leben hätte Bedeutung geben können; allein ihr Oheim widersetzte sich thätig diesem Vorhaben, und schrieb seinem Sohn, welcher noch immer seine Ankunft verzögerte, eilig zu kommen, wenn er sich in Besitz einer schönen, reichen und liebenswürdigen Gemahlin setzen wolle.

Don Juan kam an; er war ein schöner Jüngling, der gewandt genug war, um in den Augen einer Dame liebenswürdig zu erscheinen, und Verstand genug besaß, seine Fehler geschickt zu verbergen. Ohne Donna Clara zu lieben, fand er doch eine Verbindung mit ihr wünschenswerth und vortheilhaft, da er ehrsüchtig und eitel, dabei habsüchtig war, und sowohl ihr Vermögen, als auch das Aufsehen, welches er mit einer schönen und geistreichen Gemahlin erregen würde, in Betracht zog. Er fing an sich eifrig um Clara zu bewerben, ihr Oheim bestürmte sie von seiner Seite mit Bitten und Vorstellungen, und Vater und Sohn boten alles auf, ihre Einwilligung zu ihrer Vermählung zu erhalten. Lange widerstand sie, und blieb ihrem

Entschluſs, den Freuden dieser Welt in einem Kloster zu entsagen, getreu, bis sie endlich, der Bewerbungen und beständigen Bestürmungen Don Juans und Don Miguels überdrüſsig, mehr unwillig ihre Einwilligung gab. Kaum war ihr dies Ja nach langer Bemühung entrissen, als man auch schon mit der Vermählung eilte, und in kurzer Zeit ward sie Don Juans Gattin.

Doch wenden wir uns zu Don Fabio, den wir halb todt verlassen haben. Er war, als er über die Gartenmauer geworfen wurde, in einen Graben gefallen, woselbst er wahrscheinlich gestorben wäre, wenn nicht gegen Morgen einen Wanderer sein Weg da vorbei geführt hätte, der den Unglücklichen da liegen sah, und ihn in seinem Blute ohne das geringste Lebenszeichen fand, so daſs er ihn für todt hielt, und den Vorfall im nahgelegenen Kloster meldete; da man Don Fabio daselbst vermiſste, so eilten alsobald einige Brüder dahin, die ihn nach ihrem Kloster brachten, und, als sie seinen Zustand untersuchten, fanden, daſs noch Leben in ihm sei; man wandte

alle mögliche Mittel zu seiner Wiederherstellung an; seine Wunden waren zwar nicht tödtlich, aber sehr gefährlich und warfen ihn auf ein langes Krankenlager, wo er die gröfsten Schmerzen sowohl des Leibes als der Seele litt, der Verzweiflung oft nahe war, oder mehrentheils in gänzlicher Bewufstlosigkeit lag. Als endlich seine Besserung wieder heran nahete, und die Kraft seines Geistes sich wieder zu sammeln begann, liefs er sich nach Clara erkundigen, und wollte ihr Nachricht von sich geben lassen, allein er erfuhr nichts von ihr, als dafs sie strenge bewacht würde, und es unmöglich sei, zu ihr zu dringen. Als er hergestellt war, wollte er selbst Erkundigung von ihr einziehen, und vernahm zu seiner gröfsten Bestürzung, dafs sie vermählt und mit ihrem Gemahl nach der Hauptstadt gezogen sei. Diese Nachricht war für Fabio ein Donnerschlag, es fehlte nicht viel, so hätte er seinem Dasein in Verzweiflung ein Ende gemacht, doch die guten Mönche in dem Kloster boten alles auf, ihn durch Trostgründe der Religion

und durch fromme Ermahnungen von diesem unseligen Vorhaben, für Leib und Seele gleich verderblich, abzuziehen, welches ihnen in soweit gelang, dafs Fabio den Entschlufs faßte, sich den Tod nicht selbst zu geben, sondern ihn auf dem Bette der Ehre zu suchen, zu welchem Ende er Spanien aufs neue verliefs, und in den Krieg zurück kehrte.

Don Juan war mit seiner Gemahlin nach Madrit gezogen, und fand eine grofse Freude darin, sich überall öffentlich mit ihr zu zeigen und zu brüsten. So lästig dies auch Clara wurde, die in ruhiger Stille am glücklichsten war, wo sie den vermeinten Tod ihres Geliebten ungestört betrauern konnte, so fügte sie sich doch stets den Wünschen ihres Gemahls, um ihm durch Gefälligkeit zu ersetzen, was sie ihm nicht an Liebe geben konnte. Don Juans Haus wurde bald der Sammelplatz des vornehmsten Adels, und alles, was Ausgezeichnetes an Cavalieren, und Prächtiges und Liebenswürdiges an Damen in Madrit war, befand sich wohl und gern in einem Hause,

wo die Wirthin so liebenswürdig und schön, der Wirth so zuvorkommend, artig und galant war.

Unter den Edelleuten, die Don Juans Haus besuchten, war auch Don Enriko, ein reicher junger Edelmann mit einer schönen Gestalt, aber gemeinen Sitten und tückischem bösartigen Karakter. Dieser wagte es, seine Augen auf Clara zu richten, und in sündlicher Liebe zu entbrennen. Er versuchte alles, was ein listiger Verführer nur aufbieten kann, um die Liebe eines Weibes zu gewinnen; allein er machte sich bald durch seine Frechheit und Zudringlichkeit bei Clara verächtlich, die ihm sein Beginnen ernstlich verwies, und, als dies nichts half, ihn bedrohete, ihren Gemahl von seiner Zudringlichkeit zu unterrichten. Da Don Juan als ein heftiger Mann bekannt war, der im Punkt der Ehre keinen Scherz verstand, auch in den Waffen sehr geübt war, so schützte diese Drohung sie vor Don Enrikos Bewerbungen, aber nicht vor seiner Rache. Er glaubte bemerkt zu haben, daß Donna Clara einen jungen Ca-

valier, Namens Don Manuel, welcher gleichfalls Don Juans Haus besuchte, besonders auszeichnete, und vertraulicher und freundlicher gegen diesen war, als gegen ihn und andre, und hierauf gründete er seine Rache.

Er hatte sich freilich nicht geirrt. Clara und Don Manuel hatten eine Heimlichkeit zusammen, aber damit hatte es folgende Bewandnifs. Clara hatte eine Freundin, welche Nise hiefs, und die von ihrem Vormund äufserst strenge, ja beinahe sklavisch behandelt wurde; mit dieser war Don Manuel heimlich verheirathet, und da Clara, als die Vertraute dieses Geheimnisses, zuweilen Zusammenkünfte zwischen ihrer Freundin Nise und Don Manuel begünstigte, so brachte dies sie mit letzterem in nähere Verbindung, welches Don Enrikos Augen nicht entging, der jedoch den wahren Zusammenhang nicht einsehen konnte.

Um diese Zeit überkam Don Juan einige Geschäfte, die ihn nöthigten, eine Reise von einigen Wochen zu machen. Donna Clara erklärte, dafs sie während

der Abwesenheit ihres Gemahls keinem Festen beiwohnen, und keine Gesellschaften besuchen würde, und bat sich Donna Nise von ihrem Vormund zur Gesellschaft aus; welches dieser, nach dem Versprechen, dafs sie eingezogen und still leben würde, bewilligte. Allein sie glaubte, dafs sie, ohne ihr Versprechen zu verletzen, die Besuche Don Manuels wohl annehmen dürfe; und dieser schlich, voll Freude, seine geliebte Nise so oft sehen zu können, bei einbrechender Dunkelheit in Clara's Haus, und blieb da die Abende bis spät in die Nacht. Donna Clara begünstigte diese Zusammenkünfte, ohne zu ahnden, was daraus entstehen würde.

Don Enriko war nicht müfsig; er legte sich darauf, Clara's Betragen sorgfältig auszukundschaften, und machte gar bald die Entdeckung von Don Manuels nächtlichen Besuchen, ohne im mindesten zu glauben, dafs sie Nisen gölten. Seinem bösen Herzen war diese Entdeckung willkommen, da sie seiner Rachgierde ein befriedigendes Mittel werden konnte; er schrieb mit ver-

stellter Hand und ohne Namensunterschrift folgenden Brief an Don Juan:

Sennor!

Ihr habt sehr unrecht gethan, Eure Ehre, während Ihr abwesend seid, in der alleinigen Verwahrsam einer Frau zu lassen; der Erfolg zeigt, wie wenig sie mit einem so leicht verletzlichen Dinge zu schalten weifs, oder auch mag. Des Tags scheint sie Euch entbehren zu können, aber Nachts sucht sie Euch durch Don Manuel zu ersetzen, der sich am frühesten Morgen wieder wegschleicht. Macht von dieser Nachricht welchen Gebrauch Ihr wollt, Sennor, und überzeugt Euch mit eigenen Augen, wenn Ihr nicht glauben wollt

einem Freund.

Dieser Brief verfehlte seine Wirkung nicht; Don Juan gerieth aufser sich vor Eifersucht, warf sich in der ersten Wuth auf sein Pferd, und kam noch vor Abend in Madrit an. Seine Hitze hatte sich unter-

dessen abgekühlt, und seiner Eifersucht Platz gemacht, die ihm die Möglichkeit zeigte, dass ein boshafter Verläumder die Unschuld und Tugend seiner Gemahlin könne angreifen wollen, er beschloss, vorsichtig und behutsam zu Werke zu gehen. Als es ganz dunkel war, begab er sich in die Strasse, in welcher sein Haus befindlich war, und stellte sich gegenüber auf die Lauer. Er sah wirklich einen Mann in sein Haus schleichen, hinter welchem die Hausthüre schnell zugemacht wurde. Er sah Licht in dem Zimmer seiner Gemahlin; Eifersucht und Grimm bemächtigte sich seiner aufs neue; er fing an heftig an die Hausthüre zu klopfen. Dies ungestüme Klopfen setzte Clara und Nise in Furcht und Schrekken, sie glaubten, dass es der letzteren Vormund sei, der etwas gemerkt habe, denn Don Juan erwartete man noch nicht zurück, und sie liessen also hurtig Don Manuel zu einer Hinterthüre hinaus, worauf Nise in ihr Schlafgemach eilte, und Clara dem ungestüm Klopfenden aufmachen liess, allein nicht wenig über die unvermuthete

Ankunft ihres Gemahls verwundert, ihn jedoch mit Freuden empfangend, verlachte sie heimlich ihre Furcht. Don Juan vermochte genug über sich, um sie seine Eifersucht nicht eher merken zu lassen, bis er sich völlig überzeugende Beweise ihrer Untreue verschafft habe. Er führte die vorige Lebensweise in seinem Hause wieder ein, hatte aber sorgfältige Acht auf seine Gemahlin, deren Schritte und kleinsten Handlungen er sorgfältig ausspähete. Donna Clara war zu verständig, um die Eifersucht und das Beginnen ihres Gemahls nicht zu merken, ohne dafs sie indefs den Ursprung davon vermuthen konnte; sie hütete sich also sorgfältig, ihrem Gemahl in etwas Anlafs zum Verdacht zu geben, und wachte mit grofser Klugheit über ihr Betragen, so dafs Don Juan sehr geneigt war, seine Gemahlin für unschuldig und treu zu halten, wenn nicht ein unglücklicher Zufall diese Meinung vernichtet hätte.

Eines Abends, als Don Manuel sich nach Hause begeben wollte, wurde er ohnweit Don Juans Hauses von vier Spitzbuben an-

gegriffen. Er setzte sich tapfer zur Wehre, allein er würde doch der Uebermacht haben erliegen müssen, da er bereits stark verwundet war, wenn ihm nicht ein unbekannter Cavalier zu Hülfe gekommen wäre, welcher durch seine Tapferkeit und Unerschrockenheit die Räuber in die Flucht schlug. Don Manuel war jedoch so heftig verwundet, dafs er kaum fortkommen konnte, und den Unbekannten bat, ihn zur nahgelegenen Wohnung seines Freundes zu geleiten, welcher Bitte sich dieser mit der gröfsten Bereitwilligkeit willfährig erzeigte. Sie kamen in Don Juans Hause an, wo gleich alle Diener des Hauses sich um ihn versammelten, ihm alle mögliche Hülfe zu leisten; auch Don Juan und Clara kamen herzu, als sie den Unfall Don Manuels vernahmen; und als Donna Clara des Fremden, von welchem Don Manuel gehalten wurde, ansichtig ward, fiel sie in eine heftige Ohnmacht. Die Umstehenden schrieben dies dem Widerwillen zu, welcher viele Damen ergreift, wenn sie Blut sehen, Don Juan aber war sehr geneigt,

eine zärtliche allzu nahe Anhänglichkeit an Don Manuel darin zu finden, worüber seine Eifersucht, um einen hohen Grad vermehrt, wieder ihre Stelle einnahm.

Allein Claras Ohnmacht hatte eine ganz andere Ursache: der Fremde war niemand anders als Don Fabio, welcher aufs neue in sein Vaterland zurück gekehrt war, und welchen Clara auf den ersten Blick als ihren einzigen todtgeglaubten Geliebten erkannt hatte. Auch er hatte sie erkannt, allein in der allgemeinen Bestürzung und Beschäftigung, worin alle waren, gab niemand auf ihn Acht. Man brachte Don Manuel, nachdem man seine Wunden verbunden hatte, nach Hause, und Clara auf ihr Bette, die, den bittersten Schmerzen hingegeben, in eine langwierige Krankheit verfiel. Nur Nise, ihre geliebte Nise, war die Vertraute ihrer wahren Leiden und ihres Kummers, sie pflegte sie und wich selten von ihrem Lager. Don Manuels Wunden waren bald wieder geheilt, und er besuchte Clara um so mehr, da er seine geliebte Nise dort fand. Don Fabio, welcher un-

terdessen sein vertrauter Freund geworden war, wollte Madrit wieder verlassen, und liefs Clara durch Don Manuel bitten, ihm zu vergönnen, dafs er sie noch einmal sehen dürfe, um Abschied von ihr zu nehmen, welches sie ihm aber nicht gestatten wollte, sondern ihm deswegen folgenden Brief schrieb:

Sennor!

Ich empfehle Euch dem besondern Schutz der heiligen Jungfrau, die es mir verzeihen möge, dafs ich einst von ihrem Altar meine Blicke von ihr weg zu Euch richtete. Ich büfse es hart genug in allen den Hindernissen, die von je her meiner heifsen Liebe entgegen standen. — Dringet nicht darauf, Geliebter, mich noch heute Abend zu sehen, denn es würde meine Leiden nur vermehren, und das Feuer meiner Liebe, das mich verzehrt, noch heftiger entzünden, und meinen Tod, der wahrscheinlich nicht mehr fern ist, eher herbei führen. Bestehet ihr aber darauf, so werde ich es Euch verstatten, und sollte es mir auch das Leben kosten,

als die letzte Gunst, die Euch meine Liebe, in diesem Leben, noch gewähren kann. Zum Andenken sende ich Euch meinen Schleier; es ist derselbe, den ich hatte, als Ihr mich zuerst erblicktet, durch den so manches Mal meine Blicke drangen, um Euch zu suchen, und der mit dem zärtlichen Sonett, welches Ihr einst auf ihn schriebt, und das in meinem Gedächtnifs ewig stehen wird, wie ein Heiligthum bei meinem köstlichsten Schmuck verwahrt lag. Im Kleinen giebt die Liebe oft Grofses; möge er Euch ein Beweis sein der ewigen Liebe Eurer

sterbenden Clara.

Diesen Brief, auf welchem sich weiter keine Aufschrift befand, wickelte Clara in ihren Schleier, und gab ihn einem Diener, um ihn Don Manuel zu bringen, der ihn an Don Fabio würde gelangen lassen. Auf der Treppe begegnete der Diener seinem Herrn Don Juan, welcher ihn fragte, wo er hin wolle? worauf der Diener ihm antwortete: er habe etwas von seiner Gebieterin an Don Manuel zu bringen. Don Juan

liefs sich, vom heftigsten Argwohn ergriffen, das Päckchen geben, öffnete es, und las den Brief, den er an Don Manuel geschrieben glaubte. Nun erreichte seine Wuth den höchsten Grad, er sah in Claras Brief den überzeugendsten Beweis ihrer Untreue, und rannte, in der heftigen Aufwallung seines Zorns, wie ein Wahnsinniger in Donna Claras Gemach, die nach vielen schlaflosen Nächten in einen leichten Schlummer gefallen war, weswegen sich ihre Wärterinnen entfernt hatten. Don Juan fiel mit der unbarmherzigsten Grausamkeit über die Unglückliche her, rifs sie mit vielen Schmähungen aus dem Bette auf die Erde, wand den Schleier zum Strick, und schlang ihn um Claras wunderschönen Hals, und erwürgte das unglückselige Weib. Er liefs sie auf der Erde liegen, und sagte zu ihren Dienerinnen, man solle seine Gemahlin nicht stören, und niemand eher in ihr Gemach gehen, bis sie rufe, oder die Klingel ziehe, worauf er aus dem Hause ging, um Don Manuel aufzusuchen, dem er ebenfalls den Tod geschworen hatte. Jedoch kam Claras Die-

nerinnen der Gemüthszustand Don Juans, dessen Heftigkeit er nicht ganz verbergen konnte, verdächtig vor, und eine davon blickte durch das Schlüsselloch, und sah Donna Clara auf der Erde liegen; erschrocken rief sie die andern herzu, die, als sie ihre Gebieterin erdrosselt fanden, ein fürchterliches Geheul und Wehklagen über diese Mordthat erhoben, wovon bald das ganze Haus erfüllt war. Der Lärm verbreitete sich in der Nachbarschaft, und viele Leute waren um Don Juans Haus versammelt, als der Corregidor da vorbei kam und sich nach der Ursache des Auflaufs erkundigte, und als er die tragische Geschichte vernommen hatte, schickte er gleich einige Leute ab, um Don Juan aufzusuchen. Dieser war eifrig bemüht, Don Manuel zu suchen, welcher ihm unglücklicherweise auf der Strafse begegnete, und wüthend von ihm angefallen wurde. Don Manuel vertheidigte sich, so viel es der Ungestüm seines Gegners, den er sich auf keine Weise erklären konnte, zuliefs, als die abgeschickte Wache des Corregidors ankam, und den Kampf mit Gewalt hemm-

te, und Don Juan, den man für wahnsinnig hielt, in Verhaft nahm. Da er sich von der Wache umgeben sah, und in diesem Augenblick vielleicht der Spruch eines Richters in furchtbarer Gestalt vor ihn trat, so kehrte er die Spitze seines Degens gegen sich selbst, und rannte sie sich durch den Leib, daſs er im Kreis, den die Wache und herbeigelaufenes Volk um ihn zog, todt zu Boden stürzte.

Don Fabio hatte von allem diesem nichts vernommen, und war in Unschlüssigkeit, ob er Clara noch sehen und ihr Lebewohl sagen dürfe, da er auf seine Bitte keine Antwort erhalten hatte. Er ging zu Nise, welche sich wieder im Hause ihres Vormunds befand, und bewog sie, mit ihm zu Donna Clara hinzugehen. Sie kamen in ihrem Hause an, in welchem eine grause Todtenstille herrschte, kein Diener war zu sehen, und Nise ging gerades Weges nach Claras Schlafgemach, um ihr den Abschiedsbesuch Don Fabios zu melden, während dieser im Vorzimmer wartete. Aber von welchem Schrecken und Entsetzen ward Nise ergriffen, da sie ihre Freundin als Leiche auf

einem Ruhebette erblickte, um welches viele helle Kerzen brannten! Sie stieß einen lauten Schrei der Angst und des Entsetzens aus, auf welchen Fabio herein drang, der nicht weniger über den unerwarteten Anblick erschrak, und vor Schmerz beinahe außer sich gerieth. Nise faßte sich zuerst wieder, und rief eine Dienerin, von welcher sie sich die näheren Umstände von Claras schnellem Tode erzählen ließ, und als sie die gewaltsame Art ihres Todes hörte, schöpfte sie einige Hoffnung, sie wieder ins Leben zurück rufen zu können. Sie ließ schleunig einen Arzt holen, indem sie unterdessen verschiedene reitzbare Mittel anwandte, und die Leiche mit wollenen Tüchern reiben ließ. Durch ihre und des herbeigekommenen Arztes Bemühung wurden zu ihrer großen Freude einige Zeichen des Lebens sichtbar; bei diesem glücklichen Erfolge setzten sie ihre Bemühung in Anwendung aller nur ersinnlichen Mittel fort, und zur unaussprechlichen Freude aller Anwesenden und des ganzen Hauses erwachte Clara endlich, in Nisens Armen, wie aus einem tiefen Schlafe.

Clara glaubte schwer geträumt zu haben, und lange währte es, bis sie zur völligen Besinnung dessen kam, was mit ihr vorgegangen war, daſs sie die Begebenheiten in ihrer Folge an einander reihen konnte. Ihr Erwachen zum neuen Leben in den Armen der Freundschaft war zu schön, als daſs es ihr nicht hätte lieb sein sollen, um so mehr, da durch Don Juans Tod ihr die schöne Aussicht zu einem glücklichern Leben eröffnet ward.

Ein Jahr nachher, an dem Tage, an welchem Don Manuel und Nise ihre Verbindung öffentlich kund thaten, die den Augen der Welt bisher noch immer unbekannt gewesen war, wurde Clara Don Fabios Gattin. Beide Familien lebten im schönsten Einverständniſs, und machten gleichsam nur Eine Familie aus, welche noch von manchem Jahr, im Genusse des Glücks, welches Liebe, Freundschaft, Tugend und Einigkeit giebt, als glückliche Gatten, treue Freunde und frohe Eltern, begrüſst wurden.

Des Helden Rettung.

Dänische Sage

von

Pellegrin.

Des Helden Rettung.

Der Kampf war ausgestritten
Noch vor dem Morgenroth,
s lag der Held in Mitten,
Um ihn die Gegner todt,
er greise Held Starkather,
Von Schweden hergeschifft,
s süfser Liebe Rather,
Als arger Feinde Gift.

lag, lag auf dem Steine,
Beströmt von eignem Blut,
d fern, der ihn beweine,
Fern des Gesellen Muth.
m Durste kam dem Wunden
Heran der nahe Tod —
e könnt' er hier gesunden?
Der Quell ist blutesroth.

Da zieht's im Dämmrungsgrauen
Am steilen Berg vorbei.
Der Wandrer kommt, zu schauen,
Wer nur der Kranke sei.
„Sprich, was ist Dir begegnet?
Was liegst Du hier im Wald?"
„Ich fiel, wo's Wunden regnet,
Wo Schwerdt auf Helmen schallt."

„Ich will Dich mit mir tragen
Bis hin zum nächsten Ort."
„Meinst Du's? Und darfst Du wagen
Solch allzu dreistes Wort?
Sag' mir zuerst, wer bist Du?
Wo steht der Eltern Haus?
Mit welchen Feinden mißt Du
Die blanke Klinge im Strauß?"

„O Herr, ich weiß von Feinden
Mit blanken Klingen nichts,
Ich deute den Gemeinden
Die Worte des Gerichts,
Ich spreche vor den Schranken,
Ich fechte drinnen nie.
Mein Streit ist mit Gedanken,
Da weiß ich wann und wie.

Oft hörte man vor Richtern
Von meiner Reden Macht."
„Fort, Du, bei Sternenlichtern!
Fort, eh' die Sonn' erwacht!
Fort! Glaube dem Berather.
Ich bin wohl matt und schwach,
Doch kommst Du an Starkather,
Ist dies Dein letzter Tag."

Feldein zog der Erschreckte,
Starkather blieb allein,
Zum nahen Tode weckte
Der tiefen Wunden Pein.
Still war der Held, verlassen
In seinem dumpfen Gram,
Als, eh' er mocht' erblassen,
Ein neuer Wandrer kam.

„Du, an dem Felsenhange,
Du Greis in Deinem Blut,
Wohl liegst Du hier schon lange,
Matt so an Kraft als Muth.
Wie träuft in Deine Wunden
Herab der Morgenthau!
Komm mit! Du wirst gesunden
Dort auf bewohnter Au'."

„Zurück! Zurück, Verwegner!
Man naht so schnell mir nicht.
Ich bin kein feig Erlegner,
Nicht Deines Gleichen Wicht!
Ich bin ein Fürst im Rathe,
Bin in der Schlacht ein Held,
Sag', wo ich hingerathe,
Wenn mir's bei Dir gefällt."

„Ich wohne dort im Thale,
Bin jetzo noch allein,
Doch bald wird dem Gemahle
Sein Lieb Gesellin sein.
Nun ist sie noch leibeigen,
Drum zieh' so früh' ich aus,
Dem Herrn mich zu erzeigen
Gar fleissig für sein Haus.

Und ist der Schweiss vergossen,
Und ist die Zeit vorbei,
So wird mein Heil ersprossen,
Wird Liebchen mein und frei."
„Fort, Sklav; der Sklavin Retter!
Mich rette nie ein Knecht.
Du weisst nicht, welch ein Wetter
Mein Arm ist im Gefecht,

Du weißt nicht, welch ein Feuer
Im Sinne mir entglüht,
Dir ist Gemeines theuer,
Fort, knechtisches Gemüth.
Und schwatzt Du noch, und bleibst Du
Zwei Athemzüge noch,
So schwör' ich's, nimmer treibst Du
Die Stiere mehr in's Joch."

Der Fröhner floh zum Frohne,
Still blieb der Held zurück,
Stolz auf der Ehre Krone,
Achtlos für andres Glück.
Die Seufzer hallten tiefer,
Kaum hörbar, durch den Wald.
Er lag am Berg' als schlief' er,
Blutriefende Gestalt.

„Wohlauf, wohlauf, Du Alter!"
So scholl ein frischer Ruf.
„Komm! Ich bin Dein Erhalter,
Schnell meiner Rosse Huf,
Bequem und weit der Wagen,
Du sollst im Fahren ruhn."
„Still! Fort! Mußt erst mir sagen,
Mit wem hab' ich zu thun?

Denn wiss', ich bin Starkather,
Bin jedem Schlechten fern."
„Getrost, Du alter Vater,
Dir lacht ein guter Stern.
Ich, Landmann frei und wacker,
Ich zieh' im Morgenschein
Durch meinen fetten Acker,
Durch meinen dichten Hain.

Mag Keiner mir verhehlen,
Wie Alles drinnen geht,
Darf Keiner mir befehlen
Zu ändern, was da steht.
Du kommst zu guten Leuten,
Die, häuslich froh am Herd,
Es nimmer noch bereuten,
Was sie dem Gast beschert."

„Dir will ich mich ergeben,
Du sprichst kein deutelnd Wort,
Du führst kein Sklavenleben,
Bist frei am freien Ort.
Recht traulich sind Verwandte
Der Landmann und der Held,
Weil beider Sinn entbrannte
Zum Kampf mit kräft'ger Welt.

Ihr sorgt für Haus und Scheune,
Wir für Gewehr und Rofs,
Und Jeder schützt das Theure,
Ob Schweifs, ob Blut ihm flofs.
Der thut's mit Hack' und Spaten,
Der thut's mit Lanz und Schwerdt;
Mufs Jedem doch gerathen,
Was er nur recht begehrt.

Lafst uns die heil'ge Ehre,
Wir lassen Euch den Fleifs,
Ihr uns die blanken Speere,
Wir Euch der Erndte Preis,
Und Jeder reicht die Gaben,
Die rüstig er gewann.
Führ' mich. Du sollst erlaben
Den wunden Kriegesmann."

Blüthenkranz

von

Pellegrin.

Wunsch.

Ach, wie heiter wollt' ich sterben!
Doch, Geschick, den Einen Kranz
Möcht' ich ringend noch erwerben,
Und vergehn in seinem Glanz.

Sänk' ich stolz und blutend nieder
Nach dem sieggekrönten Streit!
Gäben greisend Bardenlieder
Mir das rühmliche Geleit!

Nahe wär' die Süße, Milde,
Sprächt' ein freundlich Wort mir zu,
Und auf heilsem Schlachtgefilde
Fänd' ich die ersehnte Ruh'.

Warnung.

Es war aus kühner Brust gedrungen
Der Wunsch nach kühnem Tod' im Feld,
Wo, noch vom Liebesarm umschlungen,
Zum Sel'gen sich verklärt der Held.

O mir! Geschick, mit ernstem Spotte
Wie hast du Alles mir verkehrt!

Du locktest mich aus tapfrer Rotte,
Betrogst mich um mein gutes Schwerdt.

Und die den Todten sollt' umkränzen,
Und Thränen weih'n auf seinem Grab,
Die stieg in Mitte blüh'nder Lenzen
Von mir bekränzt, beweint, hinab.

Drum still mit jeder kühnen Frage,
Mit jeder dreisten Bitte still.
Verderblich tönt des Himmels Wage
Dem Kecken, der was Eignes will.

Die ernste Freundinn.

Traum schafft aus War ein Ist, aus Zukunft Gestern.
Jüngst zeigt' er mir, wo heitre Reigen klangen,
Die todte Freundinn, und ein süfs Verlangen
Hielt mich in alten Banden, ja in festern.

Zum Tanz wollt' ich sie führen. Als ob Lästern
Solch Bitten sei, (zwar lag auf blüh'ndem Wangen
Ein Lächeln noch,) war ernst ihr Spruch ergangen:
Du siehst, ich traure. Geh' zu meinen Schwestern.

Verstanden hab' ich jenes ernste Winken.
Von Erdenlust soll ich, von Erdenleide
Mich selbst befrei'n, den alten Feind besiegend.

Dann, wenn des Todes Schatten tiefer sinken,
Erscheinst Du mir, nicht mehr im Trauerkleide,
Mit dem Verklärten sel'ge Reihn durchfliegend.

Zu Rousseaus dreitöniger Romanze.

Einsam ist's im Zimmer,
Dunkel auf der Flur,
Hell und lebend immer
Mir im Herzen nur,
Und von Freunden, Schönen,
Leben, Lieb' und Grab,
In bekannten Tönen
Wiegt sich's auf und ab.

Lang' vor meinen Tagen,
Meiner Noth und Lust,
Ging Vertrau'n und Zagen
Durch verwandte Brust.
In des See's Gestaden,
Drin sich Genf beschaut,

Sang schon grambeladen
Einer diesen Laut.

Mit zu diesen Tönen
Meiner Thränen Schaar!
Könnt euch leicht gewöhnen,
Rollend Paar an Paar.
Ihr, im linden Gleiten
Lindernd was mich quält,
Ihr, auf hellen Saiten,
Schaffend was mir fehlt.

Du, o Süfse, Milde,
Kommst zu mir herein.
Himmlisches Gebilde,
Heil'ger Sonnenschein!
Mir von kühner Liebe
Wie auch vormals fern.
Doch was ewig bliebe
Gabst und giebst Du gern.

Willst mir, wie im Leben,
Wecken andern Schein,
Fragst mich: gilt Dein Leben
Mir, nur mir allein?
Heil'ge, Lichtumglänzte,
Nein, ich beichte Dir,
Manches Laub umkränzte
Stirn und Schläfe mir.

Welkend doch die Blüthen,
Dorrend jeglich Reis,
Half getreues Hüthen
Nimmer mir zum Preis.
Was mir Zorn und Milde,
Krieg und Liebe nahm,
Fei'rt in Deinem Bilde
Mein verklärter Gram.

Der Knabe und die Jungfrau.

Unter Thränen still vergossen,
Schlief der Knabe ein,
Lag, von dunkler Nacht umschlossen,
In dem Wald' allein.
Und es kam zu seinen Ohren
Wie bekannter Liebeslaut.
Was er lange gab verloren,
Schien ihm nun vertraut.

Von der Holden sprach das Flüstern,
Sprach von Liebesschmerz,
Und von neuem klopfte lüstern
Das bewegte Herz.
„Traum, ich weiſs, du willst betrügen,
Weiſs, sie bleibt mir ewig fern.
Aber weiter, süſse Lügen,
Hör' ich doch euch gern."

Halb vernehmlich klangs in Worten:
„Liebst Du mich noch treu?

Drängst Du noch durch alle Pforten
Zu mir sonder Scheu?
Liebster, komm, o komm, ich warte,
Warte Dein mit süßer Gluth,
Bin nicht länger mehr die Harte,
Bin Dir innig gut."

Und er sprach: wie umgestaltet
Meines Liebens Lauf!
Feindlich schien sie mir erkaltet,
Sucht nun selbst mich auf.
Nein, ich weiß, ich weiß, ich träume,
Nichts von alle dem geschah.
Felsen nur und stumme Bäume
Sind mir drohend nah'."

Wieder klang ein süßes Schelten:
Wärst so glaubensleer?
Nicht Vertrau'n und Liebe schwellten
Deinen Busen mehr?
Laß mich nicht vergebens winken,
Weiche nicht vom Rund zurück,
Wo zwei holde Augen blinken,
Ehmals all Dein' Glück.

Weißt ja wohl, ich bin gestorben,
Bin schon lang' hinab.
Freie Liebe wird erworben
Nur im kühlen Grab.

Was Du hattest, was Du wähntest
In der Oberwelt Gebraus,
Immer suchtest, nie ersehntest,
Ist bei uns zu Haus.

Wie geheilt vom bittern Harme
Ward der Knab' alsbald,
Ragt' erwachend schon die Arme,
Lag allein im Wald.
Und er klagte Thälern, Klüften
Seinen Gram so heiß und tief,
Aber bald in dunkeln Grüften
Fand er die ihn rief.

Klage und Trost.

Blumen, warum aufwärts schauen?
Liebe Blumen, trügt euch nicht.
Unten in der Erde Grauen
Wohnt das allerschönste Licht.

Wohnt das Licht, mir ewig theuer,
Sie, der Ros' und Lilie Neid.
Sie ist mein und ich bin euer,
Lasst uns theilen Wunsch und Leid.

Oben lacht's von goldnen Lüften,
Unten winkt's von ew'gem Glanz.
Oben lockt's in süßen Düften,
Unten im geheimen Tanz.

Blumen, wendet eure Augen
Zu der Erde Schoofs herab,
Aus dem Dunkel Licht zu saugen,
Leben aus der Holden Grab.

Leise flüsterten die Blumen:
Laſs doch ab, Du thöricht Kind,
Weil zu allen Heiligthumen
Uns die Wege offen sind.

Brauchen nicht Dein ängstlich Weisen,
Sind der Holden wohl vertraut,
Wissen all' um Deiner leisen
Klagen halbverklungnen Laut.

Ihre Schönheit suchſt Du unten,
Sie beginnt mit uns den Lauf,
Schliefst, mit uns belebt, vom bunten
Teppich neu die Aeuglein auf.

Ihre Milde strahlt von oben
Frieden in den lust'gen Hain,
Auf, so Wies' als Luft zu loben,
Und das holde Bild ist Dein.

Alonso.

Ein Mährchen

von

Karl August Varnhagen.

Alonso.

Ein Mährchen.

Klares Blau hing wie ein süßer Duft, der erfrischend die Blume umschwebt, um die weißen Marmorsäulen, die um Alonso's Pallast heitere Laubengänge bildeten. Die Sonne schien mit ihrem goldenen Lichte in den blauen Aether aufgelöst, so vielfältig schwammen die leuchtenden Feuer in dem Luftmeere. Alle Blätter und Blumen schifften in den blauen Wogen, durch ewig erneuerte Düfte aus dem Schooße der Erde gekühlt; die rauschenden Quellen flossen spielend zwischen den Wiesen und Gebüschen, in ihrer Tiefe das Bild des Himmels tragend. Frohe Vögel schwärmten bald in der sonnigen Klarheit mit allen Edelsteinen des prangenden Gefieders, bald in den dunkeln Schatten der Bäume, de-

ren Wipfel sich liebeglühend durchschlangen. Alonso lag in der Wölbung eines dichten Gebüsches, wo rings um ihn freundliche Blumen mit den Lüften kosten, vor ihm die klare Quelle, die ihm mit seinem Wasserstaube die Wangen kühlte. Die Vögel girrten freudig doch leiser in dem Innersten des Waldes, sie feierten des Frühlings rege Gefühle. Die ganze Pflanzenwelt schien in Berührung übergehen zu wollen. Ueberall waren Erhöhungen, die zu aufwallenden Busen wurden. Alonso wandte den Sinn zu den zarten Gebilden der Blumen, der Kräuter und Gräser und blieb versunken in dem Labyrinth ihrer Bildungen, die in den Flammen der Farben zu reden strebten, doch nicht die Worte als Schall in die Luft senden konnten, der liebliche, zarteste Hauch der Liebe sollte ewig nur in den zartesten Blüthen reden. Doch redeten sie verständlich dem Sinne Alonso's, dessen Gemüth in den Liebesgesprächen der Blumen von tiefer Sehnsucht sich ergriffen fühlte. In ihm entstand eine neue Pflanzenwelt, Düfte und Farben

schlangen sich in tausendfache Gestalten, und es blühten alle Blumen in ihm. In frischem Dufte führten die lauen Winde ihm Ahndungen von fernen Blumen zu, und die Sehnsucht trieb ihn, sie zu finden und zu empfangen. Er raffte sich auf von seinem kühlen Lager, und die Felder und Wiesen durchstrich er mit eilendem Fuss. Mit seinen Händen haschte er die Würze der Luft, mit seinen Augen pflückte er die neuen Blumen, die ihm noch fehlten, und dann enteilte er rastlos weiter. Der Frühling glänzte herrlich, und die Thiere gingen in Schlummer vor den heifsen Strahlen des Tages. Ganz herrschte das Reich der Blumen. Alonso trug die Strahlen, die brennend auf ihn schossen, er war nur Sehnsucht, so ganz hatte sie sein Innres eingenommen. Seit er am Quell die Blumen belauscht und verstanden hatte, fand er nimmer Ruhe. Weit schon war er am Abend von seinem Pallaste entfernt, wo seiner vergebens die treuen Diener harrten; der ganze Wald, die Wiesen und Felder wurden durchsucht, sie glaubten ihn etwa

am murmelnden Bache oder im kühlen Rosengebüsche eingeschlafen, aber kein Rufen konnte ihn wecken, kein Suchen seinen Ruheplatz erforschen. Die Nacht dunkelte, und traurig kehrten die Diener zurück. Alonso fand sich auf einmal von Dunkel umhüllt; die Nacht hatte ihm mit dem himmlischen Lichte die irdischen Farben genommen: die Seele ward ihm trüb und trüber, er neigte sich an einen Baum zur Erde hin und entschlummerte. Die Sterne warfen ein blasses Licht auf die Erde, und die Bildungen traten schwach aus dem allgemeinen Grau hervor. Aber Alonso's Geist war in einem Traume hinweggeflogen, zu Gefilden des Tages, wo die Edelsteine aus der Tiefe im Morgenthau an den Blumen glänzten, und mit heiterm Schimmer den Traurigen anlächelten. Fern wandelte er, so träumte ihm, im Orient, an den Ufern grofser Flüsse und rauschender Seen, und die Blumen hatten Flügel und schwebten wie Schmetterlinge auf ihn zu; er spielte lange wie ein Kind mit den bunten Schmetterlingen, und konnte der

Blumen nicht genug erhalten; keine ging ihm verloren. Da war es ihm, als würden alle Blumen und Schmetterlinge vernichtet, und ein Weib stünde vor ihm, und in ihr sah' er alle Blumen und Schmetterlinge wieder, aber als Eins und doch einzeln, in holder Verwirrung.

Kaum daſs er das Bild gesehen hatte, so begann der Morgen zu schimmern, der Traum zerrann, und aus dem fernen Orient schwebte der Geist zurück zu dem Baume, worunter Alonso eingeschlafen war. Er erwachte, den Traum hatte er vergessen, nur eine trübe Wehmuth hielt ihn umschlungen, und seine Sehnsucht ward heftiger und brennender. In die Bäche und Seen stürzte er sich hinein, und entriſs dem tiefen Boden die Blumen; aber immer ungestillter wuchs seine Sehnsucht. Gebirge und Thäler waren durchflogen, und reicher war sein Gemüth an Blüthen geworden, doch durstiger nach Einer Blüthe, die der ganze Blumenschmuck der Erde bilden sollte. O Unglücklicher! rief er aus; dich hat eine unendliche Sehnsucht

ergriffen, die dir nimmer gestillt werden kann. Ehe ich die Erde überall durchsucht, um alle Blumen zu erbeuten, sind hundert Frühlinge vergangen, und so muß mein Leben im thörichten Treiben und rastlosen Jammer des Begehrens hinfließen! Doch ob ich meine unselige Sehnsucht verdamme, doch muß ich ihr folgen, so namenlose Gewalt übt sie in mir!

Die Tage enteilten in dem [illegible] fer Alonso's, [illegible] dem [illegible] dischen Gefilden schweifte, ungehemmt über Ströme setzte, auf die höchsten Berge klimmte, und in die tiefsten Thäler hinabstürzte. Schönere Tage folgten immer auf schönere, heller ward und goldner die Sonne, freundlicher und klarer die Bläue, reiner und sanfter den Krystall der Wasserfluthen, frischer und dunkler das grüne Laub, himmlischer der Gesang der Vögel, und brennender, bedeutender die Farbe der Blumen. Die ganze umgebende Welt schien Alonso's Sinne in eine höhere Stufe des Seins gerückt, doch traf ihn wenig die allgemeine Verherrlichung. Weinend vor Wehmuth

muth folgte er hingegeben seinem Stern, den unnützen Strebungen nachhängend mit aller Innigkeit. Jede Nacht hatte ihm geträumt, wie er im Orient und Süden sein Blumenreich gegründet, wie ihm das Weib erblühet sei, und mit jedem Morgen war ihm der Traum zerronnen, nur schwach war mit jedem Morgen die Erinnerung des oft wiederholten Traums gewachsen. In Ahndungen, die in dem tiefsten Dunkel des Gemüths wie kleine Flämmchen aufströbten, sah er die ferne Zukunft vorüberschweben, die ihm ein Ende seiner Mühen und seiner Sehnsucht verhiefs, und, in der Gestalt des göttlichen Weibes, Vollendung hoffen liefs. Thränen flossen ihm häufig von den Wimpern, und dann wandte er wieder das nasse Auge sehnend und freundlich zu dem blauen Himmel, zu den blühenden Thälern. Die Erde dünkte ihm so grofs, so bang ward ihm bei dem Gedanken, sie ganz durchwallen zu müssen. In goldner Ruhe des Westens lag sein glänzender Marmorpallast in seiner Erinnerung, der grüne Wald, und die lustigen Quel-

len seiner Gärten. Die friedlichen Tage der Kindheit wiegten seine Seele in rosige Träume, der Frieden des eigenen Wohnsitzes winkte ihm: Wehe mir! brach er verzweiflungsvoll aus, ich darf euch nicht folgen, liebliche Bilder der Ruhe und der stillen Lebensgenüsse, mich hält die Blumensehnsucht fern von euch, mich treibt sie fort, daſs ich verschmachte, mehr durch sie selbst, als durch die brennenden Tagesgluten!

Während er noch so klagte, öffnete sich vor ihm eine Spalte in dem Berge, den er eben zu erklimmen dachte; die Büsche wichen aus einander, und reiheten sich kranzförmig um den Eingang der Spalte, die sich langsam zu einer wunderbaren Grotte wölbte. Kühle, liebliche Lüfte strömten in bläulichen Flüssen aus ihr hervor, und ein erfrischender Duft umschwebte den Eingang; herrliche Töne, die wie aus dem Innersten der Erde namenlos ergreifend heraufklangen, schienen sichtbar von weiſsen Fittigen getragen gleich Schmetterlingen zu schweben, und durch-

drangen alle Körper so leicht, als ob sie nur blaue Luft theilten. Alonso fühlte den Zauber, er fing in seinem Innern an zu fluthen, daſs tausend Bildungen ans Licht kamen, deren Dasein er bisher gar nicht gekannt hatte. Die Töne kamen ihm bald bekannt vor, und wurden ihm immer verständlicher. Sie umstrickten ganz seine Sinne, der Zauber zog ihn an den Eingang der Grotte hin, und wollend und gezwungen stürzte er hinab. Leichte Wolken umschlossen ihn sogleich in zarten Gestalten, und trugen ihn sanft und unverletzt in die Tiefe. Er schlug die Augen auf und sah staunend einen Greis vor sich ruhen; seinen Scheitel umkräuselte noch kräftiges Haar, sein Bart wallte auf die Brust in braunen Schlangenwindungen. Er sah mit festem, ruhigem Auge auf Alonso, der ihn immer noch bewundernd ansah, und rief aus köstlichen Metallen, indem er sie von Zeit zu Zeit mit einem Stabe, der aus goldener Luft gewunden war, berührte, jene herrlichen Töne, die in sichtbaren Ausflüssen zauberisch hervorkamen,

und die dunkle Grotte glänzend in tausend Farben erleuchteten. Alonso's Herz schwoll auf von den neuen, noch unbegriffenen Gefühlen, die sich in ihm schwangen. Es trieb ihn, den goldenen Stab zu ergreifen und kräftig und herrlich, wie der Greis, die Gebilde der Töne zu rufen. Aber der zog noch den Stab mit der Hand zurück, bis die geweckte Harmonie verklungen war, dann lächelte er freundlich Alonso zu, und begann zu dem erwartungsvollen Jüngling: Sei getrost! deine Sterne haben dich zu mir, in meine verborgene Grotte geführt, nun kann dich die Traurigkeit der Erde nicht lange mehr umstehn, du wirst frei sein von allem Leid, deine Sehnsucht wird Erfüllung finden. Ich herrsche mit dem Stabe über die ganze Natur, er belebt und bewegt in Klängen, die, verirrte Kinder des Himmels, in der Erde schlummern, alles Lebendige und Leblose. Viele der Jünglinge haben meinen Stab berührt und haben Wunder gethan auf Erden. Aber ich, der Alte, kann nicht

oben wandeln, und da ich doch an die Erde gebannt bin, so wirk' und schaff' ich im Innern, wo noch die verwandten Geister des Himmels mit mir verkehren. Auch dich hat das Geschick und deiner Sehnsucht innere Gewalt zu mir geführt: Du bist mein, auf ewig! Einmal nur siehst du mich wirklich, aber stets ist dir meine Erscheinung nah. Bei diesen Worten führte er den wunderbaren Stab an Alonso's Lippen; kaum hatten diese ihn berührt, als Flammen aus ihnen hervorschossen und in allen Farben umherwogten. Jetzt eile! rief der Alte, hinauf! auf den grünen Boden der Erde, hier verzehrt dich die Glut. Da stürmten Alonso'n mächtige Fittige hinauf, und der Spalt schloſs sich hinter ihm, nur schwach noch hörte er unterirdisches Sausen jener Klänge, in die sein ganzes Gemüth hinübergeflossen war. Endlich schwieg alles und Stille war in den Klüften. In Alonso's Herzen ward es ruhiger, seine Glieder schwollen voll göttlicher Kraft und seine Augen schos-

sen feurige Blicke. Ein vielfaches Leben sah er sich entwickeln, das in die sonst leblose Natur einging und göttliche Harmonie wirkte. Holde, erquickende Träume schatteten auf ihn nieder und wiegten die Seele in ihrem schwankenden Gesäusel. Seine Blumen blühten so freundlich und mild, die Sehnsucht lös'te sich in wehmüthige Erinnerung, sie wirkte mit wohlthätiger, nicht mehr verzehrender Gewalt.

Sein ruhiges, heiteres Wallen führte ihn zu einem lieblich düftenden Walde, aus dem hundert klare Bäche in silbernen Wellen flossen; tief in die Bäche tauchten Blumen ihre nickenden Kelche und prangten erfrischt dann in dem heissen Sonnenstrahl. Freudig schaudernd trat Alonso in die kühlen Schatten, Lorbeer- und Oelbäume liefsen die schwankenden Zweige auf seiner Stirn spielen, und Efeu schlang sich an seiner schönen Gestalt empor, die Wipfel schlangen sich in Kränze und Kronen über seinem Haupte, und war er vorbeigegangen, so

kehrten sie in ihre ersten Biegungen zurück. Bewundernd die Seligkeit des Waldes ging Alonso immer tiefer hinein, indem das Rauschen ferner Fluthen ihn leitete; in diesem Fluthengeräusch war all seine Blumensehnsucht, die nur wie ein milder, warmer Hauch durch seine Seele wehete. Tauben flatterten liebevoll um ihn her, wie frohe Boten der treuen Liebe, und ein goldglänzender Schmetterling flog vor ihm her. Da stand auf einmal ein heller Platz vor ihm; eine lieblich erklingende Fluth floss beständig im Kreise um einen rundum verschlossenen Tempel, der aus grünem Boden entsprang. Alonso horchte der lieblichen Musik, und ward hingerissen von der überseligen Empfindung. Dann fasste ihn unnennbar wehmüthiger Schmerz, und die Sehnsucht zu den Blumen drang schnell mit aller Gewalt in sein Herz. Es war ihm, als wenn alle sein Leben zusammendränge und zu einem unbekannten Wesen hinströmen wollte, dessen zauberischer Reitz in jeder Blume als Abglanz

flimmerte. Unruhig irrte sein blaues Auge umher, seine Glieder erbebten, seine Brust schwoll mächtig wogend. Heiss und brennend loderten die Gefühle, die Sinne waren berauscht und entzündet, der Leib wollte untergehen in der schmerzlich flammenden Sehnsucht. Da entquoll Alonso's Lippen ein göttlicher Gesang, die Brust ward frei, sein Auge ruhig, und in den Gliedern strömten himmlische Fluthen. Die ganze Seele flog und schwebte in dem Gesange; der Hain ward lebendig, die Bäche sprudelten. Der kreisende Strom verwandelte sich in ein Blumenmeer, das farbig emporwogte, alles Feucht war Farbe und Duft, und die ganze Pflanzenwelt war Eine Blumenfluth. Die Sehnsucht flog der Erfüllung heuer entgegen. Seinem Munde entströmte schöner der Gesang. Die Blüthen wogten muthiger und farbiger. Eine innere Liebe drängte sie zu einander, dass sie sich inniger zu Einer Blüthe vereinigten; in glänzender Fülle blühten sie in einander: da entstand die Eine Blü-

ein schönes Weib, wie aus den Ge-
n des Lichts schwamm aus den Blü-
hervor, sie alle verschwanden, die
mende Wasserfluth wogte wieder an
Stelle der Blumen, und das Weib
Alonso'n an den Busen. Selig kehr-
r zu dem Marmorpallaste mit der
bten zurück. Der Frühling war bei-
vorüber, aber der Sommer ward
die Geliebte zu einer neuen Blu-
eit, und Gesänge und Jauchzen er-
n die Luft.

Sonette

von

Karl August Varnhagen.

I.

Im grausen Forst, auf unbetretnem Wege,
Lenk' ich im Dunkel schwerer Tritte Wanken,
Und in dem brausenden Flug der Gedanken
Führt Liebe mir den Geist auf lichte Stege.

Von Ihr, die treu und wahr ich innen hege,
Getrennt, muss ich in herbem Schmerz erkranken,
Wenn nahe Menschen mich in dumpfe Schranken
Umschliefsen, dass kein Blitz der Augen rege.

Trüber Wildnifs aber, da mag scheiden
Auf fülser Träume Fittig leicht die Seele
Von ihrem Leib, den Fesseln starr umfangen;

Ihrem Schaun kann sich das Auge weiden;
Und ob Vernunft die Täuschung nicht verhehle,
Doch wird das Herz hinträumend Trost empfangen.

II.

Du Fromme, die des heil'gen Feuers wahret
Mit treuem Fleifs, im innersten Gemüthe,
Bei dessen Schein allein die Demuth, Güte,
Sonst ungesehn, sich blumend offenbaret:

Du Schöne, die des Himmels Blau bewahret
Im Auge, wo ein Feu'r zuerst erglühte,
Und die im Frühlingsschimmer Rosenblüthe
Der Wangen mit der Unschuld Lilien paaret:

Du Holde, die der goldnen Haare Schlingen
Mit tiefer Deutung mit um's Haupt liefs wallen,
Dafs mir dein Haar, dir meins schien zu gehören:

Dich ruf' ich an, wenn mich will Wahn bethören,
Wenn schöner Frauen Lockgesäng' erschallen,
Wenn andres Lebensband mich will umschlingen.

III.

Mit finsterm Schaun grüßt' ich des Tages Strahlen,
So den noch Müden aus dem Schlaf gerufen.
Des süßen Traums gestörte Bilder schufen
Des Tages heitres Werk in dumpfe Qualen.

O könnt' ich, sterblich, ew'ge Glorie malen,
In der ich Sie schaut' an des Thrones Stufen,
Könnt' ich erneuern noch das leise Rufen,
Das ich in ihrem Blick sah hold mir strahlen!

Wild stürzt' und irr' ich in des Tags Gewühle
Den Leib, indeß der Geist in fernen Fluren,
Daß alle mich wahnsinnig mußten wähnen:

Feindselig zwang in Eis ich die Gefühle,
So lange sie der Menschen Kält' erfuhren,
Doch als der Abend kam, da thauten Thränen.

IV.

Wie es geschah, das weiß ich nicht zu sagen,
Daß Liebe mir im Herzen aufgeblühet,
Durch dunkle Demuth traf; so heiß erglühet
Deines Gemüthes Sonne, mir zu tagen.

Es war in schönen, lauen Frühlingstagen,
Der Himmel mit der Erde Schmuck bemühet,
Da kamen Sprossen, wurden bald erblühet
Zu frohen Blumen, hoch im Blau getragen.

In tiefen Gründen schafft der Geist der Erde,
Da streiten Elemente, wild erbrausend,
Daß neu des Frühlings frisches Leben werde;

Uns tönt nur leis' Nachhall im Lenzgefilde,
Was kümmert uns, ob in dem Innern hausend
Ein harter Streit uns schafft die Lustgebilde?

V.

Ein heilig Glühn in reiner Brust erhebet
Den kühnen Jüngling zu den Regionen,
Wo stille Kunst und muth'ge Dichtung thronen,
Und hohe Freiheit Bildungen belebet.

In wilden Flammen, süfs und herbe, strebet
Der Liebe Glühen zu des Lebens Kronen,
Herrschend im Frühling höhern Seins zu wohnen,
Von allen Erdenglückes Schau'r durchbebet.

Die Doppelglut hat innig sich durchdrungen,
Himmel der Kunst und irdisch Glühn der Liebe,
Die höchstes Sein erst finden im Vereinen;

So glänst die Herrin schön als Stern geschwungen
In hohen Räumen von der Dichtung Triebe,
Und Dichtung blüht hienieden in der Einen.

VI.

Das stille Mahl, die herzlich frommen Worte
Mußt' ich verlassen zu der zwölften Stunde,
Am schwarzen Himmel längst kein Stern mehr stunde;
Da trat ich dunkel aus des Schlosses Pforte.

Schon fern sandt' ich Blicke zurück vom Orte,
Wo einzig Wunsch, Umgebung, Sinn im Bilde —
Ob sie von Ihr vielleicht noch brächten Kunde,
Ob meines Auges Ruf Ihr Aug' antworte.

Dunkle Nacht wirrte, kalter Regen lähmte
Der heißen Blicke Flug, daß in dem Schimmer
Des hellen Fensters matt sie hingefallen.

Wie auch, Sie nicht zu schaun, mein Herz sich grämte,
Ich sah, mit sinn'ger Lust, zu ihrem Zimmer
Den hellen Schein die Fenster wechselnd wallen.

VII.

Die Herrin, schön geschmückt, blumig und seiden,
Von des Gewandes Wellen reich umflossen,
Von goldnen Ketten Arm und Hals umschlossen,
Und Perlen, so des Busens Sieg erleiden;

Versteckt der goldnen Haare Schwung bescheiden
In zartem Schleier, freundlich hingegossen,
Doch glüh'n der Edelstein' schön're Genossen,
Die Augen, blitzend durch des Schleiers Neiden;

So tritt sie herrlich in des Saales Prangen,
Gleich Luna, Königin der Nacht und Sterne,
Ergießt aus Himmelsfluren linde Stralen;

's will mich süßer Wollust Glühn umfangen,
Zerfließen will ich in den Gluten gerne:
Da starr' ich grimmig in des Zweifels Qualen

VIII.

Sie stand vor mir mit edlem tiefen Schauen;
In Thränen war mein Leid ihr offenbaret;
Der Worte göttlich Feuer drang geschäret
In ihres harten Sinnes kalte Auen.

Da war's geschehn, zu Blüthen mußte thauen
Der blum'ge Schnee; was strenge Sie bewahret
Hat ihr besiegt Gefühl da offenbaret;
Pfand ward ein Ring vom heiligen Vertrauen.

Bald wich zurück der Sonnenblick der Liebe,
Das Kleinod, hell Gestirn nächtlichen Stunden,
Als Sie's gefordert, mußt' ich wohl es geben.

Daß mir ein Trost im herben Leid verbliebe,
Ist alsobald der heil'ge Ring verschwunden,
Hier oder dort zeugend mein Liebeleben.

IX.

O hohe Freundin, die der Schickung Netze
Umflochten, eh' die meinen noch gewoben,
Ein Geist hat sich in dir in mir erhoben,
Doch trennte Zeit und Raum der Sehnsucht Schätze.

Ob nun mit Thränen ich die Bande netze,
Die dich zuerst und dann auch mich umwoben,
Ob himmelan die Kräfte wild mir toben,
Nicht lös' ich jetzt die eisernen Gesetze.

Ich nahte dir in Glühen, nie zu nennen!
Selber das Glück schlang fester uns zusammen,
Ein rauschend Meer von Freude war erklungen.

Die sich berührend schlugen helle Flammen,
Die Bahnen mußte bald die Kreisung trennen.
Nur im Momente warst Du mir errungen.

X.

Mag in der fabelhaften Liebe Wogen
Verlorne Treue matt nur wiederscheinen;
Seit, ihrem Himmelsquell sich zu verbinden,
Sie selbst den schlechten Zeiten sich entzogen;

Ob einst, bei Winters Nahn, gesammt entflogen
Die flücht'gen Freuden sind zu frischen Hainen;
Den Männern, so in Jugendglut die Meinen,
Mir selbst, der Dichtung Blüth' in Frost umzogen;

Ob so des innern Lebens Götter weichen,
Was dennoch nie wohl wirklich wird, ich glaube,
Und in den eignen Kreis sich alles enget:

Was ich erworben, kann mir leicht entweichen,
Dem Schicksal ist des Menschen Gut zum Raube,
Doch ist in Gott das Band, das Uns umfanget.

XI.

Aus goldnen Thoren des Olymps erschallen
Gesangbeflügelt Liebesgrüsse nieder,
Und tönen leis' im Haupt des Dichters wieder;
Nun kann dem Gott das Niedre nicht gefallen.

Zu der Unsterblichen erhabnen Hallen
Schwebt er empor auf glühendem Gefieder,
Es trägt ihn Feuer, Feuer sind die Glieder,
Von Raserei und Wahnsinn überfallen.

O schönes Rasen, Liebeszorn! du zündest
Nur in der Brust von Zeus geliebten Söhnen
Die Fackel an der göttlichen Vermählung.

Wenn aber du den Urverein nicht kündest,
Armselig der! dem Dunkel muss er frönen!
Du aber, Freund, freu' dich der Auserwählung!

XII.

An Louis de la Foye.

Du lebtest einst in froher Brüder Mitten;
Berauscht von Liebe wir dich heifs umschlangen,
Du gabst uns ganz dein glühend Herz gefangen,
Von Liebe, Wissenschaft und Kunst entrittst.

Du sahst, wie länger nicht die Brüder litten
Den alten Adam, welcher all' umfangen,
Nein! frischen Muths zur neuen Taufe rangen,
Rings unter Heiden kühn einhergeschritten.

Du nahmest Theil an unserm reinen Sehnen,
Auch dein Wort fügte des Altars Gemäuer:
Da rifs dich fort zur Mutter deine Liebe;

Ihr trocknetest, uns gabst du sie, die Thränen!
Doch ruf' ich Gruſs und Freude dir, du Treuer,
Was du sahst, seitdem stetes Thun uns bliebe.

XIII.

An P.

Noch schwebt ein Dunkel dir auf diesen Zeilen,
Die Töne schweigen noch in stillen Saiten,
Doch wenn die Finger rasch bezaubernd gleiten,
Wird dir das dunkle Schweigen bald enteilen.

Nicht lang' kann meine Leier bei dir weilen,
Ohn' ihren Klang in Lüften zu verbreiten;
Da wirst ein neues Tönen ihr bereiten,
Und deine Brust zur Heimat ihr ertheilen.

So nimm schon jetzt den Gruſs von Deutschem Munde,
Der nur in Deutscher Rede herzlich tönet,
Nachhallend aus des Herzens innern Tiefen.

Und ward dir einst von Deutschem Lied die Kunde,
Dann wecke rasch, der Zeichen schon gewöhnet,
Die Freundestöne, so hier noch dir schliefen

XIV.

An Friedrich Schlegel.

Es tönen laut die alten Harfenweisen,
Drum Gruſs entbieten muſs ich dir auf's neue;
Daſs doppelt mich das eigne Lied erfreue
Muſs es zu dir voll tiefer Sehnsucht ziehen.

Dein Heldenwort hat Fassung mir verliehen,
Daſs ich der Meinung durch die Skiawetrue,
Daſs ich der Wahrheit Schmerzen jetzt nicht scheue,
Wenn der geliebte Wahn ihr muſs entfliehen.

„Wer will sei mit im Uns" du hast gesprochen
Das reine Wort, so nicht die Flut der Zeiten
Geschweige Pöbelwut je kann zerschlagen.

Der Wille siegt! Die Schranken sind zerbrochen!
Und soll auch hier ich keinen Kranz erstreiten,
„Der bunten Erde kann ich leicht entsagen."

XV.

Hier ist von meinem innern Selbst ein Theil,
Was grade nun so zu Sonetten ward;
Dünkt Euch darin auch mancherlei zu hart,
So ist auch manches, was zu weich, drin feil.

Hier noch zieht an der Sehnsucht Narrenseil
Das arme Herz in gar demüt'ger Art;
Doch wuchs seitdem mir um das Kinn der Bart,
Und mit dem Bart hoffährt'gen Muthwills Heil.

Mags gut sein oder schlecht, falsch oder treu,
Weint oder lacht, ich lach' und weine mit,
Wilst Ihr, was Demut und was Hoffahrt thut?

Doch ob ich Lob und ob ich Tadel litt
Von Thoren, Weisen, weinend, lachend: neu
Quillt stets das leichte, rasche Jugendblut.

Gedichte

von

W. Neumann.

Guarini. Sonett. 21.

Mag je wohl euer Stolz und meine Leiden
Mich Euerm Reitz mich zu empören lehren?
Eh' mag die Qual mir Amor doppelt mehren,
Eh', Herrin, würd' ich selbst das Leben meiden.

Streut nur aus Augen, die mein Tod soll weiden,
Ihr, meine Flamme! Glut, mich zu verzehren!
Mögt ihr die Wimper nur mit Zorn bewehren,
Und tief ins Herz mit glüh'ndem Blitz mir schneiden.

Der Zorn selbst leiht von holdem Antlitz immer
Nur Härte, die mit Lieb' erfüllt die Herzen,
Und Süßigkeit, die nie mag Hass erwerben.

Das Leben raubt mir, nur das Sehen nimmer;
Wenn ich Euch seh', ertrag' ich ohne Schmerzen
(Wenn, wer Euch sieht, kann sterben) selbst das Sterben.

Sonett.

Es lockt mit süßem Tone das Vergnügen
Zuerst den Jünger zu des Tempels Hallen:
Geheimnisvoll hört er's im Innern schallen,
Doch noch will nicht dem Ohr der Ton genügen.

Und näher tretend stets in vollern Zügen
Trinkt er die Lust, fühlt Kraft im Busen walden,
Vom Heiligthume muß der Schleier fallen,
Er strebt hinauf in immer kühnern Flügen.

Jetzt hat er es erreicht, die Säulen sinken,
Es schweigt die Harmonie, der Glanz erbleichet,
Und alle Zauberei der Form verschwindet.

Doch bald erblühen seinen Herrscherwinken
Gehorsam schön're Tempel, und er reichet,
Selbst Gott, den Frommen göttliche Geschenke.

Der Traum.

Ich stand am Ufer, und in grauer Ferne
Sah Luft und Meer ich ganz in eins verschwimmen;
Am Himmel war spärlicher Sterne Glimmen;
Mein Blick war trübe, wie der Schein der Sterne;

Und dunkler ward's und ich bemerkt' es gerne;
Es schien das Meer die Berg' hinan zu klimmen;
Was See, was Land, war nicht mehr zu bestimmen,
Als ob die Form sich von der Erd' entferne.

Da schien ich selbst im All mir ganz verflossen,
Zahllose Welten waren meine Glieder,
Und frei bewegt' ich mich im ew'gen Raume.

Doch bald des Tages Strahlen sich ergossen,
Die trieben rauh mich aus dem Wonnetraume,
Und bannten in die enge Form mich wieder.

An den Tod.

Ach so voll Wehmuth, so in Schmerz versunken
Lieg' ich und suche Trost im eignen Leiden:
Was ich so treu geliebt, das sah ich scheiden,
Und nahrungslos erlischt der Liebe Funken.

So nah' du endlich, dem ich oft gewunken;
Dein Anblick soll die matten Augen weiden,
Bruder des Schlafs, von dir [illegible]
[illegible]
Von aller Hoffnung [illegible] zugetrunken.

Des Lebens Glanz giebt Schmerz den kranken Augen,
Denn was das Auge sah, entfloh dem Munde,
Dem nicht der Kuss, nicht mehr das Wort gewährt ist.

Aus Lethes Fluthen lass nun Trost mich saugen
Und küsse heilend mir die herbe Wunde,
Du eins'ger Freund des Menschen, der bewährt ist.

Die bessere Hoffnung.

An Rosa Maria.

„In des Frühlings Schimmer
Wollt' ich Kränze bilden,
Freun mich an dem milden
Duft und Farbenflimmer:

Aber du, o schlimmer
Sturm, mit deinem wilden
Hauch auf den Gefilden,
Schonst der Blumen nimmer!"

Was der Sturm geraubt dir,
Klag' es nicht, es blühet
Kurz nur, wie's auch glänzet:

Dir im Busen glühet
Frühling, der das Haupt dir
Schöner einst umkränzet.

Stanzen.

1.

An Adelbert.

Mag dunkler Nacht und herben Winters Drängen
Auch schwer belastend tief die Seel' umnachten;
Mag Finsternifs den Ausgang auch verhängen,
Und die Umgebung hemmen all dein Trachten:
Frei kann der Geist in ewigen Gesängen
Ausströmend sich, die Fesseln tief verachten;
Und wem des Geistes heil'ge Flammen glühten,
Dem lohnt der Winter selbst mit duft'gen Blüthen.

2.

An Ludwig.

In heil'ger Nacht geheimnifsvollen Stunden
Wird eines edlen Kreises Bund begonnen.
Und wer der Kette sich als Glied verbunden,
Hat aller Glieder Freud' und Kraft gewonnen;
Trennt auch das Schicksal, die sich fest umwunden,
So ist doch nicht die heil'ge Kraft zerronnen;
Mag es sie auch in ferne Lande drängen:
Die Kette mufs den Erdball in sich zwängen.

3.

An Karoline.

Des jungen Lebens schöne Tage fliefsen
Leicht hin dir in der Jugend blüh'ndem Bilde;
Die Früchte und Blumen, die der Erd' entsprie
fsen,
Du pflückest fröhlich sie von dem Gefilde;
Doch nimmer, um allein sie zu genieſsen,
Gern spendest du den Freunden sie und milde:
Laſs eine Blume dir mich wiedergeben,
Denn deine blühen mir in ew'gem Leben.

4.

An Koreff.

Den hohen Trieb, der ihn erfüllt, zu stillen,
Geht rasch der Pilger, ohne zu verweilen;
Ob Nebel auch den schmalen Pfad verhüllen,
Abgründe bald, bald Felsen auch ihn theilen.
Mit glüh'ndem Eifer und beherztem Willen
Will doch er unverwandt sein Ziel ereilen.
Der treuen Freundschaft nur mag es gelingen,
Auf herbem Weg' ihm kurze Ruh' zu bringen.

5.

An I.

Wenn du, zur Kunst in glüh'nder Lieb' entzündet,
Dich hoch erfreuelt an der Meister Werken;
Wenn in dir lebt, was sie so schön verkündet:
Dann wird dein Blick geübt den Sinn verstärken,
Dann wirst du, ihrem hohen Geist verbündet,
Bald Künstlerkraft auch in dir selbst bemerken,
Und so, den Zweck verstehend deiner Sendung,
Lebst du beglückt in göttlicher Vollendung.

6.

An einen Franken.

So viel auch Zungen sind in allen Landen,
Nur Täuschung ists, wenn sie verschieden scheinen;
Dem höhern Sinn bleibt keine unverstanden,
Denn er bedarf des Einzeln nicht zum Einen;
Für das Gefühl sind Worte nicht vorhanden,
Denn ohne sie verstehn sich mehr die Reinen:
So wirst du leicht, auch ohne sie zu kennen,
In diesen Zeichen Freundessinn erkennen.

Erasto und Filena.

Novelle
aus dem Italienischen.

Erasto und Filena.

Novelle.

Wie ich einmal in den alten Geschichten der Kretenser gelesen habe, war einst auf der Insel Kreta, die jetzt Kandia genannt wird, ein tapferer und edler Jüngling, Erasto genannt, von sehr edlem Geschlechte und aus königlichem Geblüte entsprossen, aber durch mannigfaltige Stürme des Geschicks, in eine unglückliche und armselige Lage gebracht. Er beschäftigte sich daher mit der Handlung, und mit einer Summe Geldes sein Vaterland verlassend, beschiffte er verschiedne Inseln des Archipelagus. Nachdem er hier seine Geschäfte vollendet, kam er auch nach Konstantinopel; einer berühmten und durch den Handel belebten Stadt, von wo er nach Been-

digung seiner Geschäfte in sein Vaterland zurück zu kehren gedachte, um aus seinen eingekauften Waaren einigen Nutzen zu ziehen. Während er nun seine Angelegenheiten zur Rückreise in Ordnung brachte, wollte er, wie Reisende zu thun pflegen, die merkwürdigsten Dinge in dieser Stadt in Augenschein nehmen, und nachdem er deren bereits viele gesehn, ging er einst an dem Palaste des Kaisers entlang, wo er in einem schönen und wundervollen Garten, mit mannigfaltigem Gebüsch und Pflanzen, mit lieblichen Wiesen voll tausendlacher Blumen geziert, plötzlich eine Tochter des Kaisers erblickte, Filena genannt, die schon erwachsen und mannbar war, und die der Kaiser, ihr Vater, dem Könige Wilhelm von Sizilien zur Ehe zu geben unterhandelte. Als Erasto sie gesehen, und sie ihm so über allen Begriff schön erschienen, ward er so heftig von Liebe zu ihr ergriffen, dafs er weder bei Nacht noch bei Tage Ruhe finden konnte, als wenn es ihm frei stand, sie zu sehen. Und weil der Garten, wo Erasto Filena

gesehen hatte, sich sehr weit vom Palaste aus erstreckte, so hatte sie gleichfalls ihn bemerken können, und da sie, um sich zu vergnügen, sehr oft den Garten besuchte, so war dem Erasto das Glück so günstig gewesen, dafs, als er mehreremale die Strafse, die rings um den Garten herging, durchwandelte, er plötzlich dem schönen Mädchen in die Augen fiel, die seinen edeln Anstand und seine schöne Gestalt bemerkend, gleichfalls Liebe für ihn faßte: und beide besuchten jetzt öfter den Ort, wo sie sich zuerst gesehen hatten. Aber Erasto verschlofs seine Liebe in sich, und in Klagen ausbrechend, sprach er zu sich selbst: O grausames, unversöhnliches Geschick, bist du noch nicht zufrieden, mit den Schmerzen, die du mir zugefügt hast? ist es nicht genug, du Neiderin der Glücklichen, dafs du mein ganzes Glück zerstört, und mich von hohem und erhabnem Stande hinabgestürzt hast in alle Tiefen des Elends? nicht genug, dafs du feindlich mich überall verfolgt, und mufst du noch, da ich in diesem äufsersten Zustande des

Elends ins Vaterland zurück zu kehren und dort mit Fleifs und Sorge mich deinen Händen zu entreifsen gedachte, mich mit Gewalt zurückhalten und wider meinen Willen mich umzukommen zwingen? O glühende und schmeichlerische Liebe, niemals doch habe ich mir einbilden können, dafs du auch auf die Unglücklichen und Elenden deine Pfeile versendest, und dafs du in den sorgenvollen Gemüthern, belastet mit schmerzlichen und finstern Gedanken, deinen Sitz nehmen könntest. Aber wohl sehe ich nun und erkenne, dafs nicht leicht ein Lebendiger sich deiner Macht entziehen kann, und dafs deine Waffen den festesten Vorsatz durchdringen, da ich armer Jüngling, da ich mir fest in den Sinn genommen hatte, auf nichts anderes mein Augenmerk zu richten, auf nichts anderes meine Jugendzeit zu wenden, als durch den Gewinn die Armuth zu entfernen, die mein stolzes Herz auf keine Weise geduldig ertragen kann, nun von deinen Strahlen getroffen, in der Mitte des Weges festgehalten werde. So beklagte sich

Frasto, und da er vernahm, dafs der Kaiser schon seine Tochter mit jenem Fürsten zu vermählen, beschlossen hatte, verfiel er in noch viel gröfsere Wehmuth, als zuvor: und endlich, von dem heftigen Triebe, der sein Herz entflammte, gereizt, beschlofs er, die mitgebrachten Waaren, für welchen Preis er könne zu verkaufen, und sie in Geld umzusetzen, um seiner Fürstin zu folgen, wohin sie auch gehn würde. Der Kaiser liefs ein wohlbewaffnetes Schiff ausrüsten und mit guter Mannschaft wohl besetzen, und gedachte nun seine geliebte Tochter dem neuen Gatten zuzuwenden. Da Frasto von allem diesem jeden Umstand genau in Erfahrung gebracht hatte, so bewog er die Befehlshaber dieses Schiffs durch zwei hundert Goldgulden, ihn mit unter der Zahl derjenigen zu erwählen, die zur Bewachung der Jungfrau bestimmt waren, damit er seiner theuren Filena in eigner Person zu dem Orte ihrer Bestimmung folgen könnte. Als er sich daher wohl gerüstet hatte, mit den Waffen und allem übrigen, dessen ein Soldat bedarf, bestiegen

sie eines Morgens das Schiff, nehmlich die Tochter des Kaisers, nebst allen Reichthümern und Juwelen, und die Begleitung, die zu diesem Zweck beliehligt war. Vom Winde begünstigt segelten sie von einer Insel des Archipelagus zur andern. Indefs hatte Filena, sobald sie Erasto erblickt, sogleich die Absicht erkannt, in welcher er das Schiff bestiegen, und da sie von gleichem Triebe zu ihm hingezogen ward, so entdeckten sie sich bald in einer Nacht gegenseitig ihre Liebe. Nicht weit aber waren sie von der Insel Palmosa entfernt, welche ebenfalls im Archipelagus liegt, als sie von einer beträchtlichen Anzahl Corsaren angegriffen wurden, die, als sie dieses so schön ausgerüstete Schiff sahen, und darin reiche Beute und grofsen Gewinn zu finden hofften, es umgaben, und mit der gröfsten Anstrengung kämpfend, die Besatzung des Schiffes durch ihre weit überlegne Anzahl nöthigten, sich ihnen zu ergeben, und das Schiff ihnen zu überlassen, indem sie die Sklaverei dem Tode vorzogen. Als die schöne und unglückliche Filena sah, dafs zu ihrer Ret-

tung vom Tode oder von der schmählichsten Gefangenschaft kein anderes Mittel übrig sei, befestigte sie sich ein Kästchen mit ihrem reichsten Schmucke mit einer goldnen Kette um den Hals, und an eine Kiste sich anklammernd warf sie sich mit Erasto in das Meer, der, sie immerfort unterstützend und ihr helfend, durch seinen Muth sie vom Tode errettete. Auf der ersten kleinen Insel, die sie antrafen, (denn dieses ganze Meer ist mit einer grofsen Menge solcher Inseln angefüllt, ruhten sie ein wenig aus, worauf sich die schöne Filena in Mannskleider warf, und am folgenden Tage setzten sie beide in einer kleinen Barke nach Samos über, einer Insel, die nicht weit von der asiatischen Küste entfernt liegt und wo sie durch ihr gutes Glück befreit und vor dem ungestümen Angriff ihrer Feinde gesichert waren. Von hier aus begaben sich Erasto und Filena aufs feste Land, und brachten die folgende Nacht in Smirna zu, wo sie das höchste Ziel ihrer Liebe erreichten. Als Filena schwanger wurde, wurde sie von mannig-

faltigen Gedanken und Sorgen bestürmt, und endlich durch die Sehnsucht nach ihrem Vater und nach ihrer Heimath bewogen, beschloſs sie, nach Konstantinopel zurück zu kehren, um zu versuchen, ob sie dort durch irgend eine klug ersonnene Maasregel sich und ihrem Geliebten ein stilles und sorgenfreies Leben verschaffen könnte. Doch von Liebe und Dankbarkeit gegen Erasto durchdrungen war, die von ihm empfangene Wohlthat, da er sie mit Gefahr seines eignen Lebens aus den Wogen des Meeres errettet hatte, schwor sie ihm öfters, daſs sie nie einen andern als ihn zum Gemahl annehmen werde. Der Kaiser hatte indessen noch keine Nachricht von der Ankunft seiner Tochter bei ihrem Gemahl empfangen, und darüber traurig und beunruhigt, sandte er einen Botschafter mit eigenhändigen Briefen aus, um Berichte über sie einzuziehen. Dieser erfuhr von dem Könige Wilhelm, dem sie zur Gemahlin bestimmt war, daſs noch kein Schiff dort angekommen sei, das sie selbst oder Nachricht von ihr überbracht

hätte: er kehrte also zum Kaiser zurück und überbrachte ihm diese traurige Kunde. Der Vater, über den Verlust seiner Tochter tief betrübt, und deswegen über alle Vorstellung sich kränkend und beunruhigend, verfiel in die tiefste Melancholie. Indessen reisten Erasto und Filena von Smirna ab, und unter grofsen Mühseligkeiten der Reise langten sie endlich nach vielen Tagen in Scutari an, von wo sie die Meerenge passirten und in Konstantinopel anlangten. Filena, die immer noch in männlicher Tracht ging und von niemand gekannt wurde, ward von Erasto viele Tage in Konstantinopel verborgen gehalten, bis er endlich eine listige Maafsregel ersann, die er sogleich auszuführen beschlofs. Er gab sich für einen ausländischen durchreisenden Kaufmann aus, und liefs dem Kaiser durch einen Diener melden, es sei ein Kaufmann aus Morea angekommen, der seiner Majestät Nachricht von ihrer Tochter bringen wollte. Der betrübte Vater liefs ihn sogleich vor sich führen, und fragte ihn mit Thränen in den Augen, was aus ihr

geworden sei, worauf Erasto ihm den ganzen unglücklichen Vorfall von der Wegnahme des Schiffs durch die Korsaren erzählte, indem er jedoch hinzufügte, dafs sie für tausend Goldgulden einem gewissen Edeln von hoher Abkunft verkauft worden sei, der ihn als Gesandten an seine Majestät abgesandt habe, um sie für sich zur Gemahlin zu erbitten, weil er, indem er sie kaufte, ohne auf die Gröfse der Summe zu sehen, sie von der harten Knechtschaft der Korsaren und von jedem andern Uebel gerettet habe. Der Vater wurde durch die Nachricht von Filenas Leben so hoch erfreut, dafs er antwortete, wenn jener der Person seiner Tochter würdig wäre, und ihres hohen Ranges, so wolle er gern sie ihm gewähren, dafs er aber sie zu sehen wünsche, sie, die er mehrere Monate schon als todt beweint habe. Erasto liefs also einen Monat verfliefsen, bevor er sie dem Vater zeigte, damit es scheine, als wäre sie erst aus ferner Gegend gekommen, worauf er, als es ihm Zeit schien, sie in weiblicher Kleidung ihm

vorstellte. Als der Vater seine Tochter erblickte, umarmte er sie zärtlich, küßte sie auf die Stirn, und ließ sich von ihr alles erlittene Ungemach erzählen. Erasto, dem es jetzt Zeit schien, sein Glück zu versuchen, sprach, sobald Filena schwieg, folgendermaßen zum Kaiser: Es ist der Natur gemäß, gerechtester Kaiser, daß, wer Wohlthaten aussäet, die Früchte davon erndtet; und schwerer Tadel trifft denjenigen, der sich der Erkenntlichkeit für solche Wohlthaten entzieht. Nicht blos undankbar nennt man ihn, welches für das größte Laster gehalten wird, sondern auch als ein Frevler und Verletzer aller Religion wird er mit Recht gehalten. Und wenn dem so ist, wie wir es denn in Wahrheit sehen, welche Erkenntlichkeit, welches Verdienst, welche Belohnung muß nicht der Wohlthat dessen entsprechen, der einen andern vom Tode zum Leben, von grausamer Sklaverei zur Freiheit, von Verzweiflung zur Hoffnung errettend, ihn in seinen vorigen Zustand zurück versetzt? Der, welcher deine Tochter von Knechtschaft,

vom Tode befreit hat, ist derjenige, der jetzt zu dir spricht, Erasto genannt, durch Adel des Geschlechts geschmückt, und von dem nicht unedlen Geblüt der Kretensischen Könige entsprossen, welcher durch die Bosheit des Schicksals in Armuth versunken, sich in Geschäften hier zu Konstantinopel aufhielt, als deine Tochter Filena zu ihrem neuen Gatten gehen sollte, und mit einer kleinen Summe Geldes das nehmliche Schiff, das zu ihrer Ueberfahrt bestimmt war, bestieg. Als wir, wie deine Tochter dir erzählt hat, nicht fern von der Insel Palmosa von Korsaren angegriffen wurden, welche im Begriff waren, das Schiff zu nehmen, stürzte sich deine Tochter aus Furcht vor der Sklaverei in das Meer, und ich von Mitleid bewegt stürzte mich ihr nach; und so kräftigen Beistand leistete ich ihr, dafs ich sie endlich mit vielen Mühseligkeiten und Gefahren, glücklich befreit und sicher hierher nach Konstantinopol geführt habe. Und, nicht undankbar für die empfangene Wohlthat; hat Filena mir ihr heiliges Wort gegeben, meine Gat-

tia zu wenden; ich kann daher von dir, als einem gerechten Fürsten, mit Recht die Gnade erheischen, die ich von Filena bereits erlangt habe. Und wenn dem Weisen die Vernunft, die Nothwendigkeit den Barbaren, die Sitte den Nationen und der Naturinstinkt den Thieren dieses Gesetz vorschreibt, dafs sie alle Kraft und Hülfsmittel auf die Erhaltung des Lebens wenden sollten, so solltest du, da ich das Leben deiner Tochter erhalten habe, das dir als dem Urheber desselben so theuer sein mufs, als dein eignes, auch das Verdienst seiner Erhaltung nicht geringer halten, als wenn ich dein eignes gerettet hätte. Diese und andere Gründe von Gewicht führte Erasto dem Kaiser zu Gemüth, der, nachdem er seine Worte geendet, denen er aufmerksam zugehört hatte, ihm antwortete, dafs er keineswegs gesonnen sei, sich für die Erhaltung, die Filena durch ihn zu Theil geworden, undankbar zu zeigen. Da nun Erasto von hohem und königlichem Geschlechte

abstammte, so würde er, nachdem er es einigermaſsen überlegt, sie ihm vielleicht zur Gattin gegeben haben; und er nahm auch wirklich einige Tage Bedenkzeit, um ihm zu antworten. Während dessen blieb Erasto im kaiserlichen Palaste, Filena aber, da von ihrer Schwangerschaft bereits vier Monate verstrichen waren, konnte dieselbe endlich nicht länger verbergen, und da sie eines Tages mit ihrem Vater im Gespräch war, bemerkte er dieselbe. Hierüber aufs höchste betrübt befragte er sie, und verlangte den Urheber davon zu wissen, und obgleich Filena alles läugnete, so vermuthete der Kaiser doch sogleich, wie sich die Sache in Wahrheit verhielt: er liefs also Erasto, ehe er sich dessen versehen konnte, ergreifen, und durch die härtesten Martern zum Geständniſs der Wahrheit zwingen. Da dieser die Schmerzen nicht länger ertragen konnte, sprach er zu seiner Vertheidigung also zum Kaiser: Ich läugne nicht, gnädigster Fürst, daſs ich durch mein Vergehen deinen Zorn ver-

dient habe, dennoch hoffe ich, dafs du als ein weiser und milder Herr auf diese drei Umstände deine Aufmerksamkeit richten werdest, nehmlich, wie grofs die Schönheit deiner Tochter sei, wie grofs die Gebrechlichkeit der Jugend, und endlich, dafs mir Filena die Verheifsung ihrer Hand gegeben hatte. Hierauf nun Rücksicht nehmend, und auf die Demuth und Reue, mit der ich dich wegen der begangenen Beleidigung um Verzeihung anflehe, wirst du dich erbarmend zeigen. — Er zeigte ihm darauf, dafs, da sie in Gegenwart Gottes ihre Ehe geschlossen, er das kaiserliche Geblüt keineswegs beschimpft, berief sich darauf, dafs er seiner Tochter das Leben gerettet, und bat ihn flehentlich, eine so grofse Wohlthat nicht durch Grausamkeit zu vergelten, worauf er sich ihm zu Füfsen warf und weinend seine Bitten fortsetzen wollte, als der Kaiser, von Zorn entbrannt, ihn unterbrach und sagte: Wenn ich überzeugt worden wäre, dafs du von hohem und königlichem Geblüte abstammest, so

hätte ich dir auf deine Bitte Filena gern als Gattin zugestanden, wenn du nicht vor meiner Zustimmung und vor der öffentlichen Vermählung vor der Welt, meine königliche Krone mit so abscheulichem Schimpfe befleckt hättest: aber da du ein so grofses Verbrechen gegen mich begangen hast, das mir zum höchsten Schimpfe gereicht, so will ich dich und meine Tochter, die des Verbrechens mitschuldig ist, aufs strengste richten und zum Tode verdammen. Nachdem er dies gesagt, eilte er zur Ausführung seines grausamen Vorhabens, und befahl einem seiner treusten Diener, die beiden Schuldigen sogleich in den tiefsten Kerker werfen und nach Verlauf von drei Tagen insgeheim mit einem Gewicht am Halse in das Meer stürzen zu lassen. Erasto und Filena, durch diesen harten Befehl aller Hoffnung beraubt und der Verzweiflung überlassen, versuchten noch ein Mittel, sich aus diesen Schrecknissen zu retten, sie suchten nämlich ihre Wache zu bestechen, und so dem schimpf-

lichen Tode zu entrinnen. Gleich am ersten Abend ihrer Einkerkerung gab Filena zwei Steine, von sehr hohem Werthe, die sie nebst einigen andern aus den erlittenen Unglücksfällen gerettet hatte, der Wache, worauf diese sie beide in der folgenden Nacht entkommen liefs, und als die Zeit kam, da die auferlegte Strafe an ihnen vollzogen werden sollte, sagte die Wache zum Kaiser, dafs sie die jungen Leute, seinem gefällten Urtheil zufolge im Meer ertränkt hätte. Erasto und Filena, nachdem sie so der Gefahr entflohen waren, vertauschten ihre Kleider gegen sehr grobe und schlechte, und endlich nach so viel erlittenen Drangsalen, zeigte das Glück sich ihnen günstiger. Ohne erkannt zu werden bestiegen sie ein kleines Schiff, und nachdem sie durch die Meerenge von Gallipoli nach Tenedos gekommen waren, schifften sie sich hier mit gröfserer Sicherheit ein, und kamen in wenigen Tagen, von einer Insel zur andern segelnd glücklich in Kreta an, wo sie seit dieser Zeit das ruhigste und glück-

lichte Leben führten, und ihrer von so viel Gefahren geprüften Liebe lange Zeit genossen. Filena gebar dem Erasto einen Sohn, der, wie man nachher erfahren, nach vielen Jahren durch seine Tugend und Macht der König dieser Insel wurde.

Die

Sterner

und die

Pfitticher.

Novelle

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Berlin, in der Vereins-Buchhandlung.
1831.

Veranlaßt, dieſe Novelle in beſondrem Abdruck neu herauszugeben, vorerinnere ich nur, daß dieſelbe bloß in dieſer Geſtalt mir angehört, nicht aber in der, welche ſie in der zu Paris erſchienenen franzöſiſchen Ueberſetzung trägt. Die Gunſt der Herren Ueberſetzer nämlich hat in zwiefacher Bearbeitung, in erzählender und in dramatiſcher, ſo viel des Ihrigen hinzugefügt, daß höchſtens nur

ein Drittheil als das Meine zu rechnen bleibt; ich würde ohne Zweifel für die Bereicherung nur zu danken haben, hätten sie nicht auch, dem Sinne des Ganzen wenig gemäß, einen Bezug auf die Tagespartheien hineinverwebt, den ich ablehnen muß, und der grade hier hätte durch den Inhalt selbst sich ausgeschlossen finden müssen.

B.

Große lebenvolle Zeit, da Deutschland im Gemeinwesen freier Städte eine herrliche Stufe seiner Entwickelung bestieg, und edler Bürgergeist aus deren Mitte herrschend emporblühte! Wenig andere Bilder unsrer Vorzeit dürfen an Kraft und Fülle diesem gleich stehen, wenige in Dauer der Nachwirkung es übertreffen. Aus rauhen Wildnissen und einsamen Felsburgen zog sich das Leben in das mildere Thal, an reiche Ströme, zum starken Verein innerhalb gemeinsamer Mauern, wo alsbald der Fleiß der Gewerbe, der Geist des Handels und der Erfindung, die Kunst und Uebung jeder Thätigkeit ihr glückliches Gedeihen fanden. Gesetz und Sitte ordneten hier für Alle die Freiheit, die

ſenſt nur das Schwert der Eigenmacht dem Einzelnen erhielt. Der Ritter fand Genoſſen des Kriegs und der Ehre in ſtreithaften Bürgern, oft in ihrer Sache neuen Zweck des edlern Kampfes. Weiſe Einrichtungen, Wohlfahrt und Glanz des Lebens, die ſich hier in Sicherheit ausbildeten, ſchufen Macht und Anſehen, deren Wirkung weithin verdrang. Nicht nur im Norden die Hanſa ragte als Städtebund erſtaunenswürdig neben Königreichen, auch im Süden von Deutſchland bewieſen ähnliche Erſcheinungen, mit wechſelndem Geſchicke, den Stolz und die Macht der freien Städte. Doch nichts Großes wird unter den Menſchen ohne Kampf erreicht, und die Bewegung, welche hervorbringt, iſt immer auch zerſtörend. So ſehen wir denn das Bild der freien Städte Deutſchlands nicht bloß verherrlicht durch Glück und Ruhm, ſondern auch entſtellt durch innere Zwietracht, zerrüttet durch Leidenſchaften, verfinſtert

durch Miſsverſtand der Freiheit. Die Bürger, gegen gemeinſamen Feind ſtark auf den ſelbſtvertheidigten Mauern, geübt in Waffen und freudig in deren Gebrauche, wandten auch dorthin, wo nur Geſetz und Recht herrſchen ſollten, die rohe Gewalt; und im Gefühle der Kraft, die ſie zur Tapferkeit beſeelte, führten ſie auch ihre inneren Angelegenheiten nur allzu oft zu blutiger Entſcheidung. Die Vornehmen und Reichen ſtrebten bald nach alleiniger Herrſchaft, die Geringeren widerſetzten ſich der Unterdrückung, und in mannigfachen Schwankungen wechſelte die Oberhand. Parteiungen erhoben ſich, auswärtige Verhältniſſe verwebten ſich in den Streit, Haß und Rachſucht gährten auch im friedlichen Stillſtand, und jeder leichte Vorgang erneuerte den Ausbruch von Kämpfen, deren erſter Anlaß oft nicht mehr aufzufinden war. Die lange Dauer ſolcher Unruhen, die in den meiſten Städten Italiens und Deutſchlands oft

mehrere Jahrhunderte gewüthet haben, beweiſt nur, wie kraftvoll der Wohlſtand und die Freiheit geweſen, die trotz dieſer Zerrüttungen ſich erhalten konnten.

Von den zahlreichen Geſchichten, in welchen dergleichen Ereigniſſe ſich abſpiegeln, ſei uns eine auszuheben vergönnt, die von beſonderen Umſtänden zu einer eigenthümlichen Wendung geführt werden, und deren Erzählung ohne Nachtheil ſich einer geſchichtlichen Treue anſchließen darf, die ſonſt gern dem Reize des Eindrucks geopfert zu werden pflegt. Sie fiel gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts in der löblichen Stadt Baſel vor, die wir früh durch Gewerbe und Handel in volkreicher Blüthe finden.

Schon ſeit vielen Jahren hatte ein großer Theil des umwohnenden Adels das Bürgerrecht in Baſel erworben, ſeine Schlöſſer mit Burghäuſern in der Stadt vertauſcht und im Han-

delsverkehr große Reichthümer gewonnen; ärmere Edelleute folgten dem Beispiel jener Ritter, allein die erwachte Eifersucht der Bürger erschwerte bald den Zuwachs solcher Ansiedler, und diese fanden oft kein anderes Heil, als bei dem bereits ansässigen Adel in Dienst zu treten. Durch solche Hausgenossen verstärkt, bildeten die vornehmen Ritter eine mächtige Körperschaft, die sich bald gegen die andern Bürger mancherlei herausnahm, und ihnen, bei doch meist gleichen Beschäftigungen und Pflichten, eine niedere Stufe anweisen wollte. Vergebens hatte Bischof Heinrich, ein Graf von Neuenburg am See, fromm und wohlgesinnt den Frieden zu erhalten gesucht, den Adel gewarnt, die Bürger in ihrem Unmuth besänftigt und Alle zur brüderlichen Eintracht ermahnt; der Partheihaß war in den Gemüthern entzündet, und nichts konnte seinen Ausbruch mehr abwehren. Das Volk trat bei jedem Anlaß zusammen, bot

durch ſeine Menge den Rittern Trotz, und trug in manchem ernſtlichen Hader den Vortheil davon. Hierauf ſchloß der Adel einen noch feſteren Verein, ordnete ſeine Glieder in ſtreitfertige Schaaren, und hielt, um das Volk zu ſchrecken und zu höhnen, bewaffnete Aufzüge durch die Straßen der Stadt; von der Fahne mit weißem Stern im rothen Felde, die dabei herumgetragen wurde, entſtand für die Genoſſen der Name der Sterner, denen ſich, nebſt andern auswärtigen Rittern, auch der Graf Rudolph von Habsburg als Verbündeter zugeſellte. Aber die Volkspartei blieb in trotzigen Anſtalten nicht zurück, ſie bildete ebenfalls bewaffnete Schaaren, und erhob als Zeichen ihrer Verbündung eine Fahne mit einem grünen Papagei oder Pfittich, woher für ihre Anhänger der Name Papageien oder Pfittticher kam, an welche ſich der Biſchof und einige Geſchlechter des Adels anſchloſſen, denen die ge-

rechte Sache auf Seiten des Volkes erſcheinen mochte. So gegen einander geſtellt, und durch tägliche Anreizungen erbittert, waren die beiden Partheien ſchon oft in den Straßen an einander gerathen, ohne daß der Sieg ſich entſcheiden wollte, bis endlich ein bedeutender Vortheil den Pfittichern die Oberhand und den Beſitz der Bürgermeiſterſtelle gab, wodurch die Fehde auf eine Zeit lang geſtillt wurde.

Die Bürgerſchaft veranſtaltete zur Feier der wiederhergeſtellten Ruhe ein groſſes Pfingſtfeſt, zu welchem, außer den Einheimiſchen, auch eine groſſe Anzahl von Fremden, beſonders aber die befreundeten Neuenburger, eingeladen und mehrere Tage bewirthet und unterhalten wurden. Die Pfitticher führten bei dieſem Feſte überall den Vorſitz, wobei durch Pracht und Anſehen vorzüglich das alte Geſchlecht der Mönchen glänzte, welches in zehn verſchiedenen Zweigen zahlreich blühte, und, an der Spitze der Volks-

rarthei ſtehend, jetzt auf die Angelegenheiten der Stadt den meiſten Einfluß hatte. Unter ihrer Anführung wurden die prächtigſten Ritterſpiele gehalten, für welche Heinrich Mönch von Landskron, ein angeſehener und vielvermögender Mann, die reichſten Preiſe ausgeſetzt hatte, die von der Hand ſeiner Tochter, Gertrudens von Landskron, an die gewandteſten und tapferſten Kämpfer vertheilt werden ſollten. Die Sterner, obwohl im Nachtheil und gedemüthigt, entzogen ſich doch dieſerhalb dem Feſte nicht, ſondern wetteiferten um jede Ehre und Auszeichnung, beſonders bei den Fremden, deren ſie ſich mehrere zu Freunden machten, worüber die Pfitticher ihren Verdruß nicht bergen mochten, der endlich auf's höchſte ſtieg, als die beſten Ehrenpreiſe am Schluſſe des Feſtes einem Jüngling zuerkannt werden mußten, dem die Sterner, als einem der Ihrigen, lauten Jubel bezeigten. Als der letzte Tanz geendigt war

und man ſich anſchickte, den Saal zu verlaſſen, trat Heinrich von Landskron hervor, und redete, noch den Groll im Herzen, die Verſammlung alſo an: „Werthgeſchätzte Gäſte und Freunde! Wenn Ihr dieſe Tage in rechter Fröhlichkeit verlebt, und an unſerer Bewirthung, ſo wie an unſern Spielen, einiges Wohlgefallen gefunden habt, ſo iſt uns der beſte Lohn für unſern guten Willen zu Theil geworden, und der Glanz und Schmuck dieſer Tage hat für uns ſo lange nicht aufgehört, als Eure Zufriedenheit ein freundliches Andenken davon bewahren will. Möget Ihr unſere Stadt und Bürgerſchaft lieb und werth behalten, und die Ihr gekommen ſeid als Fremde, nun als Freunde heimziehen, die wir Euch um ſo lieber als Bundesgenoſſen rechnen, als Feinde ja nicht bloß auſſerhalb lauern, ſondern leider auch im Innern unſerer Stadt verderbliche Rotten bilden, deren freches Gezücht mit vereintrn Kräften zu ver-

richten iſt! Euch aber geleite Gott nun in Frieden und Freundſchaft nach Haus!" — Die Verſammlung antwortete mit freudigem Zuruf und trennte ſich unter Freblecken und Glückwünſchen; die Fremden zogen bei Fackelſchein nach ihren Herbergen, von wo ſie am folgenden Tage, jeder ſeines Weges, die Heimreiſe antraten. Die Sterner aber fühlten tief die Beleidigung, die ihnen im Angeſicht der Fremden angethan werden; ſie zogen ſich in ſtiller Wuth zurück, ſogl entſchloſſen, die Worte des ſtolzen Pfittichers durch blutige That zu rächen, und verabredeten ſogleich einen Anſchlag, um das verlorne Uebergewicht wiederzuerlangen.

Dietrich von Ramſtein, ein edler Jüngling von ſchöner Geſtalt und ritterlicher Bildung, tapfer und kühn, durch manches Kriegesabenteuer gerüſt, war eben aus Italien zurückgekehrt, um, nach dem Wunſche ſeines Vaters, fortan unter ſeinen Mitbürgern zu bleiben.

Seine Rückkunft fiel gerade in die Tage des Festes, dessen belebter Glanz ihm den Boden der Heimath in freudiger Anmuth erscheinen ließ, und an welchem er sogleich einen erhöhteren Antheil gewann, indem er in den Ritterspielen unübertroffen die besten Preise davon trug. Die Sterner freuten sich, in ihm einen kühnen und feurigen Genossen mehr zu besitzen, dessen Muth und Gewandtheit, wie schon im Scherz, so auch bald im Ernst, ihrer Parthei zur wichtigen Verstärkung werden mußte. Sie priesen seine Ritterlichkeit, lobten seine Gesinnung und setzten ihn vorläufig von allem in Kenntniß, was ihm als einem Mitanführer ihrer bevorstehenden Unternehmung zu wissen taugte. Allein Dietrich vermochte nicht in gleicher Art die Empfindungen zu theilen, von welchen er die Andern im Tiefsten erregt sah. Seit vielen Jahren aus der Heimath abwesend, kannte er den inneren Zwist seiner Mitbürger nur dem

Namen nach, und er wußte nur, daß er ein Sterner ſei, ohne es in ſeinem Inneren zu fühlen; und wenn auch ſonſt das Feuer der Jugend kaum der Gründe, ſondern nur der Gelegenheit bedürfen mochte, um heiß für eine dargebotene Sache zu entbrennen, ſo vermißte er doch ſolchen Antrieb diesmal ganz, und fand in ſeiner Bruſt einen Widerſpruch, der ihm unmöglich machte, gleich den Andern in den Pfittichern unbedingt nur Feinde zu erblicken. Das Bild der ſchönen Gertrud ſchwebte ſeit dem erſten Anblick mit ſanftem Reize vor ſeinen Augen, und ſchlug mit zunehmendem Zauber die feindliche Flamme nieder, die ſeinem Herzen eine entgegengeſetzte Richtung aufdringen wollte.

Indeß betrieb der alte Ramſtein mit Nachdruck die Anſtalten, um den Sternern Rache an den Pfittichern zu verſchaffen. Durch ſeine hohen Jahre für die meiſten Verhältniſſe des Lebens abgeſtumpft, fühlte er die Heftigkeit frü-

herer Zeiten einzig in den Augenblicken wiederkehren, wo die Bürgerpartheiung ihn aufreizte. Ehemals einer der Anführer des Sterns, mit ihm an Bedeutung gestiegen und in die Waffenfreundschaft des Grafen Rudolph von Habsburg gekommen, glaubte er die gerechte Sache der Ritter mit höchster Anstrengung verfechten zu müssen; vor allem schmeichelte ihm der Gedanke, in seinem Sohne ersetzt zu werden, und diesen ausführen zu sehen, was ihm selbst nicht mehr gestattet war. Dietrich liebte seinen Vater mit inniger Verehrung, er hatte ihn immer als hohes Vorbild betrachtet; an strenger Gesinnung, an Tapferkeit und besonders an beharrlicher Treue hatte er seines Gleichen nicht gefunden; in die Fußstapfen dieses Mannes zu treten, seiner Leitung sich hinzugeben, war ihm so wünschenswerth als pflichtgemäß erschienen. Mit bestürztem Unmuthe fand er sich nunmehr in dieser Fassung gestört, jeden Eindruck ver-

ändert, jeden Wunſch verirrt. Er vernahm nicht ohne Peinlichkeit die heftigen Aeußerungen, die, täglich wiederkehrend, ihn ſelbſt nicht weniger als die Pfitticher zu verletzen ſchienen; denn am Ende ſtand hinter dieſem verhaßten Namen auch immer die ſchöne Gertrud, die von ſolch harten Schmähungen mitgetroffen wurde; er wußte die Stellung, in welche die Verhältniſſe ihn gebracht hatten, ſich nicht recht mehr anzueignen, und durfte doch keine andere hoffen, die ihm befriedigender geweſen wäre. Alles, was von dem Haſſe der Pfitticher, von ihrem Uebermuthe, von ihrer Argliſt und Unverſöhnlichkeit erzählt wurde, mußte ihn auf doppelte Weiſe verletzen, indem ſein Stolz und mehr noch Gertruds ſanfte Liebenswürdigkeit ſich dagegen in ganz verſchiedenem Sinne auflehnten. Er verſuchte wohl, den innern Drang ſeines Gefühls dem väterlichen Sinne anzuſchmiegen. Er gab ſeiner tieferen Neigung, die er mit Worten ſich

ſelbſt allmählig eingeſtehen mußte, das Gemeinwohl der Stadt zum Anhalt, und deutete auf die glücklichere Zeit hin, wo die Bürger durch keine Zwietracht mehr geſchieden ſein, wo Frieden und Einigkeit, ſagte er, alle Kräfte für gleichen Zweck verbinden, und dieſen Zweck in der Blüthe und dem Anſehen des Ganzen beſitzen würden. Warum, fügte er hinzu, ſoll dieſe Zeit entfernt, warum nicht nahe zu hoffen ſein, da jede gute Geſinnung, jede wahre Vaterlandsliebe ſie plötzlich herbeiführen, ſie wenigſtens beſchleunigen kann? — Der Alte ſtutzte über die unerwartete Rede des Sohnes; doch bald, ihre ungewiſſe Deutung nach dem eigenen Sinn entſcheidend, entgegnete er mit Stärke: „Ja wohl iſt die Zwietracht das größte Unheil! Unſere Stadt geht darin unter, ihre Neider und Feinde frohlocken; aber nur ein einziges Mittel giebt es, die Einigkeit herzuſtellen: der Sieg des Sterns und des Pfittichs Unter-

gang; dazu helfe jeder, der es gut meint, und verflucht sei jeder, der es anders will!"

Solchen Aeußerungen des starren Hasses entzog Dietrich ...n verwundetes Herz, und zugleich dem väterlichen Kreise mehr und mehr sein Vertrauen. Deſto freier und mächtiger entfaltete sich in geheimer Stille das Gefühl, welches in raſchen Pulſen zur Leidenſchaft aufſtieg. Er ſah Gertruden unverhofft wieder, er konnte auf der Straße einige Worte mit ihr wechſeln, indem er als Empfänger der von ihrer Hand ertheilten Preiſe ſich in fortwährender Verpflichtung zu ihr darſtellte; er fand in ihren Augen die lieblichſte Wahrheit, in ihren Worten die edelſte Zuverſicht eines ſchönen Herzens, deſſen Neigung ungewonnen nur dem Rechten ſich gewinnbar fühlt. Er traf und ſprach ſie hierauf öfter, der Zufall ſchien befliſſen ſie ihm allenthalben entgegen zu führen, in Kirchen und Gärten, bei Feſtlichkeiten und Waſſerfahrten.

Schön mochte er ſich nicht mehr läugnen, daß ihn die heißeſte Liebe erfülle, und daß er ohne Gertrud allem Lebensglück entſagen müſſe. Schwelgend überließ er ſich allen Wogen der inneren Leidenſchaft; Muth und Angſt, Hoffnung und Zweifel beſtürmten abwechſelnd ſein aufgeregtes Herz, und wenn ihm endlich im errungenen Wähnen, daß er wiedergeliebt ſei, ein heiterer Troſt gekommen ſchien, ſo war er dann plötzlich mit ſeinem vollen Glücke erſt wieder gränzenloſer Noth und Irre preisgegeben. Konnte er hoffen, daß ſein Glück den wüthenden Geiſt der Zwietracht überwältigen würde, daß ihn die Pfitticher, daß Gertruden die Sterner willig aufnehmen würden? Und welche Kette von Leiden und Drangſalen zog ſich über jeden Weg hin, den ſeine Liebe ſonſt noch möglich glauben wollte? — In dieſer Lage wurde ihm Mittheilung äußerſtes Bedürfniß. Er näherte ſich einem Freunde, mit dem aus früher Jugend,

nach langen Zwischenräumen, in denen ſie ſich nicht geſehen, ein angewöhntes Vertrauen ihm offen geblieben war. Reinhard Schenk, ein wenig jünger als Dietrich, aber in ſeinem Weſen ſehr zuſammengenommen, beſaß unter der Hülle eines überlegten Benehmens eine Reizbarkeit des Sinnes, welche Dietrichen beſonders angezogen hatte; er ſchien eine nachſichtige Beurtheilung und eine ſorgſame Behandlung von den Eigenſchaften des Freundes erwarten zu können. Dieſer vernahm zwar die unvermuthete Mittheilung anfangs mit Kälte, ja mit einigem Ausdruck von Verdruß; allein dieſer Anſchein verlor ſich gleich wieder, und der Vertraute ſuchte alsbald mit freundlicher Faſſung und ſichtbarem Eifer den Liebenden zu friſcher Hoffnung zu ermuntern, und dieſe durch kräftige Zuſage ſeiner eigenen Beihülfe in Rath und That beſtens zu beſtärken. Er läugnete nicht, daß die Verhältniſſe ſchwierig, daß die

Feindſchaft der Sterner und Pfitticher mehr als je in Gährung ſei, und daß an eine Verbindung auf gewöhnlichen Wege nicht gedacht werden könne; aber er glaubte, daß ſich ſchon Hülfsmittel darbieten würden, wenn man ſie nur benutzen wollte; dabei erklärte er, daß er in dieſer Sache ſchon als Sterner dem Sterner beiſtehen müſſe, aber noch mehr als Freund dem Freunde, deſſen Empfindungen er vollkommen zu würdigen wiſſe.

Reinhard war erfindungsreich für Dieſes Herzensbedürfniß; er ſchmeichelte ſeiner Einbildungskraft auf die wohlthuendſte Weiſe, wußte manchen Vorfall des täglichen Lebens nach Wunſch zu behandeln, das Widerwärtige abzulenken, das Angenehme hervorzuheben, und wurde ſeinem Freunde bald unentbehrlich. Das Mitwiſſen um ein geliebtes Geheimniß und dabei muntere Thätigkeit — dieſem Verein von Macht unterwirft ſich immer ein be-

drängtes Herz! Auf nahen und fernen Spaziergängen, bald zu Schiffe den Rhein befahrend, bald zu Pferde die benachbarten Burgen besuchend, unterhielten die Freunde sich eifrig von Hoffnungen und Aussichten, zu deren Erfüllung hundert Träume ersonnen, Entwürfe ausgebildet und Vorsätze gehegt wurden. Mit dem geliebten Gegenstande aus der unseligen Stadt zu einem andern Orte hin zu fliehen, wo der trennende Zwist unbekannt und wirkungslos wäre; das ganze Haus der Landskron aus den Reihen der Feinde zu den Sternern herüberzuziehen, oder die Rauffein den Pfittichern zu gesellen; im Vertrauen auf höhere Kraft heiliger Liebeseingebung beide Partheien durch öffentliche Rede zur Versöhnung und Bruderliebe hinzureißen: alle diese Vorstellungen stiegen auf und ab in der unendlichen Prüfung ihrer vielartigen Möglichkeiten! Was auf entlegenen Wanderungen in Waldesfrische

und Felseneinsamkeit glücklich ausgedacht und unfehlbar schien, verlor sich nur immer wieder bei Annäherung zur Stadt meist in Wahn und Traum, und ließ bei dem Eintritt in das Thor leider die entgegengesetzte Wirklichkeit erkennen! In der That war der Zustand der Bürgerschaft mit jedem Tage gährender geworden; die Partheien hatten sich durch Hohn und Drohungen auf's äußerste erbittert, unaufhörlich fielen gefährliche Neckereien vor, und nicht selten wurden die Schwerter gezogen. Die Pfitticher, im Vortheil, machten ihre Obergewalt geltend, bestraften die unruhigen Sterner, und versicherten sich der wichtigsten Posten durch bewaffnete Schaaren; aber eben deßhalb war ein allgemeiner Aufstand der Sterner nur um so näher zu befürchten, und wirklich deutete manches Zeichen darauf hin. Die beiden Parthien hatten allen Umgang unter einander abgebrochen, und nur noch im nothwendigsten Lebensverkehr be-

rührte man ſich mit Schroffheit und Kälte. Dietrich erſchien vor ſeinem Vater jetzt meiſt finſter und ſchweigend, und dieſer glaubte in den heftigen Reden, die Reinhard zu Zeiten gegen die Feinde ausſtieß, zugleich den Inhalt jenes Schweigens zu vernehmen; er munterte zu muthiger Stärke auf: die Stunde ſei nicht weit, wo Vergeltung geübt werden ſolle; übrigens bedauerte er, ſeinen Sohn den Erwartungen nicht entſprechen zu ſehen, die er durch ſein erſtes Erſcheinen geweckt hatte; er habe nicht jenes geſtählte Herz, dünkte ihn, das durch Selbſtgefühl und inneren Trotz alles Mißgeſchick ungebeugt erträgt. Dietrich, von allem, was er ſah und hörte, nur beklommen, und ſeit langer Zeit ſchon ohne den Anblick Gertrudens, den trüber der Zufall bei öfteren Gelegenheiten ihm gegönnt, ſuchte im Freien ſeiner Stimmung nachzugehen; die beiden Freunde ſetzten emſig ihre Ausflüge fort, Reinhard von nun

an bewaffnet, gewarnt gegen Ueberfall und Nachſtellung.

Eines Tages gingen ſie aufwärts am Ufer des Fluſſes von Hügel zu Hügel, bis ſie plötzlich durch ein umbüſchtes Gemäuer den Weg verſperrt fanden. Sie ſtiegen ohne Mühe hinauf. Eine grüne Laubwand breitete ſich über dem Rande der Mauer hin, und ein hoher Garten ſchloß ſich an; reizende Ausſicht zwiſchen gewaltigen Bäumen eröffnete ſich vorwärts in dem geſenkten Grunde auf den Rhein. Die beiden Freunde betrachteten die Gegend, als ſie in ihrer Nähe Stimmen und fröhliches Lachen vernahmen; dazwiſchen ertönten Liederklänge und munterer Lärm, wie von einem Platze jugendlicher Spiele. Zwei ſchöne Mädchen traten aus der Laubwand auf den freien Mauerrand hervor, ihre Tritte ſchallten hell von den feſten glatten Steinen; ſie riefen unter Scherz und Lachen eine dritte Geſpielin, die aus dem innern Gar-

ten antwortete. „Willſt Du denn immer träumen" — rief es ihr entgegen, als ſie nach einer Weile hervortrat — „willſt Du gar nicht mehr ſpielen und fröhlich ſein? Biſt Du verliebt, ſo ſag' es uns zu Deinem eigenen Beſten, daß wir uns nicht auch an Deinem Auserwählten verſehen, und unbewußt Deine Nebenbuhlerinnen werden!" — Die Freunde ſtanden hinter einem Hollunderbuſche, der ſie den Blicken der Mädchen einigermaßen verdeckte; doch als keine Antwort auf die neckende Rede erfolgte, und Reinhard ſich vorbeugte, um beſſer zu ſehen, wurde er ſelbſt erblickt, und mit ſchreiendem Lachen rief die Entdeckerin plötzlich: „Da iſt er, da iſt er ſchon, Gertrud, Dein Liebhaber, Dein Herzensbänkiger! hieherbeſtellt oder durch Zufall?" — Und jetzt, wo die Mädchen ihre Blicke auf Reinhard heftéten, fielen Gertrud's Augen, die ſich unwillkürlich dahin wandten, auf Dietrich, und was ihr ſelbſt noch Geheim-

niß hatte ſein ſollen, wurde plötzlich ihr ſelbſt und den Andern in einem Schrei offenbar, der ihre ganze Verwirrung ausdrückte. Die Freunde traten nun zugleich hervor, die Mädchen wollten fliehen, allein Gertrud vermochte kaum ſich aufrecht zu halten, ein Strom von Thränen benetzte ihr Antlitz. Dietrich ergriff ihre Hand, er konnte an ſeinem Glücke nicht zweifeln: er ſprach mit Leidenſchaft einige Worte, er wollte beruhigen, bitten, ausſprechen, vernehmen; ein ſanfter Blick ſchien ihm Vertrauen geben zu wollen, aber Angſt und Unruhe erwachten zugleich. Sie ſah auf die goldene Kette nieder, die er am Halſe trug, einen der Ehrenpreiſe, die er von ihrer Hand empfangen hatte. „Ihr habt ſie mir gegeben," ſagte Dietrich, „und ſie wäre mir das Theuerſte auf der Welt, wenn ſie ganz Eure Gabe wäre; aber nun kann ich ihrer nicht recht froh werden, wenn ich bedenke, daß Ihr ſie vielleicht mir weniger von Herzen

gegeben habt, als wenn ich einer der Eurigen wäre!“ — „Wie redet Ihr!“ flüſterte Gertrud bewegt; „ich bin Euch nicht feind, wie ſehr es auch leider unſre Väter einander ſind! Ihr kommt, ſagt man, von weiten Reiſen zurück, kaum kenne ich Euch, aber eine innere Ueberzeugung ſagt mir, daß Ihr Eure Vaterſtadt mit allgemeiner Liebe wieder geſehen, Eure Mitbürger in der Ferne nicht in Freunde und Feinde geſchieden habt! O vermöchten meine Empfindungen in die Andern überzuſtrömen, ſchon längſt wäre dieſer unſelige Zwiſt verſöhnt.“ — „Eure Worte, Gertrud, gehen mir zu Herzen!“ erwiederte er; „Ihr verkennt mich nicht, nein, ich nehme keinen Theil an der traurigen Feindſchaft, ich liebe in Euch die Eurigen mit. Könnte mein Vater ſolchen Engel des Friedens hören, auch ſein Herz würde ſich wenden! Gertrud, Ihr ſeid die herrlichſte Jungfrau der Stadt, an Macht und Anſehen über-

wiegt Euer Haus alle andern; ich darf mich den Besten der Meinigen gleichstellen; der finstere Streit kann enden, die Zerrüttung der Vaterstadt rettet der Liebe, die ich für Euch empfinde, das Wort: o wendet Euren Blick nicht ab, laßt mich wenigstens hoffen, was Ihr noch nicht zusagen mögt!" — Sie sah ihn an, sie bebte, und konnte kein Wort hervorbringen; Dietrich sah mit Entzücken in das schöne Antlitz, und schien in die beseligendste Zukunft zu schauen.

Reinhard hatte unterdessen den beiden Mädchen die zufällige Weise erklärt, wie sie hieher gekommen, und so schönen Kindern einen Schreck verursacht, von dem diese doch wohl sich bald erholen würden. Die Mädchen sahen den jungen Mann spöttisch an; was den Schreck beträfe, erwiederte die Eine, so müsse er wohl meinen, recht furchtbar mit seinem Schwerte auszusehen; allein es komme nicht auf die

Waffe an, sondern auf den Mann, der sie führe. — „Und das müßt Ihr gestehen," entgegnete die Andere, „daß Ihr, wenn Ihr freilich keine Vögel locken könnt, Euch darum doch noch immer zu viel einbilden möchtet, wenn Ihr als Scheuche etwas zu sein meintet." — Reinhard erwiederte: daß er in keinem Falle hier so lose Vögel habe erwarten dürfen, indessen gebe es noch wohl schlimmere. — „Schlimmere?" fiel das Mädchen ein; „o ja, das wißt Ihr am besten! Ihr kennt die Papageien — unsre Vettern, wie Ihr wißt — mit denen Ihr nicht so dreist zu reden wagt." — Diese Worte, schon im Zornescifer ausgesprochen, zogen Dietrichs Aufmerksamkeit herbei; er sah Gertrud zittern bei Erwähnung des Partheistreites, er eilte an Reinbards Seite, um ihn zu verhindern, mit neuer Bitterkeit zu antworten; Gertrud nahte mit besorgten Blicken ihren Gespielinnen, aber vergebens! Die Mädchen, ein ge-

heimes Einverständniß vermuthend und wegen des ganzen Auftrittes mißvergnügt, überließen sich ganz ihrer Aufregung, häuften Schmähungen auf Schmähungen, beschuldigten die Sterner ehrloser Absichten, warfen ihnen Feigheit und Verrätherei vor, und hießen sie ihres Lohnes gewärtig sein. Reinhard, auf's äußerste gebracht, versagte jede Mäßigung, antwortete mit höhnischer Verachtung gegen die Pfitticher, und zuletzt in so schneidenden Worten, daß die Mädchen eilig davongingen, indem sie Gertruden mit fortrissen; sie blickte schmerzlich auf den Geliebten, der sein Auge mit dem ihrigen inbrünstig gen Himmel hob, während Worte des Hasses und der Rache zum Scheiden erklangen, „Was hast Du gethan!" rief Dietrich seinem Freunde zu, als sie allein standen; „Du hast den grausamen Streit, den wir zu vernichten sannen, nur heftiger entzündet!"

Reinhard vertheidigte ſich nicht, er ſuchte nur den Freund zu beruhigen; der unangenehme Vorfall hatte die Gewißheit von Gertruds Gegenliebe enthüllt, und dieſer unſchätzbare Gewinn wurde eifrig hervorgehoben; Dietrich ſchien in dieſer Betrachtung ſchon getröſtet und von ſchmeichelnden Bildern umgeben, als ſie nach weiten Umwegen Abends das Stadtthor erreichten. Kaum waren ſie hineingetreten, als ſie eine ungewöhnliche Bewegung in der Stadt bemerkten; unter verwirrtem Geſchrei rannten die Menſchen hin und her, Weiber flüchteten in die Häuſer, die Kaufleute ſchloſſen ihre Gewölbe, bewaffnete Bürger eilten in verſchiedenen Richtungen. Es hieß, die Sterner verſuchten neue Anſchläge, ihre Verruchtheit ſchone ſelbſt der edlen Jungfrauen nicht; erſt jetzt hätten ſie vor der Stadt drei Mädchen aus den Geſchlechtern der Pfitticher unvermuthet angefallen und beſchimpft, die Rache werde die Schul-

digen oder aufſuchen und zu treffen wiſſen. — Reinhard vermuthete ſogleich den Zuſammenhang, und ſagte zu Dietrich: „Hier gilt kein Säumen; eilen wir, uns bewaffnet bei den Unſrigen einzuſtellen! Die Dirnen haben unſre Erſcheinung im Garten als eine Gewaltthat geſchildert, und wer weiß was alles erzählt; die ſchändlichen Papageien haben längſt auf einen Vorwand gewartet, uns ihre Uebermacht fühlen zu laſſen. Nun deſto beſſer! Fangen ſie heute an, ſo brauchen wir's morgen nicht zu thun!" — und damit nahm er Dietrichen am Arm und riß ihn fort, nicht ohne Widerſtreben; denn dieſer wollte durchaus in die Straße, wo Gertrud wohnte: er fühlte die größten Entſchlüſſe in ſeiner Bruſt; er wollte vor Heinrich von Landskron treten, und deſſen Geſinnung beugen oder ſich ihr zum Sühnopfer bieten. Reinhard erklärte dieſen Gedanken für thöricht; nichts könne hier helfen als das Schwert; hätten ſie erſt geſiegt, dann ließe

ſich nachher das Beſte thun. Allein Dietrich beharrte auf ſeinem Sinne und ſchritt muthig voran: ſein Freund, um ihn nicht ganz ohne Hülfe zu laſſen, folgte ihm unwillig nach. Schon ritt der Biſchof mit einer Anzahl Reiſigen durch die Straße und vereinigte ſich mit den bewaffneten Bürgern vor dem Rathhauſe, wo das Panier der Pfitticher aufgeſteckt war. Ein Trupp nach dem andern rückte zur Beſetzung der wichtigſten Poſten vorüber; wer ſich auf der Straße zeigte, wurde als Pfitticher zu ſeiner Schaar eingewieſen, oder als Gegner verhaftet. Dietrich befand ſich mit ſeinem Freunde ſchon mitten unter den Feinden, und unter Gertruds Fenſtern — bis wohin er durch alle Bewaffnete vorgedrungen — eben in größter Gefahr, als plötzlich das Geſchrei erſcholl, ein feindlicher Heerhaufen ziehe von dem Lande heran gegen das Thor, die Sterner hätten dem Grafen von Habsburg die Stadt verrathen, man müſſe ſie nie-

dermachen, ehe ſie Hülfe erhielten. Heinrich von Landskron ſtürzte zornentflammt hervor, hieß alle Schaaren ihm nachfolgen und flog an ihrer Spitze gegen das andere Stadtviertel, wo die Sterner ſich verſammelt hatten. Dietrich und Reinhard, von den Ihrigen abgeſchnitten, durch wechſelnde Empfindungen beſtürmt, fanden ſich in der verzweiflungsvollſten Lage; Reinhard wollte in das Haus der Landskron einbrechen, Gertrude als Geißel feſtnehmen, und dann Feuer anzünden, um in dem Getümmel mit ihr und Dietrich zu entkommen; dieſer aber ſetzte ſich dem ſchrecklichen Vorhaben entgegen, weniger ſchaudernd, die Geliebte zu verlieren, als ſo ſie zu beſitzen. Unterdeſſen hatten die Pfitticher mit groſſer Ueberzahl den auf dem Münſterplatz aufgeſtellten Streithaufen der Sterner im erſten Anlauf geworfen, Viele zuſammengeſtochen und Mehrere gefangen; lautes Freudengeſchrei verkündete den Sieg des Pfit-

ſichs und das Weichen des Sterns. „Retten wir uns von hier!“ rief Reinhard in äußerſter Beſtürzung dem Freunde zu, indem er einen Trupp Pfitticher zurück und gerade auf ſie los kommen ſah; „vielleicht gewinnen wir das Freie und kommen ſo zu den Unſrigen!“ — Der Trupp war ſchon ganz nahe, er führte gefangene Sterner zur Gewahrſam in Landskrons Haus. Unwillkürlich zögernd folgte Dietrich dem Freunde, indeß ſein Auge ſcharf auf die Kommenden geheftet blieb; plötzlich aber hielt er an, ſein Blick entflammte ſich, mit Entſetzen erkannte er unter den Gefangenen ſeinen alten Vater, blutend am Kopfe und gleichwohl noch ringend gegen ſeine Führer. „Heiliger Gott!“ ſchrie Dietrich, „jetzt ſteh' mir bei, jetzt macht ſelbſt dein Gebot mich zum Sterner! Auf, theurer Reinhard, hier ſind die Unſrigen, zu denen wir wollen!“ Und damit riß er dem Freunde das Schwert aus der Hand und drang

wie ein Wüthender auf die Feinde ein; Reinhard ergriff eine Lanze und ſtürmte ihm nach; gefangene Sterner riſſen ihren Führern die Wehren von der Seite, und in einem Augenblicke entſtand ein völliges Gefecht, das durch Ueberraſchung, Muth und Verzweiflung ſich gleich zum Vortheil der Sterner neigte. Nach kurzer Anſtrengung war das ganze Häuflein befreit, die Schaar der Pfitticher zurückgeſchlagen und ſchnell das Thor erreicht, deſſen Wache, bald überwältigt, den Auszug nicht hindern konnte.

Mit der Dämmerung gelangten die Entronnenen über Feld zu dem jenſeitigen Thore, wo ſie mit der Hauptſchaar der Sterner zuſammentrafen, die fechtend aus der Stadt hatten weichen müſſen. Der Anblick der Geretteten, gegen dreißig der angeſehenſten Ritter und Bürger, die man ſämmtlich verloren geglaubt, belebte wieder den Muth; Dietrichs Heldenthat wurde mit Begierde vernommen, und ihm und

Reinhard mit hohem Lob und Preiſe die Füh-
rung der nächſten Angelegenheiten übertragen.
Seufzend blickte Dietrich auf die im Abend-
rothe glühende Stadt zurück, rief ſeinem Glücke
Lebewohl und ergab ſich der Schickung, in die
er geſtellt war. Mit Thränen der Freude um-
armte ihn der alte Ramſtein, nannte ihn ſei-
nen Retter und den Retter des Sterns, und
beſchwor den Himmel, ſeinem Sohne in Ver-
tilgung der Feinde beizuſtehen, und durch deſ-
ſen Hand beſonders das Geſchlecht der Mön-
chen zu treffen. So wurde Dietrich in ſeinen
theuerſten Empfindungen zugleich erhöht und
gebeugt! Doch die Sorge für die Sicherheit
drängte bald jede andere Vorſtellung zurück;
man konnte die bedenkliche Lage nicht verken-
nen: die Pfitticher hatten den vollſtändigſten
Sieg errungen, ſie waren im alleinigen Beſitz
der Stadt; die Sterner, welche noch kurz vor-
her die Unterwerfung von jenen geträumt, wa-

ren ſelbſt Vertriebene, die fremden Schutz ſuchen mußten. Ihr Unglück wurde vorzüglich der Ueberraſchung beigemeſſen, die ihren Anſchlägen um wenige Tage zuvorgekommen war. In der Nacht fanden ſich nach und nach mehrere Genoſſen ein, die gar nicht an dem Kampfe hatten Theil nehmen können, und jetzt der Verfolgung der Sieger entfliehen mußten; ſie brachten die Nachricht, daß die Pfitticher in der Frühe aus der Stadt hervorbrechen und einen neuen Angriff machen würden. Die Sterner konnten kein Gefecht mehr wagen, ſie beſchloſſen, ſich auf die Burgen ihrer Freunde zu zerſtreuen, um überall Hülfe aufzubieten; Dietrich aber ſollte die Verwundeten nach Breiſach geleiten, und dann den Grafen von Habsburg aufſuchen, um mit ihm weitere Maßregeln zu verabreden.

Die Leidenſchaft vermag in jugendlichen Gemüthern nicht zu ruhen, ſie bedarf der Thä-

tigkeit, und wäre es auch in einem Sinne, der dem Herzen fremd, ja wohl gar entgegen iſt; denn vor allem andern ſteht dem innerlich Aufgeregten die große Nothwendigkeit der äußeren Gegenwart vor der Seele, die ſich jedes Augenblickes deſto dringender bemächtigt, als ſie einen höheren Inhalt ſchon dafür in Beſitz hat. So warf ſich Dietrich, nachdem die Dinge einmal dahin gewendet waren, mit allen Gedanken und Kräften auf den Krieg, deſſen Führung ſogleich ernſtlich betrieben wurde. Die Pfitticher hatten, im Einverſtändniß mit dem Biſchof, einen Rathsbeſchluß erlaſſen, kraft deſſen die vertriebenen Sterner für immer aus der Stadt verbannt, und im Fall der Wiederkehr ihrer Güter verluſtig erklärt wurden; die Sterner verdoppelten dagegen ihre Bemühungen, um mit hinlänglicher Macht gegen Baſel wieder anrücken zu können. Dietrich fand den Grafen von Habsburg im oberen Elſaß mit anſehnli-

chem Kriegsvolke, wie er von Straßburg zurückkehrte, wo er den Bürgern Beistand geleistet hatte. Rudolph zählte damals fünf und fünfzig Jahre, sein hoher Wuchs und der edle Ausdruck seines Wesens gaben ihm ein älteres Ansehen, während das Feuer seines Blicks und die Tapferkeit seines Arms ihn zu verjüngen schienen; Großmuth und Frömmigkeit hatten nicht weniger seinen Ruhm begründet, als Waffenthaten und Kriegszüge, in denen er vor allen Rittern hervorragte. Ehrfurcht erfüllte Dietrichs Herz, als er dem Helden gegenüber stand, der mit Antheil ihn das Trauergeschick seiner Freunde erzählen hieß, denen seine Hülfe schon im Anzuge war und jetzt auf's neue mit ernster Betheuerung zugesagt wurde. Der alte Feldherr erkannte bald in dem Jünglinge den höheren Geist, der ihn beseelte, und die kriegerische Entschlossenheit, die er so ausgezeichnet bewiesen hatte; er hieß ihn an seiner Seite bleiben, und

ertheilte ihm mit Vorliebe Belehrungen und Aufträge. Dietrich entsprach jeder Erwartung; er sammelte die zerstreuten Sterner mit Schnelligkeit unter Rudolphs Fahnen, und brachte eine große Anzahl Fußknechte zusammen. In wenigen Wochen stand die vereinigte Macht vor Basel, und war stark genug, um die Stadt von allen Seiten zu berennen. Die Pfitticher hatten des Grafen von Habsburg bis jetzt nur gespottet, und keinesweges so schnell ihn vor ihren Mauern zu sehen erwartet, sie mußten daher in Eile die Vertheidigung der Stadt anordnen, ohne daran denken zu können, wie sonst am rathsamsten gewesen wäre, in's Freie zu einem Treffen auszurücken; die plötzliche Einschließung schnitt ihnen auch manchen Beistand und manche Hülfsmittel ab, so daß sie lediglich auf sich selbst rechnen mußten, um den Feind abzuwehren, dessen Ueberzahl sie durch Vortheil der Stellung und durch Muth und Tapferkeit aufzuwie-

gen hoffte. Die erſten Angriffe Rudolphs wurden in der That nachdrücklich zurückgeſchlagen, und da es ihm an Belagerungszeug fehlte, ſo konnte nichts Ernſtliches unternommen werden; auch die Anſchläge der Liſt mißglückten, da die Wachſamkeit der Bürger ihrer Tapferkeit gleich kam. Nach und nach wagten die Pfitticher ihrerſeits kleine Ausfälle, mit abwechſelndem Glück, aber ohne bedeutenden Erfolg; beide Theile konnten einander wenig anhaben, und die Fehde zog ſich in die Länge. Die Sterner fürchteten, Rudolph möchte der Sache überdrüſſig werden, und abziehen wollen; ſie verſuchten daher alles, um einen Sturm zu bewirken, allein vergebens; denn Rudolph kannte die Stärke der Stadt, und wollte ſein Volk nicht auf ein ungewiſſes Spiel ſetzen. Inzwiſchen erſann Dietrich einen andern Rath, der ungetheilten Beifall erhielt. Nach ſeiner Anordnung zogen die Belagerer ſich eine ziemliche Strecke von der Stadt zu-

rück, und ließen den Eingeschlossenen größere Freiheit; dann aber brachen sie unversehens mit allem Ungestüm hervor, und nahmen Menschen, Vieh, Zufuhren und selbst einzelne Posten weg, wodurch die Stadt großen Schaden empfand; noch größer wurde dieser, als Rudolph die zur Stadt gehörigen Dörfer und endlich sogar die Vorstadt vor der Kreuzpforte, wohin er bei einem solchen Ueberfall vorgedrungen war, in Brand stecken ließ, und selbst die Stadt in Gefahr brachte. Reinhard wußte auch von des Bischofs Knechten eine Anzahl durch Gold und Verheißungen zu gewinnen, daß sie in der Stadt Feuer anlegten, und dann zu den Sternern übergingen. Die Bürger waren hierüber sehr in Schrecken, besonders da nun das Innere der Stadt und ihre Vertheidiger gleiche Sorge und Mißtrauen erweckten, wie der äußere Feind, und alle Anordnungen und Kräfte dadurch wie gelähmt wurden; selbst von der Rheinseite war

man nicht ſicher, denn Dietrich hatte Schiffe einrichten laſſen, in denen man Nachts das Ufer beunruhigte, heimlich landete und Ueberläufer abholte.

Um dieſer Gefahr zu begegnen, vermehrten die Bürger ihre Vorſicht und Wachſamkeit; zugleich aber ließ der Rath einen Beſchluß verkünden, wodurch gegen jeden, der bei Brandſtiftung ergriffen würde, unerbittliche Todesſtrafe beſtimmt war. Zwei Knechte Rudolphs mußten zuerſt dieſe Strenge büßen, und wurden aufgeknüpft. Die Erbitterung ſowohl in der Stadt als im Lager nahm täglich zu, und auf keiner Seite fehlte es an gewaltſamen Wagniſſen und grauſamen Behandlungen. In dieſer Zeit wurde Hug Marſchalk, der erſte Bürgermeiſter, bei einem Ausfall, den er zu weit geführt hatte, von einem Hinterhalt der Sterner umringt und erſchlagen; an ſeine Stelle kam durch Wahl der Bürgerſchaft Heinrich von Landskron, ein

Mann, ganz wie ihn die Noth der Umſtände zu fordern ſchien, ſtreng, ernſt, tapfer und unerſchütterlich. Auf Dietrichs Gemüth machte dieſe Nachricht einen beunruhigenden Eindruck; unter demſelben Namen ſtand nun alle Feindſchaft des Krieges und das theuerſte Bild ſeines Herzens vereinigt! Er mußte ſeinen Empfindungen, die der Waffenlärm eine kurze Zeit übertäuben gekonnt, mit neuer Hingebung folgen; ſein Verlangen, von Gertrud zu hören, vermehrte ſich mit jedem Tage, ſie zu ſehen und zu ſprechen erſann und verwarf er hundert Anſchläge. Sein Freund nahm an ſeiner Bewegung mehr unwilligen als liebreichen Antheil, tadelte ihn, daß er ſich einer Sache nicht entſchlage, die doch nun ganz unmöglich geworden; ſelbſt die Sterner, wenn ſie als Herren wieder in Baſel einzögen, dürften in keine Ausſöhnung willigen, die dem Hauſe der Mönchen neuen Einfluß gewähren würde; er ſolle den

Ruhm betrachten, den er in dieſer Fehde erworben, die Freundſchaft Rudolphs von Habsburg, die ihn auszeichne: ob nicht dies alles ſeinem Leben Ausſichten gebe, die über jede andere Beziehung hinausführten, ja die größten und glänzendſten, wenn Rudolph, wie vorauszuſehen, die Herzogswürde von Schwaben an ſich bringen werde? Doch Reinhard fühlte bald, wie wenig ſolche Vorſtellungen bei dem Freunde vermochten, und ging darauf aus, ihm durch andere Mittel einen Dienſt zu leiſten, den er ihm künftig, wie er meinte, beſtens danken ſollte.

In dieſer Zeit mußte Rudolph einen Theil ſeiner Kriegsvölker nach dem Breisgau ſenden, um eines ſeiner Schlöſſer, das die feindlichen Nachbarn belagert hielten, zu entſetzen; da ſeine übrige Mannſchaft nicht hinreichte, um die Stadt überall mit gehöriger Stärke einzuſchließen, ſo zog er ſich auf einen Hügel zurück, und begnügte ſich, die Bürger, wenn ſie ſich zu weit hervor-

wagten, mit raſchem Angriff zurückzutreiben. So blieb er fortwährend Herr der ganzen Umgegend, obwohl die Baſeler etwas mehr Raum bekamen, und wieder allerlei Verkehr und Verbindung im Lande pflegten. Dadurch erhielten auch die Sterner öftere Nachricht von dem, was in Baſel vorging, und traten mit ihren heimlichen Freunden in allerlei Gemeinſchaft. Unter andern mehr oder minder erheblichen Vorgängen wurde eines Tages auch der bevorſtehenden Hochzeit erwähnt, die in des Bürgermeiſters Hauſe ſtattfinden werde. Dietrich erblaßte bei dieſer Nachricht; der Name Gertrud wurde genannt, und es fuhr ihm wie ein Pfeil durch das Herz; man ſprach von ihrer Schönheit, von ihrer Anmuth; einer der Anweſenden erinnerte an das Feſt, wobei ſie die Preiſe vertheilt hatte, und meinte, ſie würde ſelbſt der ſchönſte Preis geweſen ſein, aber freilich hätte dann kein Sterner ihn empfangen können. — „Das habt Ihr

gut gemacht, wackerer Ramſtein!“ ſagte Rudolph, „daß Ihr damals den Feinden in ihrem eignen Hauſe den Ehrenpreis abgewannet; aber im Grunde ſeid Ihr der ſchönen Gertrud auf ſolche Art als Ritter verbunden, und ich dächte, wir ſollten ihr einen Ehrenbeſuch zur Hochzeit machen! — Gott ſtehe mir bei, wenn meine Kriegsleute wieder beiſammen wären, oder die Züricher mit dem Zeug kämen, ſo hätte ich groſſe Luſt, bei der Hochzeit zu erſcheinen und zur Vermehrung des Feſtes einen Sturm zu geben, von dem noch die Kindeskinder reden ſollten!“ — Die Scherzrede Rudolphs erregte Dietrichen zu den heftigſten Empfindungen; Schmerz und Zorn kämpften in ſeiner Bruſt. Bald erſchien ihm Gertrud liebend und treu, und in tiefem Leiden dem härteſten Geſchick erliegend; bald wieder, ſelbſtſchuldig im eitlen Unbeſtand, einem gewählten Looſe folgend; er hätte ſie befreien und rächen, oder ſie ſelbſt in ſeine Rache mit hinab-

ziehen mögen. In jedem Falle mußte ihm der Gedanke willkommen ſein, den Tag, der ihm alle Hoffnungen raubte, durch würdige Unternehmung zu feiern, und zu Sieg oder Tod ſein Verhängniß herauszufordern. Schon ſah er ſich der unglücklichen Gertrud gegenüber, die ſtolzen Verwandten vor ihm gebeugt, ſein Glück von der Geliebten freiem Entſchluß abhängig; dann aber ſie ſelbſt unwerth ſeiner Liebe, ihn verwerfend und verhöhnend! Dieſe Vorſtellung ergriff ihn mit Gewalt, ſie ſetzte all ſein Blut in Bewegung. — „Hier iſt das Härteſte das Sicherſte!“ rief er aus; „hier darf Haß die Liebe auf die Probe ſtellen, die Stadt werde erſtürmt, und, wie meine Liebe, auch auf die Gefahr des Unterganges!“ — Er berief ſogleich ſeinen Freund, der mit großem Vergnügen den kriegeriſchen Eifer wahrnahm, ihn mit geſchickten Anreizungen ſtärkte und munter zur That antrieb. Dietrich bedachte in der Eile

ſeine Entwürfe, trug den Sternern die Sache vor, ſchilderte den ganzen Zuſtand des unentſchiedenen Zögerns ſo nachtheilig, machte die Gründe des Unternehmens ſo glaubhaft und deſſen Gelingen ſo wahrſcheinlich, daß die Meiſten mit voller Ueberzeugung einſtimmten, und faſt nicht mehr begreifen konnten, wie man der Aeußerung Rudolphs nicht gleich ſo entgegen gekommen ſei, wie er ſelbſt es vielleicht erwartet haben mochte. Nach dieſer Vorbereitung trat Dietrich vor Rudolph, und ſprach im Namen der ſämmtlichen Sternen: wie ſie wohl empfänden, was ſie ſeiner Hülfe ſchuldig ſeien, daß auf ihm ihre ganze Hoffnung beruht habe und noch beruhe, daß aber auch ihre Pflicht ſei, alle Kräfte für die gemeinſame Sache aufzubieten, und keine einzelne Rückſicht mehr ſtattfinden dürfe; lange genug lägen ſie vor Baſel ohne ſonderlichen Erfolg, es ſei Zeit, der Sache ein Ende zu machen; ſie achteten

ihrer Häuser und ihres sonstigen Besitzthums nicht mehr, und wenn sogar alles unterginge in Flammen und Plünderung, und auch nur ein Schutthaufen übrig bliebe, wollten sie diesen den Feinden entreißen; er möge daher nur Befehl geben zum Sturm und er werde die Sterner mit Schwert und Fackel als die Vordersten und Verwegensten erblicken. Der Graf von Habsburg ließ sich den muthigen Antrag der Sterner wohlgefallen, er lobte Dietrichs entschlossenen Eifer: solchen Männern sei alles möglich, und ungeachtet er jetzt eben Vergleichsvorschläge von den Pfittichern empfangen, wolle er den Krieg nur desto schärfer fortsetzen, doch heiße die Kriegserfahrung ihn ein zu großes Mißverhältniß der Anzahl meiden; sobald einige Verstärkung eingetroffen sei, werde er die Stadt mit Ernst angreifen, bis dahin aber die nöthigen Vorkehrungen mit Nachdruck betreiben. In der That wurden sofort alle Waffen in

Stand gesetzt, Leitern und Balken herbeigeschafft, Pechkränze und Schwefel bereitet, die Zugänge und Schwächen der Mauern ausgeforscht, die Truppen ihrer mannigfachen Bestimmung vorläufig zugewiesen.

Während solche Zurüstungen geschahen, wurde Dietrich, dessen eigener Wille auf das lebhafteste dabei thätig erschien, mit jedem Tage düsterer und unfreundlicher. Was er äußerlich betrieb und bezweckte, ging förderlich von statten, er schien alle Ursache zur Freude zu haben, jedoch ein dumpfes Mißvergnügen drückte ihn, wie jemanden, der mit sich selber nicht auf's reine kommen kann, sondern von zwei streitenden Kräften nach entgegengesetzten Richtungen gezogen wird. Jemehr er die Dinge betrachtete, die geschehen waren und die noch bevorstanden, den Zusammenhang und die Richtung der Lebenswogen, von denen er sich fortgeführt sah, desto mehr mußte er inne werden, daß darin den tief-

sten Wünschen und geheimsten Forderungen sei-
nes Herzens auch nicht die kleinste Gewährung,
sondern eher das Gegentheil beschieden sei. In
dergleichen bittere Verstellungen vertieft, welche
ihn die Einsamkeit suchen ließen, ging er eines
Abends vor dem Lager längs einem Gebüsche
hin, das gegen die Stadtmauer sich verlor.
Seine Blicke schweiften über das Feld hinüber
auf Basel, welches im Glanze der Sonne herr-
lich dastand; er konnte sich der wehmüthigsten
Empfindungen nicht erwehren, das schönste Glück
und das größte Unheil war ihm in diesem Mauer-
ring umfangen, vielleicht in wenig Tagen schon
der gräulichsten Verwüstung preisgegeben; sollte
sein Glück aus den Trümmern zu retten sein,
das schon in dem Vollbestande verloren er-
schien? — Er war unterdessen weiter als ge-
wöhnlich fortgeschritten, und wurde plötzlich durch
die Gegenwart eines Mannes überrascht, der
seitwärts aus dem Gebüsche mit scheuen Um-

blicken ſich hervorwand. Dietrich griff unwillkürlich zur Wehr; allein „Fürchtet nichts!“ rief ihm der Mann entgegen, der völlig hervor und ihm nahe trat; „ich bin unbewaffnet und nicht in Kriegsgeſchäften; „ſeid Ihr nicht der edle Ritter Dietrich von Nauſtein?“ — „So iſt mein Name!“ entgegnete dieſer, indem er den Mann ſcharf in's Auge faßte, „was iſt Euer Begehr?“ — „Ich folge Euch ſchon eine Weile durch das Dickicht, meine Botſchaft iſt geheim und gefahrvoll, aber ich habe verſprechen, ſie auszurichten; mich ſendet Gertrud von Landskron, das übrige ſagt dieſer Zettel.“ — Haſtig und verwirrt nahm Dietrich das gefaltete Blatt, doch ſeine Hand zögerte gleich wieder. „Was kann von daher mir kommen?“ fragte er ſchmerzlich; „will ſie ſelbſt mich zur Hochzeit laden? O gewiß, ich werde dabei ſein, aber, ſo Gott will, nicht lange! Welchen Tag iſt die Vermählung?“ fuhr er den Boten an,

„und wie heißt Gertruds Verlobter?“ — „Vermählung?“ erwiederte dieser; „das iſt das erſte, was ich höre! Ich weiß von keiner Hochzeit, die arme Gertrud iſt wohl weit davon entfernt, das Anſehen einer Braut zu haben; Ihr irrt Euch wohl, und verwechſelt die Namen.“ — „Wie?“ rief Dietrich aus, „Gertrud von Landskron iſt nicht Braut, ſagſt Du? iſt unverlobt und frei?“ — „Gewiß!“ erwiederte jener; „wer Euch anders berichtete, der ſagte die Wahrheit nicht; ich ſelbſt diene ſeit langen Jahren dem Hauſe der Landskron, und würde nicht zuletzt erfahren, was vorgeht, wenn ſo etwas wäre.“ - Mit freudiger Zuverſicht eröffnete Dietrich nun ungeduldig das Blatt, und las folgende Worte: „Wenn Euch wirklich Ernſt geweſen, was Ihr früher geſagt, und was ich in gleicher Geſinnung gern von Euch geglaubt, warum ſinnt Ihr den Untergang Eurer Stadt? warum fördert Ihr Krieg, ſtatt Frieden, der

uns Allen noth ist? Laßt Euern Sinn sich wenden durch die Mahnung, die ein bekümmertes Herz Euch sendet!" — Er fühlte sich in seinem innersten Dasein erschüttert bei diesen Worten; es war ihm, als ob er sich selbst wiederfände, aber freilich auch zu neuer Qual, denn was sollte und was konnte er beginnen? In dem Andrange seiner Empfindungen war ihm das erste und nothwendigste Bedürfniß, Gertruden zu sehen; diesem Verlangen mußte jede Betrachtung weichen; das Bild der beyorstehenden Ereignisse, die Unmöglichkeit, den Sturm der Verwüstung zu beschwören, die Gefahren, die mit ihm gegen die Stadt, und nun auch wieder gegen die Geliebte herandrohten, ließen ihn wenigstens die Täuschung suchen, als könne er diese retten; der scheinbaren Hoffnung, Gertrud würde ihm folgen, entriß er den Vorwand, der seinem Herzen schmeichelte, ohne seinen Sinn zu trügen. Schnell entschlossen, fragte er den

Boten: ob er ſich getraue, ihn ungefährdet zu ſeiner Gebieterin zu bringen? — Verwundert ſah ihn dieſer an, doch bejahte er die Frage, nur würde dies am folgenden Tage ſicherer geſchehen können, wenn er vorher ſeine Maßregeln genommen hätte. Allein Dietrich wollte von keiner Verzögerung hören, vielleicht war es am folgenden Tage zu ſpät, und heute noch ſollte ſein Geſchick ſich entſcheiden! — Mit eingetretener Dunkelheit folgte er daher ſeinem Führer, in deſſen Mantel gehüllt, gegen die Stadtmauer hin, wo ſie beide durch eine Nebenpforte eingelaſſen wurden, die zu einem Kloſter gehörte, deſſen Garten an den Garten des Hauſes Landskron ſtieß. Der Führer, ſelbſt wohlbekannt, gab ſeinen Geſellen für einen Neuenburger aus, der Dienſte nehmen wolle, und hieß ihn in dem Kloſterhofe harren, bis Gertrud benachrichtigt ſei, die er dann, wenn ſie es wolle, ſelbſt würde ſprechen können. Kaum war Dietrich eine Weile

allein geblieben, als ein ungewöhnlicher Lärm ſeine Aufmerkſamkeit anzog. Ein verwirrtes Schreien und Rufen, das Getöſe bewaffneter Schaaren, der Glanz von Fackeln, näherten ſich ſeinem Aufenthalt. Der Kloſterhof wurde beſetzt, und von den Geiſtlichen die Auslieferung zweier Sterner verlangt, die ſie verborgen haben ſollten; nach kurzem Widerſpruch wurden wirklich zwei Männer vorgeführt und der Wache als Gefangene übergeben; das Volk hatte ſich auf der Straſſe verſammelt, an allen Thüren und Fenſtern erſchienen Neugierige, und bezeigten ihre Freude über den guten Fang. Dietrich war unentdeckt den Bewaffneten auf die Straſſe gefolgt, und hoffte in der Menge unbeachtet die Rückkehr ſeines Führers zu erwarten. Er fand ſich unter Gertruds Fenſtern, die geöffnet ſtanden, aber vergebens blickte er hinauf, um ſie zu ſehen; andre Geſtalten drängten ſich hervor, er glaubte Gertruds Geſpielinnen zu erkennen.

Er täuſchte ſich nicht, denn in einem Augenblicke, da ſein aufwärts gewendetes Geſicht von hellem Fackelſchein plötzlich erleuchtet wurde, gewahrte ihn eines der Mädchen, die an jenem Nachmittage mit Gertruden in dem Garten vor der Stadt geweſen waren. Entſetzt durch den überraſchenden Anblick rief ſie ſogleich ihre Genoſſin auf, und indem Dietrich zu ſpät und vergebens den gefährlichen Blicken zu entgehen ſuchte, blieb den Mädchen kein Zweifel mehr; ſie eilten, ihre Entdeckung mitzutheilen, und kaum erſcholl ſein Name unter dem Volke, ſo war Dietrich umringt, entwaffnet und gefangen.

Unbeſchreiblich war die Freude, als am folgenden Tage in Baſel die Nachricht allgemein bekannt wurde, daß Dietrich von Ramſtein gefangen ſei, dieſer Verwegene, der ſeiner Vaterſtadt bisher am härteſten zugeſetzt, des Grafen von Habsburg thätigſter Rathgeber, mit ſeinem Vater der gefährlichſte Mann unter den Ster-

nern! Zugleich vernahm man die entſetzlichſten Anſchuldigungen, die gegen Dietrich gemacht wurden: er ſei auf mordbrenneriſchen Anſchlägen betroffen worden, ſeine beiden Mitſchuldigen hätten ſchon eingeſtanden, man habe allerlei Zündwerke gefunden; Dietrich aber ſei noch einer beſondern Abſicht gegen das Leben Heinrichs von Landskron verdächtig, der vermeinte Held ſtehe als ein niedriger Uebelthäter da, und werde als ſolcher ſeinen Lohn empfangen. Dies alles gelangte alsbald in gemiſchter Kunde zu Rudolphs Lager, und verbreitete Beſtürzung und Verwirrung; ohne den Zuſammenhang zu begreifen, durch welchen Dietrich in ſolchen Unfall gerathen war, konnte man doch an dieſem ſelbſt und an der dringenden Gefahr, in der jener ſchwebte, nicht zweifeln. Rudolph insonderheit nahm ſich das Schickſal ſeines jungen Waffenfreundes tief zu Herzen, und beſchloß alles aufzubieten, um ihn zu retten. Er ſandte ſogleich

einen Herold nach Baſel, und bot für Dietrichs Freilaſſung ein großes Löſegeld, ja ſogar die Zurückgabe aller gefangenen Pfitticher, die ſich in ſeiner Gewalt befanden. Allein vergebens, der Bürgermeiſter und Rath wieſen alle ſeine Anträge von der Hand, und folgten ganz den Antrieben des Vortheils, der ihrer Feindſchaft in der Rache des Augenblicks erſchien. Gegen Dietrich und die beiden andern ergriffenen Sterner wurde ein peinliches Verfahren eingeleitet und auf dem Rathhauſe wiederholtes Verhör gehalten. Die beiden andern Sterner läugneten ihr Verhaben nicht, in der Stadt durch angelegtes Feuer Verwirrung zu erregen, allein ſie läugneten ſtandhaft Dietrichs Mitwiſſenſchaft. Dieſer hingegen, obwohl alle Gemeinſchaft mit jenen völlig verneinend, vermochte keine genügende Erklärung anzugeben, zu welchem Zwecke und auf welche Weiſe er ſich heimlich in die Stadt geſchlichen hatte; nichts konnte ihn be-

wegen, ſein hartnäckiges Schweigen in dieſem Betreff zu brechen. Dem ſ[illegible]en Vater Gertrudens gegenüber hätte er [illegible] die Umſtände nennen können, die ihn hi[illegible] geführt, und die den Namen der Geliebten dem öffentlichen Hohne, ſie ſelbſt vielleicht der grauſamſten Verfolgung hingegeben hätten. In dieſem Entſchluſſe konnte ihn weder die empörende Anſchuldigung, die gegen ihn gerichtet war, noch die Ausſicht der Folter erſchüttern, die ihm gedroht wurde. Seine Hartnäckigkeit vermehrte den Werth, den man auf die Entdeckung ſeines Geheimniſſes legte, indem man nichts Geringeres, als eine weitgeſponnene Verrätherei vermuthete, vermittelſt deren die Stadt in die Hände der Sterner und des Grafen von Habsburg gefpielt werden ſollte. Es ſchien unmöglich, daß Dietrich von Ramſtein, einer der erſten Anführer und von ſo hohem Anſehen, als bloßer Späher ſich in ſolche Gefahr begeben habe; es ſchien

nur allzu glaublich, daß ein umfaſſendes Einverſtändniß, ein wirkſamer heimlicher Anhang, zu einem bedeutenden Schlage habe hervorbrechen ſollen. Die beunruhigendſten Gerüchte und Meinungen wurden umhergetragen, die Beſtürzung und Angſt der Pfütticher, die ſich, bei aller verdoppelten Vorſicht und Wachſamkeit, in ihren eigenen Mauern keinen Augenblick mehr ſicher dünkten, brach in Haß und Wuth gegen die Gefangenen aus, und laut forderte das Volk vor dem Rathhauſe Dietrichs Kopf.

Der Graf von Habsburg erfuhr mit tiefem Kummer die troſtloſe Wendung der Sache. Reinhard, der einzige Vertraute von Dietrichs Liebe, ahndete den Zuſammenhang und war in Verzweiflung darüber; aber nachdem er ſeinen Freund durch das Mährchen von Gertruds Vermählung unbewußt in das Verderben gebracht, dem er ihn hatte entziehen wollen, ſah er nun keinen Ausweg mehr in der Enthüllung eines

Verhältniſſes, durch welches die Erbitterung Heinrichs von Landskron nur noch geſteigert werden mußte. Er hoffte Dietrichs Rettung einzig durch die Eroberung der Stadt, dahin wandte er all ſein Sinnen und Trachten; er beſchleunigte die Ankunft der Züricher, die endlich mit dem ſehnlichſt erwarteten Belagerungszeuge eintrafen; er vereinigte eine ausgewählte Schaar der tapferſten Sterner zu ſeinem beſonderen Vorhaben. — Indeß war Dietrichs Vater, auf die Nachricht von der groſſen Gefahr ſeines Sohnes, trotz Alter und Krankheit, von Breiſach aufgebrochen und im Lager vor Baſel angelangt. Rudolph empfing mit thränenvollem Gruſſe den alten Waffenbruder, deſſen graues Haupt von der Laſt der Jahre und des Schmerzes niedergebeugt, aber von muthigem Geiſte noch nicht verlaſſen war. Das geſammte Kriegsvolk ward von dem Anblick gerührt, und drängte ſich um den würdigen Greis, der mit feurigem Wehk-

gefallen von allen Seiten das Lob ſeines Sohnes, Theilnahme und Eifer für ihn vernahm. „Dieſer Troſt", ſagte er, „iſt der einzige, den Ihr mir geben könnt, den Troſt der Hoffnung könnt Ihr mir nicht gewähren! Die Mauern der Stadt bieten Eurer Tapferkeit Trotz, wie der Starrſinn der Pfaffen Euren Anträgen; doch den letzten zu verſuchen, liegt mir jetzt ob, laßt mich, wiewohl ohne Hoffnung, nach meinem Herzen thun!" — Er nahm ſeinen Weg nach der Stadt, und forderte eingelaſſen zu werden; als ihm dies verweigert wurde, verlangte er, Heinrich von Landskron möchte ſich zum Geſpräch auf der Mauer einfinden. Lange mußte der Greis auf dem Felde harren, bis die Botſchaft endlich zurückkam und ſein Begehren abwies. Der Bürgermeiſter, hieß es, könne nicht zu einem Geſpräche mit Landesverräthern erſcheinen, er habe von ſolchen nichts zu vernehmen, noch ihnen etwas zu ſagen; wenn aber

die Abſicht wäre, für Dietrich zu ſterben, ſo wäre dies ganz unnütz; es geſchähe ihm kein Unrecht, er würde nach den Geſetzen ſeiner Vaterſtadt gerichtet, und wenn ihn dieſe zum Tode verurtheilten, ſo träfe ihn nur, was er hätte vorausſehen können. Der Alte brach in Jammer und Klagen aus, er rief: man möge ihn ſtatt ſeines Sohnes tödten, er ſelber ſei der unverſöhnliche Feind der Pfitticher, ſein Sohn, viel milder geſinnt, nur von ihm aufgeregt; man ſolle ihn wenigſtens mit demſelben vereint ſterben laſſen! — Vergebens, ſeine Worte verhallten wirkungslos, die Wächter hießen ihn ſich entfernen, und fingen ſchon an mit Pfeilen zu ſchießen, als ihn die nachgefolgten Knechte halb ohnmächtig zu Rudolph zurückführten.

Mit Entſetzen hatte Gertrud den Verlauf des furchtbaren Abentheuers vernommen, zu welchem ſie unſchuldig die Urſache geworden. Sie warf ſich tauſendmal den Leichtſinn vor, die

Verwegenheit, mit der ſie einen Schritt gethan, von dem ſie kaum begriff, wie nicht ſchon die gewöhnliche Scheu ihn unmöglich gemacht. Die Arme wollte nicht erkennen, daß in der Heftigkeit ihrer verzweiflungsvollen Reue die ganze Gewalt jenes Anreizes fortlebe, und ſollte bald erfahren, daß heimlichgenährte Liebe die rückſichtsloſeſte Thatfähigkeit verleiht. In qualvoller Angſt verbrachte Gertrud die Tage und Nächte, mit tauſend Gedanken rang ihre Seele, die nur ohnmächtige Thränen hatte. Als ſie vernahm, wie Dietrich hartnäckig jede Aufklärung weigere, und wie dieſes Schweigen gedeutet werde, da ſah ſie ein, daß er für ſie das Opfer ſeines Lebens bringen wolle, wie er für ſie ſchon das ſeiner Freiheit ſo unglücklich gewagt. Dieſe Ueberzeugung gab ihr plötzlich Muth und Entſchloſſenheit; ſie fühlte, daß gleich hoher Sinn auch ihre Liebe beſeele, daß hier nur Großes ſich mit Großem ausgleiche. — Am nächſten

Morgen, als der verſammelte Rath über Dietrich das Urtheil ſprechen ſollte, und deßhalb noch ein letztes Verhör hielt, in welchem jener nicht mehr als in den früheren eingeſtand, wurde die Sitzung geſtört durch das Hereindringen eines Frauenweſens, in welchem, zu allgemeinem Erſtaunen der Anweſenden, zur höchſten Beſtürzung Dietrichs und zur heftigſten Entrüſtung Heinrichs von Landskron, ſogleich Gertrud ſich zu erkennen gab. Sie wandte ſich flehend zu den Richtern: „Ihr wollt wiſſen, aus welchem Antrieb und zu welchem Verbrechen dieſer edle Jüngling heimlich hieher in ſeiner Feinde Mitte gedrungen: vergebens hofft Ihr es von ihm zu erfahren! Ich aber will es Euch verkünden! Um meinetwillen kam er hieher, auf meine Veranlaſſung, obwohl gegen meine Abſicht! Eure traurige Entzweiung hat unſre Herzen nicht zu ſcheiden gedurft, unſre Neigung trug Frieden für Alle. Iſt hier ein Verbrechen, ſo bin ich

allein die Schuldige, ihn aber laſſet frei!" — Die größte Bewegung folgte dieſen Worten in allen Gemüthern; Dietrich fühlte nur das Entzücken ſeines inneren Glückes, die meiſten der Rathsherren ſchienen gerührt, alle Gegenwärtigen ſchauten mit ſtaunender Erwartung auf Gertrud, auf Dietrich und auf den Rath. Heinrich von Landskron aber, als vorſitzender Bürgermeiſter, ſtand wuthblickend auf und rief mit bebenden Lippen: „Ihr ſeid Zeugen der Schmach, die mich heute trifft, Ihr ſollt auch Zeugen der Rache ſein, mit der ich ſie tilge. Ein ehrvergeſſenes und fluchwürdiges Kind hat ſich den Feinden und Verräthern geſellt, als Vater und als Haupt dieſer Stadt werde ich das doppelte Verbrechen ſtrafen. Jetzt aber gezieme uns fortzufahren in dem Begonnenen, und zuerſt dieſem Verräther das Todesurtheil zu ſprechen, dem er nach unſerem Geſetz nicht entrinnen kann!" — Er winkte den Gerichtsdienern, und Gertrud

wurde in verwirrtem Schrecken weggeführt, Dietrich aber, der vergebens die Hände zu ihr erhob, der vergebens zu ſprechen verſuchte, in das Gefängniß zurückgebracht. Auf Heinrichs heftigen Betrieb wurde noch in derſelben Sitzung, ungeachtet des Widerſpruches mehrerer Rathsglieder, die Todesſtrafe gegen Dietrich ausgeſprochen.

Der Vorgang war alsbald bekannt geworden und verurſachte allgemeine Bewegung. Sehr verſchieden wurde die Sache von den Bürgern aufgenommen und beurtheilt; die heftigeren Geſinnungen nahmen daraus einen neuen Anlaß, um gegen die Sterner zu toben, ſie ſchloſſen die arme Gertrud in die Verdammniß ein, welche ſie über Dietrich mit Haß und Freude verhängt ſahen; andere Wirkung empfanden mildere Gemüther, die über den Gipfel des Unglücks erſchracken, zu welchem die Zwietracht beide Partheien führte, und darin einen Wink der Vor-

nung ſehen wollten, dem Haſſe nicht weiter zu folgen, ſondern auf Verſöhnung und Frieden zu denken. Dieſe letztere Empfindung wurde ſchnell die vorherrſchende; nachdem der Zuſammenhang in dem Ereigniſſe aufgehellt, beſprochen und erwogen wurde, vermehrte ſich das Mitleid, die Rührung und die Theilnahme für die beiden Liebenden, deren Geſchick einen ſo gräßlichen Ausgang drohte. Dietrichs Todesurtheil wurde von Jünglingen und Mädchen, von Frauen und Männern mit lautem Wehklagen bejammert, es wurde eine ſchreiende Ungerechtigkeit genannt, da dem Unglücklichen kein Verbrechen ſei bewieſen worden, und ein Theil der Rathsherren ihn freigeſprochen habe. Von allen Seiten drang man in den Bürgermeiſter, das Urtheil einer neuen Berathung zu unterwerfen, daſſelbe wenigſtens zu mildern oder die Vollſtreckung auszuſetzen, bis der Krieg beendigt ſei; man habe die Sterner dadurch gewiß

ſermaßen in Händen und könne wichtige Vortheile daraus ziehen; dagegen hieße es das Leben aller und jedes einzelnen Bürgers von Baſel in bedenkliche Gefahr ſetzen, wenn man durch eine beiſpielloſe Hinrichtung die Feinde ohne Noth zur wüthendſten Rache aufreize. Heinrich von Landskron aber wies alle Vorſtellungen und Bitten mit ſchnöder Härte von ſich, und beharrte darauf, das Urtheil vollziehen zu laſſen. Indeſſen wuchs die Stimmung der Theilnahme dadurch nur immer ſtärker; heimliche Gegner Heinrichs benutzten dieſelbe, um ihn dem Volke verhaßt zu machen, es liefen allerlei Reden umher, daß er allein den Krieg zu der verderblichen Erbitterung gebracht und jeden Frieden verhindert habe, daß er die Urſache des Unterganges der Stadt ſein werde, wenn man nicht bei Zeiten noch einlenke; man müſſe lieber ſogleich mit Rudolph von Habsburg die abgebrochenen Unterhandlungen wiederanknüpfen,

der mehr als je geneigt ſei, den Bürgern gute Bedingungen zu gewähren. Schon gingen geheime Boten zwiſchen der Stadt und dem Lager, und neue Hoffnung belebte hier die Gemüther. Dietrichs Vater, Reinhard, Rudolph ſelbſt, alle betrieben den Abſchluß eines verläufigen Uebereinkommens, das den Frieden herbeiführen könnte. Doch dieſer hoffnungsvolle Anſchein war von kurzer Dauer! — Heinrich von Landskron entdeckte die gegen ihn gerichteten Anſchläge und Umtriebe, ließ die Theilnehmer in der Stadt zu gleicher Zeit in ihren Häuſern überfallen, und übte nach ihrer Gefangenſetzung nur unumſchränktere Gewalt, da niemand ihm ohne Gefahr widerſprechen durfte. Maßregeln der Strenge und des Schreckens folgten nun ſchnell auf einander; Verhaftungen, [illegible]beſchlüſſe, Strafen, Kriegsanſtalten, alles ordnet und gebot er nach eigner Willkür mit unerſchütterlicher Härte. Von Gertrud wurde

nichts vernommen, ihr Schickſal konnte man nur als das fürchterlichſte denken; in einem finſtern Kerker, hieß es, habe ſie mit der Nachricht von Dietrichs Tode für ſich ſelbſt nur ewige Gefangenſchaft von der Grauſamkeit ihres Vaters zu erwarten. Mit neuem Zorn und Eifer verdoppelten nun die Sterner ihre Anſtrengungen im Lager, um die Stadt durch einen Sturm anzugreifen, in welchem ſie keines Feindes zu ſchonen verhießen.

In dieſer Noth verſuchte der Biſchof, Graf Heinrich von Neuenburg, das letzte Mittel zur Rettung. Obgleich ſelbſt auf der Seite der Pfitticher und eine der erſten Stützen der Volkspartei, empfand er tief das Unglück der Zwietracht, und mahnte mehrmals zum Wege der Verſöhnung. Jetzt aber hatte das Geſchick Dietrichs und Gertruds ſein Herz beſonders gerührt, ſo wie die ungeſetzliche Gewaltherrſchaft des Bürgermeiſters ſeinen Sinn empört. Er

verſammelte ſeine Geiſtlichen, redete ſie an, und ermahnte ſie zur Theilnahme an ſeinem Vorhaben, hielt ſodann einen Umgang in der Kirche, und zog an der Spitze des Klerus in feierlichem Schmucke durch die Straßen nach dem Rathhauſe. Dort fand er den Bürgermeiſter in voller Rathsverſammlung, und ſtellte ihm das Unglück und die Gefahren der Stadt mit feuriger Beredſamkeit vor, forderte ihn zur Anhörung von Friedensvorſchlägen auf, und mahnte endlich mit allen Beweggründen der Frömmigkeit und menſchlichen Klugheit von der blutigen Verfolgung ab, die er gegen zwei Liebende zu vollführen gedenke, welche vom Himmel ſelbſt auserſehen ſchienen, weniger ein Beiſpiel der Verirrung, als ein Zeichen der Ausſöhnung zu ſein, die beide feindliche Partheien, gleich ihnen beiden, wieder verbinden ſolle. Heinrich von Landskron, obwohl verwirrt durch den feierlichen Vorgang, und getroffen von den frommen

Mahnungen, nahm alle ſeine Kraft zuſammen, um auf ſeinem Sinne zu beharren. Einige Rathsherren, die ſich dem Biſchof anſchließen wollten, brachte ſein ſchreckender Blick bei den erſten Worten, die ſie begonnen, zum Schweigen. Endlich brach er ſelbſt die Stille und rief mit Entſchloſſenheit: „Was wollt Ihr von mir? Ich bin für das Recht eingeſetzt und nicht für die Gnade; mein eignes Kind darf ich nicht ſchonen, wie könnt' ich den Feind ſchonen, der ſie verführt hat? — Thut Ihr, was Eures Amtes iſt, ich warte des meinigen! Für den Verräther giebt es keine Rettung, niemand kann ſeine Hinrichtung wehren, nur der Kaiſer könnte zu meinem Schmerze hier Gnade ſprechen, und zum erſtenmal iſt es mir lieb, daß das Reich verwaiſet iſt. Wenn Ihr alſo nicht einen Kaiſerlichen Spruch vorzulegen habt, dem ich mich wider Willen fügen muß, ſo ſpart Eure unnützen Reden und geht nach Hauſe, ehe ich Euch ſtren-

ser wegzuweisen genöthigt bin." — Das Volk, welches sich vor dem Rathhause in einzelnen Haufen versammelt hatte, gab durch Murren seinen Unwillen über die Demüthigung zu erkennen, in welcher der Bischof und seine Geistlichen erfolglos abzogen. Der Bürgermeister aber trat sogleich an der Spitze einer Schaar Kriegsknechte aus dem Rathhause hervor, zog über den Platz, ließ einige Mißvergnügte verhaften, und zerstreute die übrigen. Um alle weiteren Ungelegenheiten abzuschneiden und der ganzen Sache ein Ende zu machen, ließ er zugleich die öffentliche Vollstreckung des gegen Dietrich von Ramstein ausgesprochenen Todesurtheils auf den folgenden Tag verkündigen, und sofort die Anstalten zur Errichtung des Blutgerüstes beschleunigen. Die ganze Stadt war in dumpfen Schrekken versunken, und niemand wagte gegen den Bürgermeister aufzustehen.

Die Bestürzung der Sterner, als diese Nach-

richt in's Lager gebracht wurde, war gränzenlos, unbeſchreiblich der Schmerz Rudolphs und die Verzweiflung des alten Vaters. Neue Boten, die mit Vergleichsanträgen nach Baſel geſandt wurden, kamen abgewieſen zurück, und es ſchien für den unglücklichen Dietrich alle Rettung unmöglich. Nur die Tollkühnheit konnte hoffen, noch an dieſem Tage die Stadt im Sturme zu erobern, ſo ſicher auch Rudolph, wenn ihm die nöthige Zeit gegönnt würde, auf das Gelingen ſeines Unternehmens rechnete. Da erhob ſich endlich Reinhard, der mehr als jeder andere von den heftigſten Empfindungen zerriſſen ſchien, und wollte das Unmögliche wagen. Er klagte ſich an, ſeinen Freund durch leichtſinnige Anmaßung in's Verderben geſtürzt zu haben, er gelobte ihn zu retten, oder ſelbſt zu ſterben. Zweihundert Scherner und vierhundert Kriegsknechte aus Rudolphs Schaaren vertrauten ſich ſeiner Führung. Mit einbrechender Dämmerung nahte er den

Stadtmauern und eröffnete den unvermutheten Angriff, der zunächſt auf ein bisher wenig beachtetes Nebenthor gerichtet war; die ganze Kriegsmacht Rudolphs ſtand unter den Waffen, um bei dem erſten günſtigen Erfolge ſogleich nachzurücken. Der Muth der Verzweiflung kämpfte in Reinhard und den Seinigen, ſie durchbrachen, troß der tapferſten Gegenwehr, die erſte Pforte, und nun galt es noch, die innere Mauer zu gewinnen, um frei in die Straſſen eindringen zu können. Schon ermattete der Widerſtand der Bürger, als Heinrich von Landskron mit friſcher Verſtärkung erſchien, und das Gefecht mit wüthendem Eifer aufnahm. Schnell überſah er die Gefahr wie den Vortheil des Augenblicks, warf eine Schaar den Angreifenden in den Rücken, und griff dieſe nun ſelbſt von zwei Seiten an. Der Uebermacht weichend, ſuchten die Sterner, troß dem verzweiflungsvollen Zurufe Reinhards, der das Schwert über dem

Nacken ſeines Freundes mit jedem Schritte rückwärts oder vorwärts mehr oder minder drohen ſah, durch die Pforte wieder das Feld zu gewinnen; allein ihr eignes Gedränge hemmte die Flucht, mehr als aller Zuruf. Ueber die Hälfte von Reinhards Genoſſen wurden an dieſer Pforte erſchlagen, unter ihnen er ſelbſt, der ſein Gelübde mit dem Tode löſte, da er es mit dem Siege nicht gekonnt! — Rudolph von Habsburg eilte mit fünfzig Rittern herbei, um die Geretteten aufzunehmen, die mit ihm in tiefſter Niedergeſchlagenheit und Stille nach dem Lager zurückkehrten.

Eine furchtbare Nacht breitete ihre ſchwarzen Schwingen über Land und Gemüther aus, eine dunkle Friſt vor dem noch ſchrecklicheren Tage, der zu blutigem Schauſpiel heraufdämmern ſollte! Alle Mittel, alle Hoffnungen waren erſchöpft, und keine Rettung mehr übrig, nachdem auch die letzte in Reinhard gefallen war. Tiefgebeugt ſah Rudolph auf den jam-

mernden Ramſtein, der um den Sohn wehklagte und ihn auf das Blutgerüſt begleiten wollte, — weinend wandte der Held ſein Auge von dem zerreißenden Anblick, und verließ den Alten mit ſchwerem Seufzen, indem er ihm ſchweigend die Hand drückte. Im ganzen Lager war Trauer und Entſetzen, die Kriegsknechte mieden den Schlaf und blieben in unruhiger Bewegung. — Auch in der Stadt war es während dieſer Nacht ungewöhnlich laut und unruhig; der Bürgermeiſter fürchtete einen erneuerten Ueberfall, und vermehrte die Wachen und Aufſeher. Alle Gedanken ſtarrten dem kommenden Tage entgegen, welchen Freund und Feind faſt mit gleicher Angſt erwarteten. Nichts war mehr übrig, als der Troſt des Himmels; zu ihm gewandt war der alte Vater im Gebete wach, Rudolph auf ſeinem Lager ſorgenbelaſtet entſchlummert.

Mitternacht war kaum vorüber, als unvermuthet eine Schaar von Reiſigen dem Lager

nahte, die auf den Anruf der Wachen ſich als Befreundete ankündigten. Es war der Burggraf von Nürnberg nebſt dem Grafen von Pappenheim, die dem Grafen Rudolph von Habsburg gemeldet ſein wollten, als Ueberbringer einer Botſchaft, die keinen Aufſchub litte. Nach einigem Widerreden, als jene auf ihrem Begehren beharrten, und bei Anhörung der traurigen Lage und Stimmung Rudolphs nur noch ſtärker andrangen, wurde Rudolph aufgeweckt und die beiden Ankömmlinge zu ihm in ſein Zelt geführt. Sogleich beugten ſie vor ihm das Knie, und begrüßten ihn als ihren Kaiſer und Oberherrn, deſſen Huld und Gnade ihnen forthin gewährt ſein möchte. Denn zu ſolchem Range des erſten Herrſchers in der Chriſtenheit, zum römiſchen König und Kaiſer, hätten ihn die Kurfürſten zu Frankfurt am Main rechtmäßig erwählt und erhoben. Rudolph blickte ſie verwundert und prüfend an, er wußte nichts von

der ganzen Sache, und zweifelte an der Wahrheit. „Wenn Ihr einen Scherz treibet", sagte er, „so habt Ihr nicht bedacht, werthe Herren, was meinem Alter, was der Stunde und vor allem, was der Stimmung zuständig ist, in der Ihr mich findet; wisset, daß ich in großem Leid und Kummer bin, um der Baseler willen, die morgen mit das Herz zerspalten werden!" — „Fern sei von mir," erwiederte der Burggraf, „daß ich Eurer spotte, mächtigster Herr! Zweifelt nicht, Ihr seid unser Kaiser und Oberhaupt, sehet da den Wahlbeschluß und die Bedingungen! Euer Leid aber wird sich in Freude verwandeln." — Damit übergab er die Urkunde, und sagte die Bedingungen der Kurfürsten. — „Dieses Alles, und was sonst noch sein mag," rief Rudolph entschlossen aus, „werde ich treulich erfüllen und handhaben!"

Inzwischen war ein dumpfes Gerücht durch das Lager geflogen, bei Rudolph seien Boten

vom Reichstage, er ſey zum römiſchen Kaiſer erwählt. Auf dieſe Nachricht drängte ſich alles voller Begier zu Rudolphs Zelt, begrüßte ihn in ſeiner Würde, und rief ihm tauſendfaches Glück und Heil! — Die Freude erſchloß alle Herzen, Thränen floſſen aus den Augen der härteſten Krieger; unter Lachen, Singen und Rufen wurde der Kaiſer von den Seinigen geprieſen und erhoben; Ritter und Kriegsknechte umarmten einander, Freundſchaft und Treue wurde wechſelſeitig geſtiftet und gelobt. Das Freudengeſchrei durchſchallte ſchon das ganze Lager; Fackeln ſchwirrten durch die Dunkelheit, bald brannten unzählige Feuer, alles was von Pechkränzen, Reiſerbündeln und Schwefel vorräthig war, wurde jubelnd in die Flamme geworfen. Unaufhörlich ſchallten dazwiſchen Trompeten und Pauken, die den tobenden Lebenruf und Jubel begleiteten. Nach Maßgabe, daß der Lärm und die Feuerhelle im Lager zunahm,

wurde es auch in Baſel belebt und licht, indem die Wächter den ungewohnten Vorgang meldeten, und das unerklärliche Schauſpiel alle Einwohner aufregte und in erwartungsvolle Spannung ſetzte. Der Bürgermeiſter und die Seinigen beſorgten irgend eine Hinterliſt, ſahen die Wachen nach, beriefen den Rath, und umgaben das Rathhaus mit der Auswahl der Bewaffneten. Da hieß es der Burggraf von Nürnberg ſei vor dem Thore, und begehre der Stadt eine Botſchaft zu bringen. Er wurde eingelaſſen, und erſchien vor dem Rath. „Heil und Frieden," ſo begann er zu reden, „Eurer Stadt und allen ihren Einwohnern! — Dieſen Gruß entbietet Euch der Kaiſer, den die Gnade des Himmels durch die Wahl der Kurfürſten endlich wieder dem Reiche nach langer Verwaiſung hat ſchenken wollen. Seid noch heute ſeines Einzuges gewärtig; bis dahin aber gebietet er Euch, alle Handhabung der Obrigkeit lediglich

auf Frieden und Ordnung zu wenden, die Gefangenen freizulaſſen, und allgemeine Vergebung alles von beiden Seiten Geſchehenen in des Kaiſers Namen auszurufen." — Heinrich von Landskron erhob ſich erblaßten Angeſichts mit Mühe von ſeinem Sitze, um dem Burggrafen für ſeine Botſchaft zu danken, und ihm zu verſichern: daß die Stadt ſich freue, das Reichsoberhaupt, deſſen Wiedererſtehen nach langwieriger Unterbrechung ſo unvermuthet verkündigt werde, in ihren Mauern zu empfangen, und daß Bürgermeiſter und Rath ſich Kaiſerlichem Gebot in ſchuldigem Gehorſam fügen würden. „Aber vergönnt uns," fuhr er fort, „Herr Burggraf, nun auch den Namen desjenigen, den wir als unſern Kaiſer und Herrn verehren dürfen!" — „Lang lebe und herrſche," rief der Burggraf, „unſer gnädigſter Kaiſer, Rudolph Graf von Habsburg!" — Wie vom Blitz getroffen ſank der Bürgermeiſter bei dieſem Namen auf

ſolaren Stuhl zurück und verhüllte ſein Antlitz; dann erhob er ſich wieder, ſchlug ſich an die Stirn und rief: „Sitze feſt, Gott der Herr! Auch wird Rudolph bald auch deinen Thron beſteigen!“ — Darauf legte der Burggraf den ſtaunenden Rathsherren den Wahlbeſchluß vor, und empfing ihre Glückwünſche und Freuden-bezeugungen; alles Unheil und alle Noth war auf einmal vorüber, eine neue Zeit von Glück und Wohlfahrt ſchien anzuheben. Unterdeſſen verbreitete ſich zugleich vom Rathhauſe und von dem Thurme bei den Bürgern die große Nachricht der Freude; Alles lief auf die Straßen und Plätze; die gefangenen Pfitticher, die Rudolph Tags zuvor frei und beſchenkt aus dem Lager zur Stadt entlaſſen, begegneten den Stemern, die theils aus Gefängniſſen, theils aus Verſtecken hervortraten, und alle ſtimmten in den begeiſterten Ruf: „Es lebe der Kaiſer! Es lebe Rudolph von Habsburg!“

Die Sonne war eben aufgegangen und Kaiſer Rudolph in herrſcherlicher Pracht vor ſein Zelt getreten, als ein feierlicher Zug aus dem Thore der Stadt hervor und gegen das Lager wallte. Der Biſchof mit ſeinen Geiſtlichen, eine Abordnung des Raths und der Bürgerſchaft, die Vorſteher der Zünfte und die Hauptleute der Kriegsſchaaren kamen, in Begleitung von Herolden und Spielleuten und von einer großen Menge Volks umgeben, dem Kaiſer die Huldigung der Stadt zu bringen, und ihn in ihre Mauern einzuladen. — Der Kaiſer empfing die Abgeordneten gnädigſt, und verſprach, ſofort nach Baſel aufzubrechen. Seine Augen forſchten indeß umherſchweifend unter den Anweſenden, als vermiſſe er jemand, bis der Burggraf von Nürnberg an ihn herantrat und ſagte: „Vielleicht kann ich Euch zeigen, gnädigſter Herr, was Eure Blicke ſuchen! Sehet dort an jenem Baume Euren geretteten Diener vom Ramſtein,

den ich ſelbſt herausgeführt und den Umarmungen ſeines Vaters überliefert habe, der dem unverhofften Glücke und Segen faſt erliegt!" — An der Hand den Vater führend, kam Dietrich jetzt herbei, und warf ſich dem Kaiſer zu Füßen, der ihn aufhob und umarmte. — „Nehmt, mein Kaiſer und Herr!" rief Dietrich aus, „ein Leben, das Euch ſchon gehörte, nun doppelt als das Eure an! Nur ein Wunder konnte mich vom Tode retten, und Eure Tugenden haben dies Wunder vollbracht, Eure groſſen Thaten und Geſinnungen, die, frühe ausgeſtreut, nun Euch aufgegangen ſind in dieſer höchſten weltlichen Ehre, die, gleich der Sonne, Leben und Segen bringt, und deren bloſſer Schimmer meinen Kerker und meine Feſſeln ſchon geſprengt! O laſſet Eure Huld und Gnade mir das Glück vollenden, das ſie begonnen haben." — Dietrich wollte weiter reden, allein der Kaiſer winkte, umarmte ihn auf's neue, hieß ihn nebſt ſeinem

Vater in ſeinem nächſten Gefolge ſein, und ſtieg zu Pferde, um ſeinen Einzug in die Stadt zu halten.

Hier war ringsum freudenvolle Bewegung; von den Thürmen erklangen alle Glocken, man ſchmückte Thore und Fenſter mit Blumen und Teppichen; niemand mochte in den Häuſern weilen, alles ſtürmte dem Kaiſer entgegen. Heinrich von Landskron ſtand mit feſter Thätigkeit allen Anordnungen ſeines Amtes vor, und ließ die forſchende Neugier, welche in ſeiner Faſſung und in ſeinem Benehmen den Widerſtreit ſeines Innern zu errathen ſuchte, kalt an ſich vorübergleiten, ohne des Hohnes der Einen noch des Mitleidens der Andern zu achten. Er ging, ſeiner Würde gemäß, an der Spitze des Rathes dem Kaiſer bis vor das Thor entgegen, wo er demſelben die Schlüſſel knieend überreichte, und Stadt und Bürgerſchaft in angemeſſener Rede der Kaiſerlichen Gnade empfahl.

Der Kaiſer dankte dem Bürgermeiſter, hob ihn auf, und reichte ihm die Hand. Unter tauſend Jubel und Freudengeſchrei der zujauchzenden Menge ging der Zug nach dem Münſter, wo der Biſchof ein feierliches Hochamt hielt, um dem Allerhöchſten für die Wege ſeiner Schickung zu danken, und bäten ferneren Segen für den Kaiſer und das Reich anzuflehen. Als der Gottesdienſt geendigt war und man den Kaiſer fragte: welches Haus er würdigen wolle, darin als Gaſt zu wohnen, ſah er ſich eine Weile im Kreiſe um, drückte dann dem alten Ramſtein die Hand und ſagte: bei ihm würde er als Graf von Habsburg eingekehrt ſein, aber jetzt ſei er der Stadt ein Zeichen ſchuldig, woran ſie ſeinen guten Willen erkennen möge, er wähle daher das Haus ihres tapfern Bürgermeiſters, Heinrichs von Landskron, zu ſeiner Wohnung, und zugleich forderte er dieſen auf, ihn dahin zu geleiten. Heinrich hatte Mühe ſich zu faſſen, während die Empfindun-

gen der Umstehenden laut in das Lob des Kaisers überströmten; zum erstenmal fühlte er seine feindliche Strenge gebrochen und sein Herz für Rudolph geöffnet. In dem Hause der Landskron angelangt, empfing der Kaiser die Begrüßung von zwölf der schönsten und edelsten Jungfrauen der Stadt, die ihm einen goldnen Becher verehrten; der Kaiser unterhielt sich mit ihnen, befragte sie um ihre Namen, und beschenkte sie mit Ketten und Ringen; dann aber wandte er sich an den Bürgermeister, und fragte ihn mit Bedeutung: warum in der Zahl dieser Jungfrauen Eine fehle, die an Schönheit und Ansehen, wenn er nicht falsch berichtet sei, keiner derselben nachstehen dürfe, und in diesem Hause gerade am wenigsten fehlen sollte? — Heinrich verstand die Meinung des Kaisers, und entfernte sich in großer Bewegung. Nach einer Weile kehrte er zurück, an seiner Hand die schöne Gertrud, deren bleiche Wangen aber sin-

ſiern Kummer, Hexen ſcheuer Blick angſtvolle Verwirrung ausdrückten. Als ihr Auge auf Dietrich fiel, erzitterte ſie in freudigem Erſchrekken, und ſchluchzend ſank ſie auf ihres Vaters Arm. Der Kaiſer, der beide mit Wohlgefallen betrachtete, zögerte nicht länger und hub folgendermaßen zu reden an: „Wir haben mit Kummer in unſrer eigenen Sache das Unglück erfahren und ermeſſen, welches der furchtbare Streit der Partheien über dieſe Stadt gebracht, und ſchaudern zurück vor dem Bilde des Unheils, welches in kurzem erſchienen wäre, wenn dieſer Streit noch ferner gedauert hätte! Die Gnade des Allmächtigen aber hat uns, vorher ſelbſt Parthei, unverhofft zu einer Stufe erhoben, wo wir in allen Bewohnern dieſer Stadt nichts mehr erblicken dürfen, als theure und getreue Unterthanen, uns zu gleicher Sorgfalt und Liebe anbefohlen und vertraut, ohne Unterſchied der früheren Geſinnung. Es liegt uns ob, den Frie-

, den wir verkündigt, zur Wohlfahrt des
anzen auch dauerhaft zu begründen; die Ster-
r und die Pfitticher mögen fortan nicht mehr
m die Oberhand ſtreiten, ſondern gemeinſam
ieſelbe theilen, ſie mögen ihre abſondernde Be
eichnung in dem Eifer für das Gemeinweſen
ergeſſen und verlieren, und durch Bande der
Freundſchaft und des Blutes ſich gegenſeitig
vereinigen! Hier ſtehen edle Männer, Häup-
ter der Ihrigen, vor denen wir nun den erſten
Beweis des uns angelobten Gehorſams fordern.
Wohlan, Ramſtein, wohlan, Landskron! tretet
heran, und reicht [illegible] die Hände! Und da-
mit auch die Spur der Spaltung in künftigen
Geſchlechtern erliſche, ſo wollet Ihr, verſöhnte
Väter, mit uns den Bund ſegnen, durch wel-
chen wir Dietrich von Ramſtein und Gertrud
von Landskron, zwei Liebende, durch Leiden und
Noth hart geprüft, hiemit vereinigen!" — Der
Kaiſer nahm beider Hände, und fügte ſo zu

sammen. Heinrich von Landskron widerstrebte nicht; der alte Ramstein, eine Weile unschlüssig, wurde von den andringenden Bestürmungen überwältigt. Dietrich und Gertrud hielten sich umschlungen zu des Kaisers Füßen; alle Umstehenden priesen das Wunder, welches sich vor ihren Augen begeben, und laut erschallte im Saal und durch die Straßen der tausendfach wiederholte Ruf: „Es lebe der Kaiser! Es lebe Rudolph von Habsburg!“ —

So endete ein Streit, der eine blühende und reiche Stadt an den Rand des Abgrunds gebracht, durch die Erscheinung einer wohlthuend über den Völkern stehenden Herrlichkeit, zu deren Höhe empor die Leidenschaften und Verwirrungen der kleineren Gewalten sich verzehren und auflösen, und deren ruhmvoller Glanz in den Herzen der Deutschen noch unerloschen fortlebt.

[illegible] Landskron widerstrebte [illegible] alte Landesherr, eine Weile unschlüssig [illegible] von den andringenden Bestürmungen [illegible]. Dietrich und Gertrud hielten sich umfangen zu des Kaisers Füßen; alle [illegible] priesen das Wunder, welches sich [illegible] begeben, und laut erschallte [illegible] die Straßen der tausendfach wiederhallende: [illegible] lebe der Kaiser! Es lebe Rudolph von Habsburg!" —

Ein andrer [illegible], der eine blühende und reiche Stadt an [illegible] Rand des Abgrunds gebracht, durch die Erfindung einer wohlthuend über den Völkern [illegible] den Herrlichkeit, zu deren Höhe [illegible] die Leidenschaften und Verwirrungen [illegible] einer Gewalten sich verzehren und auflösen, und deren ruhmvoller Glanz [illegible] Jahrhunderten noch unerloschen funkelt.

Wallfahrt
nach
Hesenheim.

Wallfahrt

nach Sesenheim.

allfahrt nach Sesenheim.

Von

lugust Ferdinand Näke,
weiland Professer in Bonn.

Herausgegeben

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1840.

G.H. BIBL. z. WEIMAR

Vorwort.

Der Aufſatz, den ich hier dem Druck über-
ebe, war von ſeinem Urheber handſchriftlich
Göthe'n mitgetheilt worden, und hatte dieſen
n nachfolgenden Betrachtungen veranlaßt, die
ir, im neunten Bande ſeiner nachgelaſſenen
Werke, unter der Überſchrift „Wiederholte
Spiegelungen" leſen:

„Um über die Nachrichten von Seſen-
eim meine Gedanken kürzlich auszuſprechen,
uß ich mich eines allgemein-phyſiſchen, im
Beſondern aber aus der Entoptik hergenom-
enen Symbols bedienen; es wird hier von
iederholten Spiegelungen die Rede ſein.

1. Ein jugendlich ſeliges Wahnleben ſpiegelt ſich unbewußt eindrücklich in dem Jüngling ab.

2. Das lange Zeit fortgehegte, auch wohl erneuerte Bild wogt immer lieblich und freundlich hin und her, viele Jahre im Innern.

3. Das liebevoll früh Gewonnene, lang Erhaltene wird endlich in lebhafter Erinnerung nach außen ausgeſprochen und abermals abgeſpiegelt.

4. Dieſes Nachbild ſtrahlt nach allen Seiten in die Welt aus, und ein ſchönes edles Gemüth mag an dieſer Erſcheinung, als wäre ſie Wirklichkeit, ſich entzücken, und empfängt davon einen tiefen Eindruck.

5. Hieraus entfaltet ſich ein Trieb, alles was von Vergangenheit noch herauszuzaubern wäre zu verwirklichen.

6. Die Sehnſucht wächſt, und um ſie zu befriedigen, wird es unumgänglich nöthig

an Ort und Stelle zu gelangen, um ſich die Örtlichkeit wenigſtens anzueignen.

7. Hier trifft ſich der glückliche Fall, daß an der gefeierten Stelle ein theilnehmender unterrichteter Mann gefunden wird, in welchem das Bild ſich gleichfalls eingedrückt hat.

8. Hier entſteht nun, in der gewiſſermaßen verödeten Lokalität, die Möglichkeit ein Wahrhaftes wiederherzuſtellen; aus Trümmern von Daſeyn und Überlieferung ſich eine zweite Gegenwart zu verſchaffen und Friderike'n von ehemals in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zu lieben.

9. So kann ſie nun, ungeachtet alles irdiſchen Dazwiſchentretens, ſich auch wieder in der Seele des alten Liebhabers nochmals abſpiegeln, und demſelben eine holde, werthe, belebende Gegenwart lieblich erneuen.

Bedenkt man nun, daß wiederholte ſittliche Spiegelungen das Vergangene nicht allein

lebendig erhalten, sondern sogar zu einem höheren Leben empor steigern, so wird man der entoptischen Erscheinungen gedenken, welche gleichfalls von Spiegel zu Spiegel nicht etwa verbleichen, sondern sich erst recht entzünden, und man wird ein Symbol gewinnen dessen, was in der Geschichte der Künste und Wissenschaften, der Kirche, auch wohl der politischen Welt, sich mehrmals wiederholt hat, und täglich wiederholt."

So weit Göthe. Die Art und den Ursprung der erwähnten Nachrichten zu bezeichnen, unterließ er, und so blieb die nähere Bewandtniß der Sache einstweilen verborgen und räthselhaft. Erst im Frühjahr 1839 gab der treffliche Ferdinand Delbrück, durch die schönen und würdigen Worte, welche er, in seiner Einladungsschrift zu den Vorlesungen der Bonner Universität, dem Andenken des dort kurz vorher verstorbenen Professors Näke gewidmet hat, den unerwarteten Aufschluß,

dieſer geſchätzte Philologe der Verfaſſer
r von Göthe beſprochenen Nachrichten ſei.
Nun aber durfte der ehrenhafte, wohlbe-
ndete Antheil, welchen die wackeren Deut-
n ſo gern allem widmen, was mit Göthe's
hriften und Perſon zuſammenhängt, auch
Aufſatz ſelber, von dem ſchon zweimal
ſo bedeutende Weiſe geredet worden, näher
kennen begehren, und dies um ſo lebhafter,
inzwiſchen auch von andrer Seite Dich-
g und Wahrheit der Göthe'ſchen Idylle
Seſenheim geiſtreich erörtert worden, in
anmuthigen, ebenfalls Dichtung und
ahrheit vereinenden Büchlein von Frei-
en, „die beiden Friderikeu.“

Die Näke'ſche Handſchrift iſt durch gün-
e Fügung an mich gelangt, und ich
e gern der Aufforderung, ſie der Öffent-
keit zu übergeben. Gewiß wird an dieſer
nswarmen Darſtellung, welche Delbrück
Recht einen commentariolum gratiae

plenum nennt, mancher edle Sinn ſich erfreuen, und daraus die fruchtbare Kenntniß mehren, welche ein erleuchtetes Volk, rückſichtlich ſeiner Helden und Lehrer, — unter welche zwiefache Benennung wir zweifelsohne ſeine großen Schriftſteller reihen dürfen — nie ſorgfältig genug erlangen und bewahren kann! —

Berlin, im Januar 1840.

Varnhagen von Enſe.

Was wohlgemuth und reiſeluſtig machen kann, das vereinigte ſich bei mir, als ich Dienſtag den 17. September 1822, Morgens nach acht Uhr von Straßburg wegfuhr. Wie die ſchönſten Stimmungen alle, ſo hat auch die höchſte Reiſeluſt nur einzelne Momente, und was ſie ſteigen oder ſinken macht, iſt oft ſchwer zu ſagen. Wie war früher vor drei Wochen in Coblenz dem eben erſt Ausgereiſten der Reiſemuth ſo ganz gebrochen: wie ſo ganz unnöthig, wie bedenklich erſchien ihm das Unternehmen einer für den bisher wenig Gewanderten allerdings großen Reiſe in unbekannte Gegenden! Die Freunde, mit denen er bis Coblenz gefahren war, fuhren dahin, einen andern Weg, in wohlbekanntes Land, und der Einſame, dem dieſes Land nun einmal für dieſes Jahr verſchloſſen war, konnte es kaum bereifen, wie er ſich habe entſchließen können, das heimathliche Bonn, Reiſevergnügens halber zu verlaſſen. Damals reichte der raſche Trab, in dem

mich der Postillion durch die Straßen von Coblenz rollte, hin, um die Furien der Indolenz und Reiseunlust zu verscheuchen, und den Blick wieder zur freien Aussicht in die neue Welt zu erhellen. Leichter war nachher der Abschied von dem befreundeten Heidelberg gewesen: leichter, und das Vorwärtsstreben nach Straßburg, das zu sehen ich schon verzweifelt hatte, muthiger. Aber stiegen nicht auch da, dann und wann Besorgnisse und Zweifel auf? Scheu vor allerlei kleinerem Ungemach, sollte es auch nur das Ungemach sein, das an der Douane treffe, das des ungeübten Reisenden in der großen fremden Stadt warten konnte? — Aber diesen 17. September war das alles anders. Schon hinter mir lag das Endziel meiner Reise; gesehen und genossen, so viel ich hatte wünschen können, das ersehnte Straßburg. Schon war ich auf dem Rückwege; allein mit dem beruhigenden Gefühl, daß ich einer lieben Heimat schon das Gesicht wieder zukehrte, daß es schon wieder rheinabwärts ging, verband sich Freude darüber, daß die Reise noch keineswegs am Ende: schöne Gegenden, die gesegnete Rheinpfalz, noch nie gesehen, vertraute und

freundliche Geſichter, das wußte ich, ſollten mich noch unterweges empfangen, und zunächſt vor mir lag, unerkannt und dunkel, aber reizend und vielverſprechend, was ich noch deſſelben Tages ſehen und hören ſollte.

Zum vergnügten Reiſen gehört ganz gewiß auch gutes Fahren: darum war es ſehr gut, daß der alte Kutſcher aus Carlsruh, der ſich anheiſchig gemacht hatte, mich einſpännig von Straßburg nach Lauterburg zu bringen, in der Nacht plötzlich an Colik erkrankt, es gern geſchehen ließ, als ich ſtatt ſeiner einen raſchen Zweiſpänner aus Mannheim annahm: ſchon an ſich eine meinen Neigungen und Stande angemeſſenere Art des Fortkommens. Was bei dieſem Tauſche in der Zeit der Abfahrt verſpätet werden, brachte mein Zweiſpänner reichlich ein. Faſt zu ſchnell ſchwand die Stadt hinter mir, ſchwand der herrliche Münſter. Ihn ſuchte ich rückwärts gewandt noch oft, und er erſchien mir, obgleich möglichſt fleißig beſucht, als ein noch neuer Gegenſtand unbefriedigter Sehnſucht, wenig verſprechend von weitem für den, der die ungeheuern Maſſen des cölniſchen Doms ſchon aus der Ferne anzuſtaunen

ſich gewöhnt hat, aber mir reizender: denn ich hatte eben noch einmal im Vorbeifahren durch die Stadt ſeine vollendete Schönheit in's Auge gefaßt. Noch ſah ich — denn mehr und mehr traten ſie zurück — die gewaltigen Vogeſen. Der Morgen war friſch und hell, doch die Ferne nicht klar: aber wer hätte den königlichen Mont Donnen verkennen mögen?

Schnell bis zur Wanzenau, unter deren alten Linden einſt Göthe ſich für eine freiwillig aufgegebene Geſellſchaft entſchädigte. Und zu ſchnell durch die Wanzenau: denn wir umfuhren, ohne es zu wiſſen, die Station, auf der das Poſtregal zu zahlen war. Die kleine Sorge, daß das auf der nächſten Station unangenehme Folgen haben könnte, ſei hier erwähnt, als die einzige dieſes Tages: ſie beſtätigte ſich indeſſen nicht. Immer auf ſchöner Chauſſee — Göthe rühmt ſie, wenn ich nicht irre als damals neu — ging es weiter durch Gambsheim, Herlisheim nach der nächſten Station, und dieſe nächſte Station war — nun, es war gewiß und wahrhaftig Druſenheim. Wem von meinen Leſern, dafern dieſe Blätter Leſer finden, wem nicht dieſer Name gleich als bekannt in die Ohren klingt,

wem hier nicht gleich Göthe's Friderike einfällt, für den bange ich, ſind dieſe Blätter nicht geſchrieben. Er wird die aufblitzende Freude, mit der ich bei dem erſten Project der Reiſe nach Straßburg zugleich und faſt vor allem an Seſenheim dachte; er wird die Sorglichkeit, mit der ich in Heidelberg erſt noch ungewiß, ob ich denn wirklich nach Straßburg kommen würde, Göthe's Jugendleben mich präparirend ſtudirte, und den Jubel, der in mir herrſchend wurde, als ich nach und nach bis zur Gewißheit ausmachte, daß Seſenheim auf meiner Reiſeroute liege und daß nichts, gar nichts einem Beſuche in Seſenheim im Wege ſei: er wird das alles ſchwer begreiflich finden; ſchwer begreiflich den Enthuſiaſmus, mit dem ich nach Seſenheim eilte, der mich von da wegbegleitete; und die einfache Erzählung, welche den Inhalt dieſer Blätter ausmacht, wird ihn kalt laſſen, während ich gewiß bin, in der Erinnerung an die kleine Begebenheit dieſes Tages eine unvergängliche Quelle der Rührung und des Entzückens zu haben. Es ergeht daher an dieſer Stelle der innige Wunſch, daß meinem Leſer das Andenken an Göthe's Jugendliebe in Seſen-

heim aus frischer Lectüre gegenwärtig, oder wenigstens, daß ihm die Hauptzüge davon eingeprägt sein und hervortreten mögen, wenn ich sie berühre.

So fragt der Jüngling, der vor Lust brennt, die Liebste zu sehen und zu sprechen, und doch um keinen Preis des Herzens geheime Neigung und Absicht unheiligen Gemüthern kund geben möchte: so fragt er von weitem nach der Liebsten Wegen und Gängen, und so spinnt er, anscheinend gleichgültig, kleine Ligen und Listen, um das eigentliche Trachten dem Auge der Welt zu verbergen, wie ich nach Sesenheim trachtete und forschte. Daß in in das Rheinbairische, wo Freunde meiner gewärtig waren, eine Straße von Straßburg über Drusenheim und Lauterburg, den letzten französischen Ort, führte, hatte ich bereits in Heidelberg ausgemittelt, und es verstand sich von selbst, daß ich diesen Weg dem andern mehr vom Rheine entfernten über Hagenau und Weißenburg, der wahrscheinlich wegen der Gebirgsnähe schöner ist, vorzog. Drusenheim, das wußte ich bald, war die Mitte meiner Tagereise, und es war insofern ganz natürlich, meinen Kutscher da Mittag machen zu lassen. Aber wie weit

war nun Seſenheim von Druſenheim? Göthe
ſchildert die Entfernung ein paarmal als gering:
zu Fuße ging er ja jenes Tages, als George ver-
leidet, mit dem Kindtaufkuchen von Druſenheim
nach Seſenheim, und begegnete auf ſeinem Wege
Wald den luſtwandelnden Seſenheimern. Dann wie-
der bedachte ich, was auf größere Entfernung deu-
tete, wie Wieland, der fleißige akademiſche Bür-
ger, von Seſenheim weg in Druſenheim Nacht-
quartier gemacht, um Morgens bei guter Zeit in
Straßburg zu ſein. Mit beiden Angaben ſtimmte
ungefähr meines Lohnbedienten in Straßburg un-
ſichere Auskunft, daß Seſenheim anderthalb oder
zwei Stunden von Druſenheim ſei. Aber nach
welcher Richtung? lag es nicht vielleicht ganz aus
dem Wege? Meine ſchwankende Ordre an den Kut-
ſcher lautete daher ſo: er ſolle entweder in Dru-
ſenheim Mittag machen und ich werde zu Fuß
Seſenheim beſuchen, oder er werde mich bis Seſen-
heim fahren, dafern dieſes gar zu weit von Dru-
ſenheim abläge. Das erſte Arrangement hielt ich
für das beſte und wahrſcheinlichſte. Aber was ſagte
ich nun dem Kutſcher, weswegen ich nun nach

Sesenheim wollte? Das erste Vergeben war, wie ich mich erinnere: ich sei vor langer Zeit in Sesenheim gewesen; dann wieder so etwas, als habe ich Verwandte da gehabt; endlich — und das hat er wahrscheinlich am Ende auch geglaubt — daß ich da einen Bekannten besuchen wolle. Warum sagte ich ihm nicht einfach, daß ich nach Sesenheim wolle? Ei, er sollte nicht darüber nachgrübeln, was ich da zu thun hätte. Und allerdings hatte die Fahrt nach einem aller Wahrscheinlichkeit nach von der Straße abgelegenen Dorfe etwas Abentheuerliches für die Hauderer-Praxis. Doch war mein Kutscher theils ein gutwilliger junger Kerl, theils willenlos und in Ansehung der Route von mir abhängig, der ich aus Göthe und aus der Landcharte immer noch mehr wußte, als er, der auf dieser linken französischen Rheinseite gänzlich fremde Mannheimer.

An dem Posthause zu Drusenheim, wo wir das in der Wanzenau verfahrene Postregal nachzahlten, löſ'te sich alles Zweifelhafte zu meiner vollkommensten Befriedigung. Ich hörte, daß Sesenheim von da nur eine Stunde entfernt, und

zwar von der Chauſſee nach Lauterburg links abgelegen ſei, aber nicht weit: man könne, ohne etwas umzufahren, durch Seſenheim gehen und wieder auf die Chauſſee kommen. Druſenheim (Drüſem oder Drüſenum nach Landesſprache) iſt ein Städtchen mit mehrern neuen Häuſern: für mich gerade kein angenehmer Umſtand; auf dieſem claſſiſchen Boden hätte ich alles gern funfzig, ſechszig Jahre alt geſehen. Von dem Poſthauſe weg, wo der Kutſcher den Pferden etwas geben wollte, eilte ich in das gleich gegenüber liegende Wirthshaus, traf einen Mann im Hofe, fragte, wie der Wirth heiße. Man erräth, daß ich nichts Geringeres erwartete, als Göthe's Wirthsſohn, George, zum bejahrten Wirth herangewachſen zu treffen und ihm die Geſchichte von der Verkleidung aus einem Winkel ſeines alten Gedächtniſſes hervorzuholen. Aber der Wirth hieß Jean Veit: ich ging in die Stube, ſah ihn, ließ mir einen Schoppen Wein geben. Er war auch gar zu rüſtig; mir konnten in Druſenheim nur Sechzig-, Siebenzigjährige helfen. Auch ſein Vorgänger hatte den Namen George nicht geführt; doch beſann er ſich auf meine Frage, daß

ein alter George im rothen Ochſen, einem andern Gaſthofe, Wirth geweſen ſei. „Er wirthet aber nicht mehr“: ſetzte er hinzu. Das war Waſſer auf meine Mühle. Ich ließ den nicht ausgeleerten Schoppen und etwas verwunderte Leute hinter mir, und hin nach dem weiland rothen Ochſen. Es war ein kleines Stück in das Städtchen zurück; das Haus ſchlecht: wie etwa ein ehemaliges Wirthshaus ausſieht. Ich traf die Frau: das konnte wohl meines George Frau ſein. George wurde gerufen. Ja, lieber Gott! das mochte ein Funfziger ſein, weiter nichts. Dennoch befragte ich ihn: er hieß George Schmelz, wollte aber nichts davon wiſſen, daß er jung viel in Seſenheim geweſen ſei und ſich einmal verkleidet habe. Denn wahrhaftig, ich hielt ihm dies ausdrücklich vor. Aus den Reden der Frau, die etwas älter ſchien, wurde klar, daß ſie und auch wohl der Mann katholiſch waren, und ſich um den proteſtantiſchen Paſtör in Seſenheim und um ſeine ſchönen Töchter, nach denen ich fragte, wenig bekümmert haben würden. Ganz zuletzt — ich fragte anhaltend, ob ſie denn gar keinen alten George weiter kenne — fiel ihr ein, das werde

der jetzt in Druſenheim ſo und ſo angeſtellte Sohn des ehemaligen Poſtmeiſters daſelbſt ſein. Von ihm aber und dem vormaligen Glanze im Hauſe ſeiner Eltern machte ſie ein ſo vornehmes Bild, daß ich darin unmöglich meinen George, der ja in Bauernkleidern ging, wiedererkennen konnte. Ich gab alſo dieſen vornehmen George auf; zudem war es Zeit geworden, gen Seſenheim aufzubrechen. Als ich dem George Schmelz und ſeiner Frau für die freilich nicht genügende Nachricht dankte, meinte die Frau, ich vexire ſie. Wohl mochte ich den Leuten räthſelhaft ſein. Fort ging es auf Seſenheim. Das Mißlingen meiner Nachforſchung in Druſenheim hatte mich nicht entmuthigt; nur beſtärkt hatte es mich in dem Entſchluſſe, dem ſchon früher gefaßten, in Seſenheim gleich vor die rechte Thür, das heißt, zu dem proteſtantiſchen Pfarrer zu gehen, der, wenn irgend einer, etwas wiſſen mußte.

Von Druſenheim nach Seſenheim iſt wohl nur eine kleine Stunde. Links von der Straße hat man erſt Wieſe und dann Wald. Durch dieſe Wieſe und Wald muß der Fußſteig gehen, den damals Göthe mit dem Kuchen wanderte. Obgleich mich das

einigermaßen irre macht, daß ich in dieſer Richtung von dem Bache, den Göthe erwähnt, weder etwas geſehen, noch auf eine Anfrage, die ich gethan zu haben glaube, etwas gehört habe. Durch Druſenheim geht ein Waſſer, das ich aber mit jener Angabe nicht in Verbindung zu bringen weiß. — Es kann kaum ein reineres Verlangen geben, als das, mit dem ich auf Seſenheim zueilte. Ein weibliches Weſen war es freilich, dem ich nachtrachtete, deſſen Bild über der ganzen Gegend ſchwebte und mich mit einem ſeltſamen Zauber umfing. Aber ein Weſen, das ich nie geſehen und an das mich kein Trieb ſinnlichen Begehrens knüpfte: ein Bild meiner Phantaſie, wie ich es aus der Jugendphantaſie des Dichters in mich aufgenommen hatte, und dem ich durch Anſchauung der Umgebungen, in welchen das holde Weſen geathmet und Glück verbreitet hatte, einige Conſiſtenz und Grundlage zu geben im Begriffe war. Schon von der Höhe des Münſters hatte mein Herz oft über den ſchönſten Bau hinweg, von den Gebirgsmaſſen, welche die Natur auf beiden Seiten des Rheins unendlich ſchön aufgebaut hat, abſeits nach dem kleinen Seſenheim ſehnſüchtig und vergebens

geſucht. So behauptet das Kleinſte ſein Recht neben dem Größten. Doch wer möchte es wagen, auch neben dem Größten, was Menſchengeiſt erdacht und Menſchenhand ausgeführt, und neben dem Größten, was die allmächtige Hand der Natur aufgethürmt, den ſtillen Liebreiz klein zu nennen, der in Frideriken webt? Und wenn es eine würdige Aufgabe iſt, in den Anblick menſchlicher Geiſteswerke ſich zu vertiefen und ihrer Entſtehung und Ausbildung nachzudenken, oder dem Gange der ſchaffenden Natur in Bergen und Landſchaften mit bewunderndem Auge zu folgen: warum ſollte es ſich nicht eben ſo der Mühe verlohnen, das gewöhnliche oder ungewöhnliche Schickſal zu erforſchen, in dem die glücklichen Anlagen eines frühgeprüften zärtlichen Herzens, die einen kleinen Kreis geräuſchlos zu beglücken beſtimmt ſchienen, entweder ſich ausbildeten oder vorzeitig untergingen? Soll ich alles geſtehen, ſo muß ich ſagen, daß auf dieſem einſamen Wege meine Empfindungen nicht immer gleich unbefangen und uneigennützig auf das Phantaſiebild von Frideriken gerichtet waren: ſeltſamer Weiſe trat abwechſelnd einige Male an ihre Stelle ein beſſer bekanntes

ſchönes Bild, daſſelbe, das eine kurze Zeit vorher unter ganz andern Umgebungen, im rauſchenden Gedränge des Mannheimer Theaters, plötzlich vor die Augen meines Geiſtes getreten war. So geneigt iſt der Menſch, oder vielmehr ſo iſt er gezwungen, von den fernſten Veranlaſſungen aus immer auf ſich und das, was ihm das Nächſte, zurückzukehren. Endlich und zuletzt kann ich nicht läugnen, daß wahrſcheinlich ein kleiner Theil der begeiſterten Spannung, die in mir war, auf Rechnung des Weines kam, den ich, jedoch ſehr mäßig, wie bereits oben angedeutet, in Druſenheim zu mir genommen hatte.

Da ſah ich ein Dorf vor mir liegen; wir kamen näher und näher. Mein Kutſcher meinte, es ſei Seſenheim. Ich hielt ein weiter entferntes dafür; dieſes ſchien mir noch zu nahe. Aber ein Mann beſtätigte des Kutſchers Meinung, und mit wunderbarem Hochgefühl bog ich von der Fahrſtraße ab, um links einen Feldweg hin nach dem ſchon ganz nahen Dorfe zu fahren. So herrlich vom Münſter herab der geſegnete Elſaß ſich ausnimmt, eine Ebene, durch ununterbrochenen Anbau und ſtete ſanfte Abwechſelung von Buſch, Feld, Wieſen und

unzähligen Dörfern und Wohnungen einem Garten ähnlich, so kann doch in einer solchen Landschaft nicht jeder einzelne Punkt hervorstechende Schönheit haben. Abgesehen von den weiteren Umgebungen, auf die ich nachher kommen werde, hat Esendeim in seiner unmittelbaren Nähe nichts auffallend Schönes. Der obenerwähnte Wald, neben dem ich hergefahren war, hört ein Stück vor dem Dorfe auf: er mag ehedem bis an das Dorf gereicht haben; jetzt ist da zum Theil angebautes Feld, zum größten Theil aber Wiese, die wohl zur Weide dienen mag. Über solchen Weideplatz führte mich mein Feldweg auf den einfachen, jedoch nicht unansehnlichen weißen Kirchthurm, auf das nicht unansehnliche Dorf hin. Das Wirthshaus war nahe bei der Kirche; die Leute empfingen etwas erstaunt den vornehmen Gast; ich mußte lachen, als sie mir zum Aussteigen geschwind einen hölzernen Stuhl an den Wagen holten, obgleich der Wagen die gehörige Vorkehrung zum Aussteigen hatte.

Es mochte bald ein Uhr sein oder ein wenig darüber. Ich bestellte Essen mit dem Zusatze, daß ich erst ein Stündchen ausgehen wolle. Der Wirth,

ein freundlicher Mann, entſchuldigte ſeine Küche zum voraus. Dann nahm ich ihn ſogleich und fragte nach dem proteſtantiſchen Pfarrer, ſeinem Namen, ſeiner Wohnung. Mein Wirth munterte mich auf, ihn zu beſuchen: es ſei ein guter und gemeiner Mann. Ich fragte nach dem Vergänger des jetzigen Pfarrers und ſo weiter die Reihe hinauf bis zu dem Pfarrer, der zwei ſchöne Töchter gehabt; mein Wirth erkannte ſie, doch wohl nur von Hörenſagen, an: was er ſagte, war ſo, daß ich doch einigermaßen zweifelte, ob wir dieſelben Perſonen meinten. Von einem Wäldchen, das hinter der Pfarrwohnung ſei, wollte der Mann nichts wiſſen. Das Wirthshaus liegt an der Straße, die durch das Dorf führt; an derſelben Straße, nur durch einen Dorfweg von dem Wirthshauſe getrennt, die Pfarrwohnung. Dieſen Dorfweg ging ich zunächſt hin, bei der Pfarre vorbei: denn es war meine Abſicht, ehe ich den Pfarrer beſuchte, einſam das Wäldchen und die Stelle zu ſuchen, wo ehedem „Friderikens Ruhe“ war, und, wo nicht die hölzerne Tafel, auf welcher dieſe Inſchrift ſtand, doch den Baum, an dem ſie hing, und den

freien

freien Platz zu ſehen, von dem man die verſchiedenen Ausſichten durch das Gehölz in die Ferne hatte. Allein mein Wirth muſte Recht haben: ich kam immer weiter in's Dorf, und nichts deutete die Nähe eines Wäldchens an. Zudem beſahen mich die Leute, beſonders Kinder gar entſetzlich; ich ſchämte mich faſt. Seit dem Ausſterben jenes gaſtlichen Pfarrhauſes, in welchem Göthe verkehrte, mag der Anblick fremder Litteraten etwas ſehr ſeltenes geworden ſein in Seſenheim. Kurz ich kehrte um und nach dem Pfarrhauſe, in dem, wie mein Wirth mir geſagt hatte, eben abgeſpeiſt ſein mochte. Noch beſorgte ich, daß man vielleicht Mittagsruhe hielte. Aber wie ich durch die Gitterthür des Stackets, welches die ganze Wohnung umzieht, auf den Hof trat, da ſah ich, dem Hauſe gegenüber, im Eingange eines Gärtchens, den Pfarrer ſtehen. Ich trat durch die Gartenthür in den Weinlaubengang zu ihm. Ein ziemlich groſſer hagerer Mann, nicht mehr jung, vielleicht ein Funfziger, mit ernſtem aber wohlwollendem Geſicht, ziemlich markirt, ſtarke Augenbrauen: er war häuslich in Nachtmütze und Schlafrock. Ich bat einen neugierigen Rei-

ſenden zu entſchuldigen: Seſenheim habe in der neuern Zeit durch Göthe einen ſolchen Namen bekommen, ich könne es auf meiner Reiſe nicht umgehen, und ich komme gleich zu dem, der mir einige Nachweiſung am beſten werde geben können. Wie mußte es mich nun freuen, einen Mann zu finden, der meine Abſicht nicht bloß begriff, ſondern ganz natürlich fand, der von ſeinem alten Vorgänger und von Göthe'n wußte, und lebhaften Sinn für Göthe's Erzählung, ſowie für die Merkwürdigkeit hatte, welche durch dieſe Erzählung auf das kleine Seſenheim gekommen war. Alles das war nicht vorauszuſetzen, und es fällt mir, indem ich dieſes ſchreibe, ein, daß vielleicht in wenig Jahren, ſobald der brave Friedrich Schweppenhäuſer zu ſeinen Vorgängern verſammelt iſt, die Kunde von Göthe'n und Friderikeu in Seſenheim erloſchen ſein wird. Wir traten weiter in den Garten, und ich hörte, daß ich ſchon der zweite ſei, der in der Abſicht, Göthe'n wiederzufinden, nach Seſenheim gekommen. Ein Vierteljahr vor mir war ein Litteratus, den mir Schweppenhäuſer nannte und den ich dem Namen nach

wiederzuerkennen meine, dageweſen. Mit Wohlgefallen vernahm ich ſogleich, daß Schweppenhäuſer gut von Göthe'n ſprach. Er ſpann ſeine Erzählung an und ſetzte ſie in dem Hauſe, in das wir bald gingen, fort. Das war die Hausthür, die Stubenthür, durch welche Göthe eingegangen war; das war das beſchränkte Wohnzimmer, in welchem Göthe zum erſten Mal den leuchtenden Stern am ländlichen Himmel, Friderike, aufgehen ſah. Das Haus iſt noch daſſelbe, über deſſen Baufälligkeit damals jener ehrliche Dorfprediger von Wakefield klagte. Auf den erſten Blick von außen hatte ich es für neu gehalten; aber im Innern ſah ich bald, daß die Neuheit bloß ſcheinbar, Ausbeſſerung und Anſtrich, war. Unter Schweppenhäuſers nächſten Vorgänger, Lucius, iſt das alte Haus endlich reparirt worden und ſeitdem unverändert geblieben. In einer Ecke des Wohnzimmers ſtand ein Clavier; gewiß war es dieſelbe Ecke, wo Friderikens verſtimmtes Clavier ſtand. Ich fragte Schweppenhäuſern, wo denn wohl getanzt worden ſey: denn Göthe erwähnt ein paarmal Tanz: er meinte, das könne eben nur in

dieſem Wohnzimmer geweſen ſein. Das halte ich nun zwar nicht für unmöglich: wer gern tanzt, dem iſt leicht ein Tanzſaal gebaut. Indeſſen könnte auch, denke ich mir, ehedem das anſtoßende Zimmer mit dem jetzigen Wohnzimmer Eins geweſen ſein: die Wand zwiſchen beiden iſt ſehr dünn und leicht und kann etwa erſt bei der Reparation des Hauſes gezogen worden ſein. Bald erbot ſich mein freundlicher Wirth, mich an jene Stelle im Wäldchen zu führen, die ich vorhin vergebens geſucht hatte, und lange vergebens geſucht haben würde. Denn das Wäldchen iſt nicht mehr: es iſt zu einer Zeit ausgehauen worden. Wie weiß denn aber der brave Pfarrer jene Stelle? Das werde ich gleich zu ſeiner Ehre melden. Er ging, ſich anzukleiden, und ließ mich ein Weilchen in dem Wohnzimmer mit meinen Gedanken allein. Dann, im ehrbaren altmodiſchen Frack, eine Mütze von Leder auf dem Haupte, führte er mich. Jetzt ward mir klar, daß Göthe ſich nur ſehr unbeſtimmt ausdrückt, wenn er das Wäldchen hinter die Pfarrwohnung ſetzt, oder zu ſetzen ſcheint. Daſſelbe hat vielmehr der Pfarrwohnung gegenüber, über die

Straße weg, ein gutes Stück über das Dorf hinaus und ins Feld hinein, an der Seite der Straße gelegen, auf der ich hergekommen war von Drusenheim. Dorthin leitete mich mein Führer, und die Spuren ehemaliger Waldung waren nicht zu verkennen. Endlich ließ er mich stehen, und bewies mir aus der Localität, daß hier Friderikens Ruheplatz müsse gewesen sein. Göthe's Beschreibung im treuen Sinn, hatte er so lange den Stand gesucht, von dem man die von Göthe'n angegebenen Aussichtspunkte hätte, bis er ihn gefunden. Ja, und er hatte ihn gefunden. Da sah ich nach drei entgegengesetzten Richtungen auf der einen Seite die Rheininseln, etwa eine halbe Stunde oder ein Stündchen entfernt; den Rhein selbst nicht sichtbar; dahinter, über dem Rhein, die von Göthe'n nicht angemerkten Abhänge des Schwarzwaldes; auf der andern Seite die Vogesen und unter denselben Sufflenheim, das Göthe auch nicht hat, wahrscheinlich, weil es damals von Bäumen verdeckt war; auf der dritten den Thurm von Drusenheim, als Hauptmerkzeichen, weil er noch jetzt durch einzelne stehengebliebene

Bäume hier und dort verdeckt, nur an der Stelle, worauf wir ſtanden, ſichtbar war. Sonſt, zunächſt um mich her, nichts, was von der ehemaligen Heiligkeit dieſer Stätte Nachricht gab: nichts, als ein paar noch ſtehende einzelne Bäume: Eichen, wenn ich nicht ganz irre, und vielleicht dieſelben — ſo träumte ich wenigſtens — an welchem vordem jene Inſchrift angeheftet war. Kindiſche Blödigkeit hielt mich ab, von dieſen Bäumen das Andenken, nach dem mein Herz verlangte, zu brechen; doch auf dem Rückwege, den wir näher nach der Straße zu, die ich von Druſenheim hergekommen war, nahmen, da konnte mich nichts abhalten, von dem äußerſten noch ſtehenden Baume des ehemaligen Wäldchens, einem Waldbirnbaum, wie mich mein Führer berichtete, einen Zweig zu brechen. Er lobte meinen Sinn und beſtätigte ausdrücklich, daß der Wald ehemals ſo weit gegangen und alſo dieſer Baum noch zu Friderikens Walde gehört habe.

Hier eine ſpätere Bemerkung. Es iſt ungefähr 14 Tage, daß ich dieſe Erzählung zuerſt aufgeſetzt habe, und heute, da ich zum erſten Mal

ſeit Seſenheim Göthe's Buch wieder nachleſe, finde ich eine Differenz zwiſchen der hier voranſtehenden Schilderung von den Ausſichten aus dem Wäldchen und der bei Göthe. Für die Genauigkeit meiner Schilderung wage ich einzuſtehen. Eine andere Frage iſt, ob ich denn wirklich auf der Stelle geſtanden, welche Göthe beſchreibt. Nach einiger Überlegung glaube ich verſichern zu können, daß die Differenz nicht unausgleichbar iſt, wenn wir berückſichtigen, daß Göthe ſeine Schilderung nur flüchtig und im Allgemeinen gefaßt hat. Wie er denn auf keinen Fall die Vogeſen zwiſchen Druſenheim und dem Straßburger Münſter hat ſehen können, was einer aus ſeiner Beſchreibung ſchließen möchte. Ich erwähne nur noch, daß ich ſelbſt den Münſter ein paarmal zu erkennen glaubte: aber er iſt über ſechs Stunden weit, und ich hatte nur meine Brille und der ebenfalls kurzſichtige Pfarrer ein ſchwaches kleines Perſpectiv. Seſenheim mit dem Kirchthurm ſah ich natürlich auch, und ich habe es nur deshalb nicht erwähnt, weil ſich meine Schilderung auf die fernern Punkte beſchränkte. Die Übereinſtimmung Göthe's mit meinen Beobach-

tungen im Übrigen anlangend, ſei mir noch das erwähnt, daß das Wäldchen wirklich, wie Göthe angiebt, auf einer Erhöhung geſtanden hat.

Auf dem eben beſchriebenen Spaziergange beſonders hatte ſich zwiſchen mir und meinem Pfarrer ein herzliches Verhältniß angeknüpft. Zunächſt durch das gemeinſchaftliche Intereſſe an dem ehemaligen Seſenheim. Dann durch die Freude, welche Schweppenhäuſer bekannte, in ſeiner Einſamkeit einmal einen Literaten zu ſehen. Beſonders aber auch dadurch, daß ſich eine Art Landesmannſchaft entdeckte, indem Schweppenhäuſer in Halle ſtudirt hatte, dann Führer des Grafen Moritz Brühl geweſen war, und Dresden, Senfersdorf kannte. Nach Dresden ſetzte er die ſchönſte Zeit ſeines Lebens. Ich erkundigte mich nach der Zeit ſeines Aufenthalts dort: ſchon hielt ich es für möglich, daß er meinen Vater geſehen oder von ihm gehört hätte. Aber ſein Aufenthalt fiel vor die Epoche, in der das Geſchlecht Näke nach der Hauptſtadt verpflanzt ward. Wenn nun die Geſpräche und Erzählungen von Dresden und alten Verhältniſſen daſelbſt mich einigermaßen zerſtreuten, von dem nächſten und liebſten

Gegenſtande abriefen und vielleicht noch manche kleine Erkundigung verhinderten, die ich gern eingezogen hätte, ſo konnte ich doch nicht umhin, den Jugenderinnerungen einiges Gehör zu leihen, die zu erneuern dem lieben Manne ſo ſichtlich wohlthat. Als wir wieder in den Hof der Pfarrwohnung eintraten, machte er mich auf die Bank am Hauſe, nahe bei der Thür, aufmerkſam: wenn nicht dieſelbe Bank, doch ſicher dieſelbe Stelle, wo Göthe, den George noch fortſpielend, ſaß. Dem Hauſe und zwar der Front des Hauſes, der Thür und der Bank, gegenüber iſt das Gärtchen, deſſen ich ſchon oben gedachte. Ich fragte, wo die Laube geweſen ſei, in der Göthe einmal erzählte, und erfuhr, daß ſie gerade im Eingange des Gärtchens, der Hausthür gegenüber, geweſen: eine Jasminlaube. Jetzt iſt da, wie bereits angegeben, ein Weinlaubengang: aber noch zu den Zeiten des letzten Pfarrers, Lucius, hatte die Jasminlaube beſtanden. Erſt Schweppenhäuſer hatte die Veränderung gemacht, den Jasmin da weggenommen und in eine Hecke gleich hinter dem Hauſe verpflanzt. Hinten im Hofe, querüber, dem Haupteingange von der

Straße gegenüber, ſteht eine Scheune die aber neu iſt. Zwiſchen derſelben und dem Hauſe durch gingen wir in einen Baumgarten und aus dieſem in einen andern Garten, der ein Gemüſegarten zu ſein ſchien und an deſſen Ende wir eine Weile ſtehen blieben. Der nächſtfolgende Garten gehörte Schweppenhäuſer's Nachbarn, dem katholiſchen Pfarrer. Die Oſenheimer Kirche iſt nämlich eine Simultankirche, der Katholiken und Lutheranern gemeinſchaftlich, in welche Confeſſionen ſich die Dorfgemeinde ungefähr gleich theilt. Der jetzige katholiſche Paſtor ſei ein guter Mann, dem das Gebot, welches er von ſeinen Obern erhalten, keinen Umgang mit ihm, Schweppenhäuſer'n, zu haben, ſelbſt leid thue!! — An dieſer Stelle kam ich auch auf meine verunglückte Nachforſchung in Druſenheim zu reden und hörte mit großer Überraſchung aus Schweppenhäuſer's Munde: „der George lebt noch: er iſt Forſtinſpector in Druſenheim; er heißt George Klein.“ Alſo hatte meine alte Frau in Druſenheim doch Recht gehabt und ich hätte nur ihrer Spur folgen ſollen. Mit des George Vornehmſein hat es übrigens, wie ich nun erfuhr, nicht

ſo viel auf ſich. Sein elterliches Haus: der Vater war Wirth und zugleich Poſtmeiſter: mag nur gegen andere Schenken abgeſtochen haben; er iſt, nach Schweppenhäuſer's Angabe, ein gewöhnlicher Jägersmann, und es begreift ſich vollkommen, wie er ehedem Bauernkleider getragen. — Es drängt mich hier ein Geſtändniß einzuſchalten, das einmal vom Herzen muß. So wenig es mich damals in Druſenheim und Seſenheim afficirte, den George nicht geſehen zu haben, ſo heftig hat die Qual über dieſes Nichtſehen mich durchwühlt, als ich bei der ebenſtehenden Schilderung aus Druſenheim zum erſten Mal inne ward, daß es nur einen halben Tag Zeit, den ich ſehr gut übrig hatte, und eine geringe Anzahl Gulden, die ich auch hatte, gekoſtet hätte, den George zu ſehen und zu ſprechen. Schweppenhäuſer hat mich wiederholt und angelegentlich gebeten, einen Tag, zwei Tage, oder wenigſtens dieſen Tag in Seſenheim zu bleiben. Er hatte ein Pferd: ich ſollte auch eins nehmen und mit ihm die anmuthige Gegend durchſtreifen. Nun, ein paar Tage, das wäre zu lang geweſen, und das Reiten hätte ich mir aus guten Gründen

verbeten. Aber wie leicht war es und wie nahe lag es, den Kutſcher einen Tag länger zu behalten, den Nachmittag noch nach Druſenheim zurückzugehen, George zu beſuchen, zu ſprechen, und den ſpäten Abend vollends in Seſenheim mit dem guten Paſtor zuzubringen! Den erſten Fehler will ich gar nicht nachdenken: ich meine mein unverzeihlich unkritiſches Verfahren in Druſenheim, wo ich jene Spuren die Hände bekam und durch die ungeſchickte Einkleidung, in der ich ſie bekam, mich bethören ließ, keine Notiz davon zu nehmen. Ich glaube mich deutlich zu erinnern, daß Schweppenhäuſer meinte, George wiſſe noch von Göthe'n. Und was muß er von Friderikeu wiſſen, von ihrem Leben im Vaterhauſe und nachher! Er der einzige noch übrige Augenzeuge! — Ich habe wahrlich nichts verſäumet, meinen Fehler und meinen Verluſt mir durch alle Momente durch anſchaulich zu machen; bin ich doch ſchon ein paarmal bei dem Entſchluſſe geweſen, ehſtens abermals nach Seſenheim und nach Druſenheim zu reiſen, um den George zu beſuchen. Aber mit dieſer ſchriftlichen Ergießung ſei auch meiner, unſerer

Natur ihr Tribut abbezahlt. Es iſt eine Hauptſtärke der Näkeſchen Natur, ſich über einmal geſchehene Dinge zu ärgern und, wie damals auf der Fahrt von Schallan weg, aus dem höchſten Rauſche ſich in einen Abgrund peinigender Unzufriedenheit und Selbſtanklage zu ſtürzen. Ein Glück diesmal, daß die Reue ſo ſpät nachgekommen! Denn, wie geſagt, erſt bei dieſer ſchriftlichen Darſtellung iſt ſie erwacht. Bis dahin hatte ich keine Ahnung davon, etwas Bedeutendes verſäumt zu haben. Am allerwenigſten konnte ich ſie jenen Tag haben, wo aus allem, was ich um mich ſah, Frideriken's Bild ſo klar mich anblickte und die Kunde von ihr aus des Pfarres treuem Gedächtniſſe und wahrhaften Munde, ſo genügend in mein Ohr klang, daß für keinen weitern Wunſch Raum blieb. Allerdings ſagte ich mir ein paarmal, daß es ſchön wäre, wenn ich auch den George geſehen und gehört hätte. Allein ich dachte nie an das, was er mir von Frideriken überhaupt hätte ſagen können, ſondern nur an das, was ſein Verhältniß zu Göthe'n betrifft, welchem weiter nachzuforſchen mir vergeblich oder unbedeutend ſchien,

um ſo mehr, da Göthe nicht ſehr reſpectirlich von ihm ſpricht. Ja, es ſchien mir ſogar gefährlich, weil ich mir vorſtellte, er könne Göthe's Erzählung geleſen haben und wegen der ihn darin betreffenden Paſſus ungehalten ſein. — Schön, wäre es freilich, wenn ich auch das wüßte, ob George Bärben noch geheirathet hat. Doch nein! das ſage ich nur im Scherz: ſo weit geht meine Wißbegierde nicht. — Als Schweppenhäuſer und ich aus jenem Garten zurück auf den Hof kamen, ſahen wir in der Hausthür die Frau Paſtorin ſtehen. In der Nähe die Kinder. Von weitem hatte ich ſchon früher ſie ſelbſt oder ihre Kinder bemerkt. Er ſtellte mich ihr vor und fragte ſie nach dem Namen von Friderikens Schweſter. Auf dem Wege nach dem Wäldchen nämlich hatte er mir erzählt, daß etwa vor einem Vierteljahre Friderikens Schweſter mit Verwandten bei ihm geweſen und gegeſſen. Sie hatte geſagt, ſie wolle noch einmal ihren Geburtsort ſehen. Bei Tiſche hatten welche von der Geſellſchaft das Geſpräch auf Göthe'n und ſeine Erzählung von Seſenheim gebracht, und ſie hatte darüber geäußert: „ja das

iſt wohl auch nicht alles ſo richtig.“ Er, Schweppenhäuſer, hatte den Leuten gewinkt und ihnen nachher das Übelangebrachte ihres Geſprächs deutlich gemacht. Von der Paſtorin hörte ich nun den Namen dieſer Schweſter: Sophie; auch daß der Beſuch wohl ſchon vor anderthalb Jahren Statt gefunden. Schweppenhäuſer klagte, ſein Gedächtniß habe Einen Fehler: es pflege ihm längere Zeiträume in kürzere zu verwandeln. Ich fing nun ernſtlich an Abſchied zu nehmen. Schweppenhäuſer drang in mich, wie ein Freund, doch noch einmal wiederzukommen. Er hatte gleich zu Anfang unſerer Bekanntſchaft, da er vernahm, daß ich ſchon Eſſen im Gaſthofe beſtellt hätte, mir geſagt, daß ich wenigſtens den Kaffe bei ihm trinken müſſe. Darauf beſtand er jetzt. Noch wollte ich widerſtehen: mich dünkte es hohe Zeit, an den Aufbruch nach Lauterburg zu denken. Da brauchte er ein Argument, dem nicht zu widerſtehen war. „Wenn Sie nicht wiederkommen,“ ſagte er, „ſo kriegen Sie kein Blümchen.“ Um ein Blümchen aus ſeinem Garten — natürlich meinte ich den, in welchem die Jasminlaube geweſen war — hatte ich ihn früher gebeten.

Ich eilte alſo in den Gaſthof, wo ich ein über alle Erwartung reichliches Mittagseſſen, auf einer kleinen Oberſtube für mich aufgetragen, in der lebhafteſten Aufgeregtheit des Gemüths zu mir nahm. Es war jetzt zwei Uhr vorbei. Unter mir war Muſik und Tanz: es war Nachkirmes, woraus ſich die Anſehnlichkeit meiner Bewirthung erklärte. Der Wirth leiſtete mir abwechſelnd Geſellſchaft: der brave freundliche Mann: es war auch ein Sesenheimer! Beiläufig iſt zu bemerken, daß man ſich Sprache und Art des Elſaſſes auf dem Lande durchaus als deutſch und zwar eigenthümlich deutſch zu denken hat. Das Geld iſt das einzige, was den Reiſenden an Frankreich erinnert: das Geld und etwa die franzöſiſchen Überſchriften an den Poſthäuſern oder andern öffentlichen Gebäuden. Die franzöſiſche Form und Ausſprache einiger Namen, wie Jean, George, und manche gangbar gewordene Ausdrücke und Benennungen aus dem Franzöſiſchen ſtehen als Einzelheiten da, die wahrſcheinlich ſchon damals Statt fanden, als das Land noch deutſch war: wie bei uns in Sachſen der Name Louis; wie wir Knaben, weit genug von

Frank-

Frankreich, und lange ehe die Franzoſen ſich bei uns einheimiſch machten, Muſje betitelt wurden und wie mehrere andere franzöſiſche Wörter im gemeinen Leben bei uns curſiren. Manches franzöſiſche Wort iſt in den Rheinlanden gebraucht, das dort nicht curſirt; dagegen hört man wieder hier manches franzöſiſche nicht, das dort gäng und gäbe iſt, ſondern dafür einen deutſchen Ausdruck: das habe ich wenigſtens in dem hieſigen Rheinland bemerkt, und ſo wird es auch im Elſaß ſein. Selbſt in Straßburg wird man zwar als Fremder überall franzöſiſch angeredet, merkt aber bald, daß die Leute, mit einigen Ausnahmen, z. B. die wirklichen Franzoſen an einer Table d'hote, eben ſo gut deutſch können. Nicht viel anders mag es höher hinauf im Elſaß, um Schlettſtadt, Colmar, ſein. Aus dieſem Sprachzuſtande erwächſt für den, der das Franzöſiſchſprechen wenig übt, ein kleines Ungemach. In einem Lande, wie Lüttich, wo das Franzöſiſche die einzige Vermittelung mit den walloniſchen Einwohnern iſt, gebe ich mir Mühe und komme bald in den Gang. Dagegen in Straßburg wird man confus zwiſchen den beiden Sprachen, läßt ſich geben

und ſpricht ein Franzöſiſch, das einem ſelbſt ärgert, während man es ſpricht. Eine Wälſcherin, die ich in Straßburg kennen lieſt, und mit der ich in der Gedankenloſigkeit hartnäckig franzöſiſch ſprach, obgleich ſie mir geſagt hatte, ſie ſpreche auch deutſch, beſtrafte mich dadurch, daß ſie äußerte, ſie habe mich für einen Engländer gehalten: ich ſpräche das Franzöſiſche, wie die Engländer. Kein feiner Ruhm.

Ich bezahlte im Wirthshauſe gleich die Zeche, und die Freude meines Herzens erlaubte mir kaum im Stillen die flüchtige Bemerkung, daß die Rechnung doch ein wenig hoch ſcheine. Verzeihlich: es mögen da ſelten ſo vornehme Gäſte eſſen. Dann gleich wieder hinüber, wo ich den Kaffetiſch ſchon in die Mitte des Wohnzimmers geſtellt und mich erwartet ſah. Ich hatte meinen Pfarrer nun ſchon ſo lieb gewonnen und ſo viel Intereſſe an ſeinen Angelegenheiten gefaßt, daß ich ihn gern von ſich und ſeiner Familie reden hörte und mir gern ein paar Briefe mittheilen ließ, die er als Heiligthümer bewahrte: ein ſehr altes Billet von dem jungen Moritz Brühl, von einem häuslichen Feſte, ich

glaube in Seiferedorf, handelnd, und einen neuen Brief von einem Hauck oder von Hauck, in polnischen Diensten, dermalen General, der eine Schweſter des Schweppenhäuſer zur Frau hatte und ſich im letzten franzöſiſch-ruſſiſchen Kriege in und bei Zamoysk auszeichnete. Eine Zeitungsnachricht darüber — er bewahrte dieſelbe, aus dem Zeitungsblatt geſchnitten, auf — hatte Schweppenhäuſern zuerſt wieder auf dieſes Familienglied aufmerkſam gemacht und bewogen, Erkundigungen einzuziehen. Endlich ein Billet von dem ebenerwähnten Litteratus, der anderthalb Tage in Seſenheim geweſen und dann, den George zu beſuchen, nach Druſenheim gegangen war, von wo er Schweppenhäuſern meldete, daß er Georgen nicht angetroffen. Die Paſtorin erinnerte, den Kaffe nicht kalt werden zu laſſen, und wir ſetzten uns um den Tiſch: ich obenan, der Stubenthür gegenüber. Die Paſtorin war bedeutend jünger als ihr Mann: eine ganz artige Frau, aus dem Zweibrückiſchen oder wohl aus Zweibrücken ſelbſt; ſie ſprach nicht viel, doch wie es ſchien, nicht aus Beſchränktheit oder wegen Mißbehagens an dem Gaſte: ſie ſchien

mir überhaupt ſtill und von den Weibern, die nicht immer die beſte Laune haben. Die Kinder recht hübſch, artig und munter: ein Knabe von elf Jahren, Eduard, der von dem Gymnaſium zu Buchsweiler in den Ferien zu Hauſe war; der Vater holte einen Brief des Doctors herbei, bei dem dort Eduard in Penſion iſt, welcher dem Knaben überhaupt und insbeſondere über das letzte Examen ſehr gutes Zeugniß gab. Das Mädchen, Caroline, etwa neun Jahr alt. Mit wie ſeltſamen Gefühlen ſaß ich da! Die Zeit verging. Der Pfarrer ſagte mir, er beſinne ſich ſchon lange, was er mir zum Andenken mitgeben könne: er hatte meinem Bedürfniſſe nachgedacht, hatte eingeſehen, daß das von mir begehrte Blümchen eigentlich nicht die rechte Bedeutung habe, und war ſo auf den Jasmin gerathen, den er ſelbſt aus dem Gärtchen hinter das Haus verpflanzt, und der aller Wahrſcheinlichkeit nach derſelbe war, welcher zu Göthe's Zeit die Laube bildete. Aber das war ihm noch nicht genug. Er ſann auf etwas noch älteres. Und ſo kam er darauf mir Quetſchenwaſſer — Pflaumen werden dort, wie auch hier am Rhein gewöhnlich

Quetſchen genannt — mitzugeben, von den alten Pflaumenbäumen im Garten, von denen ſicherlich ſchon Göthe ähnliches getrunken habe. Zunächſt ließ er denn Eine ſteinerne Bouteille herbeiholen, um davon nach dem Kaffe zu trinken. Ich trank ein Glas, ein zweites und noch ein drittes: ich ſtieß mit ihm an, mich herzlich und dankbar ſeinem Andenken zu empfehlen; er hatte, wenn mir recht iſt, Göthe's Geſundheit ausgebracht. Die Frau hatte ſich bereits entfernt und wir waren in dieſen letzten Augenblicken allein. Ich ſtand auf. Er wollte mir durchaus eine Bouteille mitgeben; ich ſolle ſie mit meinen Freunden auf Göthe's Andenken trinken. Ich lehnte es ab; er drang in mich immer und immer wieder, bis ich ihm zuſchwur, es ſei ja genug daß ich getrunken; auch von meinen Freunden werde ſchwerlich einer die Gabe ganz zu ſchätzen wiſſen. So gingen wir denn hinaus. Noch einmal hinter das Haus, wo er mir aus der Hecke den Jasminzweig — er ſuchte nach dem ſchönſten — brach. An dem Eingange der Pfarrwohnung nahmen wir den herzlichſten Abſchied von einander. Auch die Paſterin war zugegen und

die Kinder. Ich ging nach dem Gaſthofe. Während der Kutſcher einſpannte, konnte ich nicht umhin, ich ging nochmals hinüber, wo ſie vor der Wohnung ſtehen geblieben waren, und nochmals Worte des Abſchieds. Dann in den Wagen und raſch zum Dorfe hinaus. Es mochte vier Uhr ſein, als ich abfuhr. Wir kamen bald wieder auf die Chauſſee. Ich legte meinen kleinen Zweig aus dem Wäldchen in die Brieftaſche; den Jasminzweig legte ich neben mich, die Blätter möglichſt ausgebreitet und mit der Brieftaſche beſchwert, damit ſie ſich conſerviren möchten, bis ich ihn im Mantelſack verwahren könnte. Ich zeichnete in die Brieftaſche mit ſchwankender Hand die Umriſſe der Pfarrwohnung, die ich auch hier beilege mit der Bitte, die Unfertigkeit der Zeichnung zu entſchuldigen und mit der Bemerkung, daß ich für das Größenverhältniß der einzelnen Theile zu einander und der Diſtanzen dazwiſchen nicht einſtehen kann. Dieſe Siegeszeichen von dem glücklichen Tage in Seſenheim bei und neben mir, mein Herz getheilt zwiſchen befriedigtem Verlangen und immer neuer Sehnſucht nach Seſenheim, ſo ging es fort. Die

Deutlich ist mir die Stelle bey dem obersten A noch weiter ob noch ob die Scheune wirklich, wie hier gezeichnet ist, noch Hofraum hinter sich hat, vielleicht steht sie unmittelbar an das Gebiet W. Etwas ist mir der Platz X zweifelhaft. Wo der Wohnung des prot. Pfarrers gehört er nicht. Wahrscheinlich ist es Garten zu dem katholischen Pfarrhause gehörig, das ich mit V angezeichnet habe.

Gegend lachte um mich im ſchönen Nachmittagsſonnenſchein und im Scheine des Entzückens, das in mir war, und als wir in einer ſchönen Nußbaumallee hinfuhren, mußte ich meinen Kutſcher fragen, ob nicht das Land ſehr luſtig ſei.

Es iſt ſchwer, ja vielleicht unmöglich, von begeiſterten Momenten Rechenſchaft zu geben. Einmal von der Höhe herabgeſtiegen, iſt man kaum im Stande, den wunderbaren Zuſtand, in dem wir waren, und noch weniger die verſchiedenen Einwirkungen, durch die wir ſo hoch ſtiegen, und die Stufenleiter unſerer Empfindungen erklärend zu beſchreiben. Ich ging die ganze Zeit in Seſenheim wie auf Wolken, und vollends die beiden Male, da ich ſo im Wohnzimmer des Pfarrhauſes ſaß, der Thür gegenüber, floß vor mir Neu und Alt, Gegenwart und Vergangenheit, Gehörtes und Erlebtes, Friderikens Elternhaus und der jetzige Pfarrer mit ſeiner Familie wie in Eins zuſammen. Nicht als ob eine auffallende Ähnlichkeit zwiſchen jener alten geiſtlichen Familie und dieſer neuen geweſen wäre. Schweppenhäuſer war ſichtlich verſtändiger, als wir Friderikens Vater kennen; Schweppen-

häuſer's Frau ganz anders, als Friederiken's Mutter; ſeine Kinder ſchon den Jahren nach mit jenen Kindern nicht zu vergleichen. Auch das dachte ich mir nicht, als ob Schweppenhäuſer die ehemalige Friderike zur Tochter oder eine andere erwachſene Tochter, Friderikn ähnlich, haben könnte. Nein, es war mir vielmehr in der That ſo, als ob mir und allen jetzigen Bewohnern des Hauſes zum Staunen, die Stubenthür ſich öffnen und Friderike, ländlich ſchön, wie damals, den leichten Fuß ins Zimmer ſetzen könnte.

Aber ach nein! Sie konnte nicht hereintreten. Sie ſchläft ſchon lange. Und lebte ſie noch, und hätte ſie hereintreten können, eine Matrone, längſt verblüht und hochbejahrt: aus den Augen der Matrone, den längſt getrockneten, wären beim Anblick dieſer Wände, dieſes Zimmers, auf's Neue Thränen der Reue, die Thränen der Wehmuth um ein verlorenes Paradies, gequollen. — Mein Beſuch in Seſenheim hatte den doppelten Zweck, an Ort und Stelle Göthe's Jugendleben in Seſenheim nachzuleben, und von Friderikn's ferneren Schickſalen, wo möglich, etwas in Erfahrung zu bringen.

Über dieſen letzten Punkt hatte ich vor längerer Zeit einmal gehört: man ſei in und bei Straßburg ſehr übel auf Göthe'n zu ſprechen, der nicht nur Friderike'n, ſondern auch einen Sohn, den ſie von ihm gehabt, verlaſſen habe, ſo daß dieſer Sohn ein niedriges Gewerbe in Straßburg habe ergreifen müſſen. Ich will mich nicht ſcheuen das Gewerbe zu nennen: wenn es lächerlich klingt, ſo fällt die Lächerlichkeit auf das ganze Gerücht zurück. Jener Sohn ſollte ein Paſtetenbäcker geworden ſein. Wahrſcheinlich wollte man das Gerücht durch Lokalität ſtützen: Straßburg iſt ja ſeiner Paſteten wegen berühmt. Auf dieſes Gerede habe ich ſchon deshalb nie etwas gegeben, weil es ein Verhältniß zwiſchen Göthe'n und Friderike'n vorausſetzt, wovon ſich in Göthe's Erzählung auch keine Spur findet. Neuerdings hatte ich wieder ganz anders gehört, Friderike habe ſpäterhin eine ſehr gute und anſehnliche Partie gemacht, mit einem von Adel, der mir ſogar genannt wurde: von Dürkheim. Von böſen Gerüchten oder Vorſtellungen geleitet, und um Göthe's Schuld und Unſchuld abzuwägen, ſchien auch mein obenerwähnter Vorgänger nach Seſen-

heim gekommen zu ſein. Was mich betrifft, ſo kam ich zwar keineswegs, um Göthe'n zu controlliren, aber das muß ich doch bekennen, daß ich bei dem letzten Leſen ſeiner Erzählung in Heidelberg mehr als je bei früherer Lectüre das herzlichſte Mitleid mit der armen Friderike gefaßt hatte und den innigen Wunſch, daß, wenn ſie unglücklich geworden, ſie es nicht unmittelbar durch den Verluſt ihrer Jugendliebe möchte geworden ſein. Was ich in Seſenheim von meinem Schweppenhäuſer, dem ſichtlich treuen und gewiſſenhaften Gewährsmanne, der auch darum zuverläſſig, weil er ſich für die Geſchichte ſelbſt intereſſirte, was ich von ihm erfahren habe, das ſtelle ich nun hier zuſammen. Zuvörderſt eine Reihefolge der proteſtantiſchen Pfarrer in Seſenheim, von der Zeit an, wo ſie uns merkwürdig ſein können. Alſo zuerſt Schweppenhäuſer, der Vater. Auf ihn folgte Brion: er iſt es, in deſſen Familie Göthe gelebt hat. Nach Brion, Schweppenhäuſer, der Bruder unſers jetzt lebenden. Er fällt in die Revolution, iſt eine Zeitlang geflüchtet, aber dann hergeſtellt worden. Nach ihm hatte mir der Wirth in Seſenheim, von dem ich mir, ehe ich

zum Paſtor gmg, die Pfarrer bis Brion aufzählen ließ, einen Namens Weiß oder Weis genannt, den Schweppenhäuſer ausließ. Ich fragte nach ihm, und Schweppenhäuſer ſtellte ihn dar als einen, der nur ganz kurze Zeit und wie interimiſtiſch fungirt habe. Vielleicht iſt er an die Stelle des entfernten Bruders Schweppenhäuſer getreten und dann gleich wieder fortgekommen, als derſelbe reſtituirt wurde. Auf ſeinen Bruder alſo ließ mein Schweppenhäuſer den Pfarrer Lucius folgen, ſeinen nächſten Vorgänger, von dem Er für die Pfarre Berlebach (ſo der Name, wie ich mich erinnere; der Ort mag zehn Stunden von Seſenheim ſein) durch freundſchaftliche Übereinkunft vor ſieben oder neun Jahren die Pfarre Seſenheim eingetauſcht hat und ſeitdem verwaltet. Daß Friderikens Familienname Brion geweſen, erinnere ich mich dunkel vor mehreren Jahren ſchon irgendwo, etwa im Morgenblatt, angemerkt geleſen zu haben. Göthe'n anlangend, ſagte mir Schweppenhäuſer gleich nach der erſten Begrüßung im Gärtchen, mit Beziehung auf die Anfragen des Litteratus, der vor mir dageweſen war, daß es ihm, Schweppenhäuſer'n, eine Freude

sei, den Ruf des großen Mannes ganz retten zu können: Göthe würde ganz gewiß Wort gehalten haben, wenn nicht ein Unfall dazwischen gekommen wäre. Man kann denken, wie ich gespannt war. Und gleich nachher im Wohnzimmer setzten wir uns und er begann abermals: die Beschuldigung, als habe Göthe das Mädchen sitzen lassen, sei ungegründet. „Diese Affaire erhöht vielmehr sein Lob und ist ein Beweis seiner Großmuth." Göthe hätte in seiner Erzählung doch wenigstens so viel sagen können, daß ein Unfall sein Verhältniß zu dem Mädchen aufgehoben; aber auch das habe er nicht einmal gethan; habe vielmehr aus Delicatesse sein Betragen einer Mißdeutung ausgesetzt. Nämlich nachdem Göthe treu von Straßburg weggegangen, sei Folgendes geschehen. Es ist damals der katholische Pfarrer in Sesenheim ein gewandter und einnehmender Mann gewesen: mit dem ist Friderike in ein Verständniß getreten, und „kommt zu Fall." Es ärgert mich, daß ich nicht mit der vollsten Gewißheit angeben kann, ob der katholische Pfarrer damals schon, wie jetzt, neben dem protestantischen gewohnt: doch meine ich, daß mir Schweppen-

häuſer ausdrücklich ſo geſagt, und ſchon an ſich iſt die gröſste Wahrſcheinlichkeit dafür. Der Verführer hat Reinhold geheiſsen. Als nun nach acht Jahren Göthe wiedergekommen, „um ſein Wort zu löſen," da habe er dieſen Stand der Dinge gefunden und habe ſich natürlich zurückgezogen. Nun, und in dieſem Glauben mochte ich den ehrlichen Schweppenhäuſer nicht ſtören, obgleich perſönlich eines andern gewiſs: gewiſs, daſs Göthe ſchon beim Weggange von Straſsburg und Seſenheim ſeiner Liebe zu Friderike aus freiem Entſchluſs entſagt; gewiſs, daſs er nach acht Jahren nur wiederkam, um Friderike noch ein Mal zu ſehen, nicht um ihr ſeine Hand anzubieten. Was Schweppenhäuſer von dieſem letzten Beſuche Göthe's in Seſenheim und von Göthe's Geſinnung dabei ſagte, war offenbar nur aus Göthe's Erzählung von dieſem Beſuche geſchöpft und Combination, wohlwollende Combination, daraus. Zwar ſagte er nicht, daſs es Combination ſei, aber wenn er anderswoher ein Datum dafür gehabt hätte, er hätte es ſicherlich angeführt. Was ich hier ſage, gilt auch von andern Dingen. Es iſt mir ſeitdem

manche Frage eingefallen, die ich bedaure nicht an Schweppenhäusern getban zu haben. Der Totaleindruck, den ich anwesend zu Sesenheim bekam, war zu mächtig, als daß ich Besinnung gehabt hätte, nach allem und jedem Detail zu forschen. Jedoch im allgemeinen ist anzunehmen, daß ich alles wichtige und mit einiger Sicherheit auszumittelnde erfahren habe und hier niederschreibe. Schweppenhäuser interessirte sich so sehr für diese Geschichte; er hatte so viel Zeit gehabt das, was er darüber in Erfahrung gebracht, für sich zusammenzustellen; er sah mich ferner so eingenommen für diesen Gegenstand und war so lange mit mir zusammen: kurz, er hätte auch unaufgefodert, gewiß kein Factum, kein gewichtiges Gerücht mir verschwiegen. Mich befriedigte und beruhigte nun sehr die gewonnene Überzeugung, daß zwischen Friderikens Trauer um ihre verlorene Liebe und ihrem nachherigen Unglück kein unmittelbarer Zusammenhang gewesen. Zwar höre ich strenge Richter fragen: »Wie? Hat nicht wahrscheinlich Göthe Friderikens Fall vorbereitet? Hat er nicht in dem bis dahin unbefangenen Herzen die Leidenschaft ge-

weckt? Ohne die Leerheit, welche ſie nach des erſten Geliebten Weggange fühlte, würde ſie wohl eine Beute jenes Mannes geworden ſein? — Ich aber mißtraue meinem Scharfſinn, wenn er aus dem möglichen auf das gewiſſe, aus zween neben einander ſtehenden Dingen, auf Zuſammenhang ſchließen und daraus verdammende Folgerungen ziehen will. Ich aber fühle mich hier, wie oft, glücklich, daß ich nicht zum Richter über meinen Nächſten berufen bin, und dem ſtrengen Frager entgegne ich: biſt Du denn ganz rein? Haſt Du nie Unbeſonnenheiten, Leidenſchaftlichkeiten, Fehler begangen? Und biſt Du ſo gewiß, daß keiner Deiner Fehler weithinwirkend verderbliche Folgen auf das Daſein Anderer gehabt hat? — Ich fragte was aus Friderikens Kinde geworden ſei: Schweppenhäuſer wußte es nicht. Reinbold iſt nachher in der Revolution emigrirt; iſt wiedergekommen, doch nicht nach Seſenheim, und vor drei Jahren irgendwo in der Nähe, aber angeſtellt, wie ich mich deutlich zu erinnern meine, geſtorben. Durch die Auflöſung des Vaterhauſes mit Brion's, des Vaters, Tode ſind die Töchter in traurige Umſtände

gekommen. Sie haben in Steinthal, ſechs Stunden oberhalb Straßburg, einen kleinen Handel angefangen, der aber bald zergangen iſt. Nachher haben ſie ſo von ihren Verwandten und bei ihren Verwandten herum gelebt. Ich fragte, ob nicht der Bruder — beinahe hätte auch ich ihn Moſes genannt — ſich ihrer hätte annehmen können. Ja, meinte Schweppenhäuſer, bei dem ſei es wohl ſelbſt knapp hergegangen. Dieſer Bruder iſt als Geiſtlicher, auch in der Nähe, vor zwei Jahren geſtorben. Setzte nicht Schweppenhäuſer hinzu, er habe eine nur kleine Stelle gehabt? — Nein, dieſen Ausdruck brauchte er, wenn wir recht iſt, von Reinbold's letzter Anſtellung. Daß Göthe ſich der Schweſtern nicht angenommen, fand Schweppenhäuſer natürlich, und wer nicht? Wann Friderike geendet, gab Schweppenhäuſer nicht genau an: es mag wohl eine Reihe Jahre her ſein; er hat ſie nicht geſehen. Die ältere Schweſter lebt noch bei ihren Verwandten, abwechſelnd in Niederbrunn und Reichshofen, Ortſchaften der dortigen Gegend. Von ihrem letzten Beſuche in Seſenheim habe ich eben erzählt. Das Hinken dieſer

ältern Schweſter auf dem einen Fuße, ein Umſtand, den Göthe nicht andeutet, war das erſte, was dem Wirthe in Seſenheim einfiel, als ich nach Brion's Töchtern fragte. Doch ſetzte er hinzu, wahrſcheinlich nur von Hörenſagen, wie ich bereits oben bemerkt, es ſeien übrigens ſchöne Mädchen geweſen. Auch von Schweppenhäuſern ward jener Umſtand hervorgehoben. Vielleicht war ihr beſonders wegen dieſes Fehlers der Aufenthalt in Straßburg ſo unerträglich. Die oben angeführte Äußerung von ihr über Göthe's Erzählung irrt mich nicht: es iſt die Rede einer Perſon, die auf ihre Schweſter gar nichts kommen laſſen will. Sonſt iſt das nicht unmerkwürdig, daß ihr Name Sophie iſt. Göthe nennt dieſe ältere Schweſter mit dem Namen aus dem engliſchen Roman, Olivia; ſonach hätte er die geliebte Jüngere eigentlich auch, dem engliſchen Romane zufolge, Sophie nennen müſſen. Das thut er aber nicht, ſondern nennt ſie mit ihrem wahren Namen, Friderike, theils und hauptſächlich, weil ihm dieſer wahre Name theuer geworden, theils aber auch, weil Sophie der wahre Name der andern Schweſter war.

Ich kann nicht ſagen, daß an jenem Tage in Seſenheim die Erinnerung an den tragiſchen Ausgang von Friderikens Geſchichte, den ich ſo zeitig erfuhr, meine Entzückungen irgend geſtört hätte. Einmal war ich darauf vorbereitet geweſen, etwas Unglückliches von dem Ende des lieben Mädchens zu vernehmen, und war nun nur zufrieden zu wiſſen, ſie könne Göthe'n nicht als ihren Verderber angeklagt haben. Was aber die Hauptſache iſt, es war ja nicht die wirkliche, es war die poetiſche Friderike, Friderike von ehemals, die Schöne und Jugendliche, zärtlich und unſchuldsvoll, höchſtens in den Thränen, die ſie beim Abſchied von dem Geliebten weinte, und von einer Ahnung dunkler bevorſtehender Tage ernſt gemacht, welche mir überall begegnete und mein Herz bald mit Entzücken, bald mit ſanfter Rührung erfüllte.

Indem ich aber am Schluſſe meiner Erzählung bin, muß ich beſchämt geſtehen, daß trotz der beſten Vorſätze, die Qual, welche ich eben beſchrieb, aber und abermals über mich gekommen iſt und vermuthlich noch oft über mich kommen wird. Was konnte ich denn im Grunde weiter wiſſen wollen? Was

lömte es helfen, zu hören, wie die arme Friderike Schritt für Schritt dem argen Verſucher näher gekommen; wie ſie dann enttäuſcht um ſich geblickt, und nach und nach Jahr auf Jahr alles Glück ihrer Jugend, alle Träume von Liebe, alle Hoffnung des Lebens weiter und weiter bis in eine unabſehbare Ferne zurückſchwinden geſehen? — Und dennoch möchte ich es hören und habe im Geiſte, zu meiner Selbſtreinigung, die verſäumten Beſuche bei Gerge, ja bei Schweſter Sophien in Niederbrunn oder Reichshofen nachgeholt. Die Vernunft ſagt mir freilich, daß der Erfolg ſo ausgedehnter Verſuche ungewiß geweſen wäre; Vernunft und Erfahrung ſagen mir, daß kein Glück auf Erden, groß oder klein, ſei, welches nicht einen Wunſch übrig laſſe; daß ſchon der Tag in Seſenheim ein ganz unerwartetes und über alle Hoffnung großes Glück war, zu welchem noch einen Zuſatz zu wünſchen thöricht, ja frevelhaft iſt: ſo vernünftige Betrachtungen frommen gegen einzelne Anfälle jener Reue nicht. Was noch zu beſſern iſt, das ſoll geſchehen. Auch an Schweppenhäuſern möchte ich ein paar Fragen mehr gethan haben; insbeſondere wurd

mein philologisches Gewissen, wie ich es denn nun habe unterlassen können, ihn nach der Quelle seiner Nachrichten zu fragen. Zwar sage ich mir, er habe sie allem Vermuthen nach von seinem Bruder und auf jeden Fall aus der besten Quelle. Aber schon ist der Entschluß gefaßt, an Schweyenhäusern zu schreiben und ihm nicht allein, wie ich mir gleich vorgenommen hatte, nochmals aufs beste zu danken, sondern auch ihn um dies und das, und namentlich darum mit aller Bescheidenheit zu fragen, woher er seine Nachrichten habe.

Gedruckt bei Trewitzsch und Sohn in Berlin.

Rahel.

Ein

Buch des Andenkens

für ihre

Freunde.

— — still und bewegt.
Hyperion.

(Als Handschrift.)

Berlin, 1833.

Rahel Antonie Friederike Varnhagen von Enſe, geborne Rahel Levin, nachher unter dem Familiennamen Robert bekannt, wurde geboren zu Berlin, am erſten Pfingſtfeiertage des Jahres 1771. Sie ſtarb daſelbſt am 7. März des Jahres 1833, noch nicht zweiundſechzig Jahr alt, und erſt im neunzehnten unſerer durch die treuſte und feſteſte Liebe geknüpften Vereinigung.

Welches einzige Glück, welchen edlen Schatz und reichen Troſt ich mit der ewig theuren Gattin verloren, iſt den Freunden wohlbekannt; meine Trauer braucht es ihnen nicht zu ſagen; ſie fühlen meinen Verluſt in demjenigen mit, der auch ſie ſelbſt, in mannigfacher Abſtufung und Richtung, aber gewiß alle zu ſchmerzlich hoher Würdigung, durch dieſes Scheiden betroffen hat. Und wenn auch der volle Reichthum dieſes von Geiſt und Liebe beſeelten Gemüthes nicht unmittelbar jedem Auge ganz entfaltet lag, ſo bekennen doch Alle, die auch nur Momente dieſes in Wohlwollen und Wahrheitseifer ſtets erregten Lebens angeſchaut, daß ſie von dieſer Erſcheinung einen ſeltenen und ahndungsvollen Eindruck der eigenthümlichſten Kraft und Anmuth empfangen haben, der jeder freigebigſten Vorausſetzung Raum gibt, und Alle mitfühlend unſerer Wehklage beiſtimmen läßt.

Von vielen Seiten, aus einem weiten Kreiſe edler Freunde und trauter Bekannten, werde ich dringend aufgefordert, ihrem treuen und beiſerten Antheil einige Nachrichten über die letzten Zeiten der geliebten Freundin zu geben, und auch vielfach wird von Nahen und Entfernten der lebhafte Wunſch ausgeſprochen, dieſer Gabe zugleich eine Auswahl denkwürdiger Zeugniſſe von der Geiſtes- und Sinnesart hinzuzufügen, durch welche die Dahingeſchiedene ihnen ſo bedeutend und werth geworden.

Zur Erfüllung beider Wünſche drängt mich das eigne Herz, wiewohl ich vorausempfinde, daß ich dieſem am wenigſten werde genügen können. Da, wo ein Lebensglück erloſchen iſt, ein würdiges Andenken aufzurichten, bedarf es andrer Stimmungen und Kräfte, als mir jetzt vergönnt ſind.

Indeß will ich gern auch das, was der Augenblick erlaubt, dem freundlichen Verlangen entgegenbringen. Es wird noch immer eine reiche Darbietung ſein, wenngleich ſie mir in Verhältniß zu dem, was zu ſagen und zu geben wäre, arm erſcheint. Aus einem unendlichen Vorrath von Briefen, Tagebüchern, Denkblättern und Aufzeichnungen aller Art, die ich von Rahels Hand beſitze, will ich einige Proben liefern, die zwar kein Ganzes ſein können, aber doch auf ein ſolches hindeuten. Man wird aus ihnen wenigſtens ermeſſen, was in dieſer Art einem künftigen Zeitpunkt einſt vollſtändiger aufzuſchließen vorbehalten bleibt. Eben ſo viel und vielleicht mehr noch, als ich beſitze, liegt in der Welt weit umher zerſtreut, welches ich möglichſt einzuſammeln, oder doch ſorgfältigere Aufbewahrung zu empfehlen wünſche!

Die Auswahl ſelbſt werde ich bei den Freunden nicht erſt rechtfertigen dürfen. Nur Freunden aber iſt dieſe Mittheilung beſtimmt. Wer ſie als Unbekannter und Fremder empfängt, möge den Inhalt aufnehmen, wie den eines gefundenen Briefes, der an ihn zwar nicht geſchrieben iſt, aber grade deßhalb von ihm billig und beſcheiden behandelt zu werden hofft. Wiſſentlich habe ich kein Blatt gewählt, das für Lebende verletzend ſein könnte; daß nicht jeder Tadel als ſolcher es ſein müſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Die nicht ausgeſprochenen Namen wolle man nicht deßhalb immer auf lebende oder ſehr bekannte Perſonen beziehen; das Errathen würde zuweilen um des Gegentheils willen ſchwer ſein; öfters iſt auch die Beſcheidenheit der Andeutung gar nicht auf Verhüllung abgeſehn. In Betreff Rahels ſelbſt glaubte ich ihre eigne Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit zur Richtſchnur nehmen zu müſſen; ſie hat aus ihrem Leben und ihren Anſichten und Empfindungen nie ein Geheimniß gemacht, und in keinem Fall anders ſcheinen wollen, als ſie wirklich war; auch kann ſie in der That bei allen Edeln und Unbefangenen nur gewinnen, je vollſtändiger der Grund ihres Innern erkannt wird, der den Begegniſſen und Aufgaben des Lebens ein ſo fruchtbarer Boden ſein mußte. Der Mangel der Vollſtändigkeit in dieſen Darlegungen könnte das einzige ſein, was die Mittheilungen vereinzelter Bekenntniſſe für jetzt noch bedenklich machen dürfte, wenn in dem Sinn und Geiſte derer, welche hier nicht nur als geneigte, ſondern auch als vertraute Leſer gedacht werden, nicht die ſicherſte Gewähr der Beruhigung läge.

Dem gewünschten Bericht über die letzten Zeiten und den seligen Heimgang meiner geliebten Rahel habe ich einige Blätter vorangehen lassen, welche mein frühestes Begegnen und Bekanntwerden mit ihr in kurzen Zügen schildern; sie gehören einer Reihe von Denkblättern über mein eignes Leben an, und lagen schon eine längere Zeit fertiggeschrieben, ohne daß jedoch die theure Freundin, der sonst alles unverzüglich mitzutheilen mir Bedürfniß und Gewohnheit war, sie gelesen hätte. Ich hoffe auch mit diesen Blättern mir den Dank der Freunde zu verdienen, wiewohl sie nur ein schwacher Versuch sind, den Eindruck eines Wesens zu schildern, welches vollkommen vor Augen zu stellen doch jede Schrift und jede Kunst unzulänglich bleibt, vielmehr das unwiederbringlich dahingeschwundene Leben selbst auf die Erde zurückkehren müßte. —

Aus Varnhagen's Denkwürdigkeiten.

1803.

— — — — — —

„Hier ist nun auch eines persönlichen Erscheinens zu gedenken, dessen erster Eindruck mir in jener Zeit wurde. Eines Abends, da ich den zum Thee Versammelten aus Wieland einiges vorlas, wurde Besuch gemeldet, und bei dem Namen entstand sogleich die Art von Bewegung, welche sich der Erwartung von Ungewöhnlichem und Günstigem verknüpft. Es war Rahel Levin — oder Robert, denn auch den letztern Namen führte sie schon damals. Oft schon hatte ich sie nennen

hören, von den verſchiedenſten Seiten her, und immer mit einem ſo beſondern Reize der Bezeichnung, daß ich mir dabei nur das außerordentlichſte, mit keinem andern zu vergleichende Weſen denken mußte. Was von ihr inſonderheit Graf L. und Frau von B. mir geſagt, deutete auf ein energiſches Zuſammenſein von Geiſt und Natur in urſprünglichſter, reinſter Kraft und Form. Auch wenn man einigen Tadel gegen ſie verſuchte, mußte ich im Gegentheil oft das größte Lob daraus nehmen. Man hatte von einer grade jetzt waltenden Leidenſchaft viel geſprochen, die, nach den Erzählungen, an Größe und Erhebung und Unglück alles von Dichtern Beſungene übertraf. Ich ſah in geſpannter Aufregung, den Andern zum Lächeln, dem nahen Eintritt der Angekündigten entgegen. Es erſchien eine leichte, graziöſe Geſtalt, klein aber kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern, Fuß und Hand auffallend klein; das Antlitz, von reichem ſchwarzen Haar umfloſſen, verkündigte geiſtiges Übergewicht, die ſchnellen und doch feſten dunkeln Blicke ließen zweifeln, ob ſie mehr gäben oder aufnähmen, ein leidender Ausdruck lieh den klaren Geſichtszügen eine ſanfte Anmuth. Sie bewegte ſich in dunkler Kleidung faſt ſchattenartig, aber frei und ſicher, und ihre Begrüßung war ſo bequem als gütig. Was mich aber am überraſchendſten traf, war die klangvolle, weiche, aus der innerſten Seele heraustönende Stimme, und das wunderbarſte Sprechen, das mir noch vorgekommen war. In leichten, anſpruchsloſen Äußerungen der eigenthümlichſten Geiſtesart und Laune verbanden ſich Naivetät und Witz, Schärfe und Lieblichkeit, und allem war zugleich eine tiefe Wahrheit

wie von Eisen eingegossen, so daß auch der Geschickte gleich fühlte, an dem von ihr Ausgesprochenen nicht so leicht etwas umbiegen oder abbrechen zu können. Eine wohlthätige Wärme menschlicher Güte und Theilnahme ließ hinwieder auch den Geringsten gern an dieser Gegenwart sich erfreuen. Doch kam dies alles nur wie schnelle Sonnenblicke hervor, zum völligen Entfalten und Verweilen war diesmal kein Raum. Kleine Neckereien mit Graf S., der kürzlich bei ihr nicht war angenommen worden, und deßhalb böse thun wollte, erschöpften sich bald; der ganze Besuch war überhaupt nur kurz, und und ich wüßte mich eigentlich keines bestimmten Wortes zu erinnern, in welchem etwas ausgeprägt Geistreiches, Paradoxes oder Schlagendes sich zur Bewahrung dargeboten hätte, aber die unwiderstehliche Einwirkung des ganzen Wesens empfand ich auf, und blieb davon so erfüllt, daß ich nach der baldigen Entfernung des merkwürdigen Besuchs einzig von ihm reden und ihm nachsinnen mußte. Man scherzte darüber, und weil der Scherz fast verdrießlich wurde, so trotzt' ich ihm desto eifriger durch Niederschreiben eines Gedichts, das den empfangenen Eindruck begeistert schildern wollte, und das ich die Dreistigkeit hatte, eben weil man sie mir bezweifelte, am andern Tage versiegelt abzuschicken, ohne daß ich weiterhin etwas von der Sache gehört, oder ihr nachgefragt hätte. Rahel Levin selbst wiederzusehen, war mir darauf Jahre lang nicht beschieden. Ihr Namen aber blieb mir als ein ungeschwächter Zauber in der Seele, nur ahndete ich auf keine Weise, daß mit jenem frühen Begegnen und jenen verlauten Zeilen ein erster Ring gefügt worden, an welchen viele folgende sich

einſt anreihen und die entſcheidendſte Wendung und die dauerndſte Vereinigung meines Lebens geknüpft ſein ſollte." —

1807. Frühjahr.

„Unter den mancherlei Perſonen, die wir in dieſem Kreiſe oft beziehungsreich nennen oder ſchildern hörten, waren die angeſehenſten Männer und die merkwürdigſten Frauen, mit welchen jedes edle Intereſſe unſrer Bildung ſich verknüpft fand. Kein Name jedoch war vielfältiger und bedeutender genannt, als der von Rahel Levin; das Verlangen, ſie kennen zu lernen, wurde deßhalb oftmals rege. Die Dame des Hauſes, wo wir zuſammen kamen, ſprach von ihr immer als von etwas Einzigem, Unvergleichbaren, und wenn auch in das ſtrömende Lob hin und wieder einiger Tadel einfloß, z. B. daß zuweilen mehr Bedacht auf äußern Schein und mehr Einklang, wenn auch nur verſtellter, mit der gewöhnlichen Welt zu wünſchen wäre, ſo hatte ſie es doch in keiner Weiſe hehl, daß ſie vor ihr ſonſt in jeder weſentlichen Beziehung ſich beuge und ihr unterordne. Wenn eine Frau, die ſelber ſo gebildet, ſo kenntnißreich, ſo fein und ſittig vor unſern Augen ſtand, daß ſie uns für alles Frauenweſen faſt ein höchſtes Muſter zu ſein ſchien, in ſolcher Weiſe von einer andern ſprach, und ſie unbedingt über jede Vergleichung erhob, ſo war das freilich ſehr auffallend, und H. insbeſondere drang darauf, jene möchte ihre Freundin einmal mit uns zuſammen einladen, wo er denn doch die Vergleichung zu Gunſten der erſtern ausfallen zu ſehen im voraus entſchloſſen war, und

dies offen genug bekannte. Der Besuch wurde verabredet, Rahel erschien, aber nur auf eine Stunde, da sie nicht ganz wohl war, und also wenig dazu gestimmt, den etwas befangenen Zuschnitt der kleinen Gesellschaft abzuändern. H. gewann ihr keine Aufmerksamkeit ab, und als G. kam, und gleich erfreut und ermuntert sich neben sie setzte, und mit ihr in lebhaftes Gespräch einging, wurde jede andre Anknüpfung unmöglich. Wir waren nicht wenig erstaunt, sowohl im Scherzen als im Ernste G. nur in zweiter Reihe zu sehen, indem er willig jede Unterordnung anzunehmen schien, und wirklich ein paarmal wie geschlagen verstummte, oder doch gar sehr zu kurz kam. Als nach raschem Verlauf eines seltsamen Gespräches ihr Wagen ihr gemeldet wurde, und sie mit dem Versprechen künftigen längeren Besuches sich wegbegab, bot G. mit Beiferung sich zum Begleiter an, brachte sie zu ihrem Wagen, und konnte, als er zurückgekehrt war, ihres Rühmens kein Ende finden; mehr aber, als die Worte, zeugte seine Stimmung für den guten Eindruck, denn sie blieb aufgeweckt und gekräftigt für den ganzen Abend. Für uns war das ein unerhörtes Phänomen, wir hatten ihn noch niemals untergeordnet, und sie [illegible] so behext gesehen. Die Dame des Hauses suchte vergebens bei H. den Dank für ihre freundliche Veranstaltung, er war mißvergnügt, daß alles gleichsam nur für G. gewesen, und dann verschwunden war, ihn ärgerte sogar dessen fortdauernde Munterkeit, und gern hätte er die ganze Erscheinung verachtet oder verkleinert, deren Übergewicht er doch zu fühlen genöthigt, und deren vollen Werth zu ahnden er gewiß fähig war. Ich theilte seine Mißempfin-

dung, allein in ganz andrem Bezuge, denn ich wünſchte ſehnlich, mit dieſem wunderbaren Weſen näher bekannt zu werden, gegen welches die Andern ſo ſchnell verblaßten, und ſchon ſah ich insgeheim mich mit ihm einverſtandener und zuſammengehöriger, als mit allen dieſen."

1807. Herbſt.

— „Unter den Zuhörern Fichte's, der ſeine Reden an die deutſche Nation damals hielt, fand ich Ludwig Robert, mit dem ich die faſt abgebrochene Bekanntſchaft erneuerte, auch ſeine Schweſter Rahel ſah ich mit ihm regelmäßig eintreffen, und ich widmete ihrer anziehenden Erſcheinung die lebhafteſte Aufmerkſamkeit, wobei doch ein ſo nah und leicht unter ſolchen Umſtänden ſich ereignendes Anknüpfen des Geſprächs diesmal durch Eigenſinn des Zufalls unterbleiben ſollte." — —

1808.

„In dieſer Stimmung, ſo vorbereitet, ſo empfänglich, reif und bedürftig in Geiſt und Gemüth für neuen Reiz und neuen Troſt, begegnete ich eines Nachmittags in noch ſchneeigem Frühlingswetter unter den Linden Rahel; ihre Begleiterin war mir wohlbekannt, ich redete dieſe an, und indem ich eine Strecke mitging, ergab ſich, ſo unbefangen als erwünſcht, auch ein Geſpräch mit Rahel ſelbſt. Ich fand mich außerordentlich angezogen, und bot all meinen Witz auf, um die ſchöne Gelegenheit nicht ungenutzt vergehen zu laſſen; ich wußte unter andern eines ihrer

eigenthümlich eindrucksvollen Worte, das auf Umwegen bis zu mir gelangt war, mit Bedeutung so hinzuwerfen, daß darin halb eine schmeichelhafte Aufmerksamkeit, halb ein neckender Angriff lag. Sie bemerkte beides, sah mich durchdringend an, gleichsam mein Unterstehen an mir selber abzumessen, und erwiederte dann, sie könne es wohl vertragen, daß man sie citire, aber nicht füglich zugeben, daß es falsch geschehe; sie hatte in der That einiges in der Äußerung welche als die ihrige gegeben war, zu berichtigen. Ich entschuldigte mich, daß ich die Ächtheit dessen, was ich leider so weit von seinem Ursprunge nach Gunst des Zufalls auffangen müsse, nicht verbürgt sein könne, und die Folge meiner artigen Wendung war der Rath, mich lieber selbst bei der Quelle solcher Sicherungen einzufinden. Gleich in den nächsten Tagen machte ich von dieser Erlaubniß den ersehnten Gebrauch. Rahel wohnte damals in der Jägerstraße, der Seehandlung schräg gegenüber, in Obhut und Fürsorge der trefflichen Mutter, deren altwürdiges und reichliches Hauswesen den schönsten geselligen Verhältnissen von jeher offen stand. Zuweilen hatte ich [illegible] Robert zu besuchen, diese Wohnung betreten; mit wie aufgeregten [illegible] und [illegible], und zu welch andern Geistesein[illegible], betrat ich sie jetzt!" —

„In einzelnen Menschen, oder in einer Gemeinsamkeit zusammengehöriger, und einander sich ergänzender und übertragender Persönlichkeiten, war mir schon einigemal das Heil widerfahren, mich durch das bloße Lebensbegegniß, ohne mühsames Streben und Verdienst, ohne Pein der Allmähligkeit, sondern im Schwunge des vollen Glückes, und gleichsam

durch Einen Ruck, auf ein erhöhtes Lebensfeld verſetzt zu ſehen, wo ſchon die Luft, die ich athmete, die Sinneseindrücke, die mir zukamen, das lebendige Spiel der umgebenden Elemente, mir ein neues Daſein erſchloſſen und mich einer neuen Bildung theilhaft machten, wo dann weiterhin wohl Eifer und Mühe folgerecht und nachhaltig mitwirkten, und den Gewinn ordnen und bewahren konnten, ihn ſelbſt aber nimmermehr hervorzubringen vermocht hätten. Solcher geſteigerten Lebensſtufen zählte ich bis dahin hauptſächlich drei, das erſte Andringen allgemeinem geiſtigen Lebens im Beginn meiner Studien zu Berlin, das Freiwerden eines ſich ſelbſt beſtimmenden und lebensthätigen Daſtehens, und die kräftigende Weihe der akademiſchen Herrlichkeit zu Halle. Jetzt kam, acht Jahre nach jener erſten, die vierte Stufe hinzu, durch das Bekanntwerden mit Rahel; ein Wiederaufnehmen, ein Zuſammenfaſſen und ein Abſchließen aller früheren, ja der ganzen Erlebungsweiſe, — denn wie viel Neues, Großes und Unerwartetes auch ferner mir in einem wechſelvollen Leben begegnet iſt, wie mancherlei Gutes und Liebes ſich mir entwickelt und angeeignet hat, ſo iſt doch in dieſen vierundzwanzig Jahren, die ich ſeit jenem Zeitpunkte zähle, mir kein Begegniß, keine innere noch äußere Lebenserfahrung wie wiedergekehrt, die ich jener genannten gareihen, und mit ihr und den vorhergegangenen in gleichen Werth ſtellen könnte. So iſt mir noch heute*) Rahel das Neueſte und Friſcheſte meines ganzen Lebens, und indem ich aufzeichnen will, von wel-

*) Geſchrieben im Sommer 1833.

chen Umſtänden und Stimmungen unſer beginnendes Verhältniß begleitet war, darf ich den warmen und zarten Hauch jener ſchönen Tage in meiner Vorſtellung nicht erſt künſtlich hervorrufen, denn ich fühle ihn und freue mich ſeiner noch wie damals, aber zu fürchten hab' ich gleichwohl, daß meine Schilderung ſich durch die Bekümmerniß verdüſtert, welche, während ich dieſes ſchreibe, meiner Seele in vielfacher Sorge um die geliebte, von ſtürmiſchen Leiden hart befallene Freundin angſtvoll auferlegt iſt! Welch tröſtlichſter Rückblick wird hier zum ſchmerzlichſten gewandelt!" —

„Ich darf hier keine Schilderung meiner geliebten Rahel verſuchen; ſie ganz zu kennen und zu würdigen, kann ich niemanden zumuthen, der nicht in anhaltender Fortdauer und in allen Beziehungen ihr vertrauter Lebensgenoſſe war; denn ſelbſt ihre Briefe, wie reich und eigenthümlich auch die Quellen ihres Geiſtes und Gemüthes dort ſprudeln, geben nur ein unvollkommenes Bild von ihrem Weſen, deſſen Hauptſache grade die urſprüngliche, unmittelbare Lebendigkeit iſt, wo alles ganz anders ausſieht, leuchtet und ſchattet, erregt und verweiſt, begütigt und verſöhnt, als irgend Bericht oder Darſtellung wiederzugeben vermag. Ich will nur unternehmen, in kurzen Zügen den Eindruck zu bezeichnen, welchen dies Weſen damals auf mich machte."

„Zuvörderſt kann ich ſagen, daß ich in ihrer Gegenwart das volle Gefühl hatte, einen ächten Menſchen, dies herrliche Gottesgeſchöpf in ſeinem reinſten und vollſtändigſten Typus vor Augen zu haben, überall Natur und Geiſt in friſchem Wechſelhauche, überall organiſches Gebild, zuckende Faſer,

mitlebender Zuſammenhang für die ganze Natur, überall originale und naive Geiſtes- und Sinnesäußerungen, großartig durch Unſchuld und durch Klugheit, und dabei in Worten wie in Handlungen die raſcheſte, gewandteſte, zutreffendſte Gegenwart. Dies alles war durchwärmt von der reinſten Güte, der ſchönſten, ſtets regen und thätigen Menſchenliebe, der lebhafteſten Theilnahme für fremdes Wohl und Weh. Die Vorzüge menſchlicher Erſcheinung, die mir bisher einzeln begegnet waren, fand ich hier beiſammen, Geiſt und Witz, Tiefſinn und Wahrheitsliebe, Einbildungskraft und Laune, verbunden zu einer Folge von raſchen, leiſen, graziöſen Lebensbewegungen, welche, gleich Goethe's Worten, ganz dicht an der Sache ſich halten, ja dieſe ſelber ſind, und mit der ganzen Macht ihres tiefſten Gehaltes augenblicklich wirken. Neben allem Großen und Scharfen quoll aber auch immerfort die weibliche Milde und Anmuth hervor, welche beſonders den Augen und dem edlen Munde den lieblichſten Ausdruck gab, ohne den ſtarken der gewaltigſten Leidenſchaft und des heftigſten Aufwallens zu verhindern."

„Ob man ſich in dieſer Miſchung von entgegenſtehenden Gaben und ſtreitigen Elementen, wie ich ſie anzudeuten verſucht habe, ſogleich zurechtfinden wird, bezweifle ich faſt. Mir wenigſtens war es beſchieden, oft vermittelſt mancher Ungewißheit und manches Irrthums auf die rechte Bahn zu kommen, in dem ich nur in Einem auf der Stelle beſtimmt und auf immer feſt war, daß mir der außerordentlichſte und werthvollſte Gegenſtand vor Augen ſei. Irgend ein Vorurtheil, wie das mißfällige Gerede der Leute aus den ver-

ſchiedenſten Kreiſen und Standpunkten ſeit ſo langer Zeit mir wohl hätte aufbürden mögen, hatte ich nicht, auch wäre dasſelbe an ihrer Gegenwart ſogleich zerſchellt; der ſchlichte, natürliche Empfang, die harmloſe Klarheit und das anſpruchsloſe Wohlbehagen des anfänglich nur auf Gleichgültigkeiten fallenden Geſprächs, mußten jede mitgebrachte Spannung auflöſen, und nach und nach erhob ſich dagegen eine neue, die ganz dem Augenblicke ſelber angehörte, und ſchon darin begründet lag, daß jedes Wort, rein und lauter wie der friſche Quell aus dem Felſen, auch dem Gleichgültigſten einen Reiz des Lebens, einen Karakter von Wahrheit und Urſprünglichkeit gab, welche durch die bloße Berührung jedes Gewöhnliche zu Ungewöhnlichem verwandelten. Ich empfand auf dieſe Weiſe eine neue Atmoſphäre, die mich wie Poeſie anwehte, und zwar durch das Gegentheil deſſen, was gemeinhin ſo heißt, durch Wirklichkeit anſtatt der Täuſchung, durch Aechtheit anſtatt des Scheins. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß unſer Geſpräch, dem nach allen Seiten ſo viele Wege vollkommen vorbereitet waren, ſehr bald auf bedeutendere Dinge überging, und endlich ganz in Beziehungen des innern Lebens verweilte, zu welchen Bücher, Perſonen und Verhältniſſe, die jeder von ſeiner Seite kannte, und auch dem andern bekannt wußte, den ergiebigen Stoff nicht mangeln ließen. Wir ſprachen von Friedrich Schlegel, von Tieck, von Frau von Staël, von Goethe, theils in litterariſcher, theils in geſellſchaftlicher Hinſicht, und unſre eigne Sinnesweiſe konnte ſich an dieſen bedeutenden Anknüpfungspunkten ſehr gut entfalten und un-

gewöhnliche Bekenntniſſe mit voller Freiheit wagen, ohne die Zurückhaltung einer erſten Bekanntſchaft zu überſchreiten."

„Nicht gar zu lange waren wir allein geblieben, ſo fand ſich andre Geſellſchaft ein. — — Die Geſellſchaft war ungemein belebt, in größter Freiheit und Behaglichkeit; jeder gab ſich als das, was er ſein konnte; es war kein Grund noch Hoffnung des Gelingens, hier einen Schein zu heucheln; die Unbefangenheit und gute Laune Rahels, ihr Geiſt der Wahrheit und des Geltenlaſſens, walteten ungeſtört; — — alles ging leicht und harmlos dahin; jeder zu herbe Ernſt wurde von Witz und Scherz aufgefangen, die ihrerſeits wieder, bevor ſie ausarten konnten, von Wahrheit und Verſtand ergriffen wurden, und ſo blieb alles belebt zugleich und gemäßigt; ein wiederholter Anflug von Muſik, wozu das offne Fortepiano einlud, — Rahel war ſinnvolle Kennerin und in früherer Zeit fertige Meiſterin, — vollendete das Ganze, und man trennte ſich noch bei guter Zeit, in erhöhter und klarer Stimmung, die ich für mich allein dann unter dem reinen Sternenhimmel noch eine Weile nachgenoß, indem ich vergebens in meinen bisherigen Erinnerungen einen ähnlichen Abend ſuchte."

„Wenige Tage nur ließ meine Ungeduld einen wiederholten Beſuche vorübergehen, und ſchon mit dieſem wuchs das Vertrauen ſo ſchnell, daß ich nun täglich zu kommen mich berechtigt hielt. Ich war begierig, dieſe neuen Anſchauungen zu verfolgen, dieſen eigenthümlichen Wahrheiten und großartigen Aufſchlüſſen, welche ſich mit jedem Schritte glänzender vor mir ausbreiteten, noch näher zu treten, und dieſe neuen,

von Einſicht durchſtrömten Empfindungen zu genießen, deren ich gewahr wurde. Unendlich reizend und fruchtbar war dieſe Erſtlingszeit eines begeiſterten Umganges, in welchem auch ich die beſten Güter zum Tauſche brachte, die ich beſaß, und inſofern kaum geringere, als ich empfing. Hier fand ich das Wunder anzuſtaunen, daß Rahel, in gleichem Maße, als Andre ſich zu verſtellen ſuchen, ihr wahres Innere zu enthüllen ſtrebte, von ihren Begegniſſen, Leiden, Wünſchen und Erwartungen, mochten ihr dieſelben auch zum Nachtheil auszulegen ſein, ja ihr ſelber als Gebrechen und Fehl erſcheinen, mit eben ſolcher Unbefangenheit und tiefen Wahrheit ſprach, als hätte ſie nur Günſtiges und Schmeichelhaftes anzuführen, ſich nur der ſchönſten Glückesfülle zu rühmen gehabt. Dieſe Aufrichtigkeit, dergleichen ich nie in einem andern Menſchen wiedergeſehen habe, und deren ſogar J. J. Rouſſeau nur in ſchriftlicher Mittheilung fähig geweſen zu ſein ſcheint, konnte mich ſogar einigermaßen bedenklich und irre machen, indem oft ſcharfe Härten aus den leidenſchaftlichen Bekenntniſſen hervorſprühten, und in dem Erlebten, wie in dem darüber Gedachten ein eignes Element aufwogte, das als gewaltſam und ſchonungslos leicht Mißempfindungen weckte, beſonders wenn man vorausſetzte, daß, nach der gewöhnlichen Weiſe, auch hier neben dem Ausgeſprochenen noch Verſchwiegenes im Hintergrunde liege. Dies war aber hier der Fall keineswegs; Rahel ſagte in Betreff ihrer ſelbſt rückſichtslos die ganze Wahrheit, und würde auch die beſchämendſte und nachtheiligſte, wäre eine ſolche vorhanden geweſen, demjenigen nicht verhehlt haben, der im Bezeigen edlen Vertrauens und

ein-

einſichtiger Theilnahme ſie darum befragt hätte. Sie glaubte, indem ſie wahr ſei, niemals ſich etwas zu vergeben, noch durch Verſchweigen etwas zu gewinnen, und ein ſolches höhe-ſtes, ausgleichendes, verſöhnendes Intereſſe für die Mit-theilung der Wahrheit, welches ſie empfand, ſetzte ſie für deren Würdigung auch bei Andern ſtets, wiewohl leider meiſt fälſchlich, immer auf's neue voraus. Ich ſah nun Rahel nach und nach in ihrem ganzen Lebens- und Umgangskreiſe. Hier mußte mir nun ſofort ein unermeßlicher Abſtand klar werden, der zwiſchen ihr und ihrer Umgebung lag. Sie ſtand in der Mitte eines großen Kreiſes gänzlich allein; nicht verſtanden, nicht anerkannt, nicht gehegt, nicht geliebt, wie ſie es be-durfte und verdiente, ſondern gleichgültig außer Acht gelaſſen, oder auch eigenſüchtig benutzt und mißbraucht, wenn die Ge-legenheit ſich anbot; ihre außerordentlichen Gaben, ſofern ſie als Thatſachen auch äußerlich hervortraten, konnte man ihr nicht abſprechen, eigenthümliche Denk- und Sinnesart, Ge-müthskraft, Geiſt, Witz und Laune mußte man ihr zugeſtehen, aber leicht glaubten die Andern davon wenigſtens ebenſoviel zu haben, und noch dazu die größere Beſonnenheit und Ruhe, wofür ſie ſich die nüchterne Selbſtſucht und theilnahmloſe Mattigkeit anrechneten. Mit dem, was Rahel ihnen groß-müthig lieh und als Almoſen ſpendete, glaubten ſie ihr über-legen zu ſein. Von der Flamme edler Begeiſterung, von dem Triebe menſchlich-reinen Mitgefühls, von dem heiligen Dienſte der Wahrheit, welche Rahels Inneres erfüllten, ihre Eigen-ſchaften beſeelten und bewegten, von dieſem innern Weſen wußten die Meiſten nichts. Sie ſelbſt aber ſetzte alles, was

in ihr war, bei Allen voraus, nahm jeden Funken von Gabe und Willen, von Sinn und Leisten, mit höchster Anerkennung, mit ewglückter Güte auf, und konnte es nicht begreifen, wenn die weitern Äußerungen und Handlungen dann mit dem so günstig Gedeuteten nur allzu bald nicht mehr übereinstimmen wollten. Aus diesem Gegensatz und Irrthum entstanden natürlich viele Unrichtigkeiten und Nachtheile, deren Folgen sich hierdurch traurig genug darstellten; die Sache selbst aber war mir schon damals deutlich, und ich wollte mein Einsehen nicht einmal sehr verhehlen. Ich glaubte Iphigenien unter den Barbaren in Tauris aufzufinden, und fühlte mich nun um so stärker zu ihr hingezogen, als ich mir bewußt war, ihr einen Ersatz anbieten zu können, ihr eine Gebühr darzubringen dürfen, die ihr nur allzu oft versagt wurde."

„Unser Vertrauen wuchs mit jedem Tage. Gar zu gern theilte ich alles mit, was ich als wichtigsten und daher auch in mancher Art geheimsten Ertrag meines bisherigen Lebens achtete, und dem ich keine edlere Stätte finden konnte, keine, wo ein so lebhafter, einsichtsvoller und wahrheitfrischer Sinn ihm entgegenkommen würde. Weit mehr, Billigung für alles zu finden, vernahm ich manchen Tadel, und anderes Mißfallen konnt' ich auch unausgesprochen errathen; nur fühlte ich wohl, daß die Theilnahme für mich dabei nicht litt, sondern eher wuchs, und bei diesem Gewinn konnte mir alles Übrige nichts anhaben. Auch wurde ich mir selbst gleichsam entrückt in der gewaltigen Anziehung der außerordentlichen Gebilde, welche zum Austausche sich vor mir ausbreiteten. Mir war vergönnt, in das reichste Leben zu blicken, wie nur

der Mund der Wahrheit und die Hand der Darſtellung daſſelbe aus der nahen Vergangenheit herauf zu beſchwören vermochten. Das Leben war reich in ſeinen äußern Verhältniſſen, unendlich reicher aber durch ſeinen innern Gehalt, dem jene ſich gänzlich unterordneten. Prinz Louis Ferdinand, der geniale, huldiſche Menſch, den ſein hoher Standpunkt leider mehr für ſeine Fehler, als für ſeine großen und ſchönen Eigenſchaften, begünſtigte, hatte hier ſeine reinſten Empfindungen, ſein innigſtes Streben und Denken, ſeine edelſten Erhebungen, im Genuß einer geiſtesregen gemüthvollen Freundſchaft genährt, einer Freundſchaft, deren ſtarkem Vertrauen ebenſo ſein politiſches Sinnen wie ſeine verliebte Leidenſchaft und jede Wendung des bedrängten Geiſtes und Herzens ſich erſchließen durfte, des Antheils gewiß, wie ſonſt nur die mitergriffene Neigung ihn hervorzubringen pflegt. Männer, wie Gentz und Friedrich Schlegel und beide Humboldt, waren dieſem Kreiſe beriſert zugethan, bald um Blüthen und Früchte von daher zu ſammeln, bald um deren zu bringen, und immer ihren beſten Beifall hier zu finden. Graf Tilly, Guſtav von Brinckmann, Hans Genelli, von Burgsdorf, Major von Gualtieri, Ludwig und Friedrich Tieck, Graf Caſa-Valencia, Fürſt Reuß, Navarro, und ſo viele andre Diplomaten, Militairs, Gelehrten und Künſtler, hatten ſich eingefunden, und mit höherem Sinn und erregterm Bedürfniß geiſtigen Behagens ſich angeſchloſſen und einheimiſch gemacht. Von ausgezeichneten Frauen wären viele zu nennen, aus den verſchiedenſten Lebensſphären, doch ſämmtlich darin gleich, daß kein ſcheinender und müſſiger, ſondern irgend ein ächter und wahrer

Bezug zum Verhältniſſe zum Grunde lag. Eine herrliche Bildergalerie, durch welche ich unter lebensſprühenden Erklärungen geleitet wurde! Die Bilder nämlich allein waren noch gegenwärtig, der Kreis ſelber ſeht durch die Zeitverhältniſſe völlig aufgelöſt, nachdem ſchon die einzelnen Menſchengeſchicke durch Tod, Entfernung und andre Wandelbarkeit die dichten Reihen gelockert hatten."

„Aber nicht nur dieſe reiche Sammlung bedeutender Bildniſſe wurde mir gezeigt, ſondern noch ein andrer Schatz aufgeſchloſſen, der das antheilvolle Gemüth ungleich ſtärker anſprach. Rahel gehörte zu den ſeltnen Weſen, denen die Natur und das Geſchick die Gabe zu lieben nicht verſagt hatten. Was dazu gehörte, was daraus entſtehen mußte, wenn die Weihe der höchſten Empfindung dieſen Geiſt und dieſen Sinn vereinend ergriff, ſie emporzuheben, ſie zu zerſchmettern, das konnte ein Dichtungskundiger ahnden; doch übertrafen die Einblicke, die mir wurden, alles was ich zu ahnden fähig geweſen war. Die Gluth der Leidenſchaft hatte hier unaufhaltſam die edelſte Nahrung gefunden und aufgezehrt; andres Leid und andrer Untergang erſchien dagegen gering und kaum noch [illegible]. Die Briefe und Tagblätter, welche mir aus einziger Gunſt des Vertrauens zum Leſen gegeben wurden, enthielten eine Lebensfülle, an welche [illegible], wie von Goethe und Rouſſeau in dieſer Art bekannt iſt, nur ſelten hinanreichen; ſo mögen die Briefe an Frau von Houdetot geweſen ſein, denen Rouſſeau ſelbſt als unvergleichbar mit allem andern erwähnt; ein ſolches Feuer der Wirklichkeit mag auch in ihnen gebrannt haben! Dieſe Papiere,

nachdem ſie lange in meiner Verwahrung geweſen, ſind leider im Jahre 1813 verloren und wahrſcheinlich vernichtet worden, bis auf wenige, die kein genügendes Bild geben. Es ſcheint, als ſolle dergleichen nicht zum litterariſchen Denkmal werden, ſondern heimgehen mit den Perſonen, denen es unmittelbar gehörte. Nächte lang ſaß ich über dieſen Blättern, ich lernte kennen, wovon ich früher keinen Begriff gehabt, oder vielmehr, was in meiner Ahndung geſchlummert, wurde mir zur wachen Anſchauung. Nur das dünkte mich ein Traum, daß ich zu dieſen Schriften gekommen war, und an ſolchem Daſein ſo nahen Antheil gewann."

„Die Fülle und Kraft perſönlicher Lebensentwicklung waren mit der Schönheit und Erhebung dichteriſchen und philoſophiſchen Geiſtlebens in engem Bündniſſe, ſie bewegten ſich beiderſeits in bezugvoller Uebereinſtimmung. Schon ſehr früh, weit früher, als irgend eine litterariſche Meinung der Art ſich gebildet hatte, war Rahel von Goethe's Außerordentlichkeit getroffen, von der Macht ſeines Genius eingenommen und bezaubert worden, hatte ihn über jede Vergleichung hinausgeſtellt, ihn für den höchſten, den einzigen Dichter erklärt, ihn als ihren Gewährsmann und Beſtätiger in allen Einſichten und Urtheilen des Lebens enthuſiaſtiſch angeprieſen. Jetzt erſcheint das früh leicht und natürlich, und niemand will Goethe's hohes Hervorragen verneinen; denn ſogar im Bemühen ſie einzuſchränken giebt man die Bejahung zu, allein damals, wo der künftige Heros noch in der Menge der Schriftſteller mitging, und an Rang und Ruhm ganz Andre weit voranſtanden, wo die Nation über den Gehalt und ſogar über die

Form der geistigen Erzeugnisse noch sehr im Trüben urtheilte, und meist an kleinlichen Nebensachen und äußerlichen Übereinkommnissen hing, damals war es kein Geringes, mit gesundem Sinn und Herzen aus dem Gewirr von Täuschungen und Überschätzungen sogleich das Ächte und Wahre herauszufühlen und mit freiem Muthe zu bekennen. Die Liebe und Verehrung für Goethe war durch Rahel im Kreise ihrer Freunde längst zu einer Art von Kultus gediehen, nach allen Seiten sein leuchtendes, bekräftigendes Wort eingeschlagen, sein Name zur höchsten Beglaubigung geweiht, ehe die beiden Schlegel und ihre Anhänger, schon berührt und ergriffen von jenem Kultus, diese Richtung in der Litteratur festzustellen unternahmen. Gedenkenswerth erscheint es, daß, während diese Männer ihre Anbetung doch nicht ohne einige Absicht auf Ertrag und Lohn ausübten, Rahel ihrerseits dabei mit völligem Selbstvergessen verfuhr; sie hatte Goethe'n im Karlsbade persönlich kennen gelernt, und er mit Aufmerksamkeit und Antheil ihres Umgangs gepflogen, wie auch noch späterhin beiderseits mit Hochschätzung gedacht, ohne daß sie im geringsten eine Verbindung festgehalten, einen Briefwechsel veranlaßt hätte, im Gegentheil, sie erwähnte wenig der Person, desto breiterer aber des Genius, und nicht die zufällige Bekanntschaft, sondern die wesentliche, die das Lesen seiner Schriften gab, genoß und zeigte sie mit Stolz und Freude. In der Philosophie stand ihr gleicherweise der edle Fichte voran, für dessen Geisteskarakter sie stets in gleicher Verehrung blieb, wenn auch sein Geistesgehalt bei weitem nicht alles abschloß, was ihr Gedankenflug forderte oder gestalten

machte. Friedrich Schlegel, Novalis, Schleiermacher, ja ſelbſt Schelling und Steffens, waren ihr theils perſönlich, theils den Schriften nach bekannt und werth. In der Muſik waren ihre Lieblinge Gluck, Mozart und Righini; die italiäniſche Schule im Geſang, und nebenher auch im Tanze, allem andern vorausgeltend. Und damit dem Schätzen und Lieben auch der Gegenſatz des Mißachtens und Verwerfens nicht fehlte, ſo waren ihr eben ſo früh und ſo entſchieden, wie jene im Guten, die damals beliebten Bühnenherrſcher Kotzebue und Iffland im Schlechten bemerkt, lange vorher, ehe noch die zum Bewußtſein erwachende litterariſche Kritik ihre muthigen Angriffe gegen dieſe Götzen der Menge gerichtet hatte. Namentlich klagte ſie, daß Iffland, abgerechnet ſein großes perſönliches Talent, das doch dem ächten Genius eines Fleck nicht zu vergleichen war, durch ſein wachſendes Anſehen und Einwirken die Bühne und Schauſpielkunſt in Berlin auf weithinaus zu Grunde richte, in's Gemeine und Manierirte hinabziehe, und der leitenden Behörde, wie ſelbſt dem Publikum, die falſcheſten Maximen und Urtheile einflöße und verhärte. Dieſe Polemik hat Wurzel gefaßt, und ſich in der Folge durch namhafte Autoritäten ausgebreitet, doch lange nicht ſo ſehr, daß nicht noch heutiges Tages das Verdienſt der richtigen Vorausſetzung durch vielfältigen Augenſchein leider bewährt ſtünde." — — —

„Ich war nicht ſobald in dieſen neuen Lebensſtrom eingegangen, als ich ſchon eilte, auch meinen Freunden eifrigen Bericht zu geben, ihnen Schritt für Schritt den neuen Gewinn aufzuzeigen, und ihnen alles zu gönnen, was ſie davon

sich anzueignen Fähigkeit und Neigung haben möchten. Sie ließen anfangs manchen Zweifel und Unglauben spielen, der mich scherzend verwirren sollte, mußten aber bald den Ernst meiner Überzeugung erkennen, und sich zuletzt der durch hundert unabweisliche Zeugnisse sprechenden Geistesmacht beugen. Eine Freundin war verwundert und wollte nicht begreifen, wie Rahel und ich uns auf die Dauer verstehen könnten, meinte jedoch lächelnd, interessant und original würde ich nachher nicht leicht eine Frau mehr finden. Ein hartnäckiger Widersacher blieb mir H., wiewohl ich grade ihm die eindringlichsten und humansten Mittheilungen machte. Er war sehr fähig anzuerkennen und zu bewundern, und zeigte sich oft ganz hingerissen von tiefen und reichen Einzelnheiten, die ich ihm berichtete, so daß er die Andern schalt und beschämte, welche bei ihm Tadel und Widerspruch gehofft hatten, und es gab wohl Fälle, wo er staunend ausrief: „Hier ist alle Tiefe der Schleiermacher'schen Ethik, was sag' ich? hier ist mehr als Schleiermacher, denn hier ist die Wissenschaft in Form des Lebens selbst!" Doch dergleichen Entflammung dauerte nicht lange, sondern gab unvermerkt wieder einem Mißwollen und einer Übelkaune Raum, welche tief in seinem Gemüthe lagen, und gegen ein so freies und gesundes Wesen, wie sich in Rahel darstellte, um so bitterer ausbrachen, als dies mit seinem krankhaften und zerknitterten im hellsten Gegensatze war. Er konnte etwas so Selbstständiges, aus dem Ganzen Lebendes, und, ohne Kunst und Anstrengung, Wahrheit und Schönheit Produzirendes schlechterdings nicht vertragen, ja eine Art Neid und Eifersucht ergriff ihn, und er wandte al-

les an, um mich von dem neuen Verhältniſſe wieder abzuziehen. Er ſelbſt folgte mir zwar zu Rahel, erfuhr die liebreichſte Aufnahme, genoß der belebendſten Geſpräche, und konnte des Staunens und Betrachtens kein Ende finden; allein grade das verdroß ihn wieder, er wollte ſich nicht überboten ſehen, und blieb wieder weg, weil er den Zauber, wie er ſagte, nicht wollte Herr über ſich werden laſſen. Seine ernſtlichen Erörterungen aber, ſeine ſpöttiſchen Launen, und was er ſonſt verſuchte, nichts hatte diesmal die geringſte Gewalt auf mich, er ſah es ſelber ein, und ließ mich meiner Wege gehen, zufrieden, daß ich neben der neuen Hinneigung auch unſrem alten Verhältniſſe nach wie vor die treuſte Befliſſenheit widmete, und mich nach dieſer Seite ebenſowenig wie nach jener hin machen ließ." — -- —

„Rahel bezog im Laufe des Sommers eine ländliche Wohnung in Charlottenburg, und ich ließ mir angelegen ſein, ſie dort ſo oft als möglich zu beſuchen. Meine Arbeiten drängte ich zuſammen auf den früheren Theil des Tages, meinen ſonſtigen Umgang ſchränkte ich mehr und mehr ein, und wenn der Nachmittag mir noch nicht frei wurde, ſo ließ ich ſelbſt den dunkelnden Abend mich nicht abhalten, die Stunde Weges zu Wagen oder zu Fuß eilig zu durchmeſſen, um den meiſt drangvollen Tag in der labendſten Erholung zu beſchließen. Die größere Einſamkeit, in welcher ich die Freundin hier ſah, gab unſerm Geſpräch und ganzen Zuſammenſein einen freieren Gang und reicheren Ertrag; der heimliche Schattenplatz vor der Thüre des kleinen Hauſes in der abgelegenen Schloßſtraße, die kühlen Spaziergänge, in den duftenden Gartenwegen,

durch die breiten bäumereichen Straßen des damals überaus ſtillen Ortes, längs des Ufers der Spree und über die Brücke, dieſe Reize der Oertlichkeit, oft noch erhöht durch die Pracht des Mond- und Sternenhimmels, ſind mir in der Erinnerung unauflöslich verwebt mit den erhebendſten Geiſtesflügen und den zarteſten Schwingungen des erregten Gemüths, welches denn doch zugleich leidenſchaftlichen Spannungen und geſelligem Widerſtreite genugſam eröffnet blieb, und daher von ſentimentaler Verweichlichung gar nicht bedroht war." — — —

„Theils mit ſich ſelber als mächtiger Gegenwart erfüllt, theils zur unbeſtimmten Zukunft gewaltſam hinausſtrebend, war die ſchöne Sommerzeit verfloſſen, und während der Ferien mußten die Entſcheidungen ausgeführt werden, welche wir gefaßt hatten. Jemehr der Zeitpunkt der Trennung herannahte, deſto inniger fühlten Rahel und ich den Werth und das Glück unſrer Verbindung. Wir ſuchten den Schmerz durch Geiſtesſtärke zu verſcheuchen, aber mitten in aller Freudigkeit, daß wir noch zuſammen ein Glück empfanden, dem auch die Trennung ſein Weſen laſſen mußte, überſchlich uns die trauervollſte Wehmuth. Es ſchien Thorheit, Wahnſinn, daß wir uns trennten, und doch blieben die gefaßten Vorſätze unverändert, und durchaus einwilligend ſtimmte Rahel mir bei. Wir hatten den Muth, uns zu trennen, geſtärkt durch die Kraft des Zuſammenſeins. Meine Lebensentwicklung war noch unvollſtändig ſogar in ihren Umriſſen, deren Geſtalt ſich abſchließen, ſich nach vielen Seiten über viele Lücken hin ergänzen mußte. Wie hätte ich bleiben ſollen, in welcher Stellung, in welcher Richtung? Der ſtrebenden Thätigkeit hätte

kein Glück mich entſagen laſſen, im ruhigen Genuſſe weicher Tage wäre ich nur unglücklicher geweſen. Ich mußte fort, um als ein Andrer wiederzukommen, und mußte immer wieder fort, bis nach genugſamen Kämpfen und Stürmen das innere Leben ſich zu dem äußern in gehöriges Verhältniß gebracht hatte. Ich fühlte dieſe unwiderſtehliche Nothwendigkeit, ohne derſelben klar bewußt zu ſein, und alle entgegengeſetzten Verſuche mußten mißlingen, bis die rechte Zeit gekommen war. Der gewonnene Schatz aber blieb mir fortan gewiß, der Wechſel des Lebens und die Vielgeſtalt der Welt vermochten über ihn nichts; auch wußten wir beide dies mit ſtärkſter Gewißheit, und in der hiedurch gewährten Herzensfreudigkeit erſchien ſelbſt die Trennung nur als Nebenſache, die ſich nur jetzt nicht ändern ließe, künftig aber unfehlbar weichen werde. Bis zuletzt nahmen zerſtreuende Thätigkeiten uns in Anſpruch. — — Als die Tage des Scheidens nun wirklich eintraten, ich mir vorſtellen mußte, daß ich dieſe Augen bald nicht mehr ſehen, dieſe Hand nicht mehr küſſen, dieſe Stimme nicht mehr hören ſollte, da mußt' ich gleichwohl verzagen, und das nahe Bild der verlaſſen zurückbleibenden Freundin brachte mich zur Verzweiflung, aus der nur die Gelübde des Wiederſehens ſich um ſo ſtärker emporhoben, und einigen Troſt gewährten." — — —

* * *

Ich war damals vierundzwanzig Jahr alt, Rahel um mehr als die Hälfte dieſer Jahre älter, und dieſer Umſtand, welcher unſre ganze Lebensſtellung weit auseinander zu rücken ſchien, hätte dies vielleicht wirklich vermocht, wäre er in ſich

ſelber wahr geweſen. Allein er beſtand nur als Zufälliges, und war in allem Weſentlichen aufgehoben und vernichtet. Dieſes edle Leben, dem ſchon ſo mannigfache Weltanſchauung geworden, ein ſo großer Reichthum von Glücks- und Leidensloſen zugetheilt geweſen, dieſes Leben erſchien unzerſtörbar jung und kräftig, nicht nur von Seiten des mächtigen Geiſtes, der in freier Höhe über den Tageswogen ſchwebte, ſondern auch das Herz, die Sinne, die Adern, das ganze leibliche Daſein, waren wie in friſche Klarheit getaucht, und die reinſte, erquickendſte Gegenwart ſtand herrſchend mitteninne zwiſchen erfüllter Vergangenheit und hoffnungsreicher Zukunft. Eine dauernde Vereinigung mußte uns jedoch damals noch verſagt ſein. Meine Univerſitätsjahre waren noch nicht abgelaufen, der Verſuch in das bürgerliche Leben einzutreten durfte nicht unterbleiben, und kaum an der Schwelle von dieſem ſah ich mich durch innere Unruhe und den Drang der Zeiten zu dem mannigfachſten Wechſel der Verhältniſſe fortgeriſſen. Zweimaliger Kriegsdienſt, Reiſen, Zerſtreuung in glänzender Welt, Lockungen des Ehrgeizes, Neigungen und Mißverſtändniſſe, zu welchen die langwierige Entfernung Anlaß geben wollte, nichts konnte jemals in meinem Innern das feſte Band berühren, das mich mit Rahel verknüpft hielt, die tiefe Überzeugung, daß ich mein Lebensglück gefunden wiſſe, erſchüttern, und das unermüdete Hinſtreben zu dieſem Ziel auch nur einen Augenblik ſchwächen. Sechs Jahre vergingen auf dieſe Weiſe, nur unterbrochen durch kurze Zeiten des Wiederſehens, in welchen die Vorſatze und Hoffnungen ſich neu beſtärkten. Endlich, nach erfolgtem Umſchwunge der allgemeinen Verhältniſſe,

nach erlangtem Sieg und Frieden des deutſchen Vaterlandes, von Paris, wo ich ſchwer krank gelegen, unter glücklichen Zeichen heimkehrend, konnte ich aller Hemmungen frei, die geliebte Freundin in Böhmen wiederfinden, den ſchönſten Sommer mit ihr verleben, und darauf in Berlin, am 27. September 1814, mein Lebensloos für immer dem ihren anſchließen.

Die neunzehnjährige Zeit unſres ſodann wenig unterbrochenen, zu ſtets erneutem Bewußtſein des Glückes erhobenen und an innerer Entwickelung reichen Zuſammenlebens zu ſchildern, darf ich vielleicht in ſpäterer Zeit, wenn die Fortſetzung der begonnenen Denkſchriften mich wieder anziehen kann, mit geſtärkten Kräften zu unternehmen hoffen. Hier liegt mir nur noch ob, den viel zu frühen Ausgang dieſer entſchwundenen Zeit zu betrachten, und von den letzten Krankheits- und Gemüthszuſtänden der dahingeſchiedenen Freundin näheren Bericht zu geben.

* * *

Rahels Organiſation war von der Natur kräftig und ſtark angelegt, dieſer Anlage jedoch im Beginne ſehr auch widerſprochen worden. Die Mutter brachte, nach vielen zu frühzeitigen Niederkunften, ſie als das erſte lebende Kind zur Welt, welches aber ſo klein und zart war, und ſo ſchwach ſchien, daß man daſſelbe in Baumwolle gehüllt eine Zeit lang in einer Schachtel aufbewahrte.

Die Kinderjahre vergingen unter vielerlei Krankheitsleiden, welche vielleicht durch zweckmäßige Behandlung und angemeſſene Lebenseinrichtung damals zu beſeitigen geweſen wä-

ern, aber unter entgegengesetzten Umständen sich befestigten, und die Grundlage vieler späteren Krankheiten wurden. Eine außerordentlich frühe Entwickelung der Gemüths- und Geistes-kräfte begleitete den raschen Gang der körperlichen Ausbil-dung. Die reizbarsten Nerven, die feinste Empfindlichkeit für alle Verhältnisse der Luft und des Wetters, die leiseste und schärfste Thätigkeit der Sinne, die erregbarste Theilnahme des Herzens, alles wirkte vereint, um diese Organisation den un-berechenbarsten Einflüssen zu überliefern, mit welchen sie fort-während zu ringen hatte.

Dennoch erhob sich unter allem Widerstreite der Umstände eine im Ganzen kräftige und gesunde Jugend. Dieselben Gaben, welche empfänglich machten, wirkten auch lebhaft zu-rück; die geistige Lebenskraft war überall so stärkend gegen-wärtig, daß bei solcher Hülfe die Natur auch die größten Bürden nur leicht zu tragen schien. Einzelne bedeutende Krankheiten, von eigenthümlicher Gestalt und Heftigkeit, wichen neubelebtem Wohlsein, und die hergestellten Kräfte durf-ten getrost mit neuen Tagereihen neue Schickungen aufnehmen.

Erst in späteren Jahren, nach vielen Stürmen und Lei-den, die dem feinen und zarten Gewebe dieses Körpers, in welchem die Seele schon immer schwesterlich aushalf, aber ihrerseits eine Stütze nicht wiederfand, endlich vielfache Be-schädigung gebracht hatten, mußte die Gesundheit ein Gegenstand ernstlicher und ununterbrochener Sorgfalt werden, die jedoch durch williges Selbstvergessen, wo es galt für Andre thätig und liebreich zu sein, so wie durch unvermeidliche neue Er-schütterungen, nur allzu oft gestört wurde.

In den letzten vier Jahren besonders erkrankte Rahel mehrmals ernstlich. Die Herstellung gelang meist nur auf kürzere Zeit. Rheumatische und gichtische Schmerzen, dann Beklemmungen und krampfhafte Anfälle der Brust, bildeten sich zu stehenden Übeln aus, die nur selten ganz unterdrückt schienen. Die Zwischenzeiten des Besserbefindens, in welchen sie mit großer Schnellkraft bis zu einem gewissen Grade sich zu erholen pflegte, wurden nach und nach kürzer, die Erholung selbst unvollkommener. Für Andre war noch oft genug die völlige Täuschung einer wahren Genesung möglich; sie selbst auch gab willig den schönen Hoffnungen Gehör, die sich ihr nahten, und mochte gern den guten Augenblick festhalten, um frohen Muthes aller vergangenen und drohenden Leiden zu vergessen, wie sie denn auch niemals ängstlichen und düstern Vorstellungen über ihren eignen Zustand nachhing. Allein sie kannte diesen besser, als sie es sagte, oder als sie dafür, wenn sie es sagte, Glauben fand; denn dieser gute Willen, diese freundliche Regsamkeit, dieser heitre Eifer, die jeder guten Stunde sogleich wieder entquollen, mußten immer neue Zuversicht gewähren. So wie nur eine menschliche Gegenwart sie in Anspruch nahm, eine Geistesregung, ein Gemüthsantheil sie ergriff, eine wenn auch noch so gering scheinende Beschäftigung ihr oblag, ein wohlwollendes, oft kaum gefordertes, und vielleicht unerkanntes, aber von ihrem Herzen gebotenes und in der Sache richtiges Leisten ihr eröffnet war: sogleich erschien sie gesund und stark, und ihr inneres Leben bedeckte durch überströmende Liebe den zunehmenden Verfall des äußern.

Die Krankheitsleiden warfen ſich hauptſächlich auf die Nächte, in deren einſamer Stille ſie großentheils verborgen blieben, und in ganzem Umfange nur der treuen Pflegerin Dore bekannt wurden. Heftige Anfälle von Bruſtkrämpfen, welche bei ſchnellſter und wirkſamſter Hülfe doch nur langſam wichen, und immer große Schwäche zurückließen, waren nur die Steigerung eines Zuſtandes, der mehr oder minder ſchon als der gewöhnliche gelten mußte.

Die Aufregungen der Zeit, die Unruhen, welche ausbrachen oder drohten, die furchtbare Krankheit aus dem Orient, die Schreckbilder, in denen ihr Herannahen angekündigt wurde, die Sorgen, Theilnahmen und Mühen, welche ihr Erſcheinen auferlegte, endlich die Trennung von dem theuern Bruder Ludwig Robert, der einen entfernten Aufenthalt wählte, um für ſeine Thätigkeit friedliche Ruhe und Muße zu finden, alles dieſes mußte die ſchon vielfach angeſtrengten, und immer auf's neue nur allzu bereitwilligen Kräfte in übergroße Spannung ſetzen.

Im Sommer 1832 überſtand Rahel unter den größten Leiden eine Krankheit, welche jederzeit als eine mit Lebensgefahr verbundene erachtet wird, und die zu überſtehen man ihrer ſo anhaltend beſtürmten Organiſation kaum noch zutraute. Sie überſtand dieſelbe jedoch wunderbar, und die hiebei ſichtbar gewordene Lebenskraft erſchien uns als ein günſtiges Zeichen, daß ihr noch eine ganze Reihe von Jahren beſtimmt ſein könne. Allein nach einiger Zeit ſchon fanden ſich die alten Krankheitszuſtände wieder ein, und die wirkliche Schwäche wurde um ſo auffallender, als ſie auf den Anſchein gewonnener Stärke folgte. Große Widerwärtigkeiten,

ten, deren ihr leicht und tief erregtes Gemüth oft von Andern ungeahndete oder doch unbegriffene zu tragen hatte, der ihr lange verhehlte, aber endlich eröffnete Trauerfall, daß in der Ferne der geliebte Bruder, und nach kurzer Frist auch dessen Gattin, unerwartet durch Krankheit dahingerafft worden, die Zerstörung so manches Wunsches und Trostes: dies alles vereint, war ein zu gewaltsamer Angriff, dem sie nicht mehr verhältnißmäßigen Widerstand entgegenzustellen hatte.

Der Winter brachte, wie gewöhnlich, manche Verschlimmerung, und beschränkte mehr und mehr die Thätigkeit und den Antheil, den sie, mehr noch für Andre als für sich selbst, an den Darbietungen des Tages zu nehmen pflegte. Seltener fuhr sie aus, in das Theater gar nicht mehr, zu Besuchen nur bei besonderem Anlaß und als kurze Erscheinung, die letztenmale, am 20. und 21. Januar, in den Thiergarten, um Luft und Sonne zu genießen. Gar oft mußte sie auch der gewohnten Geselligkeit häuslicher Abende entsagen, oder die Unterhaltung abbrechen und sich zurükziehen, um in stiller Ruhe ihre Leiden abzuwarten oder neue Kräfte zu gewinnen. Kehrte sie dann zurük, so wollte sie des Überstandenen nicht mehr gedenken, nahm das gehemmte Gespräch heiter wieder auf, und zeigte, wie in den besten Tagen, den liebenswürdigsten Eifer, in allen Richtungen Gutes und Erfreuliches hervorzurufen.

Wenn sie nur ihre gewöhnlichen Beschwerden hatte, suchte sie es mir häufig zu verbergen, und Schmerz und Leid im Stillen für sich abzumachen. In heftigeren Anfällen aber war das nicht möglich, sie wünschte dann auch meinen Bei-

ſtand, und begehrte, man ſollte ihr zureden und ſie tröſten. Doch nur ſelten vermochte man das; ſie ſelbſt vielmehr erhob ſich zu dem höchſten Troſte, ſprach die ſchönſten Empfindungen und erhabenſten Ahndungen aus, und freute ſich dankbar gegen Gott, daß ſie doch gute Gedanken habe, tröſtliche, erquickende Vorſtellungen, ein offenes Herz, ein reines Vertrauen. So ſagte ſie zu mir eines Morgens, nach einer ſchrecklichen Nacht, mit dem ſo eindringenden Ton ihrer liebevollen Stimme: „O ich bin doch ganz vergnügt, ich bin ja Gottes Geſchöpf, er weiß von mir, und ich werde ſchon noch einſehen, wie es mir gut und nöthig war, ſo zu leiden; ich ſoll gewiß etwas dadurch lernen, jeder Schmerz wird in der gewonnenen Einſicht zur Freude werden, jedes Leid als Glorie daliegen! Und bin ich nicht ſchon jetzt glücklich in dieſem Vertrauen, und in all der Liebe, die ich habe und finde?“

Ihre häusliche Geſelligkeit war ſchon längere Zeit auf einen kleinen Kreis erwünſchter Perſonen beſchränkt, der ſowohl altbewährte, ſeit zwanzig und dreißig Jahren ihr unverändert gebliebene Freunde, als auch jüngere und noch ganz neue Bekanntſchaften umfaßte. Sie wußte den verſchiedenartigſten Eigenſchaften einen ſchicklichen Spielraum, jedem richtigen Anſpruch eine billige Befriedigung zu verſchaffen, und auch für ſich ſelbſt jederzeit eine ſolche zu gewinnen. Alles Achte, Gute und Liebliche, das ihr begegnete, war ihr gleich ein Entzücken. So war es ein tiefer und froher Eindruck, den ſie noch in den letzten Wochen durch die Bekanntſchaft mit einer edlen und liebenswürdigen Dame empfing, in welcher ſie beſtätigt fand, was ſchon der Namen ihr ver-

heißen hatte; dann darf ich des innigen Glückes gedenken, welches ſie eines Abends genoß, da die theure Schwägerin Erneſtine Robert nicht ermüdete, mit ſeelenvoller Stimme ihr die ſchönſten Geſänge vorzutragen, nicht ahndend, daß dies die letzte Freude ſolcher Art ſein würde, deren die leidenſchaftliche Muſikfreundin hier genießen ſollte! Rahel durfte noch öftere Wiederholung dieſes Genuſſes hoffen, ſie war noch thätig, dieſe zu beſprechen, zu bereiten. Allein grade in dieſer Zeit griffen die Krankheitsbeſchwerden ſtärker und ſtärker in ihre Tage und Stunden ein, und ſie mußte mit Betrübniß ſich eingeſtehen, daß ſie immer weniger Verfügung darüber habe, immer andaurender von ihren Leiden abhängig werde.

Rahel fühlte wohl, daß ihre Lage ſich nicht günſtig veränderte. Die Schranken der Arzneikunde waren ihr nur zu wohl bekannt, als daß ſie hätte von daher unbedingt Hülfe erwarten wollen; in früheren Zeiten hatten berühmte Ärzte viel bei ihr verſehen, ſich gröblich geirrt, und wenn ihr dieſe Beſorgniß jetzt auch fern lag, und ſie in entſcheidenden Augenblicken nie Mangel an Vertrauen zeigte, ſo mußte ſie doch das Gefühl, welches ſie von ihrer Krankheit hatte, mit den Äußerungen, welche ſie darüber vernahm, in weitem Abſtande finden. Sie mochte kaum noch auf Heilung rechnen. Aber Zeiten der Erholung, längere, wiederholte Friſten, und ſelbſt Jahre eines ſolchen Wechſels, durften ihr zuweilen möglich ſcheinen, und ſie hörte nicht ſelten in dieſem Sinne die beſtimmteſten Hoffnungen ausſprechen. Beſcheidene Plane, die ſie mit einer lieben Freundin für den Sommer lange voraus als angenehme Heimlichkeit verabredet hatte, ſchwebten er-

feurnd vor ihrer Seele, und es machte ihr Vergnügen, in vertraulichen Augenblicken davon zu sprechen, wobei sie doch zugleich mit Ergebung alles den Umständen unterwerfen wollte. Allein auch Vorstellungen ganz andrer Art, beschäftigten sie, und meistentheils war ihr Gemüth zu geistigen Richtungen hingewandt.

Zu allen Zeiten, in der Jugend wie im Alter, in ganz gesunden, wie in kranken Tagen, waren die höchsten Aufgaben des Menschen, die Thatsachen der geistigen Welt, und die Empfindungen und Ahndungen eines hohen Zusammenhanges, für Rahel die liebsten Gegenstände der Betrachtung, der immer wiederkehrende Inhalt des Gespräches. In Heiterkeit und mit Laune, wie mit Ernst und in Erhebung, sprach sie oft vom Tode, auch dem eignen, den sie nicht fürchtete, sondern mit fast neugieriger Forschung anzuschauen pflegte. Bei täglichen Anlässen, in unerwarteten Ausbrüchen, heißen Gebeten, und tiefen, eigenthümlichen Gedankenblitzen, zeigte sich ihr gottergebener, starker Sinn nach dieser Richtung offen und frei hingewandt. Wir waren es gewohnt, Gegenstände und Beziehungen dieser Art täglich und stündlich von ihr angeregt und erörtert zu sehen. Allein wir mußten zu dieser Zeit bald gewahr werden, daß die Richtung zu dem Unsichtbaren in Rahel nicht nur entschiedener vorwaltete, sondern auch in ihren Äußerungen eine durchaus erhöhte, persönlichere Bedeutung empfing.

In solcher Weise sprach sie eines Tages unter andern mit heiterer Innigkeit von einem schönen Traum, der ihr von Kindheit an tröstlich gewesen. „In meinem siebenten Jahre, sagte sie,

träumte mir einmal, ich ſähe den lieben Gott ganz nahe, er hatte ſich über mir ausgebreitet, und ſein Mantel war der ganze Himmel; auf einer Ecke dieſes Mantels durfte ich ruhen, und lag in beglücktem Frieden zum Entſchlummern da. Seitdem kehrte mir dieſer Traum durch mein ganzes Leben immer wieder, und in den ſchlimmſten Zeiten war mir dieſelbe Vorſtellung auch im Wachen gegenwärtig, und ein himmliſcher Troſt: ich durfte mich zu den Füßen Gottes auf eine Ecke ſeines Mantels legen, und da jeder Sorge frei werden; er erlaubte es." Wie oft noch in der Folge hörte ich ſie dann mit dem ihr ganz eigenen, rührenden Stimmenlaute bei und nach den angſtvollſten Leiden vertrauend ſagen: „Ich lege mich auf Gottes Mantel, er erlaubt es. Wenn ich auch leide, ich bin doch glücklich, Gott iſt ja bei mir, ich bin in ſeiner Hand, und er weiß alles am beſten, was mir gut iſt, und warum es ſo ſein muß!" Die erhabenſten Gedanken und die lieblichſten Kindervorſtellungen waren ihr von jeher in gleichem Maße angehörig und mit einander verknüpft.

Auch in Betreff naher und ferner Perſonen zeigten Rahels Äußerungen eine erhöhte Innigkeit, jedes liebreiche und herzliche Verhältniß wurde ihr angelegener, jedes herbe und widrige entrückter oder milder. Verſöhnung lag in ihr zu allen Zeiten ſchon immer für alles Geſchehene bereit, ihr guter Wille war ſchon begnügt, wenn nur der Andre ſein Unrecht zu vergeſſen ſchien; jetzt wollte ſie für alles und jedes wechſelſeitige Verzeihung ausgeſprochen wiſſen. Beſtätigt und geſegnet aber ſollte ihr jedes Wahre und Gute ſein, und ſie verhehlte es nicht, daß jedes ächte Gebild ihres Lebens, jede wahre und

tiefe Verknüpfung mit geliebten Menſchen, ihr die Andeutung und Bürgſchaft eines hier nicht auszuforſchenden, weſentlicheren Zuſammenhanges ſei.

Sie hatte mitten in ihren Leiden auf dieſe Weiſe glückliche Stunden, in den beſſern Zwiſchenräumen auch fortwährend die freudigſten Geiſtesgenüſſe. Die Sprüche von Angelus Sileſius waren ihr faſt immer zur Hand; in Fichte's Staatslehre ſuchte ſie manches ihr Wichtige, z. B. über den Charakter der Franzoſen, zu nochmaligem Betrachten wieder auf; in Wilhelm Meiſters Wanderjahren las ſie hin und wieder mit ernſtem Nachdenken, und ſchrieb noch einige Bemerkungen darüber; daneben erfreute ſich ihr antheilvoller Sinn auch an den wohlgeſchriebenen Theaterberichten der franzöſiſchen Zeitungen, ſo wie an manchen andern Aufſätzen der Tagesblätter, wie ſie denn von jeher für jedes Talent der ſchönen, gediegenen und treffenden Darſtellung eine leidenſchaftliche Bewunderung hatte. Ein paarmal fügte es ſich, daß ich ihr, was ſie ſonſt nicht liebte noch vertragen konnte, manche kurze, kürzere Sachen von Goethe, auch aus Angelus Sileſius, mit ſie in wacher Freudigkeit, ja in Entzücken verſetzte, und ſie drückte ihre Befriedigung beſonders auch darüber aus, daß ſie alles dies auf ſolche Weiſe von mir jetzt höre, und ſich unſrer Gemeinſchaft und Einigkeit dabei ſo innig bewußt ſein könne.

In dieſer Zeit war der Herzog von Lucca nach Berlin gekommen, und mit ihm ſein Leibarzt, Dr. von Necker, dem in der homöopathiſchen Heilkunſt die glücklichſten Erfolge zugeſchrieben wurden. Eine verehrte Freundin, ſo ausgezeichnet

durch Geiſt wie durch wohlwollenden Eifer, drang in Rahel, dieſe Gelegenheit nicht zu verſäumen, und den trefflichen, menſchenfreundlichen, ganz uneigennützig jedem Hülfeſuchenden zugänglichen Arzt über ihre Krankheit zu Rath zu ziehen, oder wenigſtens ſeine Bekanntſchaft zu machen. Nach einigen Erörterungen wurde vorläufig nur das letztere feſtgeſtellt, und mittlerweile der Werth der neuen Heilmethode, ſo wie das Vertrauen, welches ſie fordern dürfe, mannigfach beſprochen.

Am 16ten Februar empfing Rahel den erſten Beſuch des Dr. von Necker, welchen von Frau von Arnim (geb. Brentano) bei ihr einführte. Seine Perſönlichkeit machte einen durchaus vortheilhaften Eindruck, der ſich durch ſeine Reden und ſein Benehmen mit jedem Augenblick verſtärkte. Seine lebhafte Theilnahme, ſeine umſichtigen Fragen, ſein kluges Beobachten, und die feſte Beſtimmtheit deſſen, was er ſagte, waren dem Gemüth eben ſo wohlthätig, als ſie dem Geiſte Vertrauen einflößten. Nach anderthalbſtündigem Geſpräch war die Kranke aus eigenem Antriebe ſchon ganz entſchieden, unter der Leitung dieſes Arztes die neue Heilart zu verſuchen. Weil jedoch die Wirkung der bisher genommenen Arzneien erſt ganz aufgehört haben ſollte, bevor die homöopathiſchen Mittel gebraucht würden, ſo mußte der Beginn der Kur noch um fünf Tage aufgeſchoben bleiben; nur wurden die nach den Grundſätzen der Homöopathie nicht zuläſſigen Nahrungs- und Reizmittel ſchon jetzt ſorgfältig entfernt.

Der Arzt hatte die Kranke in günſtigen Augenblicken geſehen, ſie war angeregt, freudig faſt, und in ihrem Vertrauen daher um ſo raſcher und kräftiger; auch gab er in der That

anfangs gute Hoffnung, nicht zwar eines völligen Geneſens, aber doch eines zu gewinnenden Zuſtandes bedeutender Linderung, in welchem noch eine ganze Reihe guter Jahre hingehen könnten. In den folgenden Tagen, bei wiederholtem Forſchen und Prüfen, mußte dieſe Hoffnung freilich um vieles herabgeſetzt werden, doch wurde ſie im Ganzen nicht aufgegeben, und ſpäterhin, bei erneuten günſtigen Zeichen, ſogar wieder erhöht. Dr. von Recher kam nun täglich, und meiſtens mehr als Einmal, wobei das Vertrauen zu ſeiner Hülfe, ſo wie der gute Eindruck ſeiner Gegenwart nur immer zunahmen. Da jedoch ſeine Anweſenheit in Berlin von ungewiſſer Dauer war, ſo brachte er ſchon jetzt auch den hieſigen homöopathiſchen Arzt, Dr. Stüler, mit, der die angefangene Kur weiterhin fortſetzen ſollte.

Die neue Lebensordnung wurde für Rahel dadurch beſchwerlich und hart, daß alle gewohnten Reize und Erquickungen, welche ihren ſelten ganz ruhenden Leiden eine wenn auch nur vorübergehende Linderung oder Ablenkung zu bewirken pflegten, jetzt unterſagt waren. In Vertrauen und Geduld fügte ſie ſich dieſen Entbehrungen aller Art, empfand ſie aber ſchmerzlich, und es war uns oft zumuthe, ſo den Wunſch nach irgend einem gewohntem Labſal, zugleich ſelbſt aber auch deſſen Verneinung ausſprechen zu hören. Als nach begonnener Kur eine allgemeine Aufregung der Beſchwerden eintrat, und dieſe zum Theil auch den genommenen Mitteln zuzuſchreiben ſchien, wurde jene Entbehrung nur noch peinlicher, und die Kranke konnte dann, in ihrer gedrängteren Unruhe, für die kein linderndes Eingreifen Statt fand, zuweilen den

mißmuthigen Seufzer nicht unterdrücken, daß ſie dieſe Kur, wenn man ihr deren harten Verlauf vorausgeſagt hätte, ſchwerlich würde unternommen haben. Ihr Vertrauen zu dem Arzte und ſeiner eifrigen Bemühung blieb indeß unerſchüttert daſſelbe, und ſie betrauerte nur ſein damals befürchtetes baldiges Fortreiſen.

Die Nächte waren ſchlimm; ſie wurden meiſt ſchlaflos und oft unter großen Beängſtigungen und harten Anfällen hingebracht, und dieſe Leiden gingen auch ſchon mehr und mehr in die Tagesſtunden über. Rahel fühlte ſich ernſtlich krank und im Innerſten gebeugt; ſie ſagte einmal insgeheim zu Dore, die ihr vom Sommer ſprach: „Ach, wenn du wüßteſt, was ich denke!... ich denke, ich komme nicht über den März hinaus.“ Allein in andern Augenblicken faßte ſie doch wieder Muth, dachte mit Vergnügen an die kommende beſſere Jahreszeit, nahm ſich zuſammen, war in alter Weiſe thätig und theilnehmend, ordnete mit gewohnter Pünktlichkeit und arbeitſamem Fleiß wirthſchaftliche Rechnungen, ſorgte mit Überlegung und Vorausſicht für Nothleidende, die ſie als ihr zugewieſene anſehen wollte, und war wie immer liebevoll bedacht, mehreren Perſonen ihres näheren Bereichs Angenehmes und Gefälliges zu erweiſen, ihnen kleine Geſchenke zu bereiten, freundliche Mittheilungen zu machen, wie es grade der Sinn oder die Umſtände fügten.

Am 1. März hatte ſie zum zweitenmal homöopathiſche Arznei empfangen, und den Tag ſehr unruhig, unter wechſelnden Leiden hingebracht. In der Nacht zum 2. ſteigerten

ſich dieſe zu einem ſo furchtbaren Bruſtkampfe, wie bisher noch keiner geweſen war. Sie glaubte zu ſterben, und litt einige Stunden lang ganz unſäglich. Doch unter dem ſorgſamen Beiſtande des herbeigeholten Dr. Stüler gewann ſie nach und nach etwas Linderung, der Anfall wich, und es blieb ein Zuſtand übrig, der zwar noch immer Aufregung zeigte, aber endlich doch eine Lage zum Ruhen und ſogar, wiewohl bei fortdauernd angeſtrengtem Athemholen, einigen Schlaf erlaubte.

Die folgenden Tage und Nächte rangen mit vielem Ungemach; die Spannung ſtieg nicht, minderte ſich aber auch nicht genug; eine leidliche Lage, die ſich nach vielen Mühen auf Augenblicke gewinnen ließ, wurde nur allzuſchnell wieder durch Beklemmungen geſtört. Die Kräfte verhielten ſich dabei noch über Erwarten gut; wir ſprachen ihr wiederholt unſer troſtendes Erſtaunen aus, wie viel ihre urſprünglich ſtarke Natur auszuhalten vermöge, und wie ſchnell ihr Körper, gleich dem Gemüth, wieder in alter Faſſung ſei, ſobald ihm nur ein Augenblick dazu freigegeben werde. Sie ſtimmte wohl in dieſe Meinung ein, aber ſah deßhalb ihren Zuſtand für nicht weniger bedenklich an, und fürchtete beſonders die Wiederkehr des Anfalls, deſſen ſchreckliche Angſt und Qual ihr ſchaudervoll im Sinne lag.

Die liebevollen Worte, die ſie während dieſer Zeit immer an uns richtete, die troſtreichen Rückblicke, welche ſie auf die Vergangenheit warf, und die gerührten Erhebungen, in denen ihr treues Herz aufwogte, vermag ich nicht im Ein-

zelnen zu wiederholen. Wir genoſſen in dieſer trüben Zeit Stunden des reinſten Entzückens, der innigſten Verſtändigung, und fühlten die volle Gewißheit eines unzerſtörbar begründeten, wechſelſeitigen Angehörens. Merkwürdig ſind auch die folgenden Worte, die ich gleich am 2. März, unmittelbar und genau, wie ſie von Rahel geſprochen waren, mir aufſchreiben mußte: „Welche Geſchichte! — rief ſie mit tiefer Bewegung aus, — eine aus Ägypten und Paläſtina Geflüchtete bin ich hier, und finde Hülfe, Liebe und Pflege von euch! Dir, lieber Auguſt, war ich zugeſandt, durch dieſe Führung Gottes, und du mir! Mit erhabenem Entzücken denk' ich an dieſen meinen Urſprung und dieſen ganzen Zuſammenhang des Geſchickes, durch welches die älteſten Erinnerungen des Menſchengeſchlechts mit der neueſten Lage der Dinge, die weiteſten Zeit- und Raumfernen verbunden ſind. Was ſo lange Zeit meines Lebens mir die größte Schmach, das herbſte Leid und Unglück war, eine Jüdin geboren zu ſein, um keinen Preis möcht' ich das jetzt miſſen. Wird es mir nicht eben ſo mit dieſen Krankheitsleiden gehen, werd' ich einſt nicht eben ſo mich freudig an ihnen erheben, ſie um keinen Preis miſſen wollen? O lieber Auguſt, welche tröſtliche Einſicht, welch bedeutendes Gleichniß! Auf dieſem Wege wollen wir fortgehen!" Und darauf ſagte ſie unter vielen Thränen: „Lieber Auguſt, mein Herz iſt im Innerſten erquickt; ich habe an Jeſus gedacht, und über ſein Leiden geweint; ich habe gefühlt, zum erſtenmal es ſo gefühlt, daß er mein Bruder iſt. Und Maria, was hat die gelitten! Sie ſah den ge-

liebten Sohn leiden, und erlag nicht, sie stand am Kreuze! Das hätte ich nicht gekonnt, so stark wäre ich nicht gewesen. Verzeihe mir es Gott, ich bekenne es, wie schwach ich bin.'

Am 5. März war in keiner Hinsicht eine Verschlimmerung merkbar; im Gegentheil, es zeigte sich auf Rücken und Schultern ein Ausschlag, demjenigen ähnlich, durch den schon in früheren Jahren ein gefahrvoller Zustand sich zum glücklichen Ausgange gewendet hatte. Wir konnten neue Hoffnung fassen, der Arzt bezeigte seine große Zufriedenheit, Rahel lächelte freundlich ob den guten Verheißungen, sie fand das Leben wünschenswerth, und ohne die höheren Gedankenreihen, in denen sie ergeben und getrost weilte, zu verlassen, wandte sie von daher den Blick auch mit Liebe den nächsten Darbietungen des Tages zu. Ein schöner Fliederbaum, den ihr im vorigen Sommer die von ihr sehr geliebte Gräfin von Yorck geschenkt hatte, trieb unerwartet in diesen Tagen junge Knospen; man brachte ihn vor das Bette der Kranken, die ihn betastend und entzückt betrachtete, und das zarte Grün wiederholt küßte; das erste für sie und das letzte dieses neuen Frühjahrs! Ihre Sanftmuth und Hingebung in diesen Tagen war unaussprechlich. „Wir wollen einander alles verzeihen," sagte sie mehrmals, und: „Wir schleppen einander wechselseitig mit, ihr mich, ich euch;" ferner: „Im Himmel sehen wir uns Alle wieder." Als Dore einmal von ihr sprach, und dabei die gewöhnliche Benennung „gnädige Frau" anwandte, rief sie wehlbehaglich, und als ob sie sich von einer Last befreie: „Ach was! es hat sich aus gegnädigefraut! nennt mich

Rahel." Sie ſprach dies nicht in dem Sinn eines nahen Abſcheides, ſondern in dem eines Aufgebens von Leben und Land, wie ihr auch für das Weiterleben zu Muthe ſei und bleiben ſolle. Eine ſolche erhobte Stimmung zeigte ſich überhaupt in der faſt wehmüthigen Herzlichkeit, welche ſie ihren Nächſten und den Freunden bewies, deren Beſuch ſie empfing. Die Gegenwart ihres jüngſten und nur noch einzigen Bruders Moritz Robert, den ſie immer beſonders geliebt hatte, war ihr jedesmal ein erquickender Troſt; um ihn aufzumuntern, verſicherte ſie ihm freundlich, es gehe ihr gar nicht ſchlecht, und wenn er ſie vorwärts niedergebeugt ſinnend fände, ſo ſei das bloß, weil es ihr ſo für den Augenblick bequem ſei; ſie könne ſich recht wohl grade halten, aber habe nun jetzt keinen Grund es zu thun. Auch erfreute ſie der Anblick des lieben Nichten-Kindes Eliſe, das noch auf Augenblicke zum Beſuch an ihr Bette kam. Theure Freunde und Freundinnen nahten ihr grüßend und heilwünſchend, unter dieſen noch am Abend der Fürſt und die Fürſtin von Carolath, die am andern Morgen abreiſen wollten.

Der 6. März kam heran, die Beſchwerden waren groß, die Entbehrung jedes Labſals ungemein peinlich, das Verlangen nach Erquickung und Ruhe ſprach ſich in geſteigerten Klagen aus. Die fleißigen Beſuche des Dr. von Reher, der mehrmals im Tage wiederkam, und immer neuen Aufſchub ſeiner Abreiſe verkündigte, erfreuten ſie jedesmal. Sie nahm auch an dieſem Tage noch jeden gewohnten Antheil an allem, was vorging und geſprochen wurde, und die ungeſchwächte

Belebung ihres Herzens bewies sich auch in den schmerzlichsten Ausrufungen über die Herzogin von Berry, in deren Geschick sie nur die Tiefe des Leidens sehen wollte, zu welchem der Mensch gebracht werden könne. Sie verlangte alles zu wissen, was die Zeitungen von der unglücklichen Fürstin meldeten, und hörte nicht auf, sie zu bedauern.

Ein Versuch aufzustehen und einige Schritte im Zimmer zu machen, zeigte noch reichliche Kräfte, und sie selbst wie auch wir Andern hatten davon einen guten Eindruck. Überhaupt stimmten die Versicherungen der Ärzte, auch nicht-homöopathischer, sämmtlich darin überein, daß eine dringende Gefahr jetzt nicht vorhanden, der ganze Zustand aber und seine fernere Entwicklung dennoch mit größter Besorgniß zu betrachten sei. Bald aber wurde bemerkt, daß der Ausschlag sich an Umfang und Stärke gemindert zeige; doch schien ein freiwillig eingetretener Schweiß ihn wieder hervorzutreiben, und die Unterhaltung dieses Schweißes wurde angelegentlich empfohlen. Die Ärzte hatten Rahel zu Mittag besucht; der Bruder ebenfalls, die Schwägerin kam gegen Abend, und auch der Bruder wollte wiederkommen, wurde aber durch die Nachricht abgehalten, es habe sich nichts verschlimmert, und man wünsche die Kranke ruhen zu lassen. Sie fragte einigemal nach ihm, weil er ihr gesagt hatte, daß er noch wiederkommen würde, doch hatte ihre Erwartung, ihn zu sehen, durchaus nichts Ungewöhnliches. Mit einem Gruße des Arztes, der neuen Aufschub seiner Abreise melden ließ, kam noch am späten Abend Frau von Arnim, verweilte einen Augenblick am Fuße von

Rahels Bette, und wurde von ihr mit den Worten angeredet, ſie komme ſtets als ein „minister of heaven," dann aber wieder mit Dank und Freundlichkeit entlaſſen.

Beim Eintritt der Nacht, und als der Schweiß aufgehört hatte, empfand Rahel ein unwiderſtehliches Bedürfniß, ſich umzukleiden; da ſie es ſich nicht ausreden ließ, ſo geſchah es, aber mit größter Vorſicht. Sie ſelbſt war dabei lebhaft thätig, und bezeigte eine außerordentliche Befriedigung, dies erlangt und vollbracht zu haben. Sie fühlte ſich höchſt erquickt, und hoffte nun auch eine Lage zu finden, in der ſie etwas ſchlummern könnte. Sie ſagte mir deßhalb gute Nacht, und hieß mich gleichfalls ſchlafen gehen. Auch Dore ſollte ſich niederlegen und ſchlafen, die aber nicht geneigt war noch Zeit hatte, dieſer Weiſung zu folgen.

Es mochte nach Mitternacht ſein, und ich lag noch wach, als Dore mich rief, ich möchte kommen, es ſei ſehr ſchlimm. Seit dem Augenblicke, daß ich weggegangen war, hatte Rahel, anſtatt die gehoffte Ruhe zu finden, mit ſtets anwachſenden Beſchwerden zu ringen gehabt, die jetzt in völligen Bruſtkrampf übergegangen waren. Ich fand ſie in einem Zuſtande, der wenig geringer ſchien, als der vor ſechs Tagen. Die für ſolchen Fall, der man zwar nicht wahrſcheinlich, aber doch möglich erachtet hatte, dagelaſſenen Mittel wurden eifrig angewandt, allein diesmal mit minderem Erfolg. Der ſchreckliche Kampf dauerte fort, und die theure Leidende, in Dore's Armen ſich windend, rief mehrmals, der Andrang gegen die Bruſt ſei nicht auszuhalten, es ſtoße ihr das Herz ab; fürch-

terlich rang dabei das Athemholen. Nachdem sie geklagt, daß es ihr auch den Kopf angreife, daß sie darin wie eine Welle fühle, lehnte sie sich zurück; eine Täuschung, daß Linderung eintrete, blinte nur auf, um für immer zu erlöschen, die Augen waren gebrochen, der Mund verzogen, die Glieder gelähmt! In diesem Zustande fanden sie die herbeigerufenen Aerzte, sie versuchten ihr noch einige Mittel einzuflößen, allein der Nervenschlag, der sie getroffen hatte, machte jede Hülfe vergeblich. Nach anderthalb Stunden bewußtlosen Daliegens, während dessen nur noch die Brust sich in gewaltsamen Zügen regte, hauchte dies edle Leben den letzten Athem aus. Der Anblick, den ich kniend an ihrem Bette fast leblos aufnahm, drückte sich glühend für ewig in mein Herz!

Wir starrten betäubt die entsetzliche Gewißheit an. Das oft genug Befürchtete hatte uns dennoch grausam überrascht; nicht in dieser Woche, nicht an diesem Tage, selbst in der letzten Stunde noch nicht, hatten wir diese Wendung erwarten dürfen, denn bevor der Nervenschlag hinzutrat, war kein Zeichen schlimmer und bedenklicher, als bei den vor sechs Tagen erlittenen Zufällen, die denn doch, wenn auch noch harten Kampfe, wieder nachgelassen hatten. So entschwand uns die Theure ohne Wort und Blick des Abschieds, aber auch, wir dürfen es hoffen, ohne Gefühl des letzten Kampfes und ohne Bewußtsein des Scheidens!

Eine seltne Theilnahme in allen Klassen wurde durch die Nachricht dieses Trauerfalles erregt, in den höchsten wie in den untersten Kreisen zeigte sich tiefes, herzliches Bedauern

und

und würdigende Anerkennung. Die edlen Eigenſchaften der unverſiegbaren Güte, des einſichtigen Wohlthuns und eines allgemein erfreuenden Benehmens, wurden auch von den Leuten des niedrigſten Standes herzlich geprieſen, denen die reichen Gaben des Geiſtes als ſolche nicht erkennbar ſein konnten. Der weite Kreis der Freunde, der älteſten wie der jüngſten, Alle ſtimmten beeifert in dem klagevollen Bekenntniß überein, daß ihnen ein reichſtes und bedeutendſtes Lebensbild, ein höchſtes Ziel, zu welchem ſich Gedanken und Erinnerungen immer neu vertrauend hingezogen fanden, dahingeſunken ſei.

Die Beſtattung erfolgte am 14. März in einem Grabgewölbe auf dem Kirchhofe vor dem halliſchen Thore, wo der Prediger Dr. Marheineke das Andenken der Entſchlafenen durch eine würdige und inhaltvolle Rede feierte, und damit die erhabenen Tröſtungen des geiſtlichen Wortes vereinigte.

Eine Frau die nicht durch Stand und Namen, noch durch Ehrenhaft und glänzende Verhältniſſe, die Blicke der Welt hat auf ſich ziehen, noch durch ſchriftſtelleriſche oder künſtleriſche Verdienſte berühmt werden konnte, ſondern einzig durch das unbefangene gleichmäßige Walten einer in ſich ſtets wahren, und dabei gütigen und erweckenden Perſönlichkeit, durch ihr einfaches tägliches Leben auf die umgebende Welt gewirkt, und dabei gleichwohl den Beſten ihrer Zeit gleichgeſtanden, überall ſo tiefen und eigenthümlichen Eindruk gemacht, und eine ſo beharrliche Aufmerkſamkeit und zuneigungsvolle Achtung, ja eine ſo allgemeine Wohlgeſinnung erworben, eine

solche Frau wird zu allen Zeiten als eine seltne und werthe Erscheinung gelten dürfen.

Mögen die nachfolgenden Blätter durch ihre treuen Züge den Freunden das ganze Lebensbild glücklich erneuen helfen!

Berlin, im April 1833.

K. A. Varnhagen von Ense

* * *

An D. Veit, in Göttingen.

Berlin, den 1 November 1791.

— Aber darin haben Sie groß Recht, man kann nicht mit wenig genug Menſchen über Dinge ſprechen, und über nicht wenig genug Dinge mit dieſen. Freilich werden wir uns verändern, ich gewiß; und wenn nichts geſchieht, ſo werde ich dreiſter, ſicherer, feſter, und, ſo Gott will, wohl durchgreifender, und will Minerva, härter gegen meine eigene Weichlichkeit, und immer gefaßt ohne Störung auf allgemeine Gemeinheit und Schlechtigkeit, ſtark genug, einen Guten oder etwas Gutes einmal unter dem verbreiteten Gewimmel von Schlechten leiden zu laſſen! Amen! wie Timon im Shakespeare! — Nichts bleibt. Und iſt man nicht veränderlich, ſo muß man ſich ſo machen. Ich war die ganze Zeit her neugierig, wann ich wohl und wie ich wieder das erſte Vergnügen haben würde; geſtern hatt' ich's; O! Schade; daß ich's Ihnen nicht vorſtellen kann! ich weiß es, und ich laſſ' es doch nicht! Ich habe die Marchetti geſtern kennen lernen; ſie hat mir vorgeſungen; ſie iſt eine einzig liebenswürdige Frau; jede Bewegung iſt ein Reiz, ein Zauber, ein Wahnwitz zum Lachen und zum Weinen. Zum Glück ſeh' ich nun ihre Blicke immerfort, und geſtern hatt' ich immer die Angſt, ich würde ſie nicht behalten. Der Geſang; dieſes Gurren

der Ausdruck; es giebt nur Einen Ausdruck! Diese Güte und Lieblichkeit, o wahrer Zauber! anerkannter, wirklicher; das heißt Passion, das heißen Geschenke von den Göttern; das heißt Musik; das heißt Schönheit. Empfinden Sie's, so ist es gut für Sie, so können Sie es auch einmal genießen, wenn Sie ihm begegnen. Geschrieben habe ich nur für mich!

An D. Veit, in Göttingen.

Berlin, den 18. November 1793.

— Nun will ich Ihnen genau sagen, was ich von meinem unrichtigen Schreiben weiß, ohne mich im geringsten entschuldigen zu wollen; weil ich mich durch ihre Frage gar nicht angeklagt fühle. Ich mag mir wirklich noch so viel vornehmen, auf die Orthographie, während ich lese, Acht zu geben, so geschieht's fast niemals; und bringe ich es einmal gleich anfangs beim Lesen dahin, so lese ich gar nicht, sondern sehe nun nur wieder, wie die Wörter geschrieben sind; dessen werde ich gar bald überdrüssig, und lese wieder; das ist nun entsetzlich traurig für mich, und jeder Geringste kann daher mehr lernen als ich, und es wäre entsetzlich, wenn mir nicht der Ausweg zum Trost übrig gelassen wäre, daß ich der schlechten Seite meines Kopfes gar nicht Schuld geben kann, und daß es grade die gute ist, die mir diesen Streich spielt. Es ist wahr, daß ich immer an das Wesentliche denke, wovon ich lese, und daß ich alle Mittel dazu nur so schnell als möglich brauche, und sie dann vergesse; ich ordne mir alles, was

ich höre und leſe, zu einem Ganzen, und werd' ich in dieſem Geſchäft auch oft an Dinge erinnert, die hier nicht eigentlich hingehören, ſo lege ich auch die geſchwind an ihren Ort, und packe weiter, aber ohne jemals an die Mittel zu denken, die ich nun einmal habe und auswendig weiß. Daher lerne ich nichts, und daher kann ich auch ſehr ſchwer jemand etwas lehren; Alle, die mir Unterricht geben, fangen an, mir etwas herzupredigen, das immer aus einem Geſichtspunkt genommen iſt, woraus ich dieſe Sache nicht nehme; nun ſprechen ſie Stunden lang ohne allen Zuſammenhang für mich, ich höre aber doch mit der größten Anſtrengung zu, denn unter allen dieſen Dingen ſagen ſie doch etwas, das ich ſchon längſt einmal gern habe wiſſen wollen, und was ich in meinem Kram brauchen kann; ſo iſt mir's noch mit allen Meiſtern gegangen, und ſo verſtehe ich erſt jetzt, was ſie mir ſonſt geſagt, und ich noch behalten habe; wie ich nie Antworten in der Art verſtehe, wozu ich die Fragen nicht gemacht habe, und ſo ein Meiſter ſagt einem Antworten dutzendweiſe hinter einander her, und die ſoll man behalten! Ich glaube aber nicht wie Sie, daß ich, wenn ich franzöſiſch ſchriebe, weniger Fehler machte. — Es iſt mir recht innerlich lieb, daß ſie jetzt fleißig ſind; Kenntniſſe ſind die einzige Macht, die man ſich verſchaffen kann, wenn man ſie nicht hat, Macht iſt Kraft, und Kraft iſt alles; findet man denn einmal am Ende, daß alle unſere Spekulationen ein in nichts zerfließendes Blendwerk waren, ſo bleiben uns dann die wirklichen, brauchbaren Kenntniſſe, die uns Andern vor- oder nachſtehen machen, und die ſchon an und für ſich genug gewähren, um auch noch

unſer Vergnügen daraus zu machen. — Ich bin der erſte Ignorant der Welt! der dabei ſo viel auf Kenntniß hält, und nicht aus erſchrockener Unwiſſenheit, wie die andern, nein, ich weiß was es auf ſich hat. Nun kann mir nichts in der Welt mehr helfen, und ich muß mich ſo ausbrauchen, kann auch an wenig andern Menſchen Troſt finden, und wenn ſie auch von Kenntniſſen ſtrotzten, denn was ſind ſie dabei dumm, weitläufig und pedantiſch! Glauben Sie aber ja nicht, daß ich die einzige Zierde meiner Unwiſſenheit, die Sorgloſigkeit darüber, dieſe einzige Liebenswürdigkeit, verloren habe. — Apropos! wenn ich franzöſiſch ſchreibe, fällt mir ſchlechterdings kein deutſches Wort ein.

An Guſtav von Brinckmann.

1793.

Ich hab' es wohl gedacht, daß Sie krank ſind, und war auch mehr als einmal im Begriff, Sie zu fragen, dann kam's mir wieder ſo anmaßend vor, Sie zu fragen, ich glaubte es mal wieder nicht, und wurde auch gar verhindert. Sie ſind in einem abſcheulichen Zuſtand! nicht eſſen, leſen, ſchlafen können, — und mir hilft all Ihre gute Laune und Witz nicht, ich weiß daß Sie doch ausſtehen. Müſſen denn ſolche Menſchen auch Zahnweh haben? ich denke, die wiſſen doch genug von ihrer Exiſtenz. Ich weiß, das Ärgerniß wird Ihnen von dem, was ich ſage, nicht bleiben; Sie werden lieber ſo recht völlig an die Schönheit denken bleiben. Ihr Billet

bekam ich heute Morgen, wie die Mad. B. bei meiner Schwä-
gerin war; aber Sie kamen nicht, und hätten tauſendmal
mehr Vergnügen gehabt, als das Billet. Nein, wie ſie ſchön
war! noch hab' ich Kopfſchmerzen davon, ſo paradox das
klingt; es war das kleine Zimmer, und unſer ganzes Haus
und Mad. L. und Scholz und ich und meine Mutter drän-
gten ſich ihr nah, ich am nächſten, und achtete Hitze und ge-
linde Kopfſchmerzen nicht, aber das Plaiſir zu ſehn, und das
vermehrte ſie, bis halb zwei Uhr, da ſie ging. Und da reden
die dummen Menſchen noch lange ſchlecht davon, als wenn
dies Drängen nicht eben ſo natürlich als das Luftſchöpfen
wäre! Sie verſtehen nur gar nichts, die Leute, Ehre verdient
ſo etwas, opfern müßten ſie; und bei dem Reden drängen ſie,
und bei dem Drängen reden ſie. Die Schiefgezauberten, uns
zur Laſt Verkehrten! Muß ſollen ſie nicht wegkriegen! Sie
war ſo ſchön! und erzählte ſo was Schönes, wozu man nicht
dumm ſein kann, und wohl Gefühl haben muß; und die
hübſche Art! Wenn ich Sie ſehe, will ich's Ihnen wieder-
erzählen. Meine Mutter ſagte ihr, daß ſie ſchön ſei, ſie bat
ſie nämlich mit Tournüre, einen großen Hutſtrich raufzuſchla-
gen! Und andren Menſchen verdenkt man das! —

Meine Wunderäugige ſah ich geſtern; und wenn ich
mich von einem Gang ſpazieren werde erholt haben, ſo will
ich ſie beſuchen. Es iſt ſchrecklich! ich bekomme wieder eine
neue Paſſion für dieſe Frau. Ich hörte viel von ihr, aber
nicht das Rechte, aber ich verzeih's; denn ich wüſ' es auch
nicht ſagen können. Wiſſen Sie, was das komiſcheſte iſt,
durch ſie, die mir doch fremd iſt, fühl' ich mich H. verwandter.

Es giebt alſo Zauber; denn es iſt erlaubt, das ſo zu nennen, was man ſich nicht deutlich machen kann. —

Daß Ariſtokraten liebenswürdig ſind, daran hab' ich nie gezweifelt, ſie müßten denn abſcheulich ſein. —

Übrigens verwöhnen Sie und verderben Sie alle Ihre Freunde: welcher Menſch wird immer die ſchönſten Gedichte machen und Billete ſchreiben, während er krank iſt — man kann ja gar das rechte Mitleiden nicht haben oder den wahren Antheil nehmen, man muß ſich ja immer amüſiren; nun werden Sie ſagen, es iſt Ihnen weit angenehmer zu amüſiren, als Mitleid zu erregen, aber Sie bedenken dabei nur ſich, und gar nicht uns, die Sie getroſt immer ſchlechter und heilloſer machen, und bemühen ſich auch, indem Sie gehorchen müſſen, den Schmerzen und Abſichten der Genien zu entgehen, und nur dem Dämon zu dienen, der ſich, ich ſeh' es wohl, ganz Ihrer bemeiſtert hat, und Sie für's erſte mit allem, was ſchön iſt, und Sie ſich immer gewünſcht haben mögen, lockt, indem er Ihnen derweile die ſchönſte Gabe ertheilt hat, er läßt ſie jetzt poetiſch raſen, fluchen, toben, läſtern, und ſich freuen. Sie können zwar machen was Sie wollen, denn viele Leute wollen behaupten, man gehöre ſich ſo ſelbſt, daß man ſich verkaufen könne an wen man wolle, — Andre doch aber gewiß nicht, und da bitt' ich denn, daß Sie Ihre Freunde aus dem Spiel laſſen mögen, und einen nicht immer ſo kokettiſch amüſiren, und bete, daß Sie keine Urſache dazu haben mögen. Amen.

An D. Veit, in Göttingen.

Berlin, den 18. Februar 1799.

— Ich darf Ihnen doch etwas erzählen? — denn mein Brief wird wieder recht lang. Diesen Mittag bei Tische nahm Theodor die Kinder in großes Verhör, weil er wirklich eine große Unart gefunden hatte, nämlich unsern Namen oben in meinem Flur auf die Wand geschmiert. Auguste sagte frei und lachend: ich war es nicht, Ludwig eben so: ich auch nicht; nur Ferdinand läugnete, der sagte nämlich, ich habe ja gar kein Bleistift, und dabei blieb er, das antwortete er wohl sechszehn- bis siebenzehnmal, auf alle Fragen, die nun in die Kreuz und Quer, wie ein wirkliches Verhör, und mit Verstand ihn ängstigend, von allen Seiten hin und her gethan wurden; seine Farbe zeugte wider ihn, aber selbst das Rothwerden unterdrückte er und blieb recht hübsch dabei: „ich habe ja kein Bleistift.“ Er hatte es nun endlich so gut wie gestanden, und obgleich ein Flor von Spaß über der ganzen Geschichte war, so wollten sie ihn doch zum völligsten Geständniß ängstigen, so sagt' ich: „Nun, gestehen kann er's doch nun nicht genug, daß er's geläugnet hat,“ das gefiel mir sehr. Kaum hatt' ich die Worte gehört, so mußt' ich selbst entsetzlich lachen. Sagen Sie mir, wie kann ich selbst lachen, ich dachte sie doch erst, ehe ich sie sagte? Nun ja, der Klang! Es gingen noch sehr hübsche Dinge bei der Geschichte vor; zuletzt, wie er's denn nun wirklich gestanden hatte, so sagte Mama: „Nun läugnet nicht, man sagt lieber, ich

wär's, und ich habe nicht gewußt, daß es unrecht iſt, nun werd' ich's nicht mehr thun;" darauf ſagte er ganz bieder: „Ich habe erſt ſehen wollen, ob's ſo geht." Überhaupt hat er recht hübſch geläugnet, Sie hätten's ſehen ſollen. Ich habe dabei viel gedacht, auch mäßigte ich das Verhör ſo viel als möglich, und bei meiner ganzen Mühe, ein dickes Gewand drüber zu halten, brachten ſie es doch dahin, mir es zu Flor zu zerreiben; denn dieſes Läugnen gefiel mir nicht, denn der Junge (wie ein Kind) war ſeiner Sache nicht gewiß, und das große Verbrechen, das man ihm immer entgegenwälzte, erſchreckte ihn alle Augenblicke von neuem, ſo gut er ſich auch faßte, und dieſer Schreck und dieſe Verlegenheit haben immer eine ſehr ſchlechte Wirkung im Karakter, und darum war's mir auch ſo höchſt peinlich mitanzuſehn, ich gab mir alle Mühe, dieſes unbedachtſame Verhör, ſoviel als möglich war, in ein Exercice des Ausredens zu verwandeln, mit öffentlicher Bewilligung: um ſo mehr wurd' ich faſt mißverſtanden, aber es ging noch toll genug, Theodor ahndete ſo ziemlich. Warum verbietet man den Kindern ſo ausdrücklich Läugnen und Ausreden? die man (zwar leider! — aber doch) braucht! man erzieht ja für den Tummel der Welt, und nicht für einen poſitiven Himmel, der ein rothes Herz und ungeflektes Gewiſſen genau belohnt? Warum lehrt man ſie nicht Lügen, Läugnen und Ausreden ſagen, als ein nothwendiges Übel, und zeigt es ihnen dabei wie andere ſchwere Arbeit, die man ſchon von ſelbſt wegläßt, wenn man's nicht nöthig hat, und ſich zarte Hände ſchont; ſo würde man denn dem Gewiſſen ſchon pflegen. Fürchterliche Moral! Bei mancher gebildeten Jugend-

tion könnte mein Renommée wenigſtens langſam gebraten werden. Und das wäre nicht einmal das Schlimmſte, ſie hat auch hier das Anſehn von Thorheit und Dummheit, denn ſie ſcheint unausführbar; im genaueſten Verſtande der Worte wohl, das fühl' ich ſo gut, als jemand, der's hört, aber daß man ſie Kindern begreiflich machen kann, ohne ſie zu predigen, und ſie ihnen predigen kann, ohne ſie ihnen lieb zu machen, und grade als Predigt ſie ihnen nützlich ohne ſchön vorzuſtellen, alles durch Handlungen und Widerwillen am rechten Ort gezeigt, das glaub' ich doch; bis Sie oder einer mir das Gegentheil beweiſen. —

Berlin, den 19 Februar 1790.

— Von Homer — o weh! denn es iſt ordentlich ein Schmerz, ſo ſchön kommt mir die Odyſſee vor! — Wie die Griechen von den Menſchen ſprechen — wie ſie immer alles Letzte zuſammenfaſſen und es ganz gemein ſagen, damit es ganz groß iſt und edel klingt — ſie faſſen immer alles, ſo wie es iſt, und betrachten und erzählen's nur; den Menſchen thun die Götter alles; das Fatum iſt über die Götter; eine Macht erlegt die andere, und ſie erzählen wie ſie's leiden. Haben Sie bemerkt, daß Homer, ſo oft er von Waſſer redet, immer groß iſt, wie Goethe wenn er von den Sternen redet? Dem ſeine Sternereden ſind Ihnen gewiß nicht ſo gegenwärtig, wie mir: in Iphigenie Oreſt, in den kleinen Gedichten „an Lida," und noch unendlich oft in ſeinen beſten und geringeren Sachen. —

An D. Veit, in Jena.

Berlin, den 15. November 1790.

Mit einer Art von Angſtſchau auf der Stirne ſetz' ich mich diesmal hin Ihnen zu ſchreiben — denn ich will wieder ſo aufrichtig ſein, daß es eine Schande iſt; und Ihnen meine Meinung über zwei Rezenſionen ſagen, die ellenlang werden wird; und wozu ich noch keine Worte habe. Vorige Woche habe ich die berühmte Schiller'ſche Rezenſion über Matthiſſons Gedichte geleſen — die ich eigentlich Ideen über die Dichtkunſt nennen würde — (lachen Sie mich nicht aus). O Laokoon, o Leſſing! hab' ich nur denken können. Wenn der was Allgemeines ſagte, ſo beſtimmte er was, ſetzte er was feſt. (Freilich hat er ſich zu todt geärgert!) — wenn der rezenſirte, tadelte er, wenn er tadelte, gab er die Urſachen an. Ich habe die Rezenſion nicht mehr zur Hand, ich kann Ihnen alſo keine Stellen mehr anführen, über die ich etwas wußte, als ich ſie las. Man macht ſo viel Lärm von dieſer Rezenſion, und als ob ſie ſo ſchwer wäre; ich habe eben keine ſo hagelneue Ideen darin gefunden. Die Vergleichung der Dichtkunſt mit der Mahlerei, und alſo auch die fernere Anwendung des Landſchaftsmahlers und Geſchichtsmahlers, iſt mir gar nicht aufgefallen, und iſt, dünkt mich, hundertmal in Leſſing vorgekommen; den wollen ſie mit aller Gewalt vergeſſen: weil ſeine Rezenſionen (denn viele ſeiner Werke, und beſonders Laokoon, kommen mir wie Rezenſionen der Künſte vor) nicht ſo ſentimental waren, und er nicht immer das

Genie rezenſirte, analyſirte, das hohe Menſchliche herausſuchte, und bewies, daß das Genie ein Genie iſt, — ſondern das Kunſtwerk vornahm, aufſtellte, mit Gründen tadelte, oder für das alte Lob welche zeigte, den Forderungen ſeine Gränzen ſteckte, und mit richtendem Blick und enthuſiaſtiſchem Beifall das Genie ſie erreichen ſah, und ſeine Genialität in Ruhe ließ.

Glauben Sie nur nicht, ich ſähe nicht ein, daß eine jetzige Rezenſion anders ausfallen muß, als eine vor zehn oder zwölf Jahren — die immer viel bedeuten, und die letzten beſonders —, und daß die jetzigen guten, wie die früheren, ſo verſchieden ſie ſein mögen, doch immer nur anders modifizirte Äußerungen ein- und deſſelben Genies ſind; oder daß ich mir gewiſſe Dinge, die man jetzt ſehr in Anſchlag nimt, und ſie in die Penſion der Vernunft giebt, und ſie mit der in der ernſteſten Geſellſchaft gehen läßt, ohne über deren Sentimentalität mitleidig zu rümpfen, — nicht deutlich genug gemacht habe, und alſo nicht folgen kann, wenn man davon ſpricht: o nein! Ich habe das verſtanden, was ich geleſen habe; und mit dieſer letzten Phraſis noch niemals gelogen. Aber auch was Wieland einmal ſo feſt baute, fängt ſchon bei ſeinem Leben an, Breſchen zu bekommen (ſo wüthend iſt man jetzt, alle Gebäude zu zerſtören, um ihren Grund zu unterſuchen) — „Doch neue Bahnen ſich zu brechen, heißt in ein Neſt gelehrter Wespen ſtechen," das leiden jetzt die Wespen eher, als mit falſchen Fußtritten in alten Bahnen die Kreuz und Quer ſpazieren zu gehn, und andern Leuten weis machen zu wollen, man hätte die Bahn neu gemacht. Nicht

daß Schiller das wollte, das will Schiller gewiß nicht; warum iſt er aber nicht deutlich, und fängt da an, wo Leſſing aufgehört hat, und nimt es dann ganz anders und wie er will, und neu, und wie man's jetzt nehmen muß; was ſchwankt er herum, und ſezt nichts feſt. Er hat freilich definirt was die Dichtkunſt iſt, aber doch nur Eine Art, und man iſt doch in vielen andern noch immer Dichter. Er ſagt einmal, ich weiß es wohl, man könnte wohl Gemählde vorſtellen, aber man müßte dann auch zeigen, daß man es als das, was man Menſch nennt, thut, der das Gemälde nur immer als ein Stück ſeiner Situation betrachtet, und als Mittel gebraucht, ſeine Empfindungen damit zu äußern, und dem Gemählde ſelbſt durch die Art der Zuſammenſtellung ſeine eigene Phyſiognomie aufdrückt — Sie haben die Rezenſion geleſen, und werden mich ſchon verſtehn: Sie ſehen, ich habe nur den Sinn behalten, und auch iſt das mehr mein alter eigner; es wäre Jammerſchade, wenn ich nicht beſſer dächte, als ich mich ausdrücke —, thäte man das nicht, ſo wäre man ein mechaniſcher Kopiſt, oder Erzähler; nun ja, das dünkt mich iſt alt genug; aber auch bloß Erzählen iſt manchmal dichteriſch, und bloß Kopiren das dichteriſcheſte in einem Werk; zu rechter Zeit nur das zu thun iſt groß, und fordert eben ſo tiefe Menſchenkenntniß, als Empfindungen und Ideen in die Beſchreibung einer Landſchaft zu bringen. Sehen Sie, ſo giebt's noch tauſend Branchen, die er hätte ausführen und ohne ſie einzuſchränken unter eine Regel bringen können; dann hätt' er über die Dichtkunſt geſchrieben: Sie werden ſagen, in einer Rezenſion gehört das nicht an; gut. Hat er aber re-

genſirt? gar nicht. Er hat ein paar Gedichte angeführt, wo er den hüblichen Gang derſelben, als Beſchreibung lebloſer Gegenſtände, ausheb't, und den Versbau lobt; ja hören Sie, wenn das nicht drin wäre, ſo wären ſie auch ſchlecht, und wie alle Frühlinge in allen Kalendern. Da er doch geſucht hat, ihn zu loben, ſo wundert mich erſtaunt, daß er nicht andere Dinger dieſer Sammlung genommen hat, als „die Elfen" und noch einige, deren Namen mir nicht einfallen will. Soll ich das für neu halten, daß er ſagt, der Dichter müſſe nicht zu ſubjektiv zu Werke gehen, und ſich mehr an den objektiven allgemeinen Eindruck der Dinge halten, die man natürliche Empfindungen nennt: weil es nothwendig iſt, daß man viele Deutſche, — was ſag' ich viele? Legionen! — von neuem daran erinnern muß, daß ſie nicht von ihrem Birnbaum, ihrer Charlotte, und endlich ihren ſeichten unverſtändlichen Empfindungen ſprechen ſollen? — Die Meinung, daß ein Dichter, wenn er ſimple einfache Verhältniſſe oder Naturerſcheinungen ſchildern will, es nicht thun ſoll als ein Menſch, der ſich nicht feinere und verwebtere hat denken können, ſondern als ein Menſch, der ſie nicht hat finden können, in der wirklichen Welt (ich weiß Schillers Worte nicht; ich glaub' er ſagt praktiſches Vermögen) und zu dem Einfachen wie durch das Fegefeuer gereinigt zurückkömmt, halt' ich auch nur wie verſteckten Tadel; wie das bischen Rezenſion überhaupt; die überhaupt nur eine ergriffene Gelegenheit iſt, Gedanken vorzutragen, die man (je unreifer ſie ſind) nicht mehr gut findet bei ſich zu tragen, und eine Probe ſind, die man ſich ſelbſt ablegt, nach den neuen Syſtemen die Dinge zu

nehmen. Denn ſonſt kann dieſe letzte Regel nur unerzogenen Menſchen gelten, daß die keinen Geſchmack haben iſt ausgemacht, daß zu dem ſittliches Gefühl, zu dieſem Vernunftprüfung unſrer eignen Empfindungen gehört, eben ſo; und daß man ihnen keinen einſchwätzen wird, noch gewiſſer. Und daß die nicht verſtehen was Schiller ſagt, noch gewiſſer; jemehr dieſer letzte Gedanke neu ſein und auf viele andre Dinge angewendet werden könnte. En elligie käm' ich in der Litteraturzeitung, oder andern ſolchen Orten vor, wenn ich nicht das erbärmlichſte Nichts wäre, und man um dieſen Brief wüßte; als das ſchamloſeſte Geſchöpf würd' ich von Partikuliers beider Geſchlechter verabſcheut, wenn andere Leute, als Gelehrte, darum wüßten: aber auch Sie bitte ich, mich, noch jetzt wenigſtens nicht, für zügellos arrogant zu halten, bis Sie meine Meinung über die zweite Rezenſion geleſen haben, von der ich eben ſo aufrichtig reden will; ſonſt müßten Sie dann ſchweigen, weil Sie nicht wüßten, womit Sie mich vergleichen ſollten. Die Rezenſion über den Gartenkalender hab' ich noch nicht geleſen, weil ich mir geſtern von Hrn. von Brinckmann einen Pack Litteraturzeitungen geben ließ, und wie ich ſie die Nacht durchſuchte, keine Gartenkalender-Rezenſion, ſondern eine über Woldemar von Hrn. von Humboldt finde, von der ich mich ſchon lange abſchrecken ließ, weil ſie dieſelbe für zu ſchwer ausſchrieen, und ich beſcheiden-dumm es glaubte (es verleitet doch nichts mehr zur Dummheit als Beſcheidenheit, das iſt ausgemacht), aber da ich ſie einmal in Händen hatte, ſo bracht' ich ſie auch vor die Augen. Ja wirklich dann würd' ich mich ſchämen, wenn ich die nicht verſtünde, und ſie mir einmal

mal einer erklären könnte; nicht daß ſie leicht wäre, ich geſtehe ſelbſt, man muß ſchon über die Dinge, von denen er ſpricht, gedacht haben, um zu verſtehen, was er ſagt, aber eben, darüber nicht gedacht zu haben, würd' ich mich ſchämen: als ſittliche Frau ſchämen; ich glaube das iſt alles, was man darüber ſagen ſollte. Eine Frau iſt wirklich ſo elend, als ihr partage (ich weiß nun kein Wort) zu ſein ſcheint, wenn ſie nicht einmal weiß, warum es ſo ſcheint, und was ſie vermag und nicht vermögen ſoll, um es nicht ſo zu machen als es ſcheint; ſie iſt wirklich elend, wenn ſie nicht wenigſtens Hrn. von Humboldt ſchnell verſteht, wenn er auch Dinge ſagt, die ſie niemals würde geſagt haben: gewußt muß ſie ſie haben, oder ſie iſt wirklich als eine Unterklaſſe, wofür ſie viele halten, zu bedauern; und iſt wirklich ſo elend, als alle elende Menſchen, die nicht beſſer ſein können als ihre ſchlechte Lage. Sogar geſchrieben ſcheint mir dieſe Rezenſion leicht, — mir, der die einfachſte Geſchichte manchmal ſchwer zu verſtehen weiß, die niemals Worte hat etwas auszudrücken, und die der Andern ſchwer verſteht, — wegen ihrer Präziſion, Beſtimmtheit, und großen Zuſammenhange. — Weh mir, mit was für Menſchen iſt man umgeben! Hören Sie! für ſo dumm habe ich ſie alle doch nicht gehalten. Für einen außerordentlich philoſophiſchen Kopf ließen ſie Humboldt immer gelten, und rühmten ihn, und erhoben ihn! aber die Menſchenkenntniß wollten ſie ihm abſprechen. Hat er denn nie mit ihnen geſprochen, wie er in dieſer Rezenſion geſchrieben hat? oder haben ſie ihn total nicht verſtanden! Sonſt müßten ſie ja nur all ihr bisches Wunder

ver ſeiner Menſchenkenntniß niedergelegt haben, und hätten den philoſophiſchen Kopf ganz vergeſſen müſſen: nicht als ob er ihn bei dieſer wunderbaren Rezenſion vergeſſen hätte, im Gegentheil, er hat darin beſtimmt, was Menſchenkenntniß iſt; er hat ſie als eine Kunſt ſo zu ſagen zergliedert und feſtgeſetzt, und weil die nun einmal ſich an Moralität und Menſchheit lehnt, dieſe zu Regeln gemacht, wie Schönheit bei Kunſt, und auch die Regel wieder als Schönheit und natürliche Konſequenz zergliedert und befeſtigt. Kurz, der weiß das Beſte nicht, der dieſe Rezenſion nicht verſteht, und wer ſie nicht über allen Ausdruck bewundert, verſteht ſie nicht. Nun nennen ſie mich anmaßend, und wie Sie wollen! — aber noch nicht, das Beſte kommt noch! Sie werden doch nun gewiß glauben, ich nehme mein Urtheil über Woldemar zurück? Stehen Sie ſich vor: nein! Ich will einräumen und muß glauben, auch Jacobi habe alles das über ſein Buch gedacht, was Hr. von Humboldt drüber ſagt: ſo kann ich damit noch nicht zufrieden ſein, und mache eben, was beim Rezenſenten das übermäßigſte Lob iſt, beim Verfaſſer zum Tadel. Ein Roman iſt doch immer ein Kunſtwerk des Genie's, worin man alles das wohl finden muß, was Humboldt ſagt, und was man auch in jeder Schilderung menſchlicher Situationen findet, wenn ſie mit Wahrheit geſchildert und nicht von gemeinen Menſchen genommen ſind. Hr. von Humboldt hätte über jeden nicht ſchlechten Roman dieſe außerordentliche Rezenſion machen und das drüber denken können; aber Jacobi muß das nicht denken, wenn er ſchreibt, und das dünkt mich las ich in ſeinem Buche; ich fand immer die Feſtſetzung eines

Syſtems darin, und nicht außerordentliche Karaktere, die mich es finden ließen, wenn ich ſie unterſuchte; es kam mir immer vor, als theilte er mir einen Plan mit, wie er ein Buch machen wollte, und darum konnt' ich nie Genie darin finden; Sinn, Menſchenkenntniß, Philoſophie immer, und im zweiten Theil vermißt ich auch die. Ein Genie muß Vorfälle der Natur ergreifen und zuſammenzuſtellen wiſſen, und mit drunter andeuten, was es ſelbſt darüber denkt, oder auch nicht, ſo muß man, wenn man ſelbſt nachdenkt, allgemeine Regeln darin auffinden können, oder als Wahrnehmungen drin finden; ein Kunſtwerk muß mir aber nicht immer ſagen, was es will, es muß es gleich zeigen. Darin unterſcheidet ſich die Rezenſion von dem Werke ſelbſt, daß ſie rezenſirt, und Jacobi's Werk kommt mir nur vor, wie eine Skizze zu Hrn. von Humboldts Rezenſion, und es ſollte doch der Text ſein. Ein guter Rathgeber müßte Jacobi einem neuen Goethe oder Rouſſeau in ihrer Jugend ſein. Man muß wohl etwas zu beweiſen im Sinne haben, wenn man einen Roman ſchreibt, aber man muß noch jung genug in ſich ſein es nur zu fühlen, und es nicht ewig analyſirt auf der Zunge tragen; ſonſt wird's eine Lehre, wie man beweiſen ſoll, und nicht ein lebendiges aus der Natur gegriffenes Exempel für den Beweis. Darum ſcheint mir Hrn. von Humboldts Rezenſion ſo voller tiefen zerlegten Inhalts, der hier Genie iſt, weil er unterſuchen ſoll, und in Jacobi's Roman ſelbſt keins. Schreiben Sie mir ja genau Ihre Meinung hierüber: und ſprechen Sie einmal mit klugen Leuten darüber; denn daß was Kluges herauskommen kann, glaub' ich wohl. Nun will ich einmal

mit Humboldt ſelbſt den zweiten Theil des Woldemar durchgehen. (Ich habe die Litteraturzeitung noch). Daß er immer ſagt Jacobi habe nur Fingerzeige gegeben, das ſind' ich nicht: aber hat er deutlich und vernehmlich beſtändig geſprochen. „Etwas Zartes, wie das ſtille Bündniß zweier Herzen, ſcheut jede, auch die leiſeſte Berührung," ſagt Humboldt wahr; aber ein Herz, wo ein guter Kopf drauf ſitzt, läßt ſich doch von fremder Berührung nicht irre machen. „Nur aus ſich ſelbſt will es hervorgehen, nur in unentweihter Einſamkeit will es ſich entwickeln, und die Hand, die ſich ihm naht, kann es zerwichten, ehe ſie es berühret." Ich glaube, eine profane Hand kann es nie berühren, und nie den Einfall haben es berühren zu wollen, denn die ahndet es gar nicht. Können ſich denn nicht ein Paar geſcheidte Menſchen verheirathen, wenn ſie auch wiſſen, daß ſie nicht zum Heirathen ſind, und fortleben vor wie nach, ohne daß es die Andern merken; und findet eine Henriette, daß Woldemar eine Alwina haben muß, kann ſie ſie ihm nicht ohne Lärm und ganz façon geben? Wer wird denn Personen die einzelnen ſchönen Züge abläugnen, aber zum Verwechſeln ſind ſie mir zu bekannt, und in meine Welt zu oft zugekommen. „Und eine gewiſſe Befreundung mit Dingen dieſer Erde iſt ſüßer, als die Weiſen denken," führt Hr. von Humboldt an. Ja, das hat Rouſſeau in der Heloiſe, Goethe im Werther und Taſſo, tauſendmal bewieſen, und nicht geprediget; der Franzoſe läßt die Dame den Salat mit den Fingern rühren, und viel mehr dgl. und Goethe läßt die Damen Taſſo'n Kleider ſticken und wählen, und ihn nur deſto beſſer darum lieben, und Werthern entzückt Brot ſchneiden

ſehen, tauſend Dinge für die Kinder machen u. ſ. w. Hätte doch Hr. von Humboldt eins von dieſen Werken vorgenommen, ſo hätte man zwei Genie's zu gleicher Zeit bewundern und verſtehen lernen, und das größte menſchliche Vergnügen gehabt, ein Genie das andere bewundern zu ſehn. „Nachtheilige Stadtgerüchte" müſſen eine Henriette auch nicht einen Augenblick (und können auch gar nicht, wie ſie uns Jacobi ſchildert) verleiten, Woldemar in Unruhe zu ſtürzen, den ſie kennt, und dem ſie ſich lange in ſich aufgeopfert hat („ſtill ſich widmete" ſagt Goethe in Erwin und Elmire, das könnten Sie doch nicht wiſſen). Das auf dem Sterbebette des Vaters gegebene Gelübde iſt nicht außer der Natur, tritt aber, wie Hr. von Humboldt ſelbſt anmerkt, hier affektirt auf: hat ſie's aber gegeben, warum iſt ſie mit Woldemar nicht auf dem Fuß, daß ſie's ihm ſagen kann, oder hält es wofür es iſt, für ein Freundſchaftsſtück an einen nicht mehr zu ändernden, ſterbenden, angſtvollen Vater! Und warum kann es Woldemar nicht gelaſſen hören? Sie ſind alſo beide noch nicht fertig! Hätte Hr. von Humboldt doch über fertige Menſchen ſo geſprochen, die durch äußere Umſtände ſo in Verlegenheit ſind, und wo man nicht jeden Augenblick denken muß: könnt' ich ihnen nur die Augen öffnen; und lieber mitfühlen muß, wie ſchrecklich es manchmal zu leben iſt, und daß dann von Verzweiflung nichts retten kann, als eben das, was die Trauer macht; daß man beſſer iſt, als wofür man muß gehalten werden: das wäre göttlich geweſen! Warum hat er Taſſo nicht genommen; da ſind ſie geſittet, und können ſich doch nicht helfen. Die Lage, daß Woldemar und Henriette zu liirt ſind

um ſich zu heirathen oder zu lieben (das erſtere geht noch weit eher an), iſt mir nicht beſonders und nicht neu; wie mir auch alles, was Hr. von Humboldt noch ſehr Schönes von Sinnlichkeit, Moral und überhaupt Allgemeines ſagt, ſehr verſtändlich, deutlich und begreiflich ſcheint. Auch die Einleitung zur Rezenſion haſt' ich verſtanden: und gleich und ſehr leicht. Wundern Sie ſich nur nicht: und glauben Sie's nur. Morgen werd' ich Ihr kleines Briefchen beantworten, heute bin ich zu müde. Ich bleibe alſo bis jetzt dabei, im zweiten Theil werden ſie plötzlich toll; ich hatte das Buch ganz vergeſſen, und nur mein Urtheil darüber behalten. Humboldt hat's recht aufgefriſcht. Die Rezenſion iſt was Erſtes! Dabei bleibt's; göttlich! —

Den 16. November 1794.

Ich kann mich von den Rezenſionen gar nicht wieder freuen! Sie iſt doch außerordentlich, die des Woldemar! Sie haben keinen Begriff, wie mir die gefällt. So zuſammengegriffen, was man beurtheilen ſoll und dann, wie man's beurtheilen ſoll. Ich will nunmehr nur einmal aufhören; aber ſo hab' ich mir lange gewünſcht möcht' man einmal die Menſchen nehmen: und nun kommt ein Humboldt und thut's, ſo ein Humboldt, den man kennt. Nein, dieſe Satisfaktion iſt zu groß. Sie müſſen nur wiſſen, daß ich bei der Matthiſſonſchen Rezenſion nicht reines Gemüths war: denn man hatte mir vorher ſo viel geſagt, und beſonders ſie ſo enorm ſchwer ausgegeben, daß ich in Ärger verfiel ſie zu finden wie ſie iſt. Ich weiß ſelbſt, daß ſie Hr. von Humboldt ſo ſehr

gut fand, und die eine Idee ſo beſonders, „daß der Menſch dahin zurückkommen müſſe, aber nicht ſtehen bleiben, von wo aus ihn die Natur ſchickt;“ das alles hat mich anſtatt einzunehmen, nur noch kritiſcher gemacht. Kennen Sie gar keinen ordentlichen Menſchen in Jena? Reden Sie doch einmal mit einem von der Rezenſion, und als ob Sie meiner Meinung wären (den Hals wird's Ihnen doch nicht koſten), und hören Sie, ob alle Menſchen Sie für unſinnig halten, und ob ich's auch thun muß! Denn zu denken, vielleicht biſt du verrückt, iſt ſchrecklich; weiß ich's gewiß, ſo reformir' ich mich. — —

Ich ſoll Ihnen ein Wort über den Hrn. von Humboldt ſchreiben; ich weiß keins, das werden Sie doch deutlich aus den vorigen Blättern ſehen. Und wenn ich ſagte, verlaſſen Sie ſich nicht zu ſehr auf ihn, ſo meint' ich, verlaſſen Sie ſich nicht zu ſehr auf ſich und das Verhältniß, das zwiſchen Ihnen beiden ſein kann, und ſein Sie immer fein, zurückhaltend, artig (im Syſtemſinne, lieber Jünger), und was er ſich erlaubt (im Urtheil hauptſächlich), erlauben Sie ſich nicht: und diesmal war es zu „ſorgliche Freundſchaft“, was aus mir ſprach. —

Ich fühle mit Ihnen; das heißt, ich nehme Antheil und bedaure Sie, daß Sie ungeſellig leben müſſen. — Ich beſchwöre Sie aber auch, bei allen Seelen aller ſeligen größten Generale, unſren Friedrich an der Spitze, benutzen Sie dieſes Herzeleid, wie die Spitze meiner Beſchwörung ſo oft thut, und brauchen Sie eine détaite, wo die Welt und Sie ſich verloren glauben, ſich unverſehens aufzuraffen über den An-

blick von Tapferkeit und Ermattung zu siegen, und durch Muth und Fleiß alles zu ersetzen, was Sie verloren gaben, um ermüdet, aber mit Sieg gekrönt und ruhig, den Genuß Ihrer schweren Thaten erwartend, in Ihre Hauptstadt einzuziehen. Was bleibt einem anders übrig, als recht viel zu wissen! Erst heut und gestern hab' ich rasend werden wollen (und will noch), daß ich nichts weiß, und nichts lernen kann, denn ich fühle, was das für ein Geschick sein muß, das einem das giebt. Und dann muß man doch jetzt recht viel wissen, sonst weiß man gar nichts. —

Ihre Leidenschaft für unsren Briefwechsel ist ganz rechtmäßig, und im höchsten Grade auf das Gefühl der Würdigkeit gegründet; und wenn die äußern Umstände etwas thun, so wägen sie (o! ich werde mich entsetzlich ausdrücken, ich kann aber nicht anders) Ihnen nur gleichsam größeren Raum geben, in dem Sie sich so recht über diesen Briefwechsel freuen; daß, da Sie doch alles Genusses (ich muß das Wort brauchen) beraubt sind, sie Ihnen doch diesen, den Sie mit Leidenschaft lieben, haben lassen müssen, und noch selbst dazu haben thun müssen, ihn zu erhöhen. — —

Den 17. November.

Zuletzt, wenn man's auch gar nicht mehr bedarf, kommt alles in Gleichgewicht, also auch wohl ich, mit der dankbaren Welt, und ihr Urtheil über mich, und alles was ich wohl könnte mit ihr zu theilen haben. Mir gefällt (ich sahe hier fort in Ihrem Brief, wie Sie's gethan haben, obgleich ich keine Folge einsehe) diese ungleiche Mischung von Aufrichtig-

keit und Zurückhaltung, die unter uns obwaltet, daher bin ich nicht neugierig zu ſehen wann ſie ſich wird in Gleichgewicht geſetzt haben; denn ich halte es nicht für unmöglich, aber dann würde es mir nicht ſo gut gefallen, ſtell' ich mir vor; ungeachtet ich weder für, noch dagegen, mit Willen etwas thun werde: und überhaupt kommt ſie mir nicht ſo problematiſch vor. —

Nun kommt wieder Woldemar. Ja freilich hab' ich Humboldts Rezenſion geleſen: ja, ſie iſt „ein Kunſtwerk", das war das Wort. Nun es iſt mir doch lieb, daß ſich unſere Urtheile begegneten: urtheilen Sie über dieſe beiden Urtheile, ich will Ihnen nicht vorgreifen, um ſo mehr da ich ſchon weiß was ich denken ſoll. Die Ideen in Woldemar, obgleich ſie mir in Zuſammenhang mit Jacobi's übrigen Werken nicht geläufig ſind, waren mir recht faßlich und keinesweges unbekannt; um ſo mehr, da er ſelbſt deutlich genug davon verſpricht. Ich fühle ganz wie lächerlich es klingt, aber um wahr zu ſein muß ich's diesmal ſagen, nur ganz Unkundigen (wie Humboldt ſagt) können ſie entgangen ſein. Sie haben übrigens mein Entzücken über dieſe Rezenſion zu Gedanken überſetzt: und wenn ich mich mir ſelbſt deutlich machen will, leſ' ich die kleine Stelle in ihrem Brief drüber. Die Lieblingsidee, der man darin auf die Spur kommen kann, iſt, glaub' ich, was die wahre Bewunderung einfordert. — Hrn. von Brinckmann will ich ſo gut als mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen; er hatte ſich zwar geirrt, und mir ſtatt der Gartenrezenſion eine theologiſche gelaſſen, aber die Humboldt'ſche gab er mir mit Bedacht. — —

Hören Sie, mit der Delikateſſe bin ich ſehr liirt, und um Ihnen nur eine confidence zu machen, ſie hat meine ganze Liebe; und ich bin ſo paſſionirt, daß ich auch meinen ſcharfen Augen nicht traue, und ſie nicht von der Hand laſſe. Und noch ganz beſonders darum, weil mich das vor vielen Begegnungen ſchützt, denen ich mit einer andern Paſſion ausgeſetzt ſein würde, die ich ſchlechterdings nicht vertragen kann.

Thümmel kann machen was er will; ich habe auch den erſten Theil geleſen, und wenn Sie den zweiten werden geleſen haben, werd' ich's auch thun. Warum wird man nicht affektirt ſein, wenn man ſonſt nichts in ſich findet; und warum wird Affektation nicht verhindern das zu finden, was ſonſt noch da ſein kann? —

Es iſt etwas Gleichgültiges, aber Sie werden doch Antheil nehmen, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich vorige Woche in himmliſchem Wetter zwei Tage mit den Geſchwiſtern, dem jungen Ehepaar, mehreren Damen und zwei Engländern in zwei Wagen in Potsdam war, alles geſehen habe und göttlich gefunden, beſonders eine Ausſicht vom Belvedere aus, über Potsdam, Sansſouci, Palais und alles, und wohl ein paar Meilen in die Runde Spree und Havel vereinigt, und ein enormes Vergnügen nach meiner Art gehabt habe. Uibrigens hab' ich ganz prächtig Konverſation mit den Engländern machen können, die ihre Sprache ſprachen, und ich franzöſiſch. Mit meinem Engliſch geht's wunderſchlecht, drum ſchwerig' ich ſo ſehr.

Graf Bernſtorff war hier: er hat mich nur grüßen laſ-

ſen, und ich hab' ihn nur im Wagen geſehen. Das verſchmerz' ich nicht. Kann ich mich nun empfehlen? —

An D. Veit, in Jena.

Berlin, den 19. December 1794.

„Außer meinem Leben könnt Ihr mir nichts nehmen, was mir gleichgültiger iſt", antwortet Hamlet dem Oldenholm, als der ihm ſagt: „Ich will Abſchied von Euch nehmen, gnädigſter Herr". So etwas ungefähr hab ich Luſt Ihnen zu antworten, darauf daß Sie mein Urtheil Humboldten gezeigt haben; denn auf nichts in der Welt hab' ich weniger Anſpruch zu machen, als auf ein litterariſches („um dieſes armſelige Wort beizubehalten," ſagt Oldenholm zu ſeiner Tochter, als ſie ihm von Hamlets Zuneigung ſprach) gutes oder rechtes Urtheil. Alſo nichts kann mir ſchmeichelhafter ſein, als wenn man ein ſolches von mir billigt, und auch nichts gleichgültiger, als wenn man ein ſolches von mir zeigt. Wenn ich aber dieſes Zeigen für ſo wichtig, als Sie es thaten, gehalten hätte, ſo würde ich's im Leben nicht gethan haben, denn was in der Welt hätte von der andern Seite den Kalkül richtig machen können, wenn Sie bei mir wirklich ſo viel verloren hätten, als ſie ſich einbilderiſch vorſtellten? Mein Urtheil „war ſo richtig und gründlich, daß es ſo viel Würdige als möglich wiſſen mußten." gut! aber ſo erforderlich ſcheint mir das doch nicht, um ſo viel auf's Spiel zu ſetzen. Sie haben aber auch gewiß dabei gewußt, wie ich's

erfreuen sollte; und darum nur thaten Sie's. Genug davon: denn ich finde, man kann mit einem Briefe, worin ein Urtheil über ein Kunstwerk steht, machen was man will; und alles Persönliche fällt weg, wenn es ein Mädchen geschrieben hat, wo man das, was einem nicht darin gefallen mag, auf die leichteste und rechtmäßigste Art, als Ignoranz von ihrer Seite, verwerfen kann. Was aber in der That nicht hübsch war, ist, daß Sie mich deßhalb so lange auf einen Brief haben warten lassen! Wie komm' ich dazu! Warum lassen Sie mich warten, wenn Sie Lust haben meine Briefe zu zeigen, und warum speisen Sie mich nun mit einem solchen ab? denn auch daran, daß Sie den Tag so wenig Zeit haben, so kurz und obenhin sein mußten, hat Ihr langes Warten Schuld; hatten Sie mir den Tag schreiben zu müssen geglaubt? Ist das mein Lohn! Sie! mit Gerechtigkeit und Empfindung. Ach, ich sehe wohl, ich stehe zu hoch bei Ihnen; Sie verkennen mich. Ich bin eitel. Es ist bei Gott wahr, glauben Sie mir. Und schreiben Sie mir genau, wenn auch nicht ausführlich, was Sie Humboldten gezeigt haben; und was Sie Exklamation nennen. Ich will es wissen, hören Sie! Wie oft langweil' ich mich Ihnen zu Gefallen? Noch eins? wenn er sich nicht gewundert hat, so hat er sich auch nur vor Ihren Augen gefreut; denn, ist das Urtheil gut und richtig, wie es neu und original gewiß ist, er hat nicht gewußt, daß ein solches mein sein kann, und mußte sich gewundert haben. Hat er denn über Woldemar eingestimmt? So hat er ja der ganzen Welt Pulver vorgestreut, die es verdient! Sie antworten mir über nichts, und so sehr gut

über das bischen, worüber Sie antworten; ſehen Sie alſo, was Sie für ein wenig Gerechtigkeit empfindender, wenig wohlthuender Menſch ſind! — Eine eigene Art haben der Herr Veit mir Briefe abzuzwingen. Sie beweiſen immer, daß Sie in Todesangſt wären, wenn ich nicht ſchriebe: was kenn' ich Schrecklicheres als Angſt, ich ſchreibe alſo. Und das Einmal wie das andere. Nun, nun, man treibt's wie es geht: würd' es mal anders gehn, Sie trieben's anders. Das iſt keine Kunſt. Was hab' ich in der langen Zeit denken ſollen? Freilich hatt' ich keinen Urtheilsſpruch von Ihnen zu erwarten, der auf Tod und Leben von ſo viel Schönem und Edlen ging; aber ich konnte mich doch auch ſogar ängſtigen, denn was konnt' es ſein! Daß ich den einzigen Fall, der wirklich war, nicht rathen konnte, müſſen Sie gewußt haben. Warten Sie nicht wieder ſo lange, und ſchreiben Sie mir nicht wieder ſo wenig Antwort: und nun iſt Friede. Klug haben Sie auch gehandelt; da Sie ſich doch ſchon verleiten ließen, werthe Weſen (Sie wiſſen doch, welches Wort ich nicht brauchen darf? künftig mach' ich ein Quadrat bei ſolcher Gelegenheit) auf's Spiel zu ſetzen: auch hab ich, und hätt' ich auch ohne Ihr Erinnern, kein Wort von Ihnen als Buße angeſehn; und Ihr procédé gefällt mir; obgleich ich die Sache bei der Meinung, die Sie davon hatten, nicht würde gethan haben.

Mein lieber Herr, thun Sie mir auch was zu Gefallen, und ſagen Sie mir (wahr), wie es ſich machte, daß Sie mit Hrn. von Humboldt von mir und meinen Briefen ſprechen konnten: das alles will ich genau wiſſen! — Heute hab'

ich Ihren Brief in der Tasche und nicht neben mir, es liegen zu viel Bücher auf dem Tisch; ich schreib' also, was mir einfällt. Ich geh noch in die Komödie, brenne schon Licht, und bin noch nicht frisirt, es ist vier Uhr, oder so was. — Ich finde es nicht so sonderbar, daß Sie mich um Rath fragen, ob Sie sich die preußischen Staaten, oder auch Deutschland, verschlagen sollen; oder nur so, wie mir denn das Rathfragen überhaupt vorkömmt. Und auch darin denke ich über Sie besonders: denn ein Mensch, der gar glauben kann, daß eine Frage stattfindet, wenn die Rede von einer Aufopferung ist, die ein halbes Jahr betrifft, das doch in keinem Fall ohne Fleiß verloren geht, in Vergleich von immerwährender, wahrscheinlicher Versagung seiner, unserer, Staaten: der muß fragen; worauf denn ich antworte: Sie gehen ohne alle weitere Überlegung nach Halle. Nicht, als könnt' ich Sie mir jemals als einen Doktor vorstellen, so wie man doch alles in Gedanken kann, oder als ob ich's jemals gethan hätte; aber Sie müssen's doch immer sein können, und auch bei uns. Ich kann mir gar nicht denken, daß Sie etwas Bestimmtes sein können: auf diese Weise ein Amt oder Stand, gleicht mir so sehr einer Einschränkung, als eine Heirath; und wie weit eher begegnet man nicht einem verständigen Mann oder einer solchen Frau, als einem solchen Amt oder Stand! „Man muß aber leben!" hallt es vom Schilde aller Vernünftigen wieder, worauf ich jetzt schlug, ich weiß es; „daher aber die schlechten Ehen," hau ich wieder zu; „wie ist es zu ändern?" hallt es wieder; das weiß ich nicht, ich sag' auch nur, es ist schlecht.

Den 11. December

Apropos! Keinem Menſchen antwort' ich mehr auf ſo etwas; nicht aus Eigenſinn oder Vorſatz, nein, weil ich nicht kann, und auch über die gewöhnlichſten Dinge nicht mehr Rede ſtehen kann, niemals weiß wo ich wohl anfangen ſollte, und was ich ſo eigentlich zu vertheidigen habe. Sie haben mir noch ein Stück zur Erklärung der Mißverſtändniſſe der Leute über mich geliefert: ja ja, Sie mögen gewiß Recht haben, aber — erſtlich ſchaden Sie mir und helfen ſie mir gar nicht, Freude hab' ich von keinem, und wär' ich — wofür ſie ſich ausgeben, ſo würden ſie mir in meiner Gegenwart nicht beſſer begegnen, als ſie thun, denn ich muß es nur ſagen, in meiner Gegenwart genieße ich die größte Achtung, und welcher Menſch hat nicht die Hälfte der Andern wider ſich! Mir alſo kann, muß, mit einer ſehr kleinen Zahl für mich ſehr genügen, ſogar überflüſſig, wenn ich als erbärmliches Mädchen bedenke, wie die für mich ſein müſſen. Abſcheulichkeiten (im Sinn der Leute) erinnere ich mich ſchlechterdings nicht geſagt zu haben; ſogar in individuellen Geſchichten geb' ich immer dem Unrecht, der mit mir ſpricht — darüber muß ſich die Honnetetät freuen; freilich erinnere ich mich oft vertheidigt zu haben, was die unbegreifenden Stümper alle thun — mehr oder weniger, mit erſtaunten Abtheilungen und Modifikationen — das iſt aber alles meine rechte Schuld nicht: ſie können's mir gar nicht vergeſſen, daß ich zu meinen 14. Jahren witzig war, ſie fürchten mich, weil ſie mich für klug halten (ihr gewöhnlich Wort); ſie wiſſen

aber nicht, daß ich einen verständigen Gedanken im Kopf habe; aber ein paar Bonmots sind ihnen von mir zu Ohren gekommen, die meistens Tadel überzogen, und nun ist ihnen jeder Blick aus meinen unglücklich tiefliegenden Augen zuwider und verdächtig; und was diesem Haß den rechten Schwung giebt, und ihn, so unbedeutend ich bin, frisch erhält, ist, daß sie mich keiner Grobheit zeihen, und mir keinen schlechten Streich nacherzählen können, und doch sehen, daß ich mir nichts aus ihnen mache. Das ärgert von einem jeden, und das vergiebt man nicht. Sein Sie versichert, ich bin kein närrischer Phantast, dem das schmeichelt; — wenn ich's ändern könnte, thät' ich's: ich büße aber, und dabei ist denn nichts zu thun, als zu büßen. Meine Buße besteht in Ennui; daß man mir oft nicht traut in Ernst und Spaß; daß man mich ins Gesicht und hinter meinem Rücken anklagt, ohne daß ich mich vertheidigen kann, weil ich immer nichts zu vertheidigen weiß; daß ich sehr oft in Verlegenheit komme, nicht in Verlegenheit kommen zu können; daß ein jeder Narr denkt, er erfüllt seine Pflichten — wie sie ihre Seichtigkeit nennen, gewöhnliche Dinge in hundert Abtheilungen zu thun, was man mit Einmal konnte, und tausend ekelhafte, wässerige Etcetera's; daß sie mich verschreien, und mir trauen, denn sie machen mich zu ihrem Confident. Das muß ich ausstehn. Weiter aber nichts. Keine Kränkung, keine Erniedrigung, keinen vergeblichen Wunsch: aber stören thun sie mich auch; denn, das ist wahr, sie erschweren mir oft die Schritte, die ich mache, durch unzeitiges Lob, welches fast noch ärger ist, als ihr plumper unsinniger Tadel, welche Epitheta ihrem Lobe

noch weit mehr gehören. Und das ist der schlimmste Effekt dieses Defekts meiner Renommee; denn nur eigentlich ein kleines Pünktchen auf dieser wirft all den Schatten, der mich so viele Konfusion erleben läßt. Und dieses Pünktchen, das ist wahr, würde mir, sollte ich mal meine jetzige Gegend verlassen müssen, diese schwere Abreise einzig erleichtern. Denn ich gesteh es, einmal frisch wo anzukommen, wo mich noch keine geborne Bekannte kennen, sollte mir sehr wohl thun! Und ich goutire des Herrn von Humboldt Lebensweise mit einem großen Seufzer; den ich seufze: und denn doch, erhaben über Gram und Schmerz, weiter lebe; wie ich kann. — — Ich bin in vielen Fällen unvermuthet gelassen und geduldig, und hab' auch erlangt mir vieles abzugewöhnen, was ich nicht an mir leiden konnte; aber darin hab' ich noch kein Sandkorn breit über mich gewonnen, nicht eine unwiderstehliche Leidenschaft zu haben, auf verkehrte Fragen — und besonders, und fast nur, wenn sie mich betreffen — immer verkehrte Antworten zu geben, und wär's auch nur durch Miene, durch ein enthaltenes oder gezwungenes Lächeln, kurz durch ein Nichts, ich muß sie geben. Nie fällt's mir ein, und ist mein Vergnügen gar nicht, jemand zum Narren zu halten (wie man so sagt), so sehr man mich dessen beschuldigt und von mir fürchtet, aber wenn mir so einer — wie sie denn manchmal unwiderstehlich thun — in's Garn läuft, dann geschieht's mir wohl, daß ich ihn, der Unglaublichkeit wegen, noch ein bischen besser umwinde, auch dünkt's mich immer eben so unhöflich ihn zurückzuführen. Das kann ich im ganzen Ernst aus Höflichkeit nicht; und ganz unange-

sacht bei komischen Gelegenheiten bin ich immer noch nicht. Ist das Verbrechen? Was thun die Andern? Wie schweig' ich! Nie kann in der Welt nichts vortheilhafter sein, als eine Belohnung; und ich habe nicht einmal das Glück daran zu glauben, — Vergeltung mein' ich eigentlich. Man verfährt wirklich von mancher Seite grausam mit mir; obgleich ich nur daran denke, wenn ich's schreibe, und in der That wenig von dem bedarf, was man mir geben könnte. Ich habe mich darum unterfangen so ausführlich gegen Sie von von mir zu sein, weil ich die Meinung habe, es sei von einem jeden Menschen interessant, Wahrheit von ihm über sich zu hören: und bei Ihnen ist das gar ein gout particulier. Ich wurde zu dieser Weitschweifigkeit durch die Stelle Ihres Briefs und mich selbst verleitet. Sollte man niemals thun, wozu man Hang hat! Nun, so wäre das Gegentheil auch das einzige, was einem übrig bliebe. Aus dem Fenster stürzen.

Den 12. December.

Sie haben mich auch gefragt, wie ich lebe. Wissen Sie's noch nicht? Bei allem was heilig ist und bei meiner Ehre, „es ist des An- und Ausziehens nicht werth, der Morgen nicht zu neuen Freuden nicht, und der Abend läßt keine Lust zum Essen übrig." — Manche ganze Woche bin ich zu Hause. Westerl immer. Geben sie mir keinen Rath! — Das kann mir nicht gefallen; daß aber die Zeit so stille stehen möchte, wünsch' ich doch: denn nun kann's nur ärger kommen — wenn nicht Fortuna große Loose herunter schickt; und ob ich gewöhnt bin, die von ihr zu erwarten, ist gar keine

Frage — mündlich könnt' ich Ihnen das alles detailliren. Ich wünsche keinen neuen Sommer, keinen neuen Winter, nichts wünsch' ich als ich mehr. Denn voriges Jahr wünscht' ich nur zu reisen, weil ich krank war; aber jetzt bin ich seit acht Wochen gesund, und bedarf also das auch nicht mehr; als ich möcht' ich auch nicht reisen. Nichts wünsch' ich jetzt, als mich zu verändern, äußerlich und innerlich, ich bin nicht gut, gefalle mir nicht, und bin mich überdrüssig; dazu werd' ich aber nicht gelangen, und ich muß so bleiben, so gut als mein Gesicht; älter können wir beide wohl werden, sonst aber nichts. Die Konfusion nimt überhand; ich bin mit keinem Menschen über keine Sache mehr einig: ich mache sie immer noch größer, denn wenn wir uns nicht verstehen, laß ich's dabei, und sage aus Hang und Passion meine Sache weiter, jene auch, und dann ist's das Höchste; schweigen thu' ich zu eben der unrechten Zeit. Dabei seh' ich doch viel Menschen, und erfahre alles, denn grade wo ich hin komme, sind Alle. Kein Vergnügen oder irgend eine Satisfaktion hab' ich gar nicht, und nie begegn' ich oder hör' ich was Interessantes; dabei muß ich mich noch für glücklich halten, daß es mir nicht noch ärger geht, wie es doch gar zu gut könnte. Auch fürcht' ich jede Veränderung. Ich bleib' auch immer mager: von Beaumarchais Narren muß ich doch nicht sein, die „dabei (bei Langerweile) fett werden" können.

Wenn Sie der Brief nicht amüsiert, so ist das sehr natürlich, zwei amüsiren sich nie zugleich: und da Sie doch nun so frisch wissen, daß ich mir nicht helfen kann, so werden Sie's mir weniger übel nehmen, daß ich Ihnen nicht helfen

kann; ich kann Ihnen nicht helfen. Sie werden diese Klagen so nicht verstehen, ich müßt' Ihnen das alles sagen und zu verstehen geben. Ich fühle, daß es so kein Mensch versteht, und ich weiß was Schöneres darunter vorstellt; und es ist gemein; von meiner Seite meine ich, ich verlange gemeine Sachen; die man aber haben muß. Nun nehme ich Ihren Brief, und seh was noch zu antworten ist. Apropos, das fällt mir ein; Livländern bin ich gut, sie haben immer blaue Augen, sind blond, haben gute Zähne, geben reinlich, und haben schöne Sprache. Bravo wenn das ist! — Nun nehm' ich Ihren Brief. — Ach Gott was finde ich da! Warum ich mich Ihrer annehme? Ich bin so wahr mit Ihnen; weil — Ihnen nichts gut thut, als die Wahrheit; weil Sie eine Art von Geist haben — ich weiß es noch nicht zu nennen — der, wenn es auch Örter gibt, wo er nicht hingeblickt hat, doch wenn man ihn hinwendet, gleich recht sieht, und seine ganze vorige, wie jetzige und künftige Existenz mit dem Licht erhellt, was er jetzt erblickt — nun, das in Worte zu bringen ist mir recht schwer geworden; Sie werden's merken — warum soll mir das nicht gefallen? Urtheilen Sie selbst, ob so ein Mensch ein vorzüglicher ist! Übrigens sind alle andere Menschen, mit denen ich liirt bin, mir so gleich; das ist mir gar nicht gesund; aber Sie können mir Gegenunterricht von so vielen Seiten her geben, und das ist mir recht. Und dann! — bringen Sie immer alles in's Reine, was ich denke und sage — und verstehen fast immer das Reine gleich davon, und das ist mir nothwendig. Weiter weiß ich jetzt nichts. Über die Mischung von Aufrichtigkeit und Zurückhaltung müssen Sie

mir mal ſchreiben; denn ich weiß nicht, was Sie meinen, und will es gerne wiſſen: diesmal haben Sie ſich geirrt. Uber die Delikateſſe ſchreiben Sie ganz vortreffſich: wenn ich es geſchrieben hätte, wäre es gar nichts geweſen, aber daß Sie es wiſſen iſt viel: das kommt wieder nur vom richtigen Denken; meine Krankheit iſt's, alſo muß ich die ſchädlichen Effekte wohl kennen, bei Ihnen iſt es reines Denken. Daran laborir' ich eben; darin möcht' ich mich ändern. Vergeblich! ich ſuche mein Glück nicht in Ruhe, ohne Ruhe kann ich aber ſchlechterdings nicht glücklich ſein, und kann ich nicht glücklich ſein, ſo muß ich doch ruhig ſein. Leben Sie wohl! Antwort!

Nehmen Sie dieſen Brief nicht zu ernſt, ich hätte ganz anders ſchreiben können, dabei es eben ſo wäre. Die vielen Akteſſe ſind für mich ſo ſehr ſchokant als für Sie: aber in ganz Berlin ſchenkt und ſchneidet mir kein Menſch eine Feder, mit gekauften kann ich nicht ſchreiben; ſchneiden kann ich keine; ich will's mir aber von der Unzelmann lehren laſſen, die es ſehr gut kann.

Diesmal wiſſen Sie gewiß nicht, was in dem Briefe ſteht, eh Sie ihn erbrechen.

An D. Veit, in Jena.

Berlin, den 1. Juni 1796.

Ich ſchreib' Ihnen gleich Antwort, weil ſie dann immer beſſer wird, als wenn ich erſt warte, und weil ich Ihnen den andern Monat gar nicht ſchreiben werde wegen Freienwalde.

Vorgestern nahm ich hier das letzte Bad; weil ich es vor Schwäche nicht aushalte, Sie werden das an meiner alterirten Handschrift bemerken können. Die Verse an den alten Mann sind ohne allen Vergleich besser als die andern, — ich spreche hier wie's mir vorkömmt, — sie sind ein Ganzes, Ein Gedanke, und auch der Ton, in dem sie gehen, gefällt mir besser als der andere. — Daß Sie für Latrobe nichts Besseres gemacht haben, thut mir leid; er wird's verstehen. Wenn Sie etwa meiner Meinung sind, so thun Sie mir den Gefallen und sagen es ihm selbst; wenn Sie sich auch par hazard aus Ihrer poetischen Ehre nichts machen. Ich bitte mir auch ein Wort über diese Meinung von Ihnen aus. Diesen Latrobe habe ich gesehen. Im Theater. Er geht ohne Puder, und ist kurzsichtig; sieht melancholisch aus; und trug einen braunen Rock. Obgleich ich mich seiner Züge schlechterdings nicht mehr erinnern kann, so weiß ich das noch. Ich hörte von ihm, durch Jartchen glaub' ich, die durch Zelter; bei Fasch auf der Akademie war er auch. Man sprach als interessant von ihm; weil sie aber nie wissen, was hübsch und interessant ist, so war ich schon dickhäutig, und gab gar nicht Acht auf ihn, und wo sollt' ich ihn auch sehen? ich kannt' ihn nicht. Geschehen ist geschehen, darüber denk' ich immer wie ein grosser Mann; das heißt, ich bekümmere mich um meinen Verdruß nicht. Er muß kein Barbar sein, denn Apoll will ihn wohl, und er wußte sich ihn günstig zu machen; er muß ein verzüglicher, gebildeter Engländer sein, weil er (die Schwächen kann man wohl nicht gut sagen) die Stärken seiner

Nation einſieht; er muß ein Menſch ſein, weil ihn Goethe liebt. Meine Etcetera's können Sie ſich nun ſchon denken.

Bis zu der vierten Hore glaubte ich, und glaubte auch zu finden, daß Goethe die Unterhaltungen ſchriebe. Dieſe letzte Advokatengeſchichte hat mich aber dekontenancirt, daß ich in mir dieſen Glauben ſchlechterdings ausſtrich. Sollen die ganzen Unterhaltungen etwas Ganzes ſein, nun ſo muß ich mir dieſe Geſchichte als die Rede eines Dummen in einem Roman oder in einer Komödie gefallen laſſen, für mich iſt ſie nicht, ich finde ſie unerträglich, ſo recht wie vom Boccaccio. Weiter hab' ich darüber nichts zu ſagen; außer daß der Leſer immer verliert, wenn man ihm ein Werk biſſenweiſe zuſteckt. Vor der Geſchichte war's hübſch in derſelben Hore. Sie wiſſen, im Bürgergeneral erkannt' ich Goethen an Einem Worte. Über Meiſter werd' ich mich wohl hüten etwas zu ſagen: weil ich nicht kann. Wenn wir ihn zuſammen läſen, ſollten Sie ihn gewiß anders finden als jetzt. Noch hab' ich kein Wort darüber geſagt — ich kann nun faſt gar nicht mehr reden, — denn die Leute verſtehen ihn einem immer in die Ohren hinein. Auch ich finde die Ähnlichkeit mit Aurelien; und zuletzt nicht. Mit Jettchen aber noch weit weniger. Von der ihrem Karakter liegt die wilde Handlung mit dem Dolche zu weit, und auch von ihrem Geiſte, denn ſie ſetzt Phantaſie voraus, mich trennt aber nichts davon als meine Denkungsart. Wenn ich einmal ganz glücklich geweſen wäre, wie Aurelie, und mich in dieſem Glück bis zu einem Kinde vergeſſen hätte, ſo könnt' ich nie wieder ſo unglücklich werden.

Was will man denn? Der Augenblick der Reiſe kann nicht dauern; und ganz könnt' ich mich nie in dem Menſchen geirrt haben, dem ich mich ſchenkte. So ſicher fahr' ich Jaſon in meinem Wolkenwagen. Sollt' ich ihn aber für ſchmelzbar halten, ſo iſt auch kein Freund vor einem ſolchen Riß mit dem Dolche ſicher. Ich wette, der Geſichtspunkt iſt Ihnen neu. Er iſt es auch, denn ich lege den Kopf unter die Guillotine, wenn ihn Ihnen noch Eine zeigt, Einer unmöglich! So denk' ich aber überhaupt über weiblich Glück; drum ſagt' ich's. Und ſonſt wäre ja auch meine Unähnlichkeit mit Aurelien nicht zu verſtehen. Nun giebt's noch viele Interims-Glücke, die muß man gebrauchen wie man kann. Wie alles in der Welt. „Sehe jeder wie er's treibe, ſehe jeder wo er bleibe, und wer ſteht, daß er nicht falle.“ Iſt man aber gefallen, ſetze ich hinzu, und ſei's eine Manſell, ſo ſtehe man mit Anſtand und Freimuth auf, und ſuche ſich zu heilen, wenn man nicht todt iſt. Ich ſpreche darum über alles mit Ihnen en gros, weil Sie, umgekehrt wie gewöhnlich die Menſchen, daraus leicht die einzelnen Fälle verſtehen, da die Andern durch viele einzelne erſt etwas Ganzes faſſen. — In Aurelien habe ich oft meine eigenen Worte gefunden, und noch mehr in dem aus Leſſing Abgeſchriebenen. Das ſtreichen Sie aus, denn da könnte mich immer einer für abgetheilt (abenteuerlich) halten. Ich kenne Jeruchens Gedanken vom Meiſter nicht. Ja ich wäre ordentlich in dem Buche vorgekommen (wie Sie ſagen: „Ob das Verluſt wäre!“). Wenn er auch alles erfunden hat, Aurelien auch, die Reden von ihr hat er einmal gehört, das weiß ich, das glaub' ich. Es ſagt's ja die

Prinzessin im Tasso auch; nur aus einem andern Ton. Wie groß ist das! Gehört hat er's aber. Die Frauen laß ich mir nicht abstreiten. Entweder, man denkt so etwas als Frau, oder man hört's von einer Frau. Zu erfinden ist das nicht. Alles andere nur Menschenmögliche gesteh' ich ihm zu. Das weiß ich aber als ich. Im Grunde gefällt mir der erste Theil von Meister besser; im Grunde sollte man von keinem Werke sprechen, welches nach und nach erscheint, und keins so herausgeben.

— Warum wollten Sie verlegen, kalt oder anders sein als sonst, wenn Sie mich sehen? Mich dünkt es ist alles noch so wie es war. Überhaupt erinnere ich mich nie, ob etwas vor einer Epoche, in der wir uns gesehen, oder nachher vorgegangen ist. Ich behalte nur das Total, wie ich mit einem Menschen stehe, und wie er ist. Ist es aber bei Ihnen anders, und Sie könnten wirklich verlegen sein, so sein Sie höflich. Das ist meist nützlich, und nie schädlich. — Warum wollten Sie niemanden einen Brief ganz von mir zeigen? mir würd' es gleich sein, nichts davon darf scheuen gesehen zu werden. Wollten Sie etwa die Wahrheiten, die ich Ihnen manchmal sage, oder die Art, wie wir mit einander sind, nicht sehen lassen? Ich versteh das nicht. Könnt' ich mich nur den Menschen aufschließen wie man einen Schrank öffnet, und, mit Einer Bewegung, geordnet die Dinge in Fächern zeigen! Sie würden gewiß zufrieden sein; und, sobald sie's sehen, auch verstehen. Warum wollten Sie nicht einen Brief ganz von mir zeigen, und lieber alle verbrennen? Ich kann mir gar keine Ursache denken. Besinnen Sie sich nur auf die

Wahrheit, sie ist manchmal schwer zu finden. Ich glaube nicht, daß Jettchen Ihre Muthmaßungen übel nehmen würde.

Daß Schummel so ein Buch schreiben kann, ist mir doch nicht aufgefallen, obgleich ich ihn nur Einmal sah, und er witzig, scharmant war, und mir sehr gefiel. Er schien mir aber gleich der Sklave seiner Art und Erzählungsweise zu sein, und mehr, daß er ihr, als daß sie ihm zu Gebote stehe. Zum Glück hat ihn noch eine gute Art attrappirt, sonst wär' er unerträglich; daß er aber in jeder andern Bahn, in die er sich wagt, leicht fade werden kann, scheint mir in der Regel. — Wozu dieser Ausfall auf Schummel! — Das Gedicht von Goethe auf die Knappschaft zu Tarnowitz ist himmlisch. Ja, ja, Redlichkeit ist das Wort, das ich meine, die und Verstand, die bahnen manchen Weg. Redlichkeit ist Wahrheit; und nur ein Narr liebt sie nicht. Und wie himmlisch, „helfen" sagt er, ja helfen thun sie auch nur. Die Welt findet man fertig wie sie ist. Die Wege muß man suchen. Noch Eins! wie göttlich paßt dies alles im Allgemeinen, mit jedem Wort und wie ganz für den Fall und die Knappschaft, sogar selbst für die moralisch-verständlich: und wie schön, umgekehrt, sieht man erst bei einer zweiten Uebersicht, daß es auch für diesen einzelnen Fall anpassend gilt. Es ist ein wirkliches Gedicht, diese Zeilen, jedes Wort ist dichterisch, es ist ein Ganzes und ist eine allgemeine Wahrheit. Es fängt so fragend, so phantastisch an, und schließt so bündig; und die Wahrheit ist so malend, und so tief wie ein Bergwerk selbst. Kurz, mir kommt's sehr poetisch und so orakelartig, wie die Dichter sprechen sollten. In diesen Zeilen hat er auch wieder die

ſtille Natur, und die bewegte Welt, und dann die Wahl, die einem bleibt, berühet. Mehr giebt's doch nicht. Ein wahrer Dichter muß an die äußerſten Enden greifen — bezeichnet er den Taſſo ſelbſt; den hab' ich ſtudirt, wie er Hamlet — und, dieſe bei jedem kleinen einzelnen Fall immer natürlich berühren, iſt ein großer Dichter. Ich bin ſchon wieder in Goethe hineingekommen: dann muß man mir vieles verzeihen. Ich werd' Ihnen ſchon einmal ſagen wie ſo. In einem Briefe klänge mir das zu ſchön. Sie kennen doch von der Art Geſichter, die zu ſchön ſind? —

Wenn Sie etwas von einem Auflauf, es ſei aus welcher Zeitung, oder von dem erſten Menſchen hören, der hier war, ſo glauben Sie nichts, als daß betrunkene Schneidergeſellen Händel mit einem Scheerenſchleifer in der engen Lappſtraße am dritten Feiertag ſuchten und bekamen, weil er vor ſeiner Thüre ſchliff; er wehrte ſich, es miſchten ſich nach und nach alle Schneider und Geſellen jeder Zunft darein, demolirten ſein kleines Häuschen, eh Polizei und Hülfe kam, widerſetzten ſich der Wache, die ſehr verdoppelt wurde, ihnen aber nichts thun durfte, weil man nicht Muth ſie zu reizen hatte. Den andern Tag hat man den aber von Potsdam bekommen, und nun ſitzen die meiſten ſchon, ſollen hängen und allerhand. Es wurde ausgetrommelt, ſich nicht zu attruppiren, das war vorgeſtern; den zweiten Tag wurde Lärm geſchlagen um die Soldaten zu verſammeln, und die neugierige müßige Menge auseinander zu treiben, und unter die Kerle gehauen und geſchoſſen wie nichts Gut's. Leider einen Tag zu ſpät. Sie forderten immer ihre Gefangnen heraus, wie das that wurde

zugleich ſelbſt einer. Kein Straßenjunge giebt ihnen Recht: und jeden ärgert als geſitteten Preußen die dumme Geſchichte; außer die witzigen Unholde in der Geſellſchaft; die verhaßten' —

An D. Veit, in Jena.

Töplitz, den 23. Auguſt 1795.

Mich dünkt ich hab' Ihnen den konfuſeſten Brief von der Welt geſchrieben: und dieſen nachſchicken, könnte nicht ſchaden. Wie es kam, wiſſen Sie; die Zeit war zu kurz: und indem ich ſchrieb, wußt' ich, daß ich etwas anderes ſagen wollte, und ließ die Feder immer laufen, aus Mattigkeit, damit Sie doch nur etwas bekämen. Ich beſinne mich auch nach der Zeit auf das, was ich Ihnen geſchrieben hatte; ſo glücklich kömmt es mir doch eben nicht vor. Im Gegentheil. Mich dünkt, ich freue mich ſo ſehr, nicht unglücklich zu ſein, daß ein Blinder müßte ſehen können, daß ich gar nicht glücklich ſein kann. Ich meine das leidende Glück. Wobei man leidet, nichts thut. Das iſt Glück; und zu dem hab' ich ſogar die Fähigkeit verloren. Auch ſprachen Sie von dem ruhigen. — Aus eben der Urſache iſt's ja, daß ich mich gar nicht blindlings von einem Menſchen kann einnehmen laſſen; darum bet' ich ja nicht an. Sie wiſſen ja, daß ich alles ſehe — wie ich Ihnen in der Komödie ſagte — denn ſonſt wär' ich ja in Goethe verliebt, und ich bet' ihn ja nur an. — Das „Nur" iſt hier kein Unſinn. — Ich hab' in meinem vorigen Briefe geſagt, daß ich zu gut wüßte, was bei

manchen Gelegenheiten im Menſchen vorgehen könnte, um daß ich mich je zieren würde, aber ich hab' es ſo geſagt, daß Sie mich mißverſtehen müſſen. Ich meinte es in der Art: daß ich nie etwas übel deute oder nehme, weil es Andere thun, und man es bei der Gelegenheit zu thun pflegt, oder ſich hier effarouchiren müßte; ſondern ich ſei gewöhnt alles zu unterſuchen, was in mir vorgeht, wie es wohl bei Andern kann gegangen ſein, was ich von ihnen wahrnehme; und wie ich das wiederum am beſten nehmen könnte. Wie könnt' ich alſo wild aufflattern, wo die Rede nur unter vernünftigen Menſchen iſt, und von vernünftigen Dingen, und grade mit meinem eigenen Flüchten das einzige Geräuſch, den einzigen Sturm erregen, der hier möglich iſt. Sie ſind anders wie ich. Was iſt denn nun da? Iſt es nicht genug, daß wir in ſo vielen Dingen gleich denken, uns immer ſchnell berichtigen können, ſollen ſie noch gleich in uns vorgehen? Das geht nicht; wie geſagt. Die Ordnung wäre zu groß, und dann ſchien's als wäre die Welt darum da. Und ich ſehe auch den Grund dieſer Unmöglichkeit zu gut, zu deutlich ein, als daß ſie mich mehr aufbringen ſollte; im Gegentheil, ich hab' uns von jeher für zu verſchieden gemacht gefunden, als daß ich unſre jetzige Uebereinſtimmung nur hätte hoffen dürfen, denn mir ſcheint's doch, als gingen die Dinge in uns ganz anders, ſehr verſchieden, wo nicht umgekehrt, übereinander. Die Reſultate werden oft gleich das Ende. Daher dünkt mich iſt unſre Freundſchaft ein wahrer Triumph — der einzig genießbare für mich — das Produkt zweier vereinigt vernünftigen Weſen, die, ſie mögen weichen und wandeln, ſich unbezwei-

ſelt bei der Wahrheit wiedertreffen, wohin ſie immer kehren, die ſie immer im Ernſte ſuchen. Unterſuchen Sie einmal die eklatanteſte Liebe — was man ſo nennt — was iſt denn die? Augenblickliches Übereinſtimmen — meiſtens bei einer Irrung gegründet, feſtgeſetzt, beſiegelt, und verſchwunden — was ſie denn für recht himmliſch und mit Wuth feſt halten, je weniger Grund ſie wider die Unzuverläſſigkeit deſſelben aufzufinden ahnden. Nicht daß ich die Liebe von dem ganzen Wahrheitsboden wegzuräſonnieren dächte! (Gott behüte, ich bin einer der größten Sklaven und Anhänger des himmliſchen Kindes), nein; ſie findet nur bei gewiſſen Freundſchaften — ich habe kein ander Wort — nicht Statt, und mit denen zuſammen iſt ſie zwar die größte Idee für Menſchen und ihre Verhältniſſe; hingegen iſt ſie mir bis jetzt auch nur als ſolche begegnet. Ich komme mir recht vor wie ein irrer Menſch; dem man ſeine Tollheit ausreden will, man ſchwatzt, man beweiſt, er verſteht, giebt Recht, und beweiſt zuletzt, wieder daraus, ſeine eigene Behauptung. So bin ich auch; denn eben wollt' ich Sie fragen, hab' ich nun nicht Recht, daß ich liebe wo ich kann oder muß, und meine Freunde wieder beſonders betreibe? Kurz! Was liebt man? Das Schöne und Gute. Wo liebt man's? Wo man's findet. Wann liebt man's? Wenn man's findet. Alſo ſeitenweiſe, ſeitenweiſe: wie uns die ganze Welt erſcheint; mein Fehler iſt es nicht; es mag ein Zuſammenhang in ihr ſein, uns erſcheint aber auch nicht der rechte. Und daß mir dieſe Wahrheit als der einzige erſcheint, den ich finden kann, macht, daß ich nicht kann. Und nun iſt die Tollheit aus. Nun ſtreiten Sie noch einmal von vorne!

Sagen Sie einmal, lieber Veit, iſt Ihnen wohl ſchon ein ungebildeter Menſch in meiner Art vorgekommen? Mir noch nicht. Andere, die etwas nicht wiſſen, denen iſt auch dieſe Unwiſſenheit unbekannt, und die ganze Sache, die es betrifft; bei mir aber ganz anders; ich kenne die Unwiſſenheit, die Sache, mich, die Mittel, und bleibe doch wie ich war. Mir fällt das bei dieſem konfuſen Brief wieder ein, wo Sie mir gewiß die Gedanken noch heraus klauben werden, worum ich Sie auch bitten wollte. Wie kann man ſo genau, ſo pünktlich, ſo gründlich, ſo äſthetiſch möcht' ich faſt ſagen, wiſſen was ſchön geſchrieben iſt, und ſich ſelbſt nicht beſſern: ſogar mein Geſchmack, mein Urtheil beſſert ſich, und ich ſpreche ſchlechter, als die geringſte Frau, die drei Friedrichs von Sargfried geleſen hat. Jeder kann beſſer ſchreiben und reden, mit viel dümmern Gedanken. Ich fühl' das alle Tage; und zuletzt ärgert's mich doch. Wenigſtens möcht' ich die Urſache begreifen, da mir die Einſicht nicht fehlt. Ich gentire jedes „Und", „Wohl", „Denn", das mindeſte Wörtchen; weiß ſo ſchön den Unterſchied bei Dichtern zu finden und bei Schriftſtellern, weiß ſie zu karakteriſiren, zu klaſſifiziren, viel beſſer als Andere; und ich glätte mich doch nicht aus, beſſere mich nicht. Ich weiß genau, wenn ich einmal einen Perioden gut geſchrieben habe, aber das hilft mir nichts. Sprechen thu' ich gar wie eine Notüriere. Wenn ich nicht noch originelle Gedanken hätte, müßten die Unwiſſendſten ſagen, ich ſei's. —

An D. Veit und Horn, in Jena.

Töplitz, den 8. September 1795.

Dieſen Moment erhalt' ich Ihren Brief, komm' aus dem Bade, und die Poſt will auch ſchon weg. Übermorgen reiſe ich nach Dresden; den 17. komm' ich zu Haus. Da ſind' ich erſt die Briefe, die nach Berlin gegangen ſind. Die Stelle „ſie ſchwuren ſich, entzückt, doch unſchuldsvoll, im Antlitz des keuſchen Mieds, was man nicht ſchwören ſoll," iſt von Wieland; darum Verſe tout laits. Zur Gräfin Pachta können Sie immer gradezu, meinen und Ihren Namen nennen. — Mit uns, lieber V., bleibt's beim Alten; das heißt, es wird immer beſſer. Sie haben Recht.

Kommen Sie nun, Horn! Das, dünkt mich, iſt der ſchönſte Brief. — Sie kommen aber unverändert und unüberlegt, nach wie vor, nach Berlin, Horn! Sorgen laſſen Sie mich.

Sie haben mich glücklich gemacht, meine Herren! Mit Goethe. „Ich hoffe' es, ich verdient' es nicht." Beinah möcht' ich ſagen, ich faſſ' es nicht. Nämlich, ich wundere mich ſo. Wie ſo kann er wiſſen, daß ich Empfindung habe!? Niemanden hab' ich mich in meinem Leben weniger in irgend einer Art zeigen können, als ihm. Durch Zeitumſtände; und Menſchen; liebe Menſchen. Doch ſchweigen wir davon. Wie von allem Redewerthen. Er iſt Goethe. Und was ihm ſcheint und er ſagt, iſt wahr. Von mir ſelbſt glaub' ich ihm. Ich ſeh ihn ſchon einmal wieder, das andere Kurjahr. Wenn Sie ihn, vor Berlin, ſehen, Horn, ſo grüßen Sie ihn, von dem

dem Menſchen, der ihn immer angebetet, vergöttert hätte, auch wenn ihn niemand rühmte, verſtünde, bewunderte. Und wenn er ſich wunderte, daß ein gemäßigtes Mädchen ihm eine anſcheinende Extravagance ſagen ließe; ſo ſollt' er's nicht thun, und lieber bewundern, daß ſie ihn ſo reſpektirte, daß es einen Reſpekt gäbe, der ſie allein zurükhielte, es ihm nicht zu ſagen. Sagen Sie ihm, es wäre nicht Affektation, ſondern Pflaumenweichheit! Überhaupt könnt' ich nicht dafür, daß die Andern alles affektirten, was ich im Ernſt meine. Hab' ich Recht? Ja, ja, ich bet' ihn an. —

Anmerk. Veit hatte an Rahel geſchrieben:

— „Den dritten Tag nach unſrer Ankunft war Ball, und Goethe kam mir entgegen, mit den Worten: „Nun, wie geht's Ihnen denn, lieber Herr Veit? Sie haben ſich hierher gemacht; ſehr recht. Wo kommen Sie denn jetzt her" u. ſ. w. Als ich ihm hierauf geantwortet hatte, und ihm ſagte, daß ich in Töplitz acht Tage geweſen, und hingereiſt wäre, um Sie zu ſprechen: „Ja da haben Sie wohl recht gethan, verſetzte er, wenn Sie ſie in langer Zeit nicht geſehn hatten; freilich — Ja es iſt ein Mädchen von außerordentlichem Verſtand, die immer denkt, und von Empfindungen — wo findet man das? Es iſt etwas Seltenes. O wir waren auch beſtändig zuſammen, wir haben ſehr freundſchaftlich und vertraulich mit einander gelebt." Zu Horn, der ſich ihm von ſelbſt präſentirte, hat er geſagt, Sie hätten ſtärkere Empfindungen, als er je beobachtet hätte, und dabei die Kraft ſie in jedem Augenblick zu unterdrücken; und noch mehr, (ich war nicht gegegen)." — —

Jena, den 3. September 1799.

Horn hatte ſo berichtet:

— „Wenn es uns auch gleichgültig iſt die Meinung der Menge von uns zu erfahren, ſo iſt es uns deſto intereſſanter, die Meinung eines liebenswürdigen und geliebten Menſchen zu hören; hier iſt ſie! — Ich ſagte — ich weiß nicht mehr was, und wüßte ich es auch, wär's doch hier unbedeutend — darauf antwortete Goethe: „Ja, es iſt ein liebevolles Mädchen; ſie iſt ſtark in jeder ihrer Empfindungen, und doch leicht in jeder Äußerung; jenes giebt ihr eine hohe Bedeutung, dies macht ſie angenehm; jenes macht, daß wir an ihr die große Originalität bewundern, und dies, daß dieſe Originalität liebenswürdig wird, daß ſie uns gefällt. Es iſt

nicht zu läugnen, es giebt viele wenigstens original ſcheinende Menſchen in der Welt, aber was ſichert uns dafür, daß es nicht bloßer Schein iſt? daß das, was wir für Eingebungen eines höheren Weſens zu halten geneigt ſind, nicht bloß Wirkung einer vorübergehenden Laune iſt? — Nicht ſo iſt es bei ihr, — ſie iſt, ſo weit ich ſie kenne, in jedem Augenblicke ſich gleich, immer in einer eigenen Art bewegt, und doch ruhig, — kurz, ſie iſt was ich eine ſchöne Seele nennen möchte, man fühlt ſich, je näher man ſie kennen lernt, deſto mehr angezogen, und lieblich gehalten." — Dies war's, was ich Ihnen ſo gern ſelbſt ſagen wollte; nehmen Sie es, wie es iſt, ich habe ſeine Worte, wo mein Gedächtniß mich nicht verließ, beibehalten. — Meinen ſchönſten Werth habe ich hingegeben; ich muß, wenn es mir möglich iſt, noch einmal zu Goethe nach Weimar um Worte köſtlichen Sinnes zu ſammeln, um die Weisheit in ihrer liebenswürdigſten Behalt noch viel aus ſeinem Munde zu hören. Wie hat ſich meine Meinung von ihm geändert, ſeit ich im Karlsbad war, ſchon deßwegen iſt es mir lieb, da geweſen zu ſein. — Wir ſprachen weiter, und kamen auf Ihre große Liebe zu ihm als Dichter: „Es iſt wie vorgeſt lieb, ſagte er, denn es iſt bei ihr keine allgemeine Idee; ſie hat ſich jedes Einzelne deutlich gemacht. Eine allgemeine Idee beweiſt größtentheils, daß wir unſre Würdigung des Dichters aus der Meinung Anderer nehmen; haben wir uns aber jedes Einzelne deutlich gemacht, ſo zeigt das natürlich, daß wir ſelbſt klar empfunden und deutlich gedacht haben." —

An D. Veit, in Jena.

Berlin, den 23. Oktober 1796.

— Den vierten Band des Meiſter hab' ich längſt geleſen, mein Bruder brachte ihn von Leipzig mit; und ich kann nun ungebundene Bücher leſen. Auch den Almanach hatte ich gleich bei meiner Ankunft, auf ſehr kurze Zeit von Humboldt (welcher Montag nach Halle reiſt), und habe nur einmal die Xenien und alles von Goethe durchleſen können. Vom Meiſter zu ſprechen iſt noch nicht genug, den muß man zuſammen leſen; das Schreiben haſſ' ich wirklich mehr als jemals. Wie er über Kunſt, Muſik und Theater ſpricht,

S. 409—411. Überhaupt, die Satisfaktionen, die ich darin erlebe, gehen doch weit; ſie müſſen's im Leſen merken. Aber Sie haben mich lange nicht geſehen; und ich habe mich ſehr verändert. Wie er ſagt, die Leute nehmen immer bei Kunſtwerken u. dgl. ihr Gewiſſen und andere armſelige Bedürfniſſe mit! Sahen Sie, daß Mignon die intereſſanteſte iſt? Das Zucken vom Munde nach der linken Seite nahm mich gleich ein. Wie lieb iſt's mir, daß ſie ſtarb; und an ihrem eigenen Herzen! Hingegen haſſ' ich die Thereſe cordialement. Warum iſt ſie nicht mit einer Perücke geboren? Da wäre ja der Verwalter gleich fertig geweſen. Geſehen hab' ich ſie nun freilich nicht: alſo hübſch, ſehr hübſch kann ſie geweſen ſein — und ein Lothario, kann zuletzt alles, beſonders wenn er ehelich wird, oder iſt. Daß Wilhelm die nicht bekommen hat, hat mir ordentlich die Bruſt befreit. Wie meiſterhaft iſt es von Goethe, ſeine Perſonnagen ſo kennbar zu beſchreiben und ſprechen zu laſſen, und nie ſeine feine, gebildete Sprache zu verläugnen! Wie meiſterhaft iſt Laertes, mit welchem tiefen und leichten Blick in den gewöhnlichſten Menſchen, durch ein paar Züge und Urſachen dargeſtellt. Friedrich aber, im letzten Theile, den hat er ſprechen hören, das erfindet auch er nicht. Wie er denn überhaupt oft gehorcht haben muß: und das Vertrauen aller Arten von Menſchen muß zu beſitzen gewußt haben. Neben ſeinem einzigen Sehen. Das bin ich überzeugt. Ich habe freilich alle Theile noch einmal geleſen, in Töplitz, auf dem Geiersberg, in Dresden und in allen Wirthshäuſern und in Berlin. —

An die Schwägerin M. Th. Robert, in Pyrmont.

1789.

— Jetzt iſt acht Uhr, deine Fanny und meine Hanne haben jetzt eben, zum Geburtstag der erſtern, Schokolade mit Kuchen, anſtatt Kaffee und Semmel, mit einer Glückſeligkeit und Redſeligkeit hinter geſogen und gewürgt, deren auch nur wenige Kinder fähig ſind; bedenk', ob ich ſie dir auf jedem Ball in Pyrmont und bei jedem Vorfall im Leben wünſche. Ich ſaß mit meiner auf einem Stuhl, deine hatte die Schulz auf ihrem Schooß; ſie hat Handſchuh und Fußſchuh von Mama bekommen, und von mir und Hanne wird zum Nachmittag eine Puppe fabrizirt, der Vater bringt des Mittags etwas, und ſo wird der ganze Tag gebähren, und ein wahrer Geburtstag ſein. Überhaupt! wenn du dich mit der Sehnſucht abfinden kannſt, ſo kannſt du ganz ruhig ſein. Für die Putten wird unausſprechlich geſorgt: du kennſt meine Leidenſchaft zu ihnen, ſie ſind ewig bei mir: ihr Fleiſch wird beiderſeits feſter, auch bleichen ſie; meine ſchläft mit der Kouſine in der gelben Stube, ich im Saal, die Thüre offen. Um neun Uhr eſſen wir, mit dem letzten Biſſen geht meine zu Bett, Line bleibt bei ihr, bis ich komme. Für Erkältung, Deutſch, Artigkeit und Lektion, wird nach Möglichkeit geſorgt. Ich thue weiter gar nichts, denn ich leſe nicht einmal mehr, um mich zu ſtärken; und die Putten, obgleich ſie einen matt genug machen können, ſind mir doch Heilkraft. — Die Furcht vor dem Bär iſt weg, nachdem ſie durch Vetter auf's äußerſte gekommen war, den ich aber im ſtrengſten Sinn des Worts

geſchlagen habe; — ſie mußte immer ſelbſt brummen, und ich brumm ſo lange, bis es ihr keinen Eindruck mehr machte. Auch iſt ſie nun durch mich von des Bären Abreiſe überzeugt, und daß er keine Treppen ſteigen kann. — (Nun iſt Nachmittag: nichts greift mich ſo an, als Schreiben). Von der Köchin hat ſie einige Bouquets von kleinen rothen Beſingen bekommen, die ſie mit ganz in Erſtarrung zeigte. Dann fuhr ſie mit der Schulz und mir die Morgenpromenade nach Hoppe, an dem ſie einen herrlichen Spielkameraden hatte; beſonders unermüdet. Dann kam der Vater nach Hauſe, und brachte, zu abermaliger Erſtarrung, einen Fächer und Schärpe, Hanne kauft jetzt für vier Groſchen ein! — Deine ſpringt vor Tiſche mit Einmal vom Sopha; „Nahle! ich will dir was zu eſſen holen.“ Ich vergeſſe das, weil ſie gar zu viel thut und ſagt. Eine ganze Weile nachher, kommt ſie: „Da! Da!“ ich ſehe immer nichts. Was bringt ſie? Ein Erdbeerchen, und das muß ich eſſen. Ja, lieber Hans! Warum kann ich jetzt nicht mein Glück in deinen Buſen weinen! Daß wir jetzt getrennt ſind! — Über's Jahr vielleicht bin ich ſelbſt Mutter. Nun heirathet ein jeder Menſch — lachen muß ich auch; aber es iſt wahr! Ringe ſind gewechſelt; ich habe ſein Bild. Schneller entſtand keine Liebe; ſoll ich es Sympathie nennen? — oder wie willſt du es nennen? — wie ich heißen werde? ſogar der Name iſt ſchön. Einen Tag ſah ich ihn, den zweiten ſchenkt er mir einen Ring, vorgeſtern ich ihm einen, geſtern ſchickt er mir ſein Bild: muß er mich nun nicht den Sonntag heirathen? Umarme mich! — Jeder Brief von dir iſt mir eine ächte Freude. Du denkſt es dir

in deiner biedern Seele gewiß gar nicht so. Wir wollen auch recht gesund werden! Philosophinnen sind wir doch schon; dazu Geld, und man riskirt bei der etwanigen Unsterblichkeit nichts. Meine Gesundheit ist artig seit vier Tagen. — —

1799.

Was ich nicht bekommen habe, kann ich vergessen; was mir aber geschehen ist, kann ich nicht vergessen; behüte Gott jeden, dies zu verstehen!

Jedes gewaltsame und plötzliche Aufhören ist mir unangenehm; weil wir etwas Unausgeführtes vor Augen und in der Seele behalten, welchem wir später oder früher auch wieder so begegnen. Wenn aber das Leben eher aufhört, als es ausgeht, so ist das schön; denn da bleibt umgekehrt etwas Ganzes zurück, und nicht etwas Trauriges oder Ekelhaftes.

Man kann mit den Empfindungen, wie mit andern Gütern, schlecht haushalten. Man kann durch eine geschäftige Einbildungskraft so dem natürlichen Ausbruch der Ideen vorgreifen, daß, wenn die Zukunft als Gegenwart erscheint, man nur eine Vergangenheit zu wiederholen hat, und befremdet ist, sich gelassen bei Dingen zu finden, die man als das Entsetzlichste gefürchtet hat. Das pflegt man abgestumpft zu nennen; und es ist doch nur das eigentlichste Unglück.

Wenn man nur immer die Geschicklichkeit hätte, wahr sein zu können, so wäre es nicht möglich, sich je schämen zu

dürfen: denn man hat ſich entweder etwas zu geſtehen, was man ändern, oder was man nicht ändern kann. Aber man irrt ſich, wenn man glaubt, daß man nicht immer wahr ſein dürfe; man hat entweder nur keine Aufmerkſamkeit darauf, keine Geſchicklichkeit, die Wahrheit zu finden, oder am öfterſten keine Gegenwart des Geiſtes, ſie zu ſagen; ſo lügt man; denn ſie nachzuholen, dazu gehört ſchon eine heroiſche Tugend, und Fleiß.

Billigkeit, Haß und Vorliebe, wird geübt; aber keine Gerechtigkeit. —

Man lernt ſpät lügen, und ſpät die Wahrheit ſagen.

Wir hätten uns brauchbar für uns ſelbſt gemacht, wenn wir über das, was rohe Sache in uns iſt, einen uneingeſchränkten Willen hätten; und das, was Willen iſt, zur unbiegſamen Sache machten. Der Menſch muß ſich zur Wand, zu etwas Undurchdringlichem, ganz nach ſeiner Willkür machen können, damit er mit den Sachen und mit den Menſchen, die ſich als Sachen aufwerfen, kämpfen kann.

So lange wir nicht auch das Unrecht, welches uns geſchieht und uns die kühlen brennenden Thränen auspreßt, auch für Recht halten, ſind wir noch in der dickſten Finſterniß, ohne Dämmerung.

Wenn wir nicht albern wären, würden wir unſinnig. Mittagszeit — Abendeſſen — Gutenmorgenſagen, — die alleine Regelmäßigkeit ſchützt uns. Wer hat es nicht gefühlt, daß ihn Müdigkeit vor Raſerei ſchützt: aber nicht allein, weil man dann entſchlafen muß, denn ich glaube, wenn ſelbſt die Einrichtung der Natur ſo wäre, daß wir keinen Schlaf bedürften, es wäre nicht hinlänglich. Wir müſſen wiſſen, daß wir ſchlafen werden, das ſchützt uns.

Die niederträchtigen Menſchen ſind die, welche, was ſie in ſich loben, nicht auch in Andern ehren.

Wer zu ſchonen verſteht, der kann auch kränken: wer aber kränkt, verſteht nicht auch zu ſchonen.

Der Dichter unterſcheidet ſich auf dieſe Weiſe vom Lügner: daß der erſte eine Lüge nicht ohne Wahrheit erzählt, und der zweite eine Wahrheit nicht ohne Lüge erzählen kann.

Den 8. Januar 1800.

Es giebt Leute mit ſchönen Fähigkeiten, aber von geringer Denkungsart.

Das darf den Werth meiner Gaben nicht herabſetzen, daß ich ſie mit Liebe gebe! Nur bei gemeinen Seelen ſtumpft dies die Luſt des Empfangens ab. Und auch nur eine gemeine Seele arbeitet dem klug entgegen; wer ſich durch Klugheit kalt erliſtet, was ihn frei überſtrömen ſoll, dem fehlt wohl

das Einzige, was Bescheidte von der Klugheit abhält! — Lieber verzweifle ich.

Man ist nie mit einem Menschen zusammen, als wenn man allein mit ihm ist. — Ich gehe noch weiter, — man ist es nie eigentlicher, als wenn man an ihn in seiner Abwesenheit denkt, und sich vorstellt, was man ihm sagen will.

Es gehört mit zu den Kenntnissen, wie man das Leben behandeln sollte, zu wissen, daß man Berechnungen anstellen soll, wo das Herz und ein edles Gemüth sich sträubt, zu rechnen: und daß man es wagt, sich dem Zufall zu ergeben, wo alles berechnet werden könnte.

Wenn ich mich verrechnet und folglich geirrt habe, und es ist mit Scharfsinn geschehen, so bin ich zufrieden. Hab' ich aber richtig vermuthet, und der Ausgang giebt mir Recht, so kann ich zufrieden sein, und wenn ich noch so dumm zu Werke gegangen bin.

Darum scheut man sich, und nicht genug, manches auszusprechen, weil man es gleichsam in die Welt, aus der übersinnlichen, hineinhebt: und für die Wirkung nicht mehr stehen kann. Das fühlt der Dümmste oft, und der Kluge ist oft nicht klug genug, auf dieses Gefühl zu lauschen.

Es ist aber auch nicht gut, auch nur das Geringste zu verschweigen: und wenn man alles sagen könnte, wäre alles

Mann, den wir ſehr gefällt, einen Couſin von Chriſtian; er kommt nach K. Sie werden ihn alſo ſehen. Gehen ſie auch zu Mad. Brun, gebornen Münter, danken Sie ihr, nämlich ſagen Sie ihr, ich hätt' es nicht für möglich gehalten, daß ſie noch meiner gedenkt, und freute mich ſtolz wie ein Kind, daß ſie mich durch Mlle. Jacobi hat grüßen laſſen. Ich war ihr ſehr gut: ſo verſchieden wir ſein mögen. Sie hat einen ſtillen Hinterhalt in der Seele, der immer mein Freund iſt, wenn's der Menſch auch nicht weiß. Vielleicht ſchreib' ich ihr; ſie war immer zutraulich zu mir. Mein neuer Bernſt. iſt nicht wie wir; Sie werden ſchon ſehen. Aber ich lieb' ihn. Nicht zu ſein wie wir, und doch zu ſein wie er, iſt anbetungswürdig. Sprechen Sie ihm von mir: ich will gerne er ſoll mehr Gutes von mir wiſſen, als er weiß. Ich hab' Ihnen von dieſen weltlichen Dingen geſchrieben, um Ihnen davon zu ſchreiben, und uns au courant des Lebens zu ſetzen; das geht ſeinen Gang fort; wir mögen in uns hegen, was wir wollen. — Apropos, Jean Paul iſt hier. Noch hab' ich ihn nicht geſehen. Ich will ihn ſehen; aber ich muß ihn nicht ſehen. Einen nur mußt' ich ſehen. — Denken Sie nur nicht, daß ich den Richter nicht liebe; au contraire, dieſen Winter lacht' und weint' ich nur mit ihm; und — wär's wohl möglich, daß ich mit meiner, grad meiner Laune den nicht goutirte? — —

— Sonntag war Jean Paul bei mir: ich war launig — ich hatte grad acht ſehr launige Tage, voller kurioſer Ausdrücke und Bonmots — nicht er. Das war gut. Er hat überaus etwas Beruhigendes an ſich. Vor dem könnt' ich mich gar nicht ſchämen. Nie hat ein Menſch ſo ganz anders ausgeſehen, als ich

ihn mir denken mußte. Keine Ahndung von Komiſchem. Er ſieht ſcharfſinnig, und die Stirn von Gedanken wie von Kugeln zerſchoſſen aus. Er ſpricht ſo ernſt, ſanft und gelaſſen, und geordnet, hört ſo gern — ſüß möcht' ich ſagen — und väterlich zu, — daß ich nie geglaubt hätte, es ſei Richter. Und blond iſt er! „Sie ſind es nicht," möcht' ich immer zu ihm ſagen. Das reizt mich nur noch mehr: denn nun iſt er Richter, und und hat die neuen rührenden Eigenſchaften noch obenein. — Er hat mir auch heute ein kleines, aber Jean Paul'ſches Billet geſchrieben, — es iſt auch Brinckmann'ſch, Sie ſollen gleich hören; wir ſagtens Alle — es war eine Antwort, ich mußt' ihm ſchreiben: denn Fleck wollte wiſſen, welchen Tag Richter den Wallenſtein ſehen will; er hat Fleck noch nicht geſehen, — penser! Ich habe das Glück, die Glorie, für mich, meinen Fleck Richtern zu zeigen: in meine Loge geht er. Iffland hat er geſehen; bei einem Haar hätte Deutſchland den für den Erſten geleſen. Das durft' ich nicht zugeben. Er wollte ſchon wegreiſen. Aber — er bleibt — um Fleck, auf mein Treiben. Ich halte es in der That für wichtig, ſolch einen Mann an ſait zu ſetzen. Ich ſchreib' Ihnen das Billet zum Amüſement ab: — „Berlin — und die Schauſpieler — und die zwei Stücke — und Ihre gütige Verwendung gefallen mir ſo ſehr, daß ich Freitags und Montags, und — wenn Gott die Schöpfung von Haydn noch Einmal ſchafft — ſogar Dienstags hier bin. Ich dank' Ihnen recht innig, daß Sie meine Bitte zu der Ihrigen gemacht haben." — Das war ein Freundſchaftsſtück. Adieu! Nicht wahr, man muß nur in Berlin bleiben; hier kommt noch alles her, Bonaparte mit allen Franzoſen

bin ich überzeugt: Pyramiden und Berge mit, wenn man nur bis darauf zu warten verſteht. —

1801.

Der Menſch als Menſch iſt ſelbſt ein Werk der Kunſt, und ſein ganzes Weſen beſteht darin, daß Bewußtſein und Nicht-Bewußtſein gehörig in ihm wechſeln. Darum liebe ich Goethe ſo! und habe mir erlaubt zu ſagen, der Dichter als Künſtler müſſe alle ſeine Stimmung am Ende brauchen, wie der Bildhauer ſeinen Marmor — und gewiſſermaßen entheiligt auch der Dichter ſich immer: ſo lange er ſelbſt leidend fühlt, wird er nicht Dichter, und er wird ſchlecht Dichter, wenn er leidend fühlt; dies wechſelt bei dem großen Goethe ja in ſolcher Präziſion, daß er ewige Thränen der Bewunderung erregt: und iſt Bewunderung nicht die eigentlichſte Rührung? und das andere nur Mitleid? Warum lieben Sie denn die harmoniſche Ausbildung unſerer Anlagen über alles! und wollen ſie im Gefühl nicht erlauben? — warum ſoll der Dichter am Ende nur ſelbſt eine lyriſche Stimmung ſein ſollen? in einer Stimmung kann keine Harmonie ſein. Daß dieſer Menſch überhaupt Dichter ſein muß, iſt Zwangs genug: das Übrige muß frei geſchehen, darin übt dieſer Künſtler der Menſchheit überhaupt nach, und dies allein, dieſer Wechſel nur macht ihn zum Dichter! Und in welcher rührenden Vollkommenheit Goethe! Dies mein refrain für die Ewigkeit. So iſt's auch mit der Liebe, die auch bei weitem nicht ſo natürlich iſt, als man ſie verſchreit; erſt fühl' ich, daß ich lieben kann, dann, will ich lieben, dann, muß ich lieben. Dies

konſtituirt eine große Leidenſchaft — etwas rein Menſchliches — derſelbe Wechſel. Der ſie ſchildern kann, iſt ein Dichter, der ſie fühlt, ein Liebender, der ſie erklärt, ihre Beſtandtheile bis zum möglichſten Bewußtſein auflöſet, ein Philoſoph. Wie oft werden ekelhaft in einem Menſchen und in der Beurtheilung eines Menſchen dieſe drei Dinge verwechſelt.

Sie wundern ſich, daß ich zu Gott beten kann? Sehr unſer Nachdenken über uns ſelbſt doch oft ſo weit, daß wir keinen Beweis für unſere Exiſtenz haben, und wir müſſen uns fühlen: heißt das nicht, uns ſelbſt anbeten? Wenn das Bedürfniß auf's höchſte geſtiegen iſt, ſo fühlen wir Gott, und dann beten wir! Auch hierin iſt der Wechſel; hier am Ende der Dinge, für uns, ſchmerzhaft und groß, aber immer derſelbe: erkennen müſſen wir ihn, wenn auch nicht in jedem Augenblick fühlen. Das iſt kein Menſch, der ſich nicht oft ganz fühlt; das iſt kein denkender Menſch, der nicht dem Wechſel von Bewußtſein und Nicht-Bewußtſein nachſpäht: und das nennt Ihr Schiller den Bruch. Aus dieſem Bruch geht unſer Arbeiten an, unſer Leben, bewußt oder unbewußt, dieſen aufzulöſen. Ob wir damit zufrieden ſein wollen, wiſſen wir nicht: denn das iſt unſere Gränze, und es geſchieht nur mit halbem Bewußtſein, wenn wir unzufrieden ſind; ſind wir ohne Bewußtſein zufrieden, ſo iſt das religiös; ſind wir's mit Bewußtſein nach dem Nachdenken, ſo würd' ich's fromm nennen.

1801.

Das würdigſte Glück auf Erden iſt, in mancher Beraubung immer zu leben: das geſchieht nur ausgezeichneten Men-

ſchen, nämlich ſolchen, die das kennen, was göttlich wäre; haben kann es niemand. Unſere Wünſche ſind unſere Seele, der Genuß iſt endlich, und allein das Wirkliche. Und wir ſollten uns und allen, was leben muß, den Wechſel und jede Thorheit nicht geſtatten? Anfangen muß anderes: beſinnen muß man ſich auch. Eine Thräne zwiſchen einem Genuß und dem andern bleibt dem Zarten als Leitfaden und Gleichniß des Himmels auf der Erde.

Wie wir ſelbſt ſind, ſchließen wir ja auch nur. Wir müſſen ja Momente zuſammennehmen, und das Paſſendſte als etwas Ganzes anſehn.

An D. Veit, in Hamburg.

Paris, den 2. April 1801.

Veit, das iſt nicht wahr! aber Sie irren ſich bloß. Als ich noch in Berlin war, könnt' ich mir, und hatte ich mir ſchon ausgerechnet, wenn du in Paris biſt, ſchreibſt du Veit; und was iſt natürlicher oder vielmehr gewöhnlicher, als daß ich's doch nicht that. (Die gewöhnliche Faulheit und Nachläſſigkeit iſt's doch nicht.) Aber ſeitdem ich alle Tage, auf Wieſen, in Feld und Zimmern, beſtändig, und wie ich mag, von Ihnen ſpreche, wäre es ſündlich, mein Freund, nicht auch zu Ihnen zu ſprechen; und alle dieſe herzlichen (herzliche treue Meinung, ſagt Goethe) Gedanken, wie Götterdank, bloß im Herzen zu behalten, oder ſo umſonſt aufſtiegen zu laſſen.

laſſen. Daß man Liebe zu Schüſſen und Wunden vergleicht, iſt einfacher, als man denkt; man fühlt ſie bloß, das iſt ihr Weſen; und da bleibt einem denn nichts, als das Vergleichen. So hat Bokelmann meine ganze Liebe zu Ihnen aufgeregt: und ich fühle ſie wirklich wie einen alten Schaden; wie ich mir Wunden mit verhaltenen Kugeln denken muß, und wie ich wirklich oft alte Krankheiten erregt fühle. Glauben Sie denn, daß irgend etwas Wichtiges, Geſcheidtes, Gutes, ſo vor mir vorüber gehen kann, wie bei andern Leuten — wie Wolken über dem Waſſer, wäre zu hübſch geweſen, um es hier anzuwenden. — Unmöglich! das iſt mein einziger Werth, durch den ich mich als ich erkenne, und von Andern unterſcheide. Das thun Sie auch! Ich bitte Sie, trauen Sie mir ganz; Sie verlören ſonſt zu viel dabei! Eins ſein Sie noch gewiß — und wie ſollte ich dabei ſchlechter werden? — es hat noch immer keines Menſchen Meinung, in keiner Sache, unter keinen Umſtänden, Einfluß auf meine Gedanken, und hat es bis jetzt niemand gehabt. Das kann ich mit der heiligſten Unterſuchung verſichern! Damit müſſen Sie zufrieden ſein: und mich ewig lieben. Ich bin auch von Ihnen ſo überzeugt, wie von mir ſelbſt. Nur ſehen möcht' ich Sie wieder! Sie mich auch? ganz beſonders gern? Sie ſollten. Könnt' ich Ihnen nur gegenwärtig werden, wie Sie mir!

Wiſſen Sie denn etwas von Bokelmann? Wiſſen Sie denn, daß er viel von Ihnen weiß? Weiſen Sie dieſe Fragen ganz von ſich ab, wenn ich Unrecht habe, ich nehme ſie denn auch zurück: ſie gründen ſich nur noch auf mein Übergewicht und meine Autorität, die ich ſonſt in ſolchen Stücken

An den Grafen L.

December 1803.

— Nun weiß ich es. Die Erde iſt ein ſchlechter Planet, ſagt Fr. Schlegel. — Lebte man doch in einem gütigen Klima, wäre ſtark, um fleißig zu ſein! weiter giebt's nichts. Alles andere wird und muß immer erbärmlich werden. Zu falſch, zu künſtlich, oder zu ſehr der Nothdurft iſt es aufgeſtellt. —

— Warum ſoll man nicht außer ſich ſein? Das ſind ſchöne Potenzheſen im Leben, die weder uns noch Andern gehören: ſchöne nenn' ich ſie; weil ſie uns eine Freiheit geben, die wir und die uns bei geſundem Verſtande niemand einräumen würde. Würde ein Menſch ſich entſchließen, ein Nervenfieber zu nehmen? und doch kann es uns das Leben retten. Es kommt aber von ſelbſt. —

— Ich liebe den Zorn; übe ihn, aber protegire ihn auch. Drei Dinge nur ſind nie im Stande mich zu affiziren, nämlich, wenn man mir ſagt, ich ſei gemein, affektirt, oder dumm. Die drei glaub' ich niemals; und bin ich nicht ſehr ſchlechter Laune, ſo muß ich immer darüber lachen. —

Sonnabend, den 1. Februar 1803.

Es giebt geiſtreiche Menſchen, die mögen thun was ſie wollen, es iſt mir alles lieb; es giebt auch ehrliche Leute, bei denen es mir ſo iſt. Aber ſolchen begegne ich nur äußerſt ſelten.

Wenn ein Menſch das, was er ehren und ſchonen ſollte, mißbraucht, Schwäche oder Vernunft eines Andern: das bringt auf; wird aber ein Menſch aufgebracht, ſo macht das kalt, und man kann es wie ein ſchönes Gewitter beobachten.

Den 8. März 1803.

Die dunkelſten Sachen, und alles was wir je geleſen haben, werden an uns wahr, wie die trivialſten Sprichwörter.

Wenn ich mir ihn denke, ſo treten die Thränen mir in's Auge: alle andere Menſchen liebe ich nur mit meinen Kräften; er lehrt mich mit den ſeinen lieben. Und ich weiß auch gar nicht, wie ſehr ich noch werde lieben müſſen. Wie oft dacht' ich ſchon, mehr trägt dein Weſen nicht: und das Weſen änderte ſich. Mein Dichter!

Negerhandel, Krieg, Ehr! — und ſie wundern ſich, und flicken.

Die Menſchen, die die kleinen Gefälligkeiten des Lebens nicht deutlich fordern, von denen denkt man leicht, daß ſie ſie gar nicht bedürfen, vermiſſen, und zu genießen verſtehen. Hieraus laſſen ſich Klugheitsregeln zum Gebrauch ziehen.

März 1803.

Das Fühlen iſt etwas Feineres, als das Denken: das Denken hat das Vermögen ſich ſelbſt zu erklären, das Fühlen kann das nicht, und iſt unſere Gränze, dieſe Gränze ſind wir

selbst, es weiß nur, daß es existirt. Mit Gränzen ließe sich alles bestreiten; und die Gränze, die das nicht mehr erlaubt, entscheidet unser eigenes Wesen, und ist folglich ein Theil desselben.

Was ist das für ein ordinairer Mann! Wenn der nicht zu gleicher Zeit mit uns lebte, würde kein Mensch von ihm sprechen.

Den 10. April 1803.

Sie ist eine von den Personen, die, wenn sie einmal eine andere Querstraße gehen, sich gleich fürchten und nicht mehr wissen, ob sie auch noch gut sind!

„Diese Lücke, diese Lücke!" Werther. Verstehen Sie's recht tragisch, wie Sie wollen; wenn Sie weiter leben, biegt sich's doch bis zum Komischen hinab. Weinen kann man ja doch.

Denken ist Graben, und mit einem Senkblei messen. Viele Menschen haben keine Kräfte zum Graben, auch andere keinen Muth und Gewohnheit, das Blei in's Tiefe sinken zu lassen.

Schlechte Skribenten. Wer wird sich denn dadurch, daß sie sich drucken lassen, zu ihrem Umgang zwingen lassen!

Das iſt ja eine miſerable Perſon, die nichts von ſich ſelbſt weiß; die nie bis zu dem Punkte gekommen iſt, wo ſie ſich entſchuldigen kann, und ſich doch entſchuldigt.

Berlin, den 19. Februar 1803.

Wenn Jemand ſagte: „Sie glauben wohl, es iſt ſo etwas Leichtes originell zu ſein! Nein, man muß ſich viel Mühe geben; und es koſtet ein ganzes Leben voll Anſtrengung", ſo würde man ihn nur für verrückt halten, und gar keine Frage mehr anſtellen. Und doch wäre die Behauptung ganz wahr, und dabei ganz ſimpel. Originell wäre gewiß jeder Menſch, und müßte es ſein; wenn die Menſchen nicht beinahe immer ganz unverzehrte Sprüche in ihren Kopf annähmen, und auch ſo wieder hinaus ließen. Wer ſich ehrlich fragt, und ſich aufrichtig antwortet, iſt mit allem, was ihm im Leben vorkommt, immerfort beſchäftigt, und erfindet unabläſſig, es ſei auch noch ſo oft und lange vor ihm erfunden worden. Es gehört Ehrlichkeit zum Denken, und es giebt gewiß beinah ſo wenig abſolute Stumpfköpfe, als Genies. Einem imbécile fehlt das Vermögen im Kopfe zum Denken; und einem Genie wird dies ſo leicht durch das glückliche Zuſammentreffen und Zuſammenſtimmen ſeiner Eigenſchaften, daß es beinahe iſt, als nähme ein anderes Weſen dieſe Operation in ihm vor. Imbéciles wären gewiß immer originell; es giebt aber faſt keinen reinen; ſie haben meiſt noch Verſtand genug, unehrlich zu ſein.

Von dem ich oft gedacht habe, und sagen muß, er war eines höhern Grades von Schmerz fähig, als alle mir bekannte Menschen, mich mit eingerechnet; denn er ertrug ihn schlechterdings nicht. Stellte ihm sein Geist und sein Körper die Dinge auf die Weise, und so erhöht, oder forderte seine Seele schärfer und mächtiger ihr Wohlsein: genug, er erzwang's in äußern Bedingungen jedesmal. Daher war er gewaltthätig: und so auch in seiner Eitelkeit. Er selbst war nie sein Narr; die Mitspielenden mußten es aber seiner Verführung. Überredung, Gewalt, Überzeugung, galten ihm nicht gleich, mußten ihm aber dienen heißen. So konnte er närrisch scheinen, ohne es zu sein. Weinen, sich rächen, drohen, feucht leben, zwingen, klügeln, sich anstrengen, schmeicheln — natürlich nicht länger; alles konnte und gebrauchte er, nichts war ihm zu groß, nichts zu klein, um den Moment des Zurücktretens zu vermeiden. Von eigenem Geiste getrieben, stellte er sich wohl selbst zurück; und beurtheilen konnte er sich sehr gut, wenn es wieder auf Urtheil ankam. Niemals hat jemand sein Gehirn seines Gemüths weniger in Umlauf gesetzt, es selbst weniger beschäftigt! Seine Moralität fühlte er immer fertig; er wollte aber mit vieler Gewalt und ununterbrochener Anstrengung auch ein Asyl in der Welt für sein besseres Sein; er war durchaus kein Dulder; und so ergriffen von dem Gefühl, welches ihm dies verbot, so durchdrungen von der Einsicht, daß der Moment auch eine Zukunft ist, daß er mir oft aus dem tiefsten Geiste sagte: „Ja! das Würmchen, sehen Sie's kriechen, es hat seinen Moment, er ist alles. Er hat wie ich; es ist an seiner Stelle, niemand kann da

ſein!“ — und ſo ſprach er von niederſchlagenden Scenen — deren Richtigkeit er ſchärfer als irgend ein Menſch wußte — „der Moment iſt doch da! in dieſem Moment iſt des Kerls Vorteten etwas; denn ich fühl's ja: ich haſſe den ſchlechten Moment.“ Einen ſolchen Moment zu vernichten, wandte er alles an. Dies war ſeine Eitelkeit. —

Nun kommt Graf Tilly. Der iſt komiſch und ſchlecht, denn er hat Reue, und iſt unſicher über ſich; bei eben ſo anhaltender und heftiger, aber mehr beſchränkter Gewaltthätigkeit, weil er dabei ſo außerordentlich viel, nicht allein auf Andrer Äußerung über ihn und Behandlung ſeiner, wie alle Eitlen, giebt, ſondern ſogar auch ſein beſſeres Urtheil ſehr leicht, und faſt immer, dem ihren nachſtellt: dies bringt nun alle Augenblicke die ausgelaſſenſte, gewaltthätigſte Anmaßung zum Vorſchein, die plötzlich an Kinderzweifeln über alle geſellige Gegenſtände bricht, und ihn von dem empörteſten und empörendſt ausgelaſſenen Zorn in die ungewiſſeſte Beſtürzung und lächerlichſte Ungewißheit ſchleudert; dies in den geringſten Kleinigkeiten, die ſeinem beweglichen treffenden Verſtande, und ſeiner immer fertigen und glücklichen Gabe ſich auszudrücken, bei weitem nicht gewachſen ſind. Ich glaube, die gegen ſeine übrigen Gaben unverhältnißmäßig große Gabe zu ſprechen war davon ein verſteckter Grund. Er war leicht von ſeinen und auch Anderer Behauptungen beſtochen und überwältigt, wenn ſie nur gut und in einem gewiſſen Zuſammenhange geſtellt waren, und handelte ganze Lebenszeiten hindurch nach einem ſolchen Ausſpruche, ohne daß er mit ſeiner Überzeugung und ſeinem Gewiſſen Eins geweſen oder geworden wäre. So

ward an jugendhafte und religiöse Vorstellungen seiner Erziehung und seines Familienlebens nie los: und sein Leben war halb lächerlich halb schrecklich anzusehn: für ihn gewiß meist eine innere Angst und Marter, von Mitteln der Eitelkeit zur augenblicklichen Ruhe gebracht: ein schwankender Zustand, zu welchem auch Geburt, Schönheit und Geistesgaben ihn wirken, und alte verderbte Erziehung, die sonst häufiger mit großen Vorstellungen und Achtung der Religion und Sitte zusammenging. Er war ein Exempel ehemaliger verkehrter Franzosenwelt und Erziehung. Er genoß alle ihre Vortheile, und erlag ihren tiefen Fehlern. —

1803.

Das Widerspiel zu den vier Eitlen ist T., welche mit Wahrheit in einem Briefe an eine Freundin von sich selbst sagte: „Wenn ich in der Nähe von Fürsten wäre und mit ihnen lebte, würde ich für die niedrigste Schmeichlerin gehalten werden! Weil ich jedes Menschen Persönlichkeit umgehe, und bei der größten Meinungsunabhängigkeit nur immer aus allgemeingeltenden Gründen widerspreche, ein solcher Widerspruch wird gar nicht bemerkt, so sehr er auch wirkt; Beifall und Lob suche ich aber so persönlich zu machen, als möglich. Dieses Verfahren, welches unbegreiflich unbemerkt bleibt, würde bei hohen Personen sehr auffallen. Meine besten Freunde, wenn sie dies lesen, werden mir nicht beipflichten, sondern meinen, ich lobe mich ungeheuer aus Vorliebe; ich aber bin überzeugt, daß dies Gesagte die strengste, in jedem Tage zu ergrabende Wahrheit ist, und bin gar nicht beschämt."

An Frau von F.

Sonntag, den 18. December 1803.

Sie wohnen auf Ehre und Seligkeit zu weit! Ich mag mich noch ſo ſehr zwingen, es kommt doch heraus. Eh' ich nun zu Ihnen käme, verginge mehr, als eine Viertelſtunde, kurz, die Zeit verginge auf dem Wege. Von heute iſt aber gar die Rede nicht: denn heute verbietet es das Wetter. Davon haben Sie gar keine Idee! von dieſer ſchädlichen — man fühlt's — Rauhigkeit. Ich nenne das ein Unwetter, denn es iſt eigentlich keines: ſo war es vor allem Wetter eine Ungeburt aller Beſtandtheile zu einem Wetter — ich glaube ordentliche Nationen kennen das gar nicht — die ſchon organiſirte Weſen vernichten. Dies wird Ihnen alles wie Hyperbeln zum Scherz gemacht däuchten — Gott bewahre! Es ſind lauter Schmerzen und Unbehagen, die mein Körper ſo deutlich leidet, daß es nur ein Schattenriß iſt von dem, was ich von dieſem grauen Unhold ausſtehe; der mir Leben und Freude nimt, und mich verhindert auch nur ohne Ungemach über den Flur zu gehn, geſchweige ein Fenſter aufzumachen, oder die Straße zu betreten. Glauben Sie nicht, daß mir etwas Beſonderes begegnet iſt. Nein! Ich habe nur manchmal das edle Bedürfniß, unſer Klima in allen ſeinen Gräueln auszuſprechen; und dann dünk' ich mich beſſer, und bin zufrieden mir bewieſen zu haben, daß ich ein beſſeres verſtünde. Tiefer Ernſt iſt es mir aber, und leiden thue ich auch. — Ich ſchicke Ihnen ein wenig vinaigre des quatre voleurs. Er iſt mild und aufweckend, und hat durchaus nicht das

Überzeugende der andern Mittel aus ſeiner Klaſſe. Sein Sie nicht zu dankbar. Ich kenne Sie. Mich macht eine zu holde Aufnahme meiner Selbſt, und was ich thue, ganz perplex. Antworten Sie nicht! —

An Frau von F.

Berlin, den 8. Januar 1806.

Glauben Sie, Liebe, daß ich den Brief, den ich letzthin bei Ihnen ſiegelte, abgeſchickt habe? Gott bewahre! keinen Muth! — Sie kennen mich nur Mark: wüßten Sie auch, wie zäh' ich bin, wahrhaftig! ſchwach dünkt mich noch zu ſchwach. —

Ich begreife es nicht! ich bin mit meinem Geiſte nicht ſtill geſtanden; aber mit meinem Herzklopfen ſeit achtzehn Monaten. Ich berene es nicht. Ob ich dieſes oder anderes hätte — die „Witterung des Glücks" bleibt aus! da gebehrde ich mich, wie man kann; das heißt, man weint und weint nicht. Alles in der Welt, nur nicht „ſich tröſten"; mich dünkt, Schmerzen ſind die Rückſeite des höchſten Glükkes, und mit mächtigem Herzen mag ich es feſthalten, und wenn es auch mir nur verkehrt begegnen konnte. Sinken Sie nicht!! Daß ich Sie morgen harmoniſch in Ihren Zügen finde! ausgeſchlafen! muthig zum Sommer! und Nichtigkeiten gar nicht achtend finde. Wie jung ſind Sie! Wie groß die Welt! — — Sie, Sie können ſich ja noch immer etwas Schönres denken, als das, was Ihnen begegnete: vielleicht

begegnet Ihnen noch etwas Schöneres, als Sie ſich denken können! — Denken Sie ſich!!! —

Berlin, den 16. Januar 1806.

Das Kind Pauline iſt bei mir ſeit fünf Uhr. Wie eine Klapperroſe ſieht ſie aus; lärmt und ſpielt mit Sand. Meine einzige Erfriſchung! Ein Kinder-Umgang hat auch den Vorzug, beinahe nichts Menſchliches an ſich zu haben; wie ein Stück Garten erfreut's — und beſſer — und läßt einen ruhig.

Berlin 1806.

Karakter iſt das aus den Verhältniſſen aller Eigenſchaften eines Menſchen oder Werkes u. ſ. w. und durch ihre einmal geſetzte und gegebene Zuſammenſtellung nothwendige Reſultat; in der Handlungsweiſe, Erſcheinung u. ſ. w. Mich dünkt, nichts anders iſt Karakter, im weiteſten, allgemeinſten Urſinne des Worts. Man kann gewiß dieſe Erklärung noch bündiger faſſen, das fühle ich ſogar ſelbſt; aber auf einen andern Grundfuß wohl nicht ſtellen. Definitionen, meine Freude!

Mich darf meine Freundin beleidigen — behandeln wie ſie will. Daß man nicht mit ſich umgehen wie man will? Aber in andern Dingen bin ich ſo ſtreng mit ihr, als ich nur mit mir ſelbſt bin.

J. Wie inkonſequent ſind Sie! Erinnern Sie ſich gar nicht mehr, wie Sie ſonſt ſprachen?

K. Sie meinen, daß ich alles vergäb'! Jetzt will ich plötzlich einen Preis auf mein Ich ſetzen. Zeigen Sie meine Briefe, worin ich anders ſprach; und ſagen Sie: So hat ſie ſich verändert! —

Wer mir glaubt, dem nur kann ich die Wahrheit ſagen.

An Frau von F.

Sommer 1808.

Wenn ich nicht ſo geſund bin, und ſolches Wetter iſt, daß ich des Morgens kommen kann, ſo bleib' ich dreiſt weg. Was hilft ſolches Viſiten-Geſitze. Ich mache das zur Handlung, Viſiten-geſitzen. Iſt wohl dabei an Sprechen, Danken, Mittheilen, Blicken beinah, zu denken? Sahen Sie den gräulosen Ennui des Einen? die Ungewißheit und Mattigkeit des Mahlers? der mir ſonſt unwiderſprechlich die Cour macht — nicht die man einer Frau, ſondern die man einer Fürſtin oder Künſtlerin macht. Auch muß jeder Blick von meiner jede Inflexion des ganzen Körpers und der Stimme ein voller und genauer Ausdruck deſſen geweſen ſein, was in mir vorging. Denn mit dem Alter, mit jedem halben Tag, werd' ich der Verſtellung unfähiger. Und o! wie richtig das. Mein ewiges Denken macht mir alles ſchneller klar als ſonſt, und in mir graben hat mich empfindlicher gemacht, als die freigebige Natur ſelbſt es beabſichtigte. Hoffnungsloſigkeit macht mich auch rückſichtsloſer; Unrecht dulden unflehnender; Mangel an Laune launiger, wenn ich einen Reſt davon verſpüre;

und endlich die Schlechtigkeit — die eines ſchlechten Apfels der noch nicht reifen wollte, mit verfaulten Kernen, anſtatt geſundem Innern — ſtrafluſtig. So, und noch tauſendfach anders, fühlte ich mich; und ſo ſchien ich dem Mahler in's Geſicht wie die Sonne, die wohl den Blödeſten blendet, ohne daß er ein Wort von ihr ſo zu explicieren vermag! Gott, wenn Sie doch einmal ausgingen! zu mir, und wir zuſammen aus. Machen Sie ſich einmal auf! Sie können ſich ſonſt ganz einliegen. Glauben Sie denn, daß ich nicht ganz herunter bin? Würde ich ſonſt ein Wort der Klage bei Ihnen vorlaſſen? Ich glaube nun endlich, bei Gott! ich ertrag es nicht länger! Lebhafter wird mir alle Tage, was geſchehen iſt. Und andre Menſchen ſagen, man tröſtet ſich! Ich bin ſo empfindlich bis zur Empörung! Und auf dieſe Weiſe ärgerte mich auch geſtern E.! Nicht daß ſeine Verdutztheit nicht jedem erſchienen wäre wie ich's Ihnen mündlich — weil es ſchriftlich die Dinte nicht werth iſt! — erzählen werde; aber ſonſt, — Gott, ſonſt! — achtete ich auf ſo etwas gar nicht, ſo offen ſchien mir noch die Welt! Jetzt weiß ich, es werden nur Dienstage und Mittwoche; und in denen will ich alles richten und ſchlichten! Und jedes beleidigt mich; nicht weil es von dieſem oder jenem kommt, ſondern weil ich zu viel beleidigt bin. „Le coeur ſoule." Wahrhaftig ich hätte anders gemacht ſein ſollen zu dem, was ich vorſtelle. — Dieſen halt' ich für einen Troſtbrief; herbe Klagen verſcheuchen unſre eignen, ins tiefe Herz; und hülfreich werden wir dem Andern, und können wir auch nicht helfen, ſo iſt es Diverſion und macht verſtummt!

Heute Abend bleib' ich zu Hause; ich will den Husen nicht böse machen, soll ich mich davon auch noch plagen lassen, und mir Wochen rauben! Sie sollen aber ungefähr wissen, was ich mache. Der Graf Tilly hat mir geschrieben, er wolle zu mir kommen; er spricht ungeheuer gut. Das zeig' ich Ihnen einmal durch seine Briefe. Er inkommodirt mich nicht, sagt mir alles, ich bin ihm ein Sprechsaal, er mir eine Art von Lebensaufseher; das hat etwas von Freundschaft, ohne daß auch der geringste Akkord vorgekommen braucht, und es ist tausendmal besser, als vieles Verfehlte. Dabei hat er die größte Lebensart, und bei dem unerzogenen Krob, welches man hier überall sieht, ist das ein wahrer Wiesenflor, ein Sopha, eine Gondel für die Seele. Ich finde, die selbst so derb und ungeübt-hart scheint, daß unsre Gesellschaften so grob als unsre Stücke sind. Mir ein wahres ununterbrochenes Leiden. Ich will Ihnen das kleine Billet abschreiben, welches mir Tilly heute schickte. „Que je sache, chère petite, si vous passez la soirée chez vous? Il me semble qu'il y a dix ans que nous nous sommes vûs pour la dernière fois, d'un autre côté je crois que c'est hier, ce que je souhaite c'est que ce soit aujourd'hui." Sehen Sie die Ungeduld, die Wenigkeit, die Natürlichkeit, das gute Schreiben! Der richtige Ausdruck in den wenigen Zeilen des ganzen Verhältnisses, die Sorglosigkeit! Ich besinne mich nicht mehr genau auf die Worte meines Billets; es war aber eben so klein! — Wie finden Sie mich mit Abschreiben und Erzählen? Und mein Händchen? Adieu! Sein Sie gutes Muthes! Bin ich morgen — ach Gott nein! morgen Vormittag geh' ich zu Fichte.

Aber ich werde doch zu kommen ſuchen. Sinken Sie nicht! das fehlte mir noch! —

An Frau von F.

Berlin, Sommer 1806.

— Liebe Freundin! Laſſen Sie große Herzen für ſich mitgelitten haben; entzünden ſolche Geiſter das Licht des Ihrigen früher! Haben Sie nur den Willen ſich zu heilen — es iſt wie eine Wunder auch ſie entzündet fieberhaft jedes Lebensprinzip, — verbannen Sie, wenn es nur möglich iſt, das Willkürliche, wahrhaft Leidenſchaftliche! Hören Sie auf Goethe — mit Thränen ſchreibe ich den Namen dieſes Vermittlers in Erinnerung großer Drangſale, — der es im Meiſter deutlich ſagt, daß die Jugend zu viel Kräfte zu haben glaube, und ſie aus Willkür dem verlorenen Gute wie nachwirft. Er ſagt es anders. Leſen Sie es nach, liebe Tochter, wie man die Bibel im Unglück lieſt: wo Meiſter Marianen verliert, im erſten Bande ſteht es; er wird krank, und Goethe ſchließt ein Kapitel damit; es iſt eine Götterſtelle, ein Wolkenſpruch über dieſen Drang der Jugend. Sträuben Sie, in der Ehrlichkeit ihres Herzens, ſich nicht gegen Farbe und Gehalt; wenden Sie keinen Reiz von ſich! Doppelte Natur trägt der Menſch in ſich; wo ihn das Schickſal krönt, darf er ſie beide gebrauchen; der Augenblick, mit ſeinen ſichtbaren wandelnden Schätzen, iſt ein freudiger Spiegel für ihn; und er darf auch dann wagen, ſein Herz einer Ewigkeit zu überlaſſen: brachert aber das Schickſal uns nicht,

so dauerhaft wie unser Wesen trennen! Thun Sie's jetzt. Lassen Sie Geist und Sinne spielen: halten Sie sich nicht mit Gewalt an einen schon entflohenen Gegenstand, der das Gebilde Ihres eigenen Verlangens war! — Des Menschen Geist ist unendlich, sein Herz unzerstörbar. Da Sie weiter leben müssen, leben Sie wirklich! Daß Welt und Lust und Leben und Gehalt auf Sie eindringe! Nur gefalle Ihnen nichts bei Schmerzen; er vergeht doch; und dann ist Jugend, Thätigkeit und Gesundheit weg, und wir, die ehrlicher und inniglicher Weise sich selbst etwas aufgeführt — Sie aber, Liebe, müssen wahrhaftig gegen die Empfindlichkeit arbeiten; verdrießlich müssen doch Ihre Freunde sein dürfen! es nicht umbringen dürfen, ist großer Trost — wo nicht der einzige! Wie wollen Sie Ihren Freunden denn ernst schädend beweisen? — Im Ganzen besseren Sie sich! An der Seele zimmert jeder ordentliche Mensch so lange er lebt. Fassen Sie sich in dieser Arbeit, und zerstören Sie nicht mit jugendlicher Übereilung alles von neuem. —

An Frau von F.

Berlin, Sommer 1806.

— Sein Sie nicht so ängstlich! Selbst physischen Schmerz halte ich für Verwirrung, in die wir nicht einzudringen vermögen; und es ist nicht gleich, ob uns diese das Leid mache, oder etwas andres, weil unser ewig bewegter Geist, unsere Arbeit, unser Schmerz selbst, sie unfehlbar auflösen müssen. Also kann sich nicht allein ändern, alles ändert sich ganz

urtheil, wenn sie sich getroffen haben, trennt sie, der Harfner, Aurelia u. s. w. und da der Mensch hier nichts begreift, weil ihm die andre Hälfte, wozu dies Irrspiel gehören mag, fehlt, so bricht Meister und Goethe in die Betrachtung aus, daß unser Mögliches hier, was wir dafür halten, auch mit Ketten gehalten sein mag, an Pilastern, die auf andern Welten ruhen, die wir nicht kennen; unterdeß bewegen sich aber die Menschen, und dies trägt er uns in seinem Buche wie in einem Spiegel vor. Vergeih, und sieh die entsetzliche Eil! — Künftig einmal über jedes Wort!

Berlin den 17. Dezember 1808.

— Mir fällt aber immer ein, was Goethe's Carlos dem Clavigo sagt, nämlich, es sei nichts Erbärmlicheres als ein Mensch zwischen zwei Empfindungen, von denen er keiner ganz angehört; anderes, als dieser musenvergessene Mensch weiß ich auch nichts. Könnt' ich verhindern, daß dieser Brief in der rauhen Entfernung kein Leid machte! Vergeblich! Es entwickelt sich Ursache aus Ursache, Folge aus Folge; und das Reich des Herzens und die andern Reiche scheinen ohne Zusammenhang. Glück hat der, dem dieser Folgengang wohlthut, Unglück der, dem er weh that. —

Nun hab' ich geweint; und es ist mir in der That, als fiel ein Tropfen gelöset von dem finstern Strome tief in mir; ein Tropfen, nicht mehr! Ich habe in Heinse's Briefsammlung gelesen. Es ging ihnen wie uns. Man sollte sich nicht trennen! Drei sind schon todt: Gleim, und Heinse und Forster. Sie wollten sich immer sehen. Sie waren Männer; Gleim

schon

gewißt von heut zu morgen, ganz unvermuthet. Die größte Veränderung kommt auch von innen heraus: in uns geht sie vor, und wie plötzlich, wie eine Blume sich erschließt, immer in einem Moment; sieht die Welt auch den Prozeß vorher, jene selbst erachtete Nacht nur mit einemmale. Kleinere Vorfälle aber sind beinahe immer eins, wie sie kommen; und auch selbst muß man sie sich nach geschehener That gerechte legen, und mit Kunst und Gewalt Honig aus ihnen ziehen. Wer vermag die zu berechnen! Ich spreche heute aus voller Seele! denn auch mir ist viel Mißwachs vorgekommen, und nicht ganz von der geringsten Art. Aber den ganzen gehässigen Eindruck, den er mir macht, nehm' ich dazu hin, um mir zu sagen und zu zeigen, wie ich mir nichts mehr weis machen lasse, wie jedes Ding nur droht, und weder freut noch schadet, und jedes Ereigniß erst durch die, welche es gebiert, fertig wird, und man die Künftigen Geschlechter beider Welten nicht kennt; nicht weiß, neben wem im Gedränge man Tod oder Leben findet! Klarheit im Geiste, reiner und wo möglich starker Wille, ist unsere Aufgabe und unser einziges Glück; zu dem übrigen können wir lachen, beten, weinen. — —

An Frau von H.

Berlin, den 17. September 1805.

Es ist schon stockfinstre Nacht, mit Licht und allem, und noch nicht gar lange, daß mir Ihr Brief überreicht wurde. Da es zum Kommen zu spät ist, so will ich Ihnen doch durch

schon, wo ich jetzt lese, neunundsechzig Jahre alt; Müller sechsundzwölfzig, und wie sehnsüchtig, wie lebendig-feurig ihr Wunsch, sich zu sehen; und immer zunehmenden. Auch sie interessirte Europa, und was für Menschen darin geschehen sollte, so lebhaft! Wie sie riethen und kombinirten! Vom Fürstenbund, von Joseph, von Friedrich Wilhelm, vom damaligen Koadjutor Dalberg, von allen Gelehrten, ihren Werken, den Kriegen; wie wahr, wie wahrscheinlich sah alles aus; wie jetzt! Ihre Herzen schlugen in unsäglicher Unruhe von Wunschesstürmen in ihrer Brust, wie unsere! auch wir wissen nichts; und können nur leben: und thun's nicht; wie sie. Einige wenige und zwanzig Jahre haben kluge Leute zu Narren gemacht; und die uns preisgegebene erste Sandfläche der Erde scheint wirklich verändert. O! wie weint' ich über ihre Liebe: mit welcher Leidenschaft empfand ich ihre Sehnsucht, ihre stürmenden Wünsche mit! Ich hatte es nöthig, o Gott! auch ohne Gegenstand müßt' ich ewig fortlieben! Nun seh' ich es; es sind die geistigen Schläge meines Herzens, aber alle Herzen sind nicht so: das habe ich erst heute in meinem Kopfe erfahren. Den Unterschied habe ich in tausend Schmerzen erlebt; auch gefühlt; aber nie genannt, und in meinem Geiste aufgestellt. Der mir so sehr bekannte Johannes Müller ist mir doch lieb geworden: man liebt so zärtlich, ängstlich, ehrenvoll keinen neunundsechzigjährigen Mann, wenn man nicht wackre ist: und aufhören kann das auch nicht. Und nun ist es mir wieder lieb, daß er in Kassel, in einem sich zurecht rückenden Staate, ist! Es geht zwar karg mit ihm her, und man sieht selten sein Gemüth in reichen Bewegun-

beſſer. Auf dieſe Vollkommenheit müßte ſich jedes Individuum üben, wie die Menſchheit ſie erwarten muß.

In der geringſten Stube iſt ein Roman, wenn man nur die Herzen kennt.

Was heißt das, Satisfaktion haben? Die hat man immer, wenn man mit ſich in Ordnung iſt; das heißt aber nur das Nothwendige nicht vermiſſen; daß auch Andere mir genügen, iſt allein der ſchöne Überfluß, der glücklich macht.

Den 13 Januar 1800.

Giebt es Wunder, ſo ſind es die in unſrer eigenen Bruſt; was wir nicht kennen, nennen wir ſo. Wie überraſcht, wenn auch nicht beſchämt, wenn uns die Begeiſterung wird, ſie zu gewahren!

Da eine willkürliche Einrichtung Statt haben konnte, ſo iſt es kein Vorurtheil, daß ein Weib nicht Liebe bekennen darf. Der Liebe Verdammniß zum Sterben, iſt Verſchmähung. Bei einem Weibe kann ſie das Gewand von Anmuth und Schüchternheit nehmen, bei einem Manne ſteht ſie gewandlos, tödtend da.

Den 24. März 1800.

Symptome der Liebe giebt's. Wenn man folgende Verſe von Mad. Genlis ganz auf ſich anwenden kann: „Mais je n'ai plus ni caractère ni volonté! insensé, faible et méprisable, je n'attends rien de vous, et sans but comme

sans espérance je cède malgré moi au charme irrésistible que je trouve à vous aimer:" ſo kennt man eins. Das andere iſt, wenn einem jede körperliche Berührung, außer der des geliebten Gegenſtandes, unwillkürlich und unwiderſtehlich ekelt.

Die ganze Welt iſt eigentlich ein tragiſcher Embarras.

Einen gepackten Reiſewagen und einen Dolch ſollte ein jeder haben; daß, wenn er ſich fühlt, er gleich abreiſen kann.

Es gelingt einem beinah nie eine Sache, von der es einem nicht nachher leid thut, daß ſie einem gelungen iſt; und es mißlingt keine, daß es einen nicht nachher freute.

Düngen Sie mit Verzweiflung, — aber ſie muß ächt ſein, — und Sie werden vortreffliche Ernte haben.

An Guſtav von Brinckmann, in Stockholm.

Berlin 1800.

— Wiſſen Sie, wer jetzt noch meine Bekanntſchaft gemacht hat? Prinz Louis. Den find' ich gründlich liebenswürdig. Er hat mich gefragt, ob er mich öfter beſuchen dürfe, und ich nahm ihm das Verſprechen ab. Solche Bekanntſchaft ſoll er noch nicht genoſſen haben. Ordentliche Dachſtuben-Wahrheit wird er hören. Bis jetzt kennt er nur Mariane, aber die iſt getauft, und Prinzeß; was will das ſagen?! Noch kenn' ich einen

über Sie hatte; und zum Theil — doch das fällt mir jetzt erſt ein — darauf, daß Sie ihn nicht zu mir ſchickten. Doch dazu mögen Sie tauſend Urſachen gehabt haben: und es iſt auch ohnehin ſo beſſer. Ich lernte ihn von ungefähr beſſer kennen, und Sie waren der Vermittler. Auch glaub' ich feſt und feſt, gewiſſe Menſchen müſſen ſich kennen lernen; nicht allein, wenn ſie zuſammen ſind; ſondern die Umſtände müſſen ſie zuſammen beſorgen. Mein Aberglaube! Sie werden, mit ſcharfem Geiſte und geordneten Worten, genau zu beſtimmen wiſſen, welch ein himmelweiter Unterſchied zwiſchen unſern Anlagen und unſerer Ausbildung iſt; ich weiß es, auch ohne es ſagen zu können, oder ſagen zu mögen — abfragen könnt' ich mir's meiſterhaft laſſen —, und doch kann ich vortrefflich mit Bokelmann leben: er hat ein ſolch liebenswürdiges, braves Gemüthe, welches man immer trifft, daß er einen ſelbſt erſt wieder daran erinnert, daß man brav iſt; ſo etwas durchaus Unbeſudeltes und Edles, ſo etwas Unangetaſtetes, daß auch kein Irrthum jugendlicher Unwiſſenheit oder Befangenheit bei ihm iſt, ſondern alles Reinheit und Geſundheit. Und meinem Alter iſt nichts beſſer, als ſeine Jugend. Urtheilen Sie, ob ihn liebe. Wenn wir nicht Einer Meinung ſind, ſo kommen wir gleich auf den Punkt, wo wir eigentlich ſcheiden, und wir ſcheiden in Frieden und mit Bedacht: welch einen Vorzug, welchen hellen, unbefangenen und regſamen Geiſt ſetzt das voraus. Sie wiſſen, wie ich das Gegentheil haſſe; und wie man damit in dieſem Jammerthal zu kämpfen hat! — oder, wie das vielmehr der ächteſte, eigentlichſte Jammer in dieſem beliebten, mir beliebten Erdenthale iſt. Ich

kann mir nicht vorwerfen, daß ich das Schlechte nur haſſe: ich liebe das Gute, was ich finde, mit der leidenſchaftlichſten, tiefſten Verehrung, mit dem deutlichſten Bewußtſein; — und das iſt mein Glück! — meine Schönheit, die mir der Himmel gab, das Geſchenk der Götter! Ich darf nicht einmal murren. Veit! Sie haben zu Bokelmann geſagt, „unſer Verhältniß ſei Ihnen das liebſte geweſen, und es ſei doch auch nichts.“ Nein! mein Galeerenſklave, das iſt nicht wahr! Oft mag es ſeine Grazie verloren haben; ſeine Würde und ſeine Ewigkeit — bis Sie mir ein anderes Wort ſchaffen — nie! Und wie wir beſſer werden, wird es auch beſſer. Ich werde wirklich beſſer: alſo bin ich es von Ihnen überzeugt, und alles iſt gut. Nur der Zweifel kann uns dieſes Glück rauben! ich leid' es nicht: und ich zweifle nie. Iſt das erhaben, ſo bin ich es. So, denk' ich mir, iſt Religion; man bedarf ſie, und dann hat man ſie gleich. Wer braucht Geſchichte: brauchen wir Beweiſe? Wir wollen Stifter ſein, mögen uns Andere nachglauben. Dabei bleibt's; ich kann Sie zwingen: ich fühl's und ich thu' es. Ich werde die erſte Gelegenheit ergreifen, nach Hamburg zu kommen; das ſein Sie gewiß. Ihrenthalben. Und ich ergreife jetzt gut. Ich bin verwundet nach Frankreich gereiſt, und kehre gefaßt zurück. Wer ohne Panzer ſeinen Buſen in der haſten Welt umherträgt, der muß verwundet werden; das wußt' ich nur nicht: der Schreck iſt das Meiſte, und wenn man das Bluten noch für Sterben hält. Wunden werden immer kommen, aber nicht unerwartet. „Er komme, und ſage es mir zum zweitenmale,“ ſagt Gräfin Orſina.

Ich ſchreib mir letzthin in ein kleines Büchelchen: „Lange exiſtiren die guten Dinge, ehe ſie ihr Renommee haben, und lange exiſtiet ihr Renommee, wenn ſie nicht mehr ſind.“ Das iſt alles, was ich Ihnen über Paris ſagen möchte. Lange, dünkt mich, iſt es und kann es nicht mehr Paris ſein; nachdem ſeit Jahrhunderten ganz Deutſchland Paris geworden iſt. Doch mir kömmt Paris vor wie ein zuſammengedrängtes Deutſchland, und wenig verſchieden. Das könnt' ich ſehr ausführen: ein andermal! thun Sie's ſelbſt; derweile. Eine Nation, die Vaudeville's haben kann, kann keine Muſik haben. Die große Oper iſt tragiſch, und das Tragiſche hat viel von der Oper. Ich bin unpartheiiſch: das würden Sie mir bei jedem einzelnen Urtheil zugeſtehen; aber für unbedingtes Lob zu deutſch. Daraus machen Sie nun, was Sie wollen! Steif, borniert u. ſ. w. wie Sie wollen! Vielleicht ſchick' oder bring' ich Ihnen noch einmal etwas über Paris, dann können Sie berichtigen und ſtreiten. Adieu. Antworten Sie mir. Es iſt 12 Uhr nachts, wenigſtens. —

Oktober 1801.

Man karakteriſirt jetzt häufig Dichter und Gedichte, und ſehr oft ſteht der Name Goethe an der Spitze, am Ende und in der Mitte. Die ſeine Werke in Rangordnung bringen wollen, nennen bald dieſes, bald jenes erſt, bald erklären ſie den Goethe aus dem einen, bald aus andern ſtückweiſe, und ſcheinen ſo hin und her zu rathen, aus welchem er wohl ganz zu erkennen ſei? Warum ſtellen ſie nicht Einmal die ſimple Frage auf: Aus welchem von ſeinen Werken könnte man

wohl ſchließen, ob er wohl alle übrige gemacht haben könne? Iſt dieſe Frage zu beantworten, ſo hätte man den Anfang jener Rangordnung gleich gefunden, und ſie könnte ihren Fortgang nehmen. Ich würde Taſſo auf dieſe Frage nennen. Und jeder, der etwas nennt, müßte Gründe angeben.

So lange das Recht noch auf der Seite der Tollheit iſt, ſo wagt man noch immer etwas, ſich unter die Ungebildeten zu miſchen.

Den 9. Oktober 1801.

Ein bis zum Nebel trübes Wetter ließ Regen fallen, der die Straßen, wie's im Frühling pflegt, noch nicht ganz ſchwärzte, und zweifeln, ob es zum April ginge, oder der Tag wirklich zum Oktober gehört.

1801.

Es giebt recht wenig Menſchen, die Einfälle haben.

Die Andern plagen einen aber abſcheulich mit ihrem bischen Armuth.

Des wirklichen Unglücks ſchämt man ſich.

Und man kann es eigentlich daran erkennen.

Von Menſchen kommt kein Glück. Da erwartet man es nur.

1805.

Nun weiß ich mit einemmale, warum es mich ſo empört, wenn ein Menſch, was ihm ungeſund iſt, immer wieder genießt: nicht allein, weil es von der unangenehmſten Wirkung und thieriſch iſt; ſondern weil es nicht einmal thieriſch iſt; die Thiere wiſſen, was ihnen heilſam iſt, und vermeiden das Gegentheil. Es heißt die Vernunft ſelbſt auf eine thieriſche Weiſe gebrauchen, dieſes natürliche Gefühl zu übertäuben und nicht zu achten.

Die meiſten Leute wiſſen gar nicht, was das iſt: Schätzen und Verehren. Sie bedienen ſich aber doch ſehr häufig des Ausdrucks — und Einer macht den Andern immer irrer; aber ganz behaglich im Irren. Abſcheulich. —

Es ſchwert beinah auf jedem Menſchen eine Verdammniß; ſie begreifen ſie aber nicht; ſie fühlen ſie beinah nicht. Ich kenne meine, und es thut mir nicht leid. Unheilbar!

Wenn es einem länger ſchlecht geht, mit einem Worte, in einem gewiſſen Alter, wird man ganz blaſirt über Schlechtes — wie ich neulich zu P. ſagte, — das ſind aber ſchlechte Leute, die es über Gutes werden. —

Antwort.

1805.

„Ich hab' Unrecht, denn ich kann nicht beweiſen, daß ich Recht habe. Und das iſt ja ſehr Unrecht.“

1808.

Frau von Genlis ſagt vom Eintritt der jungen Leute in die Welt, daß nur Nonnen das Vergnügen der Geſellſchaften, Schauſpiele und Bälle darin ſähen; aber ſinnige junge Perſonen ſollten dieſe merkwürdige Epoche — époque mémorable, — wo ſie aus dem Innern ihrer Familie in die Klaſſe der Bürger — citoyens — aufgenommen würden, um einen Ring in der großen Kette zu bilden, aus einem andern Geſichtspunkte anſehen. Sie ſpricht in dieſem Kinderbuche, welches ſie den kleinen La Bruyere nennt, und worin ſie mit ganz fertigen Sätzen aus der Geſellſchaft würfelt, mit kleinen Perſonen von ſieben, acht, bis fünfzehn Jahren. Denen ſpricht ſie von Staat, citoyens, von Verbannungen — worunter ſie Miniſter und Ausgewanderte meint —, vom Zuſtand der Reue und dem Troſte des Alters, von Ämtern und verlornen Freuden vor; als ob das klügſte Kind nicht noch weniger zu einem von allen Seiten ſchon beleidigten Menſchen zu machen wäre, als ein dümmeres! Kann man ſich wohl verſtehen, wenn man nicht dieſelben Dinge erlebt hat? und gehören dazu nicht innere Fähigkeiten und äußere Ereigniſſe in der Zeit, die ein Fünfzehnjähriger nicht gehabt hat? Mit dem Eintritt in die Welt meint ſie aber auch weiter nichts, als die Einführung in die Geſellſchaftsſäle. —

Sie ſagt auch: „Tous les sentiments qu'il est impossible de conserver toute sa vie, ne viennent point de l'ame." Es giebt auch Menſchen, die nicht während ihres ganzen Lebens die Seele ganz behalten: und ſo iſt ihr auch das Andenken und die Ideen der Liebe vergangen. —

„Schwache und begränzte Menſchen ſind ganz nothwendig oft undankbar.“ Es giebt wirklich ſchwache Herzen; wir Köpfe. Undankbar iſt nicht, wenn man nicht dankt; undankbar iſt, wenn man annimt, was man nicht leiſten würde. —

„Il n'y a guère que les secrets cachés par l'amour propre, qui soient exactement gardés.“ Wahr! aber auch die, die uns zu viel in Andrer Augen ſchmeicheln würden. —

1805.

Seit der Zeit . . . Es gelangt keine Freude zu meinem Herzen; wie ein Geſpenſt ſteht er unten, und drückt es mit Rieſengewalt zu; und nur Schmerzen kommen dahin; dies Geſpenſt, dies verzerrte Bild, ich lieb' es! Sagen Sie mir, wann wird dieſer Wahnſinn, dieſer gräßliche Schmerz enden! Wodurch?

Sonntag, den 15. September 1805. Eben wie 1804.

An D. Veit, in Hamburg.

Dienstag, den 16. Februar 1808.

Mit dem man ſein Leben verleben möchte, dem kann man nicht ſchreiben! Welchen Gedanken, welches Aufathmen, möchte man ihm nicht ſagen, nicht zeigen? der könnte unſer Zeuge ſein, unſere Exiſtenz bekräftigen! Und in zurückgeſcheuchter, trüber, faſt unerkannter Angſt verſchwenden wir artig die Tage, laſſen uns friſch darauf los vernünftig reden, und ſind wahnſinnig aus Zagheit. Das Staaten-

leben — Leben iſt zu umfaſſend — iſt aber ſo angethan, daß auch das ganz recht iſt; man kommt zu ſeinen Reſultaten, aber in lauter Entbehren, ausgeſchloſſen aus dem Paradieſe, wo man ſich Luft, Speiſe und Gefährten ſelbſt ſuchen darf: das friſche geſunde, ſich nie trügende Herz wird Begierde genannt, nach einer Art von Kinderſtube, Kerker oder Tollhaus verwieſen: und ſo gehen wir grau durch Städte nach dem Kirchhof. Gott, wie komm' ich darauf! Ich will es Ihnen ſagen. Ich fühle eine ganze Thränenfluth in der Bruſt über dem Herzen; und jedes erinnert mich an alles. Nichts erſcheint mir mehr einzeln: ich fühle mich ganz gefangen, und mein Geiſt iſt reger, als je. Mit dem höhern Leben tröſt' ich mich nicht! Ein ſchönes Erdenleben würde das nicht ausſchließen. Es erhöht und ſchärft jeder Augenblick mir das immer innigere tiefe Gefühl des unzufaſſenden Verluſtes! unſere Organe ſind zu endlich, es zu faſſen; und höhere Weſen haben gewiß eine Trauer über uns, deren wir unfähig ſind, und die ich wie errechne! — das Kälteſte, das Wenigſte, was Menſchenkinder können — der große Schmerz, der große Verluſt, die Unmöglichkeit, ſich aus der vorgefundenen Verwirrung anders, als ſterbend, abſcheidend, trennend, vereinzelt, zu ſcheiden, macht den Tod ja nur möglich. Verſtehen Sie dies ſo umfaſſend, als Sie können: in Bezug auf Menſchenverkehr, auf die tiefſten Anlagen und Bedürfniſſe des Herzens, auf die Natur, die wir einſtweilen die todte nennen, auf jede Organiſation. Sie ſehen, ich weiß es wohl, warum Sie mir nicht ſchreiben! Sie haben ein großes Glück. Seiner Geſchichte nach, wovon man die letzte unverſtandene Ankunft

der Erscheinung chance nennt, und seinem innern unendlichen Glücke nach! Welche Freundin haben Sie gewählt, gefunden und empfunden! Ich verstehe einen Menschen, Sie ganz. Vermag es, wie doppelt organisirt ihm meine Seele zu leihen, und habe die gewaltige Kraft, mich zu verdoppeln ohne mich zu verwirren. Ich bin so einzig, als die größte Erscheinung dieser Zeit. Der größte Künstler, Philosoph, oder Dichter, ist nicht über mir. Wir sind vom selben Element. Im selben Ring, und gehören zusammen. Und der den andern ausschließen wollte, schließt nur sich aus. Mir aber war das Leben angewiesen; und ich blieb im Keim, bis zu meinem Jahrhundert, und bin von außen ganz verschüttet, drum sag' ich's selbst. Damit ein Abbild die Existenz beschließt. Auch ist der Schmerz, wie ich ihn kenne, auch ein Leben; und ich denke, ich bin eins von den Gebilden, die die Menschheit werfen soll, und dann nicht mehr braucht, und nicht mehr kann. Mich kann niemand trösten: solch weisen Mann giebt's nicht; ich bin mein Trost; nun giebt es noch das Glück! Das ist aber wie beleidigt von mir; und ich fühle auch, ich beleidige es. Das Glück beschenk' ich Ihnen ein andermal. So ungefähr steht's mit mir. Lebten Sie in Einer Stadt mit mir, Sie hätten einen unendlichen Genuß! Sie können sich das ewige Erblühen meines Lebens gar nicht denken. Aber Sie müßten sich die Strenge gefallen lassen, mich nur zu sehen, wann ich will. Sterben Sie nur nicht! das hängt ganz von Ihnen ab. Ich will mich gewiß nicht so vergessen. Ein Mensch wie wir kann nur aus inadvertance sterben; das fühl' ich auf's lebhafteste. Auch giebt es eine andere Art,

das Leben zu erhalten; es giebt Tropfen auf andern Sternen, die allein hinlänglich ſind, ein von Erde geſponnenes Leben zu erhalten; den Umſchwung, die Nahrung, des begriffenern, gröbern Lebens, u. ſ. w.!!! Sein Sie nicht ängſtlich! ich bin gewöhnlich gelaſſener. Wenn ich aber an Menſchen ſchreibe, geſchieht es mir, daß der ſchwer erfüllte Horizont meiner Seele los gewittert. Himmliſche Menſchen lieben Gewitter. Auch ein Grund, warum ich das Schreiben ſcheue. — —

An Frau von F.

Berlin, Herbſt, 1805.

— — Sie ſind mir lieb, folglich auch der Brief: aber welche Mühe haben Sie ſich gegeben! Nicht allein, ſo viel, ſo klein geſchrieben zu haben; — aber den Egoismus heraus zu ſtöbern! Wenn Sie ſchon auf's Allgemeinſte gehen wollen, es giebt noch etwas Allgemeineres, als ihn! Laſſen wir dies! — Können Sie mir gut ſein, liebe Freundin? Ja! Weil ich Ihnen gut ſein kann, keine von uns ſtumpf oder zunichte iſt. Gut! Ich bin eigenthümlich? Bin ich dies mit Bewußtſein und Geiſt, ſo werd' ich jede Eigenthümlichkeit ehren, und eine ſchöne ſchätzen und pflegen. Das kann uns aber nicht verhindern, uns mit Gründen ſo maſſ zu bekriegen, bis eine jede von uns in das Gebiet gedrängt iſt, wo andere Waffen gelten. Dies iſt geiſtiger Umgang, ohne den ich — eigentlich nicht umgehen kann! Dies wird ſich bei uns ſchon machen, dafür laſſ' ich uns beide ſorgen; — wie ich es überall liebe,

viel voraussetzen! — Machen Sie sich keine zu große Idee von mir; sonst könnten Sie mich nicht lieben! Denken Sie, wenn Sie wollen, alles Gute von mir, das Sie zu denken fähig sind; nur denken Sie sich nicht nichts — und überlassen es meinen etwanigen Fähigkeiten, dies auszufüllen. Ich habe Sterblicher, die ich bis zur Vergötterung liebe; aber es sind nur mir bekannte, gesteigerte, geordnete, glückliche Eigenschaften in ihnen, nicht dunkle Unbestimmtheiten, die mir diesen Trost, diese Wonne gewähren. —

1808.

Die vier eitelsten Menschen, die ich gekannt habe, sind Frau von Gr., Doktor Böhm, Major von Gu., und Graf Lilly. Doch müssen Frau von Gr. und Doktor Böhm an der Spitze stehen, weil die beiden ganz ausdrücklich sich selbst etwas vorlügen, und offenbar nun bereits seit dreißig Jahren Schmeichelvisiten an sich selbst ablegen. Sie möchten vor Glück und Süßigkeit untergehn! wiederholen sich ewig; können sich ganze Geschichten einbilden; geben sich Kenntnisse, die sie nicht haben, versagen sich keine Gabe, kurz, machen sich ohne Umstände glücklich; und haben nur — auch keinen ächten, — einen falschen Ärger, wenn sie ja einmal bemerken, daß Einer wohl anders über sie meinte, als sie selbst; da es sie aber in ihrer Meinung und in ihrer großen behaglichen Lüge nicht sehr stört, so rügen sie es bloß wie eine Tredeistung, die geahndet werden müßte, als eine in der Gesellschaft eingeschlichene Unordnung, die sie nur scheinbar ergreift: denn auch Gesellschaft an und für sich interessirt sie nicht, und nur

im

im oberflächlichſten augenblicklichſten Bezuge auf ſie ſelbſt. Sie ſind beide unbedingt die größten Narren, die ich kenne! Mir aber doch bemerkenswürdig; weil die erſtere ſogar eine Anlage, wenn man ſo ſagen dürfte, zur edlen Seele hat; von überekelhafter Süßigkeit gegen ſich ſelbſt aber, in ſchlaffer, nicht derber Gewohnheit aufgelöſt; kurz, eine offenbare Närrin, ſo daß man ſich ihrer ſchämen muß, und nur als ein Geſellſchaftsheld ihre beſſern Eigenſchaften nennen kann, in förmlicher Verhandlung, und von den Dümmſten und Klügſten beſtritten. Doktor Böhm hatte Anlagen zum Verſtand; bei ihm geht aber die Vertheidigung ſeiner Behaglichkeit bis zur gewaltſamſten Härte; womit er die Verkehrtheit verbindet, ſich auf Ehrlichkeit ſo viel einzubilden, daß der größte Sänger z. B. mit dieſem Maß von Einbildung auf ſein Talent ein unerträglicher Narr wäre. Er ſieht in der ganzen menſchlichen Geſellſchaft nichts — als ſich ſelbſt auf einem Thron von Arzneien, und die übrigen Sterblichen im Staub! Der iſt ordentlich blind. Noch iſt es ſonderbar, daß beide aus einer und derſelben gebildeten Stadt Deutſchlands ſind, dort unter ſehr günſtig ſcheinenden Umſtänden erzogen wurden, und Gelegenheit hatten, Europa kennen zu lernen. Sie ſind Eines Alters, und haben dieſelben Geſellſchaften geſehn; ſie verachten ſich; einander ſehn.

Dann kommt Meiſter Wu., der mit Gehalt eitel war, aus dem klarſten Bewußtſein; der den Moment der Negation für ſich nicht ertragen wollte; der es ſich deutlich geſagt hatte; der alle Menſchen, und ſich ſelbſt an der Spitze, zur Huldigung zwang; der überall der merkwürdigſte war.

einige Zeilen, und wo möglich Punkt für Punkt, antworten. Ja, ich bitte Sie, liebe Freundin, denken Sie „an die wenigen Wochen, da ich zufrieden mit Ihnen war.“ Nicht deßhalb, weil ich zufrieden mit Ihnen war, sondern, weil Sie vergnügt waren, mich in die Seele hinein freuten; weil jene Zeit Ihnen Bürge iſt, daß Sie, daß man vergnügt ſein kann, wenn man nicht körperliche Leiden hat; daß andere Trauer durch Unterſuchung, Überlegung, Zerſtreuung — welches alles in der Zeit geſchieht, darum nennen's die Menſchen „mit der Zeit“ — vergehen muß. Hätte ich nur das letztemal mit Ihnen ausſprechen können! aber ich glaube, obgleich ich noch zwei ſehr gute Dinge zu ſagen hatte, daß es ſo gut wie geſchehen iſt. Sie haben es geendigt! „Kein Zug, der dem Urbilde gleich käme,“ ſagen Sie ja, den Göttern gelobt, ſelbſt! Sein Sie getroſt, arme Leidenerwählte! Solche Gedanken hat man nie umſonſt! Ja, ja, es ſind die herbſten Leiden: einen ſolchen ſelbſtgeſchaffenen Gegenſtand zu lieben, der einem nur den bloßen Eindruck verleiht, und einen ſolchen Gegenſtand nicht mehr zu lieben! Alles gleich. Alles Schmerz, Verneinung. Dieſe iſt der reinſte Schmerz. Aber nun alle andern ſcheuslichen Gemüthsbewegungen, welche daraus entſpringen! O welcher innerliche Jammer, welche Noth! welcher wahre Krieg mit allen ſeinen Folgen und Gefolge, in der tiefſten Ähnlichkeit. Wer kennt dies beſſer als ich. Aber unendliche Kraft ſoll man dagegen anwenden; ich bin zernichtet, und ich rathe noch zur Vernichtung; alles iſt beſſer als ein Spott ſeiner ſelbſt ſein, und ein ſelbſtgeſchaffenes Werk anzuſchmachten. Todes erlangt man nie! man kann

es nicht beſitzen. Auch ſo ſcharf braucht es nicht immer herzugehn, und man ſtößt unverhofft auf ſanftere Mittel; nur ſcheuen ſoll man auch Verzweiflung nicht, die unbekannt iſt. — Sie ſagen gut: „Ich werde gar nichts gethan haben, und es wird mit einemmale alles fertig da ſtehn;“ ſo iſt es immer, alles, ich behaupte ja, auch das Alter, kommt plötzlich, — das Fertigwerden iſt nur immer ein Moment! Nun ſetz' ich noch hinzu: Und wanken und erſchrecken Sie doch nicht, wenn Sie auch oft glauben werden fertig zu ſein, und plötzlich die ganze Krankheit wieder fühlen! Sehnſucht iſt's alsdann: und dieſe ein Zeichen des Lebens. Mehr als das Leben kennen wir ja ohnehin nicht; das ſind wir; das haben wir; und daraus kann immer etwas Schönes werden. Und wie wunderbar! Fühlen Sie ſich nur einmal! Rechnen Sie das bischen Liebeselend nicht. Die Elenden ſind elend! —

Sie werden geneſen! Laſſen Sie ſich auch nicht irre machen, wenn ich nicht immer freundlich ſein kann: ich kann es bei meiner innern Verfaſſung, bei gewiſſen Verwirrungen, nicht; auch Krankheit! Und wenn ich in dieſem Briefe gehemmt ſpreche, ſo iſt's weil auch ich an mir hämmere, und ein paar ſchlimme Wachnächte in meinem Bette mit meinem Herzen verbracht habe; und zum Theil wie zu mir ſelbſt ſprach. Sie ſehn, wie freundlich und geſprächig ich gleich werde, wenn Sie geſund werden wollen. Die Welt iſt ſo voll! Ihr Herz thätig: wo ſollte Armuth, Noth in Armuth, herkommen, mit geſunden Sinnen, und dem Muthe, ſich jede Wahrheit zu ſagen! —

An Frau von F.

1808.

Als ich heute an die Worte in Ihren ersten Zeilen kam: „Haben Sie etwas wider mich," lachte ich, es war mehr als lächeln! — Mir ist nicht eingefallen, daß ich böse sein könnte! Das müssen Sie auch aus meinem letzten Billet gesehen haben. Die Menschen, die mich beleidigen können, haben mich schon vorher beleidigt, eh' sie's thaten. Sie werden mich nicht beleidigen, darum können Sie mich nicht beleidigen. Egl. aber z. B. mag machen was er will, er beleidigt mich immer, denn er hat mich beleidigt, und er muß mich beleidigen, weil er einmal diesen Punkt getroffen hat; und so Mehrere! —

Sie haben übrigens in allem Recht, was Sie sagten. Nichts ist odiöser, als sich hinter Ignoranz verstecken, weil es zärtlich gegen sich selbst und roh gegen die Andern und eine ungeschickte Lüge ist, und diese Komposition die schlechteste Art von Nichtswürdigkeit ist.

Wenn ich die Leute, nicht die Menschen, gut behandle, so ist das, weil ich mich nicht zu allen Zeiten so grob zu machen vermag, als es zu ihnen stimmte, und weil mein Zorn gedämpft wird von der Furcht, die sie mir einflößen, und die ganz dieselbe ist, die ich vor wilden Hunden habe. Meine Verachtung aber ist gewiß die ächteste! —

Ich komme so bald zu Ihnen, als ich kann. Sobald ich wieder ganz besser bin, und der Fußboden trocken. Morgen in jedem Fall.

Don-

Donnerstag den 3. Oktober 1806.

Nun hab' ich auch erfunden, was ich am meiſten haſſe: Pedanterei; ſie ſetzt ganz nothwendig Leere voraus: und hält ſich deßhalb feſt an Formen. Iſt ſie von der beſſern Art, ſo thut ſie dies im halben Gefühl dieſer Leere mit Rechtſchaffenheit; iſt ſie aber von der ſchlechten, ſo thut ſie es mit Stolz und Prahlerei, nicht ahndend und zugebend, daß etwas anderes exiſtire. Es kann alſo nichts Unleidlicheres geben, als dieſe Stupidität im völligen Marſch begriffen zu ſehen: wie Narrheit, anmaßend und langweilig: gar nicht zum Ertragen! Was mich aber empört, iſt dieſe Klaſſe, die mit Prätenſion ſittlich!!! ſind. Dies hebt alles auf; gradezu auf, was nur ſo genannt werden kann, — und nichts anderes; ich kann es zum Himmel ſchwören, iſt meiner Seele ſo zuwider!

An Ludwig Robert, in Paris.

Berlin, Dienstag den 3. Februar 1807.

— Wie freut es mich in der tiefſten Seele, dieſelbe Aufnahme für unſer Schickſal in der deinigen zu ſehen! Nicht Silbermaß, nicht Dictionnaire jeder Art, nicht Titul, welche Akademieen uns verleihen, ſind das errungene Gut des durchſchmerzten Herzens! Das gefühlte Herz ſelber iſt es: die ſich alles gewärtige Seele! der nichts bleibt, als ihr eigenes Gewiſſen, die, von dieſem innerſten Punkt des Seins aus, ſich auf ſich ſelbſt ſtemmt, und ſo ihre Exiſtenz erwartet: mit ungetrübtem, ungefangenem Geiſte, unſere Mitgift, auf daß

wir nicht vergehen — aus dem Hauſe Gottes. Der Kinderſinn — nicht in akademiſcher, nachplaudernder Sprache — der Kinderſinn aus Ehrlichkeit und reiner Aufführung erhalten, der Kinderſinn, der nichts anders iſt, als das reine Auffaſſen, geſondert von der ewigen Arbeit, und dem immerwährenden und neuen Absondern; dies iſt Glück. Das andere iſt Fortüne, Chaner, ein gutes Mittagsmahl, gute Toilette, kurz Dinge, die einem nicht entgehen müſſen — wie lieben wir ſie —, denen man aber immer geſund und ganz entgehen muß. — Verehret, verehrt Fichte'n! Mit Thränen hab' ich es geleſen, daß ihr unſern verehrten Lehrer, den rechtſchaffenſten Mann? in Paris leſet. Er hat mein beſtes Herz herausgekehrt, befruchtet, in Ehe gewonnen; mir zugeſchrieen: „Du biſt nicht allein!“ und mit ſeinen gewaltigen Klauen einen Kopf, die rohe Menge, bezwungen, ſo bald ſie ſich nur ſtellt. Und Mit- oder Nachwelt muß endlich ſich ſtellen, ihr eignes wildes Drängen hält ſie an! und Jahrhunderte ſpäter erfährt ſie, was ſie verblindet floh; ſieht es vor ſich, was ſie unter ſich glaubte. Waffen, Geſetzbücher u. ſ. w. zeigen es ihr endlich; und halten als Pöbel ſie in Ordnung. Dann duckt ſie, und erkennt es an; und ſtemmt ſich von neuem gegen Neues. O! hielte doch die Erde ſo lange, bis ihre letzte Schuppe vom menſchlichen Geiſte fiel, und ein Erwählter erlebte dies Spektakel! — —

Humboldt iſt täglich bei uns. Mein ganzes Denken und Trachten geht dahin, in eine beſſere Gegend zu kommen. Bleib du ja in Paris, behalte dir nur immer Reiſegeld für den Weg nach Amſterdam. Iſt mir das Glück nur irgend

günſtig, ſo komme ich auch: mit meiner Freundin etwa. Humboldt will uns auf den canariſchen Inſeln abſetzen. Und erzählte uns ſo davon — und wie Griechen und Römer ſie die glücklichen genannt haben —, daß ich in einem wilden Rattenloch zu ſitzen glaubte. — Ich weiß aber auch, daß Deutſchland ſein Liebes für Deutſche behält. —

An Frau von F.

Berlin, den 23. Februar 1807.

Es iſt mir nicht zuwider, es rührte mich ſelbſt bis in's Tiefſte des Herzens, was Sie mir ſchrieben. Ich war auch ſanft, meine edle, ſanfte Liebe, als ich Ihnen geſtern ſchrieb; und mit Glorie ſeh' ich's ein, daß edle Herzen andern edeln zum Troſt und Glück zu ſprechen vermögen. Schließen Sie das für ewig in Ihre Seele. Das iſt Troſt, das iſt Beute, die die Himmelskraft der Reinheit uns auf Erden vergönnt — ja der Erde raubt, möcht' ich ſagen. Folgen Sie dem ſchönen Herzen; tauchen Sie ſich in ſein reines Element recht unter; thun Sie ſich wohl! Des Geiſtes Klarheit wird folgen, und wie eine reine Gegend, in Morgenſonne, werden Sie Ihr Inneres zur Luſt erblicken; freudig, jung und kräftig; bis ins Innerſte hell; hochaufhauchend das Herz, wie Bergesquellen im ſtrahlenden Licht.

Und wer erträge nicht der Nächte Dunkel und ihre Schauer, wenn man ſich eines ſolchen Tages erfreut, und erinnert! In des wahren Lebens aufſteigender Bahn führt kein Schritt zurück: dies iſt der Handſchlag des Himmels,

kein schönes Dienste und's Sein; und den Regenbogen, glaub' ich, wovon das alte Testament uns spricht. — Sein Sie vergnügt, und schwimmen Sie im Element der Tage.

Sonntag, den 18. März 1827.

Es mag mit oder ohne Verdacht geschehen sein, es ist von einem mächtigen Dichter, daß die drei Weiber im Meister, die lieben, Mariane, Aurelie und Mignon, nicht konnten leben bleiben: es ist noch keine Anstalt für solche da.

Ich beneide keinen Menschen mehr, als um Dinge, die niemand hat.

An Frau von F.

Berlin, den 21. Juni 1827.

Ich muß Ihnen doch ein Wiederwort, Sie werden gleich sehen, warum ich es so nenne, sagen; Sie glauben nicht, wie [illegible] mich [illegible], wie selbst absteige — mir selbst ganz aus und über menschliche Verhältnisse hinaus komme, und doch nur immer wieder hinein; wie unthulich ist selbst der Mensch als Mensch: wie ist es nichts, als Arbeit, immer neue Arbeit, so lange er es bleibt; wie ist er nur eine Zusammenstellung von Gedanken, und eine Macht zu dieser Zusammenstellung! Wie ungerecht sind wir manchmal gegen uns, und immer gegen Andere; wir fordern Bestand — wo wir nur dichtes Bemühen, Ernst, Unschuld, und ein wenig guten Scherz zu fordern haben. Was Einer ernst meint, worüber auch

Einer, mit Bewußtſein, ſcherzt, wir ſollten zufrieden ſein; und jede andern Eigenſchaften als Talente lieben und ſchätzen; recht nachſichtig ſein! — Zu verachten, hat man ja noch alle Verwierten; zu ſtören, ewig unſere polypenartige eigene Verwirrung. Pflegt man auf ſolche Dinge nicht im Winter zu kommen?

Freitag, den 24. Juli 1807.

Ich ließ Ihnen ſagen, ich würde zu Ihnen kommen dieſen Morgen: ich fühle nach dem Aufſtehn, daß ich nicht kann. Heute ſollte ich mit meinen Geſchwiſtern nach Potsdam: ich habe darauf gedrängt. Ah! ich gehe nicht; ſie. Sonntag ſoll ich auf dem Garten zu Mittag eſſen, aber ich will nicht. — Ich vergeſſe den Frieden nicht. Wie ein ſchweres Unglück erſchreckt er mich, wenn ich ihn einen Augenblick vergeſſen habe. —

Berlin, den 28. Juli 1807.

Ich bin wie der Prinz in der Zauberflöte. Ich poche an alle Tempel, da ich nicht geſtorben bin vom erſten Zurückweiſen. Und man kann nicht ſagen, wie der kranke Hamlet: „Iſt es edler, dulden, oder muthig dem Spiel ein Ende machen;“ ſondern, edel iſt, eine Überſicht über ſeine eigene Natur und die Umſtände, die uns umgeben, zu behalten; und mit Bewußtſein und Schmerz entbehren; und mit Bewußtſein im Genuß genießen; auf alles, und ſogar auf eigene Rückfälle, gefaßt ſein; und an Entwickelung glauben.

An Frau von F.

Berlin, den 14. December 1807.

Lesen Sie diesen Brief, als käme er erst in acht Tagen an. Ich hatte ihn gestern geschrieben. Es ist ein guter.

Obgleich Sprechen und Schreiben zu gar nichts hilft, so sollte man gar nicht aufhören zu sprechen und zu schreiben! Dieses faustem Satz, wovon jede Hälfte nur für sich allein wahr ist, nur zum Scherz! Ich bin diesen Morgen nicht deutlich gewesen; und Sie haben mich auch nicht recht verstanden. Mir ist das, wovon die Rede war, zu wichtig, auch ist es auf einen Punkt gekommen, wo es deutlich werden muß — um so mehr, da vom nunmehrigen Halbverstehn nur ein Falschverstehn entstehen müßte — um es nicht nach allen meinen Kräften und meiner besten Einsicht mit Ihnen zu verfolgen.

Was wir eigentlich unter dem Worte Mensch verstehen, ist doch die Kreatur, welche mit ihres Gleichen in vernünftiger Verbindung steht, in einem Verhältnisse mit Bewußtsein, zu welchem wir selbst zu bilden vermögen, und auch genöthigt sind immerweg zu bilden. Wir mögen sein wie wir wollen, wir mögen machen, was wir wollen, wir haben das Bedürfniß liebenswürdig zu sein. Diesem schönen, reinen, menschlichsten, lieblichsten Triebe folgen wir Alle. Im höchsten Sinne genommen — aber auch bis auf das Zersplitterste hinab — das ganze Lebensgewebe der Menschen, als Menschen, ist nichts als dies ins Unendliche modifizirt. In Ihnen, als in einem zarten, lebhaften Gemüthe, ist dieses Bedürfniß

dann auch ſehr lebhaft. Was in der Welt iſt aber liebenswürdiger — und glücklicher — als eine aufgeſchloſſene Seele für alles, was Menſchen betreffen kann! und was hinwieder giebt eine reinere Laune, als eben dieſer Zuſtand, der ſich ſelbſt durch ſeine Dauer, durch ſein bloßes Daſein, erhöht und propagirt! Die ganze Welt gewinnt Sie; und Sie die ganze Welt! Kommen Sie davon zurück — welches die Jrrmeinung noch ſo vieler Guten iſt — daß man nur Eines mit ganzer Seele faſſen kann. Prägen Sie ſich recht ein, es entſproſſe Jhnen einen Augenblick die Überzeugung, was liebenswürdig iſt, und Sie ſind es! nicht wie Sie mir heute ſchrieben „eine Arbeit iſt es," die ich fordere — wozu Sie jetzt unfähig ſind, wozu man immer unfähig iſt — ſondern einen Augenblick von Überzeugung, einen Augenblick geſunder Anſicht fordere ich.

Mehr gedemüthigt, als ich, wird man nicht, mehr Kummer genießt man nicht; größeres Unglück in allem, worauf man den größten und kleinſten Werth ſetzt, erlebt man nicht, mehr ſieht man nicht untergehen: eine gepeinigtere Jugend bis zu achtzehn Jahren erlebt man nicht, kränker war man nicht, dem Wahnwitz näher auch nicht; und geliebt habe ich. Wann aber ſprach die Welt mich nicht an, wann fand mich nicht alles Menſchliche, wann nicht menſchliches Jntereſſe: Leid und Kunſt und Scherz! Jn dem Augenblick, wo Schmerz und zerreißendes Vermiſſen die Seele auseinanderzerrt, kann man, muß man nicht Geiſtesſchätze ergraben wollen. Alsdann muß man vom Vorrath zehren, von Vorrath an den Schätzen, von Vorrath an dem höchſten menſchlichen

Intereſſe, am menſchlichen Intereſſe. Antworten Sie mir nicht, daß Gaben der Natur nur dazu fähig machen; und zum Beiſpiel, daß ich mich nicht mit Ihnen vergleichen ſoll. Wer ſo raiſonniren kann, wie Sie über manche Gegenſtände, der hat Kräfte: nur ſein Intereſſe iſt falſch gerichtet.

Ein gebildeter Menſch iſt nicht der, den die Natur verſchwenderiſch behandelt hat; ein gebildeter Menſch iſt der, der die Gaben, die er hat, gütig, weiſe und richtig, und auf die höchſte Weiſe gebraucht; der dies mit Ernſt will; der mit feſten Augen hinſehen kann, wo es ihm fehlt, und einzuſehen vermag, was ihm fehlt. Dies iſt in meinem Sinne Pflicht, und keine Gabe; und konſtituirt, für mich, nur ganz allein einen gebildeten Menſchen. Darum wende ich Sie endlich mit Ihren Augen auf das zu ſehen, was Sie eigentlich vermeiden. Dies iſt, ſich mehr zum Allgemeinen — à généraliser — zu erheben; daß nicht Allgemeines Sie immer auf Einzelnes führe, ſondern umgekehrt. Dies iſt höchſt liebenswürdig; dies würde Sie ganz liebenswürdig machen. Dies können Sie erlangen; denn dies kommt plötzlich, durch einen Gedanken; wie bei Ihnen das Gegentheil auch nur durch einen Gedanken. Auch wiederhole ich, was ich ſchon geſagt habe: ſogar geſund werden Perſonen, wie wir, nur wenn ſie den höchſten Ekel vor Krankſein faſſen; wenn ſie durchdrungen davon ſind, daß Geſundſein höchſt liebenswürdig iſt. Sie können ſich meinen Drang nicht denken: mit einem Trank möchte ich Ihnen dieſe Überzeugung eingeben! Aber es gelingt, ich bin ſicher! Sein Sie nur recht kokett!

Montag, den 14. Bis hieher hatte ich ſchon geſtern

Abend geſchrieben; aber dann bekam ich, wie aus blauer Luft, plötzlich einen Fieberanfall; er dauerte bis 2 in der Nacht; mit allem Zubehör, außer Kopfweh; ich erſpare Ihnen die Beſchreibung! bitte Sie aber, heute nicht zu kommen, ich bin ihn mir als den dritten Tag gewärtig, und diesmal außerordentlich ſchreckhaft dabei: mit Lachen und Weinen. Morgen iſt's vorbei; und dann beſuchen Sie mich: das geringſte Erblaſſen, jedes Zucken von Ihnen, würde mich unleidlich machen. Geſtalten hinderten und erſchreckten mich geſtern bis zu Herzklopfen und Schweiß. Ich habe ein Bad genommen; fühle aber ſchon jetzt, daß ich's heute Abend noch habe. Sehen Sie auch meine verſchiedene Hände.

Ich habe Ihren Brief geleſen, und ſchicke meinen doch ab! Eben ſchrieb ich Ihnen meine Geſundheit ab, als ich Ihren erhielt. Faſſen Sie ſich: denken Sie nicht immer an Tollheit; es kann eine Liebhaberei werden. Zerſtreuung! Mir wird der Kopf immer ſchwerer! Kommen Sie morgen! Ich bin ja ſanft, dünkt mich; ſanfter kann ich auch nicht ſein: ich verſtehe nur das zu ſagen, was ich denke, anderes ſehr ſchlecht: und was ich Ihnen ſage, Liebe, ſagte ich, beim Allmächtigen! mir ſelbſt, und habe es mir geſagt. Leben Sie wohl! über mich ſein Sie ganz ruhig, ich habe nur einige ſchlechte Stunden. Leben Sie wohl! Es iſt gut, daß Sie ſich geſtern mit den Menſchen zwangen, und ſie unterhielten und im Gang erhielten. Es zerſtreut, weil es beſchäftige. Sie werden ſchon immer geſchickter werden. Ich denke viel an Sie! Adieu. Ich kann gar nicht mehr! Leſen Sie meinen großen Brief, als käm' er erſt in acht Tagen an!

An Frau von F.

Berlin, den 21. März 1808.

Schreiben Sie nur, und ſprechen Sie's heraus! Dies thut dem Geiſte, Körper, Seele und dem Herzen gut. Auch können Sie's; wie ich mit Ihrem Brief belegen kann. Iſt Einem zum Schweigen zu Muthe, ſo finde ich das gut; muß Einer ſprechen, ſo iſt mir, als wäre dies wieder beſſer: und ſo iſt es auch. Sprechen und ſich äußern beſonders, iſt beſſer: man entwickelt ſich eigenſt dadurch, und läßt eben ſo viele Konterfeis, in Zeitfolge, ſeines Seins; da dies niemanden ſchadet, ſo iſt es für Studirende gut; dies ſollten wir Alle ſein, wenn uns die Lagen und Ereigniſſe nicht beengten; auf die Verdrießlichen, die da ſagen könnten: wozu die Geſchichte, Galerien von Gemüthsſtimmungen, Karakteren und Bemerkungen? — auf die muß man keine Rückſicht nehmen, und keine andere Sorgfalt verwenden, als es ihnen ein wenig wohl und leicht zu machen: dies ſind die Kranken. Wenn es möglich iſt, haben Sie keine Geſpräche mit dem ehelichen Kerl, dem Doktor, mehr! Er amüſirt Sie: und ſetzt Ihnen doch dabei manchen Schreck in die Seele, und macht Ihnen ſchädliche, und dabei wieder verführende Gemüthsbewegungen; er iſt klug genug, um daß ſein Antheil reize, und ſeine blißdauernde Einſicht ſchmeichle, und dumm genug, um daß man ſich, gerade wo es ſchädlich iſt, wieder über ihn wegſetzt. Dies alles zuſammen nenn' ich gerne ſchädliches Amuſement; auf deutſch, ſchadenbringendes Hinhalten und Erſchwächen.

Es iſt wahr, wie Sie es ſagen, Ihr Geiſt iſt krank. Der Benennung ausweichend ſagte ich Ihnen dieſes ſchon lange; ſetzte es Ihnen nach meinen Kräften auseinander. Und das Mittel zur Stärkung, der Verkehrtheit auszuweichen, iſt eben, ein allgemeineres, für den Geiſt höheres, Intereſſe zu umfaſſen.

Jetzt zwar iſt alles wider Sie. Aber nichts muß Sie abhalten, den Sommer als Sommer zu behandeln: Luft zu genießen, zu ſuchen. Und, auch im ärgſten Fall, nicht ein Grab für Lebendige in Ihrem Zimmer einzurichten. Prägen Sie ſich den gerechten Haß und Ekel gegen Krankheit und Unglück ein, und ſie weichen! Auch ich habe es verſucht! man glaubt das Schickſal und die Menſchen zu erweichen, wenn man ſein tiefes Unglück recht eigenwillig hervorſpinnt. Vergebens! beide haben kein Herz! In die friſchen Reihen ſtellen Sie ſich, als zu Empfangender, als im Nothfall Mitkämpfender, mit Einem Wort, als rüſtiger Prätendent; und Schickſal und Menſchen zählen Sie feigherzig mit. Sie — genießen großherzig, was Sie denen auf ganz andere Dinge als wir rechnend aus den Händen reißen können: und machen Sie einen Verluſt; raſch ein anderes gegriffen! „Hart!“ ſagen Sie. „Unmöglich!“ Nein! noch ſind ſie jung. Verwinſeln Sie die Jahre nicht. Es ſchreibt es niemand ein; einſam haben Sie Ihren Schmerz: einer nicht hin zum Stählen, wenn man gewiß weiß, niemand hört einem zu. Elende Reſultätchen, die ich Ihnen auf einem Blättchen geben könnte! Glück erweint man nicht. Man röhrt auch nicht, weil man brav iſt; ſondern wenn man gefällt. Raſch! Menſchen giebt es viel.

Hübſches haben Viele. Und bis Sie den Halbgott finden, bis es wie eine Erſcheinung vor Ihnen ſteht, lieben Sie Einzelnes in Einzelnen; und beweinen Sie niemand ohne Zerſtreuung: man vergißt ſie, wenn man ſich des Andenkens nicht ſtolz erfreut. Selten ſtand der vor Ihnen, der nicht zu erſetzen wäre; und ein ſolcher iſt ewiger Gewinn, und wäre er todt. Das weiß ich an Louis und Gualtieri. Adieu. Auch ich ſchwache. Der Wind wird ſich wohl legen. Ich will Sie heute ſehen.

An Varnhagen, in Berlin.

Berlin, den 22. Juli 1808.

Du haſt keine Vorſtellung davon, mit welchem Schreck ich erwache! Eine hemmende Überlegung, die ſelbſt nie zu Ende kommt, drückt mir das Herz zu, und wie zurück. So blieb ich wie unentſchloſſen im Bette liegen; wie unentſchloſſen; denn wußt' ich nicht eben zu gut wie alles iſt, und daß nichts zu beſchließen iſt? Es wurde mir alles zur Angſt. Ich dachte, ich wolle es dir ſchreiben, und nahm den Band Goethe in die Hand, und ging herunter. Da lag er neben mir, und ich wie verzweifelt neben ihm! — Ein Feſt war ſonſt ein neuer Band Goethe bei mir; ein lieblicher, herrlicher, geliebter, geehrter Gaſt, der mir neue Lebenspforten zu neuem, unbekannten, hellen Leben gewiß erſchloß. Durch all mein Leben begleitete der Dichter mich unfehlbar, und kräftig und geſund brachte der mir zuſammen, was ich, Unglück und

Glück zersplitterten, und ich nicht sichtlich zusammenzuhalten vermochte. Mit seinem Reichthum machte ich Kompagnie, er war ewig mein einzigster, gewissester Freund, mein Bürge, daß ich mich nicht um unter weichenden Gespenstern ängstige; mein superiorer Meister, mein rührendster Freund, von dem ich wußte, welche Höllen er kannte! — kurz, mit ihm bin ich erwachsen, und nach tausend Trennungen fand ich ihn immer wieder, er war mir unfehlbar; und ich, da ich kein Dichter bin, werde es nie aussprechen, was er mir war! Noch muß ich weinen, so rührt es mich! — Nun hast du gesehen, wie ich nach dem Buche nicht fragte; und eine Art von Furcht, die meine Nachlässigkeit unterstützte, hielt mich ab von dem Buch; ich fürchtete, ihr und mich nicht mehr darin zu finden. Dies auch als Zeichen meines Absterbens, meines Grams, meines Hinseins, wollte ich die schreiben, und ich verging vor Schreck und Erstaunen und Weh darüber! aber dumpf blieb es, und unfruchtbar der Schmerz! Mein Freund, mein einziger Freund neben mir, und wir beide todt, todt! Mein Frühstück blieb ein wenig lange, und einen Augenblick ließ es die Angst doch zu, daß ich das Buch nahm. So lese ich auch ohne Muth und Hoffnung — und finde — grade was mir ist! Lies das Vorspiel! Seite 14. sagt die lustige Person vieles, und am Ende:

Noch sind sie gleich bereit zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen sich am Schein;
Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar sein.

Dichter.

So gieb mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war.
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die Tausend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug,
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gieb ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gieb meine Jugend mir zurück!

Mein Freund hat es auch diesmal für mich ausgesprochen! Und niemals will ich an dem nun verzweifeln! Urtheile, wie er heute, in dem Augenblicke, auf mich wirkte! Allen Dank, alle Zärtlichkeit hat er wieder in mir aufgeweckt. Dies mußte ich dir doch ungefähr so sagen, wie es war. Und nun das geschehen ist, preßt sich doch mein Herz wieder zu. Ich will [illegible] lesen. —

1808.

Ich habe erfunden: die Gemeinen verstehen sich untereinander; sie haben ordentlich eine Münze des Verständnisses erfunden, wo kein Heller reiner Gehalt drin ist; aber davon leben ihre Geister, andere Nahrung fordern sie nicht. Und am Ende der Rechnung zahlen sie sich selbst damit aus; und der Umlauf geht wieder los. So verstehen sie vortrefflich P. und Z., und alle ihre noblen Sentiments: und billigen sich

ganz ernſthaft! Hätten Gewächſe der Erde Sprache, ſo lobten ſich die niedrigern und ärmern auch; und wer weiß, ob nicht Todtenblumen ſich mit Gewalt in köſtliche Vaſen ſtellten, und in prächtigen Zimmern und Lauben ſtänken! Solchen Wirrwarr möchte ich ſehen! Wie Pferde-Rebellion! Alles möchte ich deutlicher und härter! Beichten, durch Zauber veranſtaltet, auch; wie käme da ein jeder zu dem Seinigen: das Geld ſchrollte in die Erde zurück.

Berlin, den 6. November 1809.

Über die Darſtellungen der Gegenden denke ich bei weitem anders, als du! Sie darzuſtellen, oder ſie beſchreiben, iſt ſchon ein unendlicher Unterſchied, und bald muß ein Dichter das eine, bald das andere. Du z. B. haſt in deinem Dresdener Briefe die Brücke ganz göttlich beſchrieben, und willſt du je in einem Gedichte eine Beſchreibung, ſo brauchſt du nie eine beſſere zu machen. Goethe aber z. B. hat durch ſeinen ganzen Herrmann und Dorothea durch — ohne daß Einer ſo gütig iſt, daran zu denken — von der erſten Zeile bis zur letzten, ſo genau eine Gegend, einen Tag, und ſein ganzes Wetter und Scheinen dargeſtellt, daß er ein Element ſeines Gedichts iſt, und wir ein wahrer Tag, eine wahre Gegend, es machen hilft. Das weiß ihm meines Wiſſens noch keine gedruckte Zeile Dank. Wer da nicht die Gegend ſieht, von der Goethe ſpricht, dem fehlt die Camera obscura, von der Jean Paul ſpricht; und Goethe hat es ſo eingerichtet, daß ſie wirklich beinahe fehlen kann, und nur der ſie nicht

ſieht, den man etwa zweimal hintereinander an demſelben Ort ſähe, und ihm einbilden kann, es ſeien verſchiedene. —

An Varnhagen, in Tübingen.

Berlin, den 7. November 1808.

— Ich dachte, Jean Paul wüßte nichts mehr von mir! und das bischen, was er wiſſen könnte, wäre böſe! Ich ſchrieb ihm zuletzt über die Weiber, die er immer vorkommen läßt, und verlangte andere. Das, dacht' ich, hätte ihn verletzt! nämlich mich für dumm und vorwitzig zu halten. Er iſt aber ganz gut, wie du ihn ſchilderſt —, daß ſeine Meinungen ſich ſo biegen, ſteht hell und klar in ſeiner Äſthetik und Levana, ſchlechter Bücher. Anpochende, aufhauende Meinungen fürchtet er, und daher imponiren ſie ihm auch. Und da die letzten grade ſo waren, ſo fügte er ſich unter, mit zu viuler Liebe, wie ein beſtraftes, fürchtendes Kind. Dabei iſt ſeine Arbeit ſpinnenartig, und gleich kommt jeder Vorrath in ſein neuſtes Gewebe. — Der muß ſich für allein halten, um Original zu bleiben. — Sein Traum einer Wahnwitzigen iſt göttlich, und ſeit recht lange mal wieder ächt. Wie ſchön gleich geſchrieben! da ſieht man recht, wenn er ſich verſenken, iſoliren will, was er dann iſt. — Wie ſo er mich nur für humoriſtiſch hält! mich dünkt, ich habe nie etwas in ſeiner Gegenwart geſagt; aber ich weiß ſchon; weil ich ſein Komiſches ſo raſend goutire. Und das weiß er. Dazu gehört auch Humor. — Als ich grade nach Paris reiſen wollte, ſah ich in der Jägerſtraße mit Jean Paul aus dem Fenſter und

ſagte

ſagte ihm: Ich begreife es gar nicht: ich reiſe in acht Tagen; und ſeit ich meiner Reiſe gewiß bin, werden mir alle die bekannteſten Gegenſtände fremd; ich erkenne die Ecke drüben nicht mehr; ſie iſt mir wie die fremdeſte Straße. Es war wahr. Er ſagte ganz in ſich gekehrt, und beinahe mit Kopfſchütteln: „das iſt eine große Phantaſie! Sie haben eine große Phantaſie!“ Wie ſo? ſagte ich! Er ſchwieg aber, und ich auch, weil es von mir war. Ich verſtand ihn nicht, und verſtehe noch nicht was er meinte. Denn es war ja ein Unvermögen und ganz negativ. Meinte er, daß ich mich ſo los denken konnte, und die neuen Gegenſtände mir ſchon vorhielt? Antworte mir! —

Anmerk. Von J. P. Richter finden ſich aus jener frühen Zeit noch ein paar Briefblättchen vor, die hier ſtehen mögen. Er ſchrieb an Rahel:

1.

Berlin, den 6. November 1800.

Beflügelte! — in jedem Sinn; denn hier hätten Sie noch einige Wintermonate lang Ihre Reiſeſchwingen zuſammengelegt behalten ſollen. Mit unbeſchreiblichem Intereſſe hab' ich einige Ihrer Briefe von Ihrer Freundin, die ſie ſo ſehr verdient, geleſen; aber mit eben ſo vielem Schmerz. Sie behandeln das Leben poetiſch, und das Leben daher Sie. Sie bringen die hohe Freiheit der Dichtkunſt in die Gebiete der Wirklichkeit, und wollen die Schönheiten dort, auch als Schönheiten hier wiederfinden; — aber die poetiſchen Schmerzen ſind, in die Proſa des Lebens überſetzt, rechte wahre Schmerzen. — Vor der Muſe iſt der Teufel ſchön und die Parze, aber ſie wohnet nur in uns, und der Teufel ſo oft außer uns, und hat dann keine milde Beleuchtung.

Leben Sie froh unter einem Volke, das ſie beſſer faſſen werden, als dieſes Sie.

Schreiben Sie mir, aber kein Brief wird mir gefallen, als der längſte. —

J. P. F. Richter.

1.

Berlin, den 9. Jänner 1801.

Mit Zuneigung und Freudigkeit hab' ich Ihren Brief an mich und Ihr vortreffliches Bettgemälde von Paris geleſen, und mit herzlichen

Mädchen für Ihre rasche, kräftige, geistgeübte Natur. Möge Ihr Herz nicht verkannt werden, auch nicht von — Ihnen! Mögen die Menschen, da Sie oft, glaub' ich, ohne Orthographie handeln so wie schreiben, darüber den geistigen Werth nicht übersehen! — Aber gerade, wenn die Seele am schönsten spricht und tönt, wird sie Andern unsichtbar, wie die Saite verschwindet, wenn sie tönt. — Jedes Blättchen, und noch mehr jedes Blatt von Ihnen wird mich erfreuen. Friede und Freude sei mit Ihnen!

Richter.

An Varnhagen, in Tübingen.

Freitag früh um 10 Uhr, den 18. November 1808.

Gestern Abend habe ich den Sigurd gelesen. — Lange, lange nicht hat mir etwas so gefallen! So schön kam es mir vor, so fest, so eigen, so ächt, so still ersonnen, frisch mit Gesundheit ausgeführet: so wenig Überflüssiges gesagt darin: zusammenhängend und neu, von einem neuen Menschen endlich glücklich gefertigt. Indem ich's las, freut' ich mich immer schon des Lobes, und deiner Freude und Zufriedenheit, welches ich dir aus vollem Herzen spenden würde. Seine Runen kamen mir bis in den innersten Sinn, mit ihrem Reden, und die erste Geliebte Sigurds, die da nichts traut, und das Ganze; wie ich nur Lady Macbeth und Einmal Juden die lange Nacht habe weinen sehen, so mußt' ich das Buch weglegen, und Schleusen eröffneten sich innen, laut reden und ächzen mußt' ich dabei. Aufgelöst und geschlossen schien mir ganz klar auch mein Leben; — es thut mir gut endlich! — und das Ganze so schön! Du kennst meinen Haß gegen jede andere, als die olympische Mythologie, gegen nordische Sagen, Runen u. dgl. und die neue Hoffnung auf die alten

Nebelgötter. Alles das that mir nichts: und dein lieber Freund, der liebe Fouqué, traf richtig mein doch unbefangenes Gemüth! —

Berlin, den 4. December 1808.

— Auch dachte ich über die ganze Masse der Menschenbildung; und ob wohl alle Essenz davon, das höchste Entzücken edler, reichbegabter Menschen an einander, und jeder andere erhellte, erhobene Moment im Leben, das Placken und den Jammer Aller werth ist, den er zum Dünger Jahrhunderte lang erfordert? Arbeitende Karrende, und ich, brachten mich auf den Gedanken. —

An Varnhagen, in Tübingen.

Berlin, den 5. December 1808.
Montag Abend, bald 10 Uhr.

— — Weißt du, warum ich dir besonders schreibe, mein einziger Vertrauter meiner Gedanken, — wegen Heinse! Denke nur nicht, daß ich stupid bin! Ich habe mich bloß gröblich geirrt; und das wieder auf Anstiften meines Gedächtnisses! Wie ich dir sagte, Ardinghello gefalle mir nicht, meinte ich beständig ein anderes Buch, dessen Titel mir nun nicht einfällt; ist dir so etwas vorgekommen? Vorletzte Nacht besann ich mich erst auf den wirklichen Ardinghello, weil ich mir den göttlichen Briefsteller Heinse gar nicht mit dem andern Buch zusammenreimen konnte. Ich hatte, als ich dir das letztemal

ſchrieb, von den Briefen nur wenige geleſen. Der liebe, liebe Kerl. Die ſtechende Pflanze; der Ehrliche! Warum haſt du mir das Buch nicht viel heftiger empfohlen? da du doch von Schlegels Gemähldebeſchreibung ſo eingenommen biſt! Wie anderer Art ſind die! Heinſe's. Dem hatte Gott ſeine richtigen fünf Sinne gegeben — und allen ein weites Geſicht — und dann den köſtlichen, von Muſen und Grazien bereiteten, von Apoll bewilligten, dazu, der ſie alle zuſammenhält. Ich kann mir wirklich einen gut ausgeſtatteten Menſchen, einen ſolchen, nicht denken, ohne einen Areopag von Göttern, die ihm Gaben mitgeben, auf die Erde! Alſo nicht nur Redensart! Ich wollte dir erſt vieles über das Buch ſagen: nun ich weiter darin bin, kann ich nur über ihn ſprechen. Weißt du's noch? wo nicht, lies es nach! was er über Rubens ſagt! Beſonders wie er ſo lange von ihm ſpricht, ohne ihn zu nennen; anfangend: „Es war einmal ein Mann;“ ein Meiſtergeſchichtchen. Goethe glaubte ich nur, könne ſo etwas! Und die Beſchreibung der Amazonenſchlacht; der Fall Sanheribs; die Beſchreibung des Rubens'ſchen Landſchafts! er athmet ſie ein, er ſieht ſie! Wenn ich nur Raphaels Johannes in der Wüſte ſehen könnte, das, glaub' ich, iſt ſein beſtes Bild; ich habe die berühmteſten in Paris und Dresden geſehn; aber dieſen Gedanken machte mir ſchon Forſter in ſeinen Anſichten; und Heinſe giebt mir dieſelbe Sehnſucht. Und wie er von meinem beſten Freund, dem Apoll von Belvedere, ſpricht! den ich nun perſönlich kenne, und der ganz vertraut mit mir war — dabei mußt du wiſſen haſſe ich nichts ſo, als über Gemälde ſchreiben; und die

neueren Bahler haben es mir gar verekelt. Die ſtimmen ſich erſt katholiſch, katalogiſch, chronologiſch, pabſtmittelaltrig-geſchichtlich, und dann legen ſie los; zeigen unſern Augen, und den Griechen, den Platz an; und zeigen dem, der Sinne hat, welche ihnen fehlen. Sinne, Sinne, die fünf Sinne! Gott, könnte man doch ſolchem fleißigen, ſtrebenden, ſich allein emporbewegenden Manne, wie Heinſe, etwas anthun! Oft habe ich geweint bei dieſem Buche. Sonſt konnte Preußen ſtolz ſein: und Friedrich der Zweite wog uns in die Höhe in Europa: wir hatten Alle einen Theil an ſeinen Siegen, von und an ſeiner Einſicht: ich auch! Nichts wäre ich, bei meiner Geburt, ohne ihn; er gab jeder Pflanze Raum in ſeinem ſonnezugelaſſenen Lande. Und eine Ehre war's, ſich daher zu nennen: und wirklicher Vortheil für Leib und Geiſt. Antworte mir hierauf nicht. Ardinghello iſt mir nicht mehr in allen Details gegenwärtig; aber noch ſind mir die Briefe lieber. Adieu bis morgen.

Donnerstag, den 7. December.
In Erwartung des italiäniſchen Lehrers.

— Du haſt mir geſchrieben, ich möchte dir etwas über deine Gedichte ſagen, über die, die du noch von Dresden ſchickteſt. Ich habe ſie noch nicht wieder nachgeſehen: ich werde es aber thun! und was ich nun ſage, bezieht ſich im geringſten nicht beſonders auf ſie: denn ich weiß nichts von ihnen in dieſem Augenblick. Heinſe aber, und ſein Leyer in ſich, macht mich natürlich an junge Schriftſteller denken; und an meinen liebſten. Seine wirklichſte Geſtaltung, und den Platz, den er einnimt, als der Menſch, als welchen er ſich zeigt, und da iſt; und dadurch, als

Schriftſteller: dies iſt er doch nur, und verdankt er ſich und wir ihm, dadurch, daß er ſich ſelbſt glaubt: und keinem Andern. Auf ſeine Kräfte und die Zuſammenſtellung ſeiner Gaben kommt es nicht an; dies macht ihn nur ärmer oder reicher. Aber jedes, was er aufnimt, von der geringſten Senſation an in ſich, bis zum größten Aufruhr; von der oberflächlichſten Wahrnehmung, bis zu ſeinem ſtrengſten Denken; hat er ſich ſelbſt zuſammengetragen; und nichts Vorgefundenes von den größten Meiſtern nimt er in ſich auf, ohne es bis zu ſeinem Blute, mit heuer Inſekten- und Löwenarbeit, zu verwandeln. So ſcheint mir der Menſch aus ſeinen Briefen; ſeine Arbeiten kenne ich nicht. Das Eigene, Herz und inneres Leben Anſprechende, was er ſelbſt hat, müſſen ſie immer haben. Dieſer Menſch nun bringt mich wieder auf den Gedanken, den ich ſeit kurzem für dich habe: ſeit deinen Klagen, deiner Angſt über dein Talent; ſeit deinem Entſchluß über dein Studium. Frei mußt du ſein: und innerlich noch freier. Laß dich ganz gehen, wenn du arbeiteſt — dichteſt — denk' an keinen Freund; an kein Muſter, an die größten Meiſter nicht — als um zu vermeiden — an kein Drucken; an dichs! Folge deinem innerſten, ſüßeſten Hange; ſtelle dich dar: alles was du ſiehſt, und ſo wie du's ſiehſt. Was dir das Liebſte, das Schrecklichſte, das Peinlichſte, das Heimlichſte, das Verführeriſcheſte iſt, das kehre hervor mit deinen göttlichen Worten. Nennen kann ich es noch nicht: aber du haſt ein einziges Talent. Warum verſtehſt du die unverſtändlichſten Zuſtände und Regungen in dir, die wetterartigſten, mir, in farbenreichen, hellen, hervorſpringenden, immer ſchön- und kunſtreichen Wor-

ten darzuſtellen. So behandle Welt, Publikum, Papier, wenn du dichteſt. Ich bin's gewiß, dann wird's einzig gut. Nur dies ehrſt, vergötterſt du, die Welt, und ich, in Goethe, Shakſpeare, Cervantes, und in allem Großen; daß es ſich darſtellt; noch Einmal wie es die Natur that; je reicher; je mehr Welt darin enthalten! und dann irren die ſchwachen Leſer und Seher; und denken, es iſt nur die Welt, die dargeſtellt iſt. Mit nichten! Schwache Nachahmer vergeſſen aber ſich; und wollen eine Welt ohne ſich darſtellen. Solche giebt es nicht! Jeder ſieht mit ſeinen Augen, lebt mit ſeinen Sinnen eine Phyſiognomie hinein. Ich weiß, hiervon biſt du durchdrungen; und haſt mir, ich beſinne mich nur nicht, wo und wie, was Ähnliches geſagt. Du haſt eine ſolche Einſicht in dein Weſen, welche vielleicht noch nie ein Menſch deiner Art, und wie du dich ſchilderſt und findeſt, gehabt hat: du biſt ſo ehrlich, mit Anlagen es nicht zu ſein; daß es ein Wunder — nicht moraliſch genommen — iſt. Dies allein muß dein Talent originaliſiren auf eine Weiſe, wie es vielleicht noch nie geſchah, und ſchaffen, wie es noch nie keins gab. Denn dazu gehören beſtimmte Talente; beſtimmte Akkorde von Gaben. Dieſe Überzeugung raubt mir nichts! denn ich ſehe es, wie ich dein Geſicht ſehe. Auch hierin iſt nicht Stärke und abgeſondertes Weſen auf die gewöhnliche Weiſe dargethan: und wie es iſt, erhebt es ſich über ſich ſelbſt; und eine neue Stärke geht aus ihm hervor, ein neuer Zuſammenhang; beinah ohne Anlage dazu. Das giebt dir deinen Reiz: denn dies iſt dein Eigenſtes: dies macht dich zu Varnhagen unter den Menſchen. dies, wiſſen ſie's auch nicht

zu nennen, ſehen ſie alle; dies und die natürliche Sonſtheit, aus deiner erſten Natur entſpringend, macht es pikant und kitzligend zugleich. Nur im Aufruhr dieſer deiner zwei Naturen, weicht alle Ruhe. — — Aber wirſt du Herr dieſer beiden Naturen; ſo entſteht eine neue Frucht auf der Erde. Die liebe ich ja ſo! und kannſt du ſie als Künſtler wieder nachahmen; neue, ſchöne Kunſtſtücke. Stücke der Kunſt: ich weiß nicht, ob es Werke werden. Kannſt du mich wohl verſtehen, Lieber, wie ich mich ausgedrückt habe? Ganz ſchlecht iſt es nicht. Geſehen iſt es gut. Liebe, rechtes Durchdringen, gehört zum Sehen und Erkennen. — Ich wollte dir nur recht anrathen, mein geliebter Freund, und liebes Kind, recht du ſelbſt zu ſein; recht in Üppigkeit und Schwelgerei zu arbeiten, dich recht auf dich ſelbſt zu beſinnen; und zu machen, als wärſt du allein auf der Welt; wenigſtens als ſprächeſt du eine Sprache für dich allein, und müßteſt erſt erwarten, ob welche kommen, die ſie auch ſprechen. Wie ſoll ich es dir nur ausdrücken?! Das wird dich nicht vom Verkehr mit allen lebenden Schreibern und Schriften ſcheiden: im Gegentheil, die wird immer mehr zu- und unter die Hände fallen; aber greife und behandle es ganz nach deiner Art. O! ich ſeh' im Geiſte, welche Art von Werken du liefern könnteſt, und habe nicht einmal dies Talent, es auszuſprechen. — Ich lege dir ein kleines Blättchen ein, was Heinſe über die ſchweizeriſchen Landtänze ſagt: natürlich habe ich nie welche geſehen; aber ich weiß doch, daß es ſo wahr iſt: wie man es an guten Portraiten ſieht, daß ſie ähnlich ſind, ohne je die Menſchen geſehen zu haben, die ſie vorſtellen. Rembrandt

hat ſolche in der Pariſer Galerie! und wie ſchön, wie perlenartig abgeſondert hervorſprudelnd, wie wenig bedacht die lieben Worte, mit denen er es erzählt! — —

Sonnabend, den 9. December.

Heute kommen unſere Truppen herein: jetzt. Die Offiziere — dreihundert Kouverte — ſpeiſt die Stadt im Komödienſaale; der erſte Rang iſt für die Offiziere genommen, übrigens iſt Freikomödie, Harlekin und ein unbedeutendes Stück. Die ganze Stadt iſt hin, um ſie zu ſehen: ich nicht. Den ganzen Morgen hab' ich häufige, bittere Thränen der Rührung und Kränkung geweint! O! Ich habe es nie gewußt, daß ich mein Land ſo liebe! Wie Einer, der durch Phyſik den Werth des Bluts etwa nicht kennt; wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinſtürzen. Ich kann aus losgelaſſenem Schmerz nicht hingehn, jeder Reitknecht mit preußiſchen Pferden, der vorbeigeht, pumpt mir einen Strom von Thränen ab. Ich ſprach laut im heftigſten Schluchzen zu meines Freundes Büſte. Ja, ich bin von meinem Lande genährt und erzogen; und denke, und bin doch modifizirt über alles, wie die Beſten darin; dies wäre mir in jedem Lande geſchehen: aber ich habe ja in meinem gelebt; ſehen, und denken, und Antheil nehmen lernen; und wahrlich, ein jeder war hier geſchützt: und das fühlte ich immer. Was mich unausſprechlich kränkte dieſe Woche, war, daß mir ein preußiſcher Militair begegnete, dem Jungen nachliefen, und alle Menſchen nachſahen; und auch ich wußte nicht, ob es ein Offizier, ein Unteroffizier, oder ein Soldat war! Vielleicht kannſt du

auch nicht fühlen, was das heißt — für einen Berliner, unter Friedrich dem Zweiten zum Theil erzogen. Wie ein Schweizer Berge kennt, ein Franzose Höflichkeit übt, ein Engländer von seinem Parlamente weiß, so wußte hier bis auf die albernste Demoiselle jeder, was gut marschiren, aufsitzen u. dgl. war. Ohne zu wissen, daß sie es wissen. Und nun schloß ich nur, es sei ein Preuße; und erkannte den Grad nicht mehr! Nun aber kein Wort mehr! und ich beschwöre Dich auch, mir nichts über Politik zu antworten. — Mein Kopf ist ganz angegriffen, so beschäftigt mich der Welt Lauf. Borniren thut mich mein Land doch nicht; was Närrisches drin vorgeht, ärgert und frappirt mich genug, und die große Weltbewegung und die Kadavergestalten, die sie verdrängen muß, ergötzt mich doch! Gott wie himmlisch schön sieht in diesem Augenblick meine lange breite Straße aus, dicker Schnee, heller Sonnenschein, und Ein dicker Strom Menschen strömt durch, so weit man sehen kann, du weißt wie weit, von den Soldaten zurückkommend! Und denke dir meine abgelegene Gegend, eine Meile. Vom Brennaer Thor kommen sie. O! Könntest du die mahlerisch schöne Straße sehen. Die schöne, wirklich schöne Stadt. Alle Franzosen sagten es auch. Ich hatte nicht geglaubt, daß noch so viel Kutschen in der Stadt wären. Der Lärm! O! wärst du hier! Ich thue nichts, als vom Fenster nach meinem Brief laufen; und weinen. Von weitem nach der Mohrenstraße marschiren jetzt welche. So viel Pelze und Damen glaub' ich sind in der Welt nicht. — Nun habe ich welche gesehn, ein Trupp ging hier vorbei; sie sahen gut aus. Wie Franzosen; sehr gut:

und wie aus dem Krieg; und doch wohlbehalten. — — Ich komme von Mama! Ich habe mich geirrt, Freikomödie iſt nicht; aber die Ränge ſind in Beſchlag genommen. Lies doch die Zeitungen, da ſteht alles drin. Adieu! — —

Die Stelle aus Heinſe von dem Schweizertanz in Unterwalden: der ihn zwei Stunden inniglich ergötzt hat: „Ihr Tanz iſt das ernſthafteſte, feierlichſte Zittern der Luſt in allen Weſen, das bis zur Angſt geht, beſonders bei den Mannsleuten. Alle ihre Bewegungen und Tritte und Schwenkungen ſind ſehr freiwillig, und hangen viel von Jedem ab. Das Jauchzen dazwiſchen, das einem wiehernden Begirre gleicht, macht es vollkommen zu einem erlaubten öffentlichen Vorſpiel von Hochzeit.“ — „Wiehernden Begirre“, iſt das nicht wie in einem Portrait? Unterſteht ſich ein Mahler, fällt es ihm ein, in einem erſonnenen Geſichte ſolche Disparate anzubringen, wie ſie in der Natur wohl da ſind, für die, welche ſie ſehen? So ſchön mahlt er auch Lavater: ich habe nie eine Zeile von ihm geleſen, und bin überzeugt von der Ähnlichkeit.

An Varnhagen, in Tübingen.

Berlin, Mittwoch den 13. December 1809. Vormittag.

— — Siehſt du, daß du ein andres Leben haben mußt, und nicht in öder, geſellſchaftloſer Stadt ein Bücherleben führen kannſt? Es haben nicht alle Menſchen Handlangergeiſter, und können in Büchern ſtöbern in dem ganzen langen Tag — meine Dinte geht ſchon wieder gar nicht! — von allen

Göttern bereitet; eine Art Ruhm zuſammen zu tragen, von dem ſie ſich nachher nähren, wie Würmer von Staub; ohne Geiſt, Licht, Sonne, Farbe, Luft und Waſſer. Schelte dich nicht! Sich Widerſprechendes kann der kleine, kleine Menſch nicht: klein iſt er ſehr, ganz klein! Du vermagſt zu leben, und das Leben zu ſehen; haſt ein Talent, auszudrücken was du geſehen haſt; und mehreres; und kannſt, lebend mit Menſchen, Luft, Farben und Freiheit, noch vieles geſchwind lernen. Vergage nicht ſo leicht. —

— Die berühmten Römerinnen ſind es recht umſonſt. Gerechter Gott, was iſt es leicht und natürlich, ſein Vaterland zu lieben, wenn es einen nur ein bischen wiederliebt! Man thut es ja ſchon ohne Gegenliebe. Ich will gar nicht mehr unglücklich ſein, und viel Armuth ſtill ertragen, wenn ich nur daran denke, daß unſere Soldaten keine Prügel mehr bekommen. Der Magiſtrat hatte ihnen Röcke entgegengeſchickt; tauſend ſchöne Züge von Eintracht und Einſicht und ſchnell geheilter Thorheit gehen hier vor; ich weiß aber nicht, welche heilſam ſind der Poſt zu vertrauen, und welche nicht. Könnt' ich doch nur nach meinem Tode mein Land glücklich ſehen! Das wäre Exiſtenz genug! Scharf iſt den Soldaten Artigkeit anbefohlen, und wird auch geübt: doch laufen noch rohe Geſchichten mit unter. Ein Kaufmann hier — der Name iſt mir nur entfallen — bekam vier Gemeine von den Huſaren zur Einquartirung — wir haben jetzt unſere eignen Truppen für's erſte mit Wohnung, Licht und Holz zu verſorgen — ein Lieutnant ohne Billet kam mit und blieb; der Wirth ließ ihm höflich andeuten, daß er auf ſein Haus kein

Billet habe; der Lieutnant aber ward murrend und ging nicht; die Wirthin kam, es ihm höflich auseinanderzuſetzen, daß er nicht bleiben könne, er widerſprach ihr, und blieb; nun kam der Mann, und ſagte es ihm nachdrücklicher, worauf der Menſch denn endlich ſagte, ſie könnten thun, was ſie wollten, aber ſie würden es ſchon ſehen, er ginge nun, da er einmal da wäre, nicht weg; und ſo ſtürzt er dem Vater in die Arme. Es war ihr ſeit zwei Jahren todtgeglaubtes Kind: Schlittſchuh zu laufen, war er ausgegangen, und nicht wieder zurückgekommen. Sie hatten Trauer um ihn getragen; er aber war nach Kolberg gegangen, hatte ſich anwerben zu laſſen; und ſo hat er ſich zum Lieutnant geſchlagen. Nun wurden aber die Eltern böſe, daß er ſie in Gram und Angſt gelaſſen hätte: er aber ſagte, das habe er müſſen, wegen des Augenblicks, den er nun erlebt habe. Iſt das nicht eine ſchöne Geſchichte? —

— Ich habe vorgeſtern Nachmittag, mitten in den Heinſe'ſchen Briefen, ein berühmtes, oder doch vielmehr nur ein jetzt viel beſprochenes Buch, ganz geſchwind geleſen; weil man es mir ſchickte, ich hinein ſah, immer das Intereſſe ſuchte, und ſo wohl beinah ein Viertel las, und es ſo ſchlecht fand, daß ich es ſchnell durchzuſehen beſchloß. Dies Buch, Jacopo Ortis, aus dem Italiäniſchen überſetzt, hat mir Italien ordentlich verdorben. Als hätte ein Müßiggänger einem eine ſchlechte Figur in eine himmliſch ſtille Ausſicht hineingeklext. Solches nordiſches, armſeliges Brüten hätte ich nie hinter den Alpen vermuthet; und eh' ich erfahren hatte, daß es wirklich ein Welſcher geſchrieben, glaubte ich ein Deutſcher hätte es dort gethan, und ein anderer habe es überſetzt. Vaterlandsliebe,

und verliebter Liebe, spielen da solche abgeschmackte leidende Rollen, heben sich gegenseitig auf, aber nicht empor, daß einem so matt wird, als dem Jacopo — schon der Name! — selbst. Einem Vater werden da drei bis vier Personen geopfert, der nicht drei Sous werth ist, und den der Verfasser noch loben zu müssen glaubt. Kurz, ein sehr schlechtes und schlecht konzipirtes, unangenehmes Buch. Da aber die häßliche Geschichte wahr sein soll, so stirbt doch Einer so natürlich am Ende, daß der Tod mir mich selbst zu packen schien; und da dacht' ich an die Lieben mit Sehnsucht! —

— Mir sagt's heute, und heute wie ein Augure, mein krankes, geängstigtes Herz. Ja, es ist krank. — Verzeihe meine Angst meiner verstrickten Seele! — alles schlägt mir fehl, alles in der Welt, außer du. Und der Winter, meine wirkliche — und auch außen wirklich gewordene — Einsamkeit, mein feines Nervenspiel — ach, so wie es mich erhöht, und erhellt, kann es mich sehr elend, in gräuelvolle Abgründe stürzen machen. Meinem Geist, meiner Einbildungskraft ist alles möglich, ach! und meine Erfahrung widerspricht ihnen in nichts. Das bischen von den Menschen angenommene physische Möglichkeit, ist mir auch nichts. Laß dich nicht traurig machen! Aber wenn Dolche auf mich gezückt wären, Kanonen ihre Rachen gegen mich blökten, ich würde hinfallen, aber nicht anders sprechen können. Das Ungewisse tödtet mich. Ich muß Freiheit haben und Gewißheit. So war ich immer; und eine lebenslängliche Verheimlichung, Unterdrückung dieses Bedürfnisses, des innersten Seins, dieses Blut- Nerven- Denk- und Geistesverhältnisses, hat es nicht gändert, getödtet: nein!

ausgewachſen iſt es, zum mich tödtenden Leben-Giganten iſt es geworden! Fürchte dich nicht! Ich werde mich beſänftigen. Aber wie ein ſchwarzer, dicker, tiefer Höllenfluß wogt's ſchmerzhaft drückend in mir herauf; keine Welle noch zu unterſcheiden, daß des Geiſtes- oder das Sonnenlicht andere Bilder in ihnen ſpiegeln könnte! Furcht wird's, keine Furcht! —

Berlin, den 17. December 1808.

Was du mir über den Meiſter geſchickt haſt, hat mich ganz beſonders gefreut. — Das ganze Buch iſt für mich nur ein Gewächs, um den Kern als Text herumgewachſen, der im Buche ſelbſt vorkommt, und ſo lautet: „O wie ſonderbar iſt es, daß dem Menſchen nicht allein ſo manches Unmögliche, ſondern auch ſo manches Mögliche verſagt iſt!“ Du kennſt die Stelle von mir. Und dann die andre, daß dem Menſchen jeder Strich Erde, Fluß und alles genommen iſt. Mit einem Zauberſchlage hat Goethe durch dies Buch die ganze Proſa unſers infamen, kleinen Lebens feſtgehalten, und uns noch anſtändig genug vorgehalten. Daran hielten wir, als er uns ſchilderte; und an Theater mußte er, an Kunſt, und auch an Schwindelei den Bürger verweiſen, der ſein Elend fühlte, und ſich nicht mit Werther tödten wollte. Den Adel wie er iſt, und der den Andern als Arena — ich weiß das Wort jetzt nicht — vorſchwebt, als wo ſie hin wollen, zeigt er beiläufig, gut und ſchlecht, wie es fällt. Dann bleibt noch die Liebe; und darüber iſt die gedrängteſte Bemerkung die, welche ich anführte, und wo ſich Geſchichten darum bis zur Niedrigkeit und bis zur Tragik bewegen; die Menſchen treffen ſich nicht; Vor-

gen: aber er ſpricht wohl nur nicht davon; und geht einen andern Weg (wozu ich die Veranlaſſung in ſeiner Seele und eigentlichen Geſchichte wohl auffinden möchte); aber einzelne und auch ſehr ſchön ausgedrückte Äußerungen ſind mir unumſtößliche Beweiſe, und bürgen mir für die ſchönſten Regungen in ihm. In ſeinen körperlichen Anlagen iſt gewiß das Weſentlichſte und die Wurzel von vielem zu ſuchen; aber dem früh ſich entwickelnden Geiſte muß doch auch auf die Spur zu kommen ſein, und das möchte ich. Wüßt' ich nur mehr von ihm, ich wollte ſehen! Auch geleſen habe ich nur Schlechteres von ihm, und beinahe nichts.

An Baumgarten, in Tübingen.

Mittwoch, den 28. November 1804.

— Ich habe in keinem Ereigniß Glück. Bin ich glücklich, ſo kommt's von meinem innern Reichthum; und daß ich nie Unwürdiges wählte, und alſo frei bin. Bis jetzt nun habe ich unter den Auſpizien, im ſtrengſten Verſtande, unter den Flügeln von Friedrich dem Zweiten gelebt. Jeden Genuß, von außen her, jedes Gut, jeden Vortheil, jede Bekanntſchaft, kann ich von ſeinem Einfluß herleiten: dieſer iſt über meinem Haupte zerſprengt: ich fühle es beſonders ſchwer! Sein eigener Geiſt — und grade weil er meinem ſo unähnlich iſt, will ich ihm blind gehorchen, und nicht aus meinem Geiſte Elend weiter ſpinnen — befiehlt ſchnell eine kühne Wahl; auch er hätte ſich ſchnell entſchloſſen, ich folge ſeinem Winke! —

Etwas Witziges über Voltaire.

Voltaire iſt doch recht dumm; man irrt ſich nur oft, und denkt er iſt klug, wenn er etwas Geſcheidtes ſagt; dies kommt aber nur von ſeiner Ungründlichkeit; er iſt zu oberflächlich, um nicht allerhand zu meinen und zu ſagen; er irrt nicht tief; und aus Mangel an Zuſammenhang ſagt er ſo vielerlei. Im Artikel homme in ſeinem dictionnaire philosophique iſt er der Wahrheit darum ſo nah, weil er nebenan iſt. Wenn das die hörten, bei denen ich ihn oft ſo lobe!

Mittwoch, den 15. März 1809.

Donnerstag, den 16. März 1809.

Welche ſtupidirende Unruhe, welche Sorge, Angſt, bearbeitet mich! Ewig erkältet! Wetter, das einen gefangen hält! Augenweh, nichts hintereinander thun zu können! So eben war Dr. Böhm hier: er läßt mir einen quälenden Huſten, oder vielmehr meine Abendheiſerkeit und Mattigkeit, und nennt es Frühling. Dieſer Frühling dauert ſeit dem Oktober. O! wie ſchön! — alles! und der Krieg wie ein Gewitter; die Sonne iſt weg, die Luft ſteht ſtill, die Wolken tief; niemand traut ſich mehr aus: ſo bin ich im Lande eingeſperrt, des Ringens in der Ohnmacht müde.

Montag, den 19. Juni 1809.

— Frau von B. kam; ich fand ſie bloß mager, und grimaſſirend. Wir kamen auf Empörendes zu ſprechen. Sie hat keinen Muth zu leben, und keine Prätenſion daran. Sich

ſagen zu können: du biſt wie man dich fordert, ohne Zweck, ohne Inhalt, beinah ohne Ziel, iſt ihr ganzes Sein und Streben. Rührend iſt es, eine Frau in dem Alter mit ſo dürftiger Nahrung und um die noch ſich balgen zu ſehen, rührend in dem Moment, wo man die Beſchränkung doch auch als Unſchuld ſieht: lächerlich in ſeinen Details und empörend der ſtupide Stolz, die kloſterartige Zufriedenheit damit; ärgerlich die Verehrung der Geiſter, die abſtrakt ſich Großes zu denken vermögen, und zaghaft armſelig in wirklicher Entfaltung des reellen Lebens daſtehen! Und im Vergleich mit dem Reichthum des wirklichen Lebens — und wären's nur ſeine Schmerzen und die Phantome vom Irrthum erzeugt, — der innern Vegetation und Bildung aller Art: verächtlich klein bis zum Vergeſſen! — Sie glaubt zu lieben, ohne Gegenliebe; ohne die höchſte Achtung; ohne Nähe des Geliebten; ohne ausſchließendes bezauberndes Wohlgefallen an ſeiner Perſon; ohne Hoffnung je mit ihm vereinigt zu ſein! Als ich dies alles abgefragt hatte, ſagte ſie dieſen pathetiſchen Spruch, lang auswendig gelernt, ohne Sinn, ohne Inhalt, ohne Bedeutung: — Andere haben ihr ſchon mehr gefallen, geſtand ſie, bewundern und ſchätzen muß ſie Andere auch mehr: — „Innerlich kann ich mich an niemand ſo anſchließen, als an ihn.“ Zehnjährige Entfernung; keine Hoffnung ſich zu ſehen; kein Zauber der Perſon; keine Verehrung des Karakters, des Geiſtes, der Geſinnung; Unzufriedenheit mit dem Betragen; Neigung für Andere! Wo iſt nun der Sinn dieſer großen Geſinnung dieſer großen Frau, in dieſer großen Liebe? So fand ich ſie novice — comme un conscrit, möchte ich mit Bribes ſagen —

in allen ihren Fragen an mich, ſo wenig entzaubert von der Welt, ſo wenig Eleganz und Vornehmheit von edlem Sein unterſchieden, ſo wenig geordnet die geſtückten Elemente in dem Weltverkehr nach den wahren Naturreichen, daß ich ein wenig begabtes Rieſenkind vor mir zu haben glaubte. Gar nicht erholen konnte ich mich: denn lange hatte ich ſie nicht geſehen; viel gelebt, gedacht, gelitten, geleſen, geſehen in der Zeit: ſie ſei mitgegangen, dacht' ich heimlich. Und ich komme von meinem Erſtaunen nicht zurück! Mit der gehen kluge Männer um? Dies bewundern ſie? halten ſie aus? Mehr hat ſie ihnen nicht nachdenken gelernt? * meine ich. Nein gemein iſt's, Dumpfheit zu ehren, und ſich von ihr ehren zu laſſen, ohne Einſicht; um nicht an Wundes in ſich, oder Grauſes für den Geiſt, oder Ungefälliges für die Welt, zu kommen! Nein, nie werd' ich dies begreifen! — Sie frug mich kindiſch und unzweckmäßig über W. und ſprach in inhaltloſem Lob über G. Ich mußte ihr auch dumm antworten. —

Donnerstag.

— Geſtern, Mittwoch, ſtand ich auf, las, zog mich an, und ging zu Frau von B., weil ich mein dummes Antworten bei ihr gut machen wollte: auch aus Freundlichkeit; ich konnte aber nicht zu unſern vorigen Reden zurückkommen: ſie war zugeriegelt, mir meine und meiner Freunde Vertheidigung zu werth. Sie machte mir einige ſo dumme, nichtige, kleine Fragen über P. L., ſtieß ein ſo dummes sentiment in Form einer Meinung aus, daß ich für ewig weiß, ſie hat nie den Muth in ſich zuſammengehabt zu lieben noch zu leiden: und weiß

auch gar nicht, welchen Punkt im Herzen Liebe trifft. Um halb drei wollte ich gehen. * trat herein, grüßte mich, sagte „Wie geht's," ohne die Antwort abzuwarten, ohne mich anzusehen. — Sah mich nicht Einmal an; auch beim Begleiten nicht; — was ist das für eine Verlegenheit? Dabei lobt er mich? Er sieht sehr zusammengeschrumpft, schlimm und unordentlich, und präoccupirt und besorgt aus. —

An Varnhagen, in Wagram.

Sonnabend, den 8. Juli 1809.

Vielleicht, mein Freund, hast du einen sehr guten Brief nöthig in dem Augenblick, in welchem du diesen erhältst, und das wird kein guter werden. Schlecht ist nun einmal alles, muß alles werden, weil wir uns getrennt haben! — Du mußt nun bleiben. Sei tapfer und brav! Denk' an mich, wenn du in einem Gefecht bist: du weißt, ich bin furchtsam: aber den unbekannten Tod würd' ich wählen, wär' ich durch eigene Wahl darin; und wiche nicht. — Du weißt, wie ich über Krieg, über diesen denke. Krieg ist für keinen gebildeten Menschen. Die nicht wissen, daß der Körper die Person ist, können ihn sich zerschießen lassen: sonst nur in dem Augenblick, wo man angegriffen wird, muß man sich wehren, und wenn Zorn und Rache fort reißt! Du selbst fühltest es tief bei des jungen Marwitz Schenkelwunde. Der Unselige! Doch kannst du ohne Muth- und Thatbeweis nicht leben — so sehr sah das herzhaft aus! — Auch ich ginge in Schwerter, um

den Preis; das Schickſal ſelbſt forderte ich. Liebe bin ich nicht; gethan will ich alles haben, was helfen kann: mein tiefes gränzenloſes Unglück liegt darin, daß ich keine That zu meiner Hülfe weiß! — — Marwitz hat mir mit derſelben Poſt einen großartigen, edlen, himmliſch ausgedrückten Brief geſchickt. — Sein Bruder iſt außer Gefahr, ſchreibt er. — Marwitz lieb ich nach wie vor. Sei gut gegen ihn: er iſt etwas unſicher über dich geworden. Wie edel drückt er das aus! Wie fragend! Kannſt du denn ſein Gemüthe nicht finden, wie ich; den Lebenspunkt, das Herz, wo alle ſeine Eigenſchaften hinlaufen und ausgehen? —

Den 2. Januar 1810.

Die jetzige Geſtalt der Religion iſt ein beinah zufälliger Moment in der Entwickelung des menſchlichen Gemüths; und gehört mit zu ſeinen Krankheiten. Sie hält zu lange an; und wird zu lange angehalten. Beides thut großen Schaden. Beſonders iſt es jetzt ſchon nöthig, da dieſes unbewußte Anhalten mit eigenſinnigem, leeren Bewußtſein vollführt wird, und, wo Bewußtſein eintreten ſollte, wirkliche bewußtloſe Starrheit wie eine Krankheit zu heilen vor uns ſteht. Ich will hierüber nicht weitläufiger ſein. —

Berlin, den 2. Januar 1810.

Der junge N., ich glaube er hat in Heidelberg ſtudirt, einundzwanzig Jahre alt, ſchrieb an M. neulich einen langen Brief, worin man ſieht, was er geleſen hat und was er hat ſprechen hören. Der neue Katholizismus geht ihm im Kopfe

herum, und Kunſt und Bilder und Muſik, wie man davon ſpricht; und wie ſie nur von denen aufgenommen werden, die von ſelbſt nie darauf gekommen wären; die dieſe großen Maſſengeſtalten nie im Weltwirrwarr herausgefunden hätten. Der junge, gute, ſonſt unſchuldige Mann ſpürt eine Leere in ſich, die ihm etwas widert, daher ſucht er um ſich; hält ſeinen Ennui für traurige Anklänge von wer weiß was; dies alles untereinander weiß er in einem Meere angelernter Phraſen und Worte auszudrücken, plätſchert darin herum, es ſind eben ſo viele Wellen; taucht unter, ſteigt wieder hinauf; ſie tragen ihn, und ſo findet er ſich gehoben von Ausdrücken, von Zeichen! Alles dies fällt mir nur bei ihm wieder ein; und ich zeichne es mir wirklich auf, weil ich die — dafür gehaltene — gute Erziehung ordentlich für affadirend halte. Es iſt grade ſo, als wäre ſolche Bildung zu Kaufe: ſo bekommt jetzt jeder um ein Billiges ſeinen Vorrath von Bildung mit, aus den Schulen, den Häuſern, den Büchern, den Theeſtuben; die Induſtrie des Erfindens wird ihm durch den großen Überfluß ganz unmöglich gemacht. Und ein doppelter Frager, ein doppelter Antworter muß jetzt in einem Kopfe ſitzen, wenn er nur auf den Gedanken kommen ſoll, ſich Rechenſchaft über den Scheinreichthum zu fordern, womit er allenthalben durchkommt. Kunſt, Religion u. dgl. ſind die Louisd'or; Menſchheit, Gemüth, große Münze; ſo durch. Kommt das reale Leben, immer von neuem aus Erde und Wolken, dem einmaligen armen Leibe, ihnen nun wirklich vor die Augen, an die Kehle, ſo erkennen ſie ſich und dies Leben nicht, wiſſen ſich in nichts zu entſchließen, verſtehn nichts zu behandeln, machen

alſo, wenn auch nur in bloßer Perplexität des Anſtarrens und Wartens, alles verkehrt; befinden ſich ſchleicht dabei, und nennen's Unglück. Ja wohl! Bei allen Nationen, wenn ſie untergingen, war gewiß eine ſolche leere Münze für irgend ein großes Lebenselement im Gange.

Berlin, den 4. Januar 1810.

Als ich vorgeſtern, von R's Briefe wie geſpornt, mir ſeinen Verlauf hinſchreiben mußte, konnte ich für den Gedanken, den ich dabei hatte, daß gewöhnliche Menſchen nur das Weltgewirre ſehen, wie es daſteht, ohne ſeine Quellen zu ergründen, noch das ewige Walten der Grundlaute und Grundfarben — ich weiß wieder keinen Ausdruck — zu gewahren, keinen Ausdruck finden, da fiel mir, wie meiſt immer, ein Bild ein, und hohe Muſengeſtalten ſah ich wie verkannte Wohlthäter und Götter ungeſehen umherwandeln: und ich ſchrieb Muſengeſtalten; dann brauchte ich das Gewirre der Welt, welches ich auch ſah, und da ſchrieb ich Weltwirrwar; wohl gleich an Goethe denkend! Nachher fiel mir aber erſt ein, daß er, in demſelben Gedichte auch eine große Muſengeſtalt brauchte. Ich dachte noch einmal über das Gedicht, und verſtand es ganz anders! Ich freute mich unendlich, daß die beiden Ausdrücke mir auch gekommen waren: und konnte es nicht erdulden, daß, wenn man dieſe Blätter leſen würde, man nun denken müßte, ich habe ſie freundſchaftlich, eben weil ich ihn liebe, aus dem Hans Sachs gebraucht: ich wollte, daß man wiſſen ſoll, wie es in mir zugegangen iſt. Noch wünſche ich darauf aufmerkſam zu machen, daß wenigſtens

ich es gar nicht nenne ein Gedicht verſtehen, bis mir nicht Ähnliches vor oder nach dem Leſen damit begegnet iſt. Ich verſtehe kein Buch, bis ich mir nicht ſagen kann, wie der Autor dazu gekommen iſt, es zu machen, wie es in ihm dabei vorging: ſo muß jedes Buch einen Text in ſich tragen, wie einen Kern, um den es herumwächſt; und, iſt es ſehr gut, und je beſſer es iſt, ſo wieder in ſeinen einzelnen Theilen! So war mir z. B. der Kopf ganz verſchloſſen über „Erlkönig", und erſt den vorigen Winter verſtand ich ihn plötzlich. Noch weiß ich kein Wort über „das Waſſer rauſcht, das Waſſer ſchwoll," hingegen verſtehe ich die Pandora und die natürliche Tochter von Goethe ganz anders, als ſeine andere Leute. Das iſt das Alter. In dem Fürſten iſt alle Leidenſchaft in Tochterliebe umgewandelt, und dieſe noch unbehandelte Liebe als Leidenſchaft zeigt Goethe. Epimetheus iſt alt wie ein Sohn der Erde, von ihr, und Kenntniß ihrer, vom Alter, von Undank, von der angehäuften Zahl der Übel, gedrückt, von Hoffnung endlich entblößt! Das wahre Alter; nicht einmal ungeduldig: den „welken Kranz" betrachtend, die Jungen bedauernd, nicht beneidend, und doch raſtlos im Schaffen, weil die Noth es gerade heiſcht. Mir hat's einen entſetzlichen Eindruck gemacht: ich verſtand gleich das Alter. Ich wurde damals alt. Auch alt wird man plötzlich. Auch das Alter entfaltet ſich wie eine Blüthe plötzlich aus der Knoſpe, wenngleich die ganze Jugend es vorbereiten muß.

Freitag, den 9. März 1810.

Unglück bringt Schande; Glück Ehre. Es iſt heute ſehr ſchönes Frühlingswetter. Ich bin gepeinigt, und darf den Frühling nicht empfangen, wie ich könnte.

An Varnhagen, in Prag.

Montag, den 12. März 1810.

— In meiner Unſeligkeit hab' ich dir vergeſſen geſtern zu ſagen, daß vorgeſtern Frau von Fouqué bei mir war. De bout en blanc; ſchon ſehr liebenswürdig: ſie brachte mir ihren Sohn mit. Und ich fand ſie ganz vortrefflich. Sie ließ ſich von Hanne zu mir führen, die ſie von Nennhauſen kennt, und fand Marwitz bei mir. Wir frühſtückten. Wie ſie nur in's Zimmer trat, waren wir, und dadurch die ganze Geſellſchaft, als ob wir uns vierzig Jahre kennten. Es iſt eine femme consommée; und ich habe an die dreißig Gutmüthigkeiten an ihr bemerkt: und noch viel mehr Großartigkeiten. Marwitz kannte ſie: wie ſchön behandelte ſie ihn, und Hanne; wie allerliebſt, überaus gut den Sohn. Wie frei ihr ganzes Benehmen; lieb möchte ich ſagen. Kein Gedanke von dem Stolze, den man ihr anſchickt, nämlich nacherzählt. Jedoch ſagt Hanne, ſie ſei hier nicht dieſelbe geweſen. Marwitz fand ſie auch ſehr gut. Heute iſt ſie zu Hauſe gereiſt: ich werde Fouqué'n ſchreiben und ihm gratuliren. Schön werden die Augen, wenn ſie ſie in die Höhe ſchlägt, das thut ſie im Eifer oft. Daß ſie kam, iſt ſchon unbefangen: Fouqué z. B.

nannte ſie mir in Briefen nie. Mir geht's ſonderbar; ſonſt werden die Autoren beſucht; ich bin ein elender Leſer, und die Schreibenden ſuchen mich auf. — Wahrhaftig, ich glaube, ich verſtehe die Kunſt zu ſchweigen; mit der Feder, wie manche geſchickt mit dem Maule! —

An Varnhagen.

Montag, den 30. April 1810.

Dieſen Augenblick erhalte ich deinen Brief aus Kaſſel, lieber Freund. Und zuerſt muß ich von Steffens ſprechen! den ich natürlich nie ſah. — Ich bin ſehr eingenommen von Steffens. Wundere dich nicht; ich habe ſeinen Aufſatz über Univerſitäten geleſen, leſe jetzt — lache nicht! — ſeine geognoſtiſch-geologiſchen Aufſätze als Vorbereitung zu einer innern Naturgeſchichte der Erde. Ich habe ſie Humboldt weggenommen. So nur kann ich von Geſchichte und Natur reden hören, die ſind ihm Eins. So denk' ich ungelehrt auch. Und verſtehe ihn ſehr wohl. Doch kann ich nicht mehr über ihn ſchreiben, du kennſt mich, weil ich das ſchon einmal im größten Enthuſiasmus an Moritz ergehen ließ, der es gleich leſen ſoll. — Ja' er ergründet's ja ſelbſt, nichts entwickelt ſich nach ſeinen Anlagen, alles iſt geſtört, ſage ich; einer größeren, uns unbekannten Beziehung gehören wir und alles an; das denk' ich lange, lange! —

— Wäre ich nicht in der größten Weltſchmiede endlich wirklich, von lauter Schlägen, fertig geworden, ſo hätte

ich heute den Tod eingenommen über den mir beigesandten Brief. —

— Ich bin in nichts verändert. Nur noch geschwinder immer zufrieden, oder vielmehr fertig, über die Ereignisse. Nur Eins ist anders in mir. Ich kenne den Tod mehr, durch Mama. Und sehe ihn überall; und er hat auch mehr Macht über mich bekommen. Ich bin sterblicher geworden. Ängstigen thut mich das nicht besonders: aber ärgerlich macht es mich. Ich habe beständig vor Augen, wie Einer umfallen kann, verwelkt, wie eine andere Pflanze, mitten drin. Es kann mich gar nicht rühren, aber so ekeln, so ärgern. Und daß man nicht durch seinen Willen leben bleiben kann! und so ekelhaft wird; versteinerte man doch! —

An Moritz Robert, in Hamburg.

Donnerstag Mittag, den 19. Juli 1810.

Shakspeare läßt Einen, ich weiß nicht in welcher Tragödie, der nach einem Kranken gefragt wird, antworten: „Tod und Leben zanken sich um ihn.“ Sie zerrten an mir. Leben riß mich aus Todesgluth, zerbrochen, verwundet, heraus. Kaum noch, Bruder, halt' ich die Feder. Fünf Wochen hatte ich den Keichhusten und Brustkrampf: ohne Luft. Alle Tage ein ander Mittel. Kurz alle, außer Aderlaß. Endlich bekam ich mit ewigem Erbrechen ein kaltes Fieber. Viermal erkannt' ich's nur. Noch sechsmal ließ mich's Böhm als Krisis haben. Zwanzig Stunden jedesmal. Alles Geld zu

wenig. Dir, mein Freund, dank' ich, daß ich's hatte; dir, daß die Sorge mich nicht umbrachte. Nach dir schrie ich in der höchsten Noth. In Agonien; und glaubte dich weit, in Frankreich. Zu sterben glaubt' ich gewiß. Ich habe viel gebetet und geweint. Mein Herz war entzwei; da den Hauptkrampf, da Senfpflaster u. s. w. Nun muß ich mich sechs Wochen vor Luft sequestriren; in Angst leben, daß das Fieber kommt; in sechs Monaten ist an kein Baden zu denken. Essen thu' ich beinah noch nicht. Ohne Nettchen wäre ich gestorben: die Kusine ward verschrieben, weil's Einer nicht aushielt: als sie kam, saß ich schon am Fenster. Ich genas. Und nun keine Klage mehr. Fluch war's. Ist's. Fluch auf Flüche! Nach zehn Jahren kann ich auf diese Weise nicht reisen. Muß auf diese Weise dem Sommer, auch im Genesen, das Fenster zumachen. — Theodor meint, du würdest kommen! Schön! Segen! Adieu, morgen und Sonnabend mehr. Dies sind meine ersten Zeilen. Schreib mir auch! Ich fahre alle Tage aus. Adieu. — Als ich grade im Fieber lag, war die schmerzlichste Hitze: die Sonne auf mein Zimmer; ein heißer Umschlag auf meinen Leib. Ich bekam einen Ausschlag: dabei mußt' ich schwitzen. Gott, was giebt's! Adieu, verzeih die Erzählung. Es wird auch Freude kommen. Adieu. —

Sonnabend Vormittag. Gestern, geliebter Bruder, hatte ich die große Agitation mit der Königin auszustehen. — Man hatte mir ihre Krankheit nicht verborgen — in der größten Höhe der meinen: Theodor dachte mich damit zu trösten; zog mir bald den Tod zu. — Wundere dich nicht! meine Fieber-

phantaſiern hatten darin beſtanden, daß ich unaufhörlich Mama und Robert ihre Krankheiten ſah. Ich litt fünf Wochen an Luſt, und die Königin auch an der Bruſt! Du kennſt Nerven. Ein Glück, ein Ungefähr, daß ich's überlebte. — Ich fuhr geſtern gleich nach Schöneberg, wohin ich immer fahre, wegen Feld und Landſtraße und trockener Luft, und zerſtreute mich ſehr! Alles blüht, blinkt, lebt und webt! Solch Jahr gab's noch nicht. Unſere Gegend ſieht reich aus. Alles iſt auch im Überfluß auf den Märkten. Der Ärmſte ißt gut und kann es. Mein Sommer iſt hin: Vergnügen kann ich nicht haben. Ich nehme mich gränzenlos in Acht — das muß man bei kaltem Fieber — aber ich ſchreite auch fort in der Beſſerung. Biete mir nichts an, lieber Junge, ich habe genug. Aus dem Todesbette dirigirte ich doch noch eine gewiſſe Ökonomie. — Lebe geſund! Und wenn ich nicht oft ſchreibe, wundre dich nicht. Es wird mir ſauer. Antworte du! Adieu, Lieber. Das Leben iſt gewiß eine Buße; eine Reinigung, wo Gott, aus Güte, auch Lockungen, auch Freuden, zugelaſſen hat. Ich fühl's, es wird mir immer klarer. Sieh die Königin! Sie tanzte noch, als ich ſchon todtringend keuchte. Gott ſei uns gnädig! — —

Empörung und Wahrheit.

(Wie Dichtung und Wahrheit.)

Sonntag, den 25. Auguſt 1810.

Ich habe nie ſolchen Fleiß und ſolche Anſtrengung geſehen noch imaginirt, als die B. anwendet, um alles in ſich

zu verwirren; zu läugnen was wahr iſt, und zu ſcheinen was nicht exiſtiren kann. Sie hat gar kein Gewiſſen. Wenn ſie ſich auch manchmal eins über etwas macht. Ihre Reue iſt mir nur ekelhaft, und nie rührend; daher iſt ſie auch ſo häufig. Die iſt bei ihr ein Schlafrock, ganz kokett fabrizirt, der einem weismachen ſoll, nun ſei ihr behaglich, endlich ſei ſie natürlich: ſie iſt nichts, als ein halsſtarriges Fortſpielen der Lüge; welches bis zur Beſtrafungsluſt empört. Sie iſt komplet und abſolut überzeugungsunfähig; und recht innerlich widerwärtig. Hat Verſtand, iſt liſtig; in einem beſchränkten Kreiſe witzig, aber völlig ohne Sinn: Daher iſt ihr Muſik und das ganze Gefolge von Künſten durchaus verſchloſſen und ganz fremd, die ganze Atmoſphäre und Pflanzennatur iſt ihr zu; die wahre Natur der Dinge, wie ſie zu einander ſtehen, bleibt ihr auch fern; weil ſie nur vom Allgemeinen auf's Einzelne, aber nicht von dieſem zu jenem mit ihren Gedanken gelangen kann. Halb iſt das ein Unvermögen des Kopfes, halb eigennützige Eitelkeit. Kurz, ſo in der Tiefe ſah ich noch nie einen Menſchen unnöthig und geſchäftig lügen, als ſie. Dies reizt mich auch immer wieder, ſie anzuſehen. —

Robert verglich eine andre Frau mit ihr. Gott behüte! ſagte ich, mit der hat nichts Ähnlichkeit; die iſt einzig; das iſt eine einzige Pflanze in ihrer Art, von der kein Geſchlecht exiſtirt; es iſt die Dürftigkeit in Blüthe. Die Natur konnte die auch nur Einmal hervorbringen. Es iſt ganz richtig. —

An

An Herrn von F.

Berlin, den 14. September 1810.

Ihr Brief, liebe Freundin, machte mir Vergnügen, weil er voller Wahrheit iſt. Das Gute, welches darin für mich ſteht, kann ich gleich glauben! Und glauben auch Sie nur, wie in dieſem Briefe, daß meine Härten ächter Umgang ſind — ich nenne die Dinge ſo, mit Ihnen — und mein Lob jedesmal freudig aus meinem Herzen dringt. Dieſe Art zu ſein muß einen eben ſo natürlichen Zuſtand des Gemüths in Andern hervorbringen, wenn ſie rein geſtimmt ſind; natürlich, ohne befangenes Urtheil, ohne eine Forderung, die, geſichtet, auf nichts gegründet wäre, als auf den Wunſch, es möchte ſo ſein, wie es einmal nicht iſt! Gewöhnlich dann auch ſind ſolche Forderungen verdrießlich ausgedrückt, welcher Verdruß von dem heimlichen Bewußtſein ihres Ungrundes herrühret, und den Gemißhandelten auch ſehr aufbringt, weil er oft ſchweigen muß, um nicht ganz zu verletzen. Doch iſt dies thöricht und unrecht: und ich will's noch mehr aus mir ausrotten.

Wie Sie aber nicht mehr durch meinen Umgang verändert ſind, bewundre ich in der That, mit Ihnen! Und das iſt es auch, was mich oft aufbrachte, wenn es oft und oft den Schein haben mußte, daß ganz etwas andres meinen Zorn erregte. Nicht, daß Sie nicht unendlich ſeit unſerer Bekanntſchaft gewonnen hätten! Der ganze Horizont Ihrer Begriffe iſt erleuchtet, ein ganzer Wuſt von alten Meinungen, Urtheilen und Wünſchen bei Seite geſchafft; ganze Felder

ſind mit neuer Saat verſorgt; Ihr Geiſt iſt beweglicher und ſelbſtthätiger geworden. Eine neue Welt haben Sie in's Auge bekommen: eine lächerliche, in betrüglichem Schein ſchwebende, bei Seite rollen laſſen. Aber im Zuſammenhange Ihres Weſens haben Sie nicht gewonnen. — Und wie iſt es möglich, daß man eine Gemüthsherrlichkeit in jemanden bewundert, ohne auf der Stelle eben ſo zu werden? Ohne ſo zu ſein! Kraft der Ausübung kann man bewundern, ohne ſie zu beſitzen. Fähigkeit des Geiſtes, Stärke des Kopfes, Reichthum des Herzens, ſeine Empfindlichkeit, ſein Vermögen! Gut. Aber wie kann man ein ſtrenges Bemühn, in alles den Zuſammenhang zu bringen, einen ehrlichen Umgang im Innern der Seele, im Gebiete des Gewiſſens, lieben und preiſen, ohne immer und ewig daſſelbe, was man bewundert, zu üben! — Der Menſch kann nicht recht auseinanderſetzen, was das iſt, der Wille. Aber ein jeder ſieht, das Aug' in ſich gekehrt, vernimmt, nach ſeinem Innern horchend, daß es ein beſſeres Wollen in ihm giebt, unterſchieden von dem vielen zerſpaltenen, ein Wollen, welches mit den beſten Überzeugungen zuſammenſtimmt, und der reinſte, alſo der, uns bekannte, beſte Willen iſt. Dieſer, im Zuſammenhange mit jedem unſrer Beſtreben und all unſern Äußerungen, macht wahrhaft liebenswürdig, und iſt allein liebenswürdig. Wenn Sie, meine Freundin, alſo mich lieben, ſo muß dieſer Punkt Sie anziehen, dieſe Sonne Sie erwärmen und Ihr Auge leiten. Ich habe den vorzüglichen Geiſt nicht, den man mir ſo verſchwenderiſch zugeflicht, oder vielmehr tauſend und tauſend Menſchen haben ihn auch. Verſtand haben gar die meiſten

Leute und hundert Bekannte mehr als ich. Kenntniſſe und Talente habe ich gar nicht. Und doch eine ſichere Meinung, ein treffendes und eigenthümliches Urtheil auch über dieſe Dinge. Durch Kraft der Ehrlichkeit: durch den großen durchgehenden Zuſammenhang aller meiner Fähigkeiten, durch den ewig unzerſtörbaren Zuſammenhang und das unauflösliche Zuſammenwirken meines Gemüths und meines Geiſtes, durch die ewig redliche Wachſamkeit darauf, durch die unerſchrockne Kühnheit gegen arge Reſultate meines Urtheils und meines Betragens, ſobald ich beide für richtig erkenne. Dies iſt meine ganze Grazie, nur die ſchafft Liebe. Wer mich um etwas andres liebt, der betrügt mich, oder ſich, der lügt, oder iſt albern. Darum freut mich nicht allein ſo ſelten Äußerung von Liebe, ſondern empört ſie mich ſogar. Aber wie verloren rinnt mein ganzes Herz in ein anderes über, wenn ich dieſes wirklich durch das meine gerührt, berührt glauben kann. —

Nehmen Sie um alles, was man in der Welt Freundſchaft nennen kann, ja dieſen Brief gut! Es iſt der beſte, den ich Ihnen noch je geſchrieben habe. Ich will es Ihnen erklären. Ich dachte bis heute, bis geſtern eigentlich — bis Ihr Brief kam — ich könne Ihnen nie ganz die Wahrheit ſagen, ſie ſei zu hart, dachte ich, ſie beziehe ſich zu unmittelbar auf Ihr Innres, auf den lebendigſten Mittelpunkt deſſelben, — es giebt eigentlich keine andere Wahrheit — ich würde verwunden, und nicht ändern. Ihr Brief aber war ſo naiv, daß er mir Hoffnung machte, Eingang bei Ihnen zu finden: und, mir ſelbſt unverhofft, iſt gleich dieſer da! Ich habe Ihnen noch nie ſo über Sie geſprochen: aber wenn Sie

jede Zeile durchgehn, die ich Ihnen je ſchrieb, ſo wird dieſer Brief immer als Text zum Grunde liegen. Ihn trug ich immer in der Seele; nur ſchmeichelte ich zuweilen, wo ich nicht verletzen wollte, und oft kam ich der Wunde doch hart und nah an! Dies iſt mein Unrecht; und Ihnen nicht bekannt, in ſeiner Erſcheinung oft ſo gefällig, und dann wieder ſo unleidlich! Es ſoll wo möglich alles anders werden: nämlich beſſer, wahrer, unter uns. —

An Frau von F.

Berlin, den 18. September 1810.

— Neue Städte, neue Orte, ſind für Nichtglückliche, wie das Stellenwechſeln für Kranke in ihrem Bette: immer doch für's erſte beſſer! — Man gewöhnt ſich nur mit einer ſchiefen Seele an Unnatürliches; graden Gemüthern bleibt eine verrenkte Lage ewig verhaßt, und ſo ſoll's auch bleiben! Vorſchreien muß man ſich das bis an's Grab, ſo iſt man doch bis dahin würdig eines beſſern Schickſals gekommen. — Wie lange ſag' ich Ihnen ſchon, daß ein arges Ereigniß, ein Aerger u dgl. nur die erſten Stunden auf mich wirkt: nun wird's mit Ihnen auch ſo. Ja, ja! man erfähret alle Tage mehr! Aber nicht in dem hausbackenen Sinn, wie es die dummen Leute mit Gedankenloſigkeit und Anmaßung ſagen; was man ſo durch ernſtiger Menſchen Kenntniß und durch Verſtandeseinſicht über Fortuna, ihre Gunſt und ihre Wahl, — die paar Bemerkungen, — über Völkerregierung, über die Bildung der

Staaten, über den ewigen Krieg aller Verkehrtheiten und Mißverſtändniſſe, an Erfahrung erlangen kann, das ſind Kinderſpielwerke für einen ſchnellen Kopf! Aber die Horizonte, die ſich in uns ſelbſt einer nach dem andern erhellen; die Abgründe, die man mit Strenge da gewahr wird, vor denen man umſonſt zurückſcheut, durch die man hindurch muß; die Gefilde auch, die Vegetationen, die Reiche, die da erblühen; das ſind die Erfahrungen, die man macht, und wovon geſchwiegen wird! Sie werden mal ſehen, was Sie alles noch in ſich erleben: geben Sie nur Acht, das iſt die Kunſt! Alle Menſchen werden Sie nach und nach verſtehen, und am Ende ſich ſelbſt. Hier ſpringt mir eine Frage vor's Geſicht, die gar nicht hierher zu paſſen ſcheint: was lieben Sie denn an mir? So heißt die Frage. Bald ſind Sie böſe auf mich, bald ſehnen Sie ſich nach mir. Noch nie habe ich dieſen Widerſpruch bewirkt. Bin ich an dieſem Wechſel Schuld? Überlegen Sie's; ich glaube nicht. Ich bilde mir auf mein Weſen nichts Beſonderes ein; aber wahr und einfach, weiß ich, daß ich bin, und dies kann ich nicht mit Wiſſen läugnen laſſen. — Ich ſage ſtolz von mir wie ich denke, und thue ich beſcheiden, ſo habe ich die Leute nur zum Narren, d. h. ich ſpreche nach ihren ſchwachen Ohren, — denn Beſcheidenheit kann wohl Urſache ſein, keine Anſprüche zu machen, aber die allergrößten zu haben kann ſie nicht verhindern. —

An Varnhagen, in Steinfurt.

Berlin, im Januar 1811.

— — Auch iſt für mich alles Schickſal, Entwikkelung, Geſchichte. Ich ſchiebe nichts auf Menſchen. Ein höheres Gebiet regiert dies. Dies iſt meine ganze Religion; darin leb' ich. — Ich habe viel Unglück erlebt: dazu hatte ich Talent: der größte Virtuos bin ich darin. Heraus bin ich aus der Sphäre; mein Loos iſt raus aus dem Lotto; am Körper kann ich nur noch torturiet werden: mit der Natur hab' ich noch zu ſchaffen. — Sehen wir uns, ſo findeſt du mich doch lebendig wieder: nicht allein nicht begraben, ſondern, zum Weiterleben, mit Geiſt, und Verſtand, und aller redlichen, lebendigen Theilnahme fertig. Was ſollt' ich wohl noch ſagen! Weißt du was? — Die Univerſität, wenn ſie auch, als bloßer Anfang zu einer, verſchreiben muß, iſt ſchön; und wahrlich einem jeden hier nach ſeinen Kräften lieb. Sie iſt ein Produkt des Geiſtes. Mitten in der Beſiegung, der Armuth, ja der Furcht, der Störung, erdacht, entworfen, angefangen! Ein Grünen der Erde durch ihr eigenes Feuer, möge Phöbus gnädig leuchten, und keine Pfeile den Kühnen ſchicken! Neumann iſt ſeit dem September noch mit dem Grafen auf den Gütern. Mit Fouqué bin ich durch meine Krankheit außer Briefwechſel. Doch leſe ich viel von ihm; er und die Baronin ſchreiben Robert. Ich bin in Briefwechſel mit Gentz; mein einzig Vergnügen. Marwitz ſoll in Friedersdorf ſein. — Berlin iſt nicht ſchöner geworden, aber alles übrige häßlicher: alſo im Winter weiß man nicht wo man ſich hinwünſchen

ſoll! Fürſt de Ligne ſchreibt mir auch jetzt. Ich habe ihm ſechs Seiten franzöſiſch geſchrieben vorige Woche, mit dem härteſten Gewiſſen. Meine Franzoſen verſtehen mein Deutſch. Der Philolog Wolf, der in Wien war, lobt Friedrich Schlegels Liebenswürdigkeit. Wolf ſchreibt göttlich wie kein anderer Deutſcher. Aber ich denke vor vierzehn Tagen, als ich ihn eben las, und ganz anbetete, der Schlag rührt mich, ihn ſächſiſch ſingen zu hören; wie kann man in ſolchem Geſange ſolche Perioden ausgraben? Ja! er gräbt ſie manchmal los! Als ich Schleiermachern Wolfs Zuſchrift an Goethe ſo ſehr lobte, meinte der, ſie ſei auf den Effekt geſchrieben. „Nun da hat er gut gerechnet; auf mich hat ſie den größten gemacht," ſagt' ich pathetiſch ernſt; Schleiermacher lachte mir in's Geſicht; ich mußte gleich mitlachen. Brentano hat ein wunderſchönes Gedicht auf die Einweihung der Univerſität gemacht. — —

Unſchuld iſt ſchön; Tugend iſt ein Pflaſter, eine Narbe, eine Operation.

1811.

An D. Veit, in Hamburg.

Berlin, den 20. April 1811.

— Ich danke Ihnen recht ſehr, lieber Veit! Weil Sie mir gratuliren? Was hilft es aber, mein Freund, mit fremden Augen in die Glückſeligkeit ſchauen! wie der engliſche Dichter es ausdrückt —, die Stimmung in dieſen Zeilen wird

der Nexus von der ſein müſſen, die mein Bruder hier hingeſetzt hat; und ſo wird doch ein Ganzes ſich zuſammenfinden, wenn auch kein Gleichſtimmiges. (Ich kann jetzt gar nicht mehr ſchreiben, weil, ſo wie ich nur die Feder in der Hand habe, mir die tiefſten Meinungen des Geiſtes und Herzens entfahren, und gar nichts anderes mir zu Gebote ſteht. Dieſe aber ſind meiſt kritiſch, oder lyriſch; und beides ſchickt ſich, fühl' ich wohl, nicht für mich; die ich Weib, alt, und Mädchen bin, und ſein ſoll. Aus dieſen Geſichtspunkten bitte ich ſie, die Erklärungen — déclarations —, woraus dieſer Brief nun beſtehen wird, anzuſehen.) Wiſſen Sie alſo, daß ich nichts von dem, was ich gethan, und ganz beſonders von dem, was ich unterlaſſen habe, bereue; daß ich ſtreng eben ſo denke, wie ich von je gedacht habe; und wenn ein Unterſchied Statt hat, es nur eine Modifikation iſt, eine Entwickelung und Begründung meiner eigenen Natur; das iſt, umfaſſendere, deutlichere, ineinandergreifendere Gründe für meine Meinungen, und ein Schärfen aller meiner Zu- und Abneigungen. Ich bin ungelehrt wie immer; „verſtehe aber, was kluge Männer ſagen;" und Geſchichte der Dinge, womit Denker aller Art und wiſſenſchaftliche Leute ſich beſchäftigen, iſt für mich auch Geſchichte, intereſſant, und auch der Gegenſtand meiner innern Beſchäftigung. Und das von Natur, und trotz — nicht durch — Umgebung: alſo fruchtbar für meine Seele; und glücklich. Nun werde ich Ihnen in zwei Worten deutlich ſagen können, wie es mir äußerlich geht. Es mögen nun wohl zehn Jahre ſein, daß ich Ihnen ſagte: „Sein Sie überzeugt, daß in meinem Schickſal ſich nichts geändert hat, ſo lange ich noch auf

der Dachſtube lebe, und Line habe. Von der Dachſtube kam ich durch ungünſtige Umſtände, vor anderthalb Jahren. Line habe ich noch. Und wenn ich dem Glücke nicht danken kann, ſo halt' ich mich für überzeugt, liegt der Punkt des Zaubers darin, daß ich nicht beide behielt, bis ich ſie zugleich los werden konnte. Ich bin tiefgründlich abergläubiſch; und ſage Ihnen alſo das hier im größten Ernſt. Vernunftwidig, und mit Gewalt, konnt' ich in dieſer Sache nichts thun; das erlaubt und glückt nur einem andern Weſen; abſolut, nicht meinem; alſo auch eine muthige Wahl würde mir nur Unheil gebracht haben; ſtellen Sie alſo keine Frage hierüber an. Ich habe große Krankheiten ausgeſtanden. Alle meine Kräfte und Funktionen verwirrten ſich. Jetzt zeigen ſich in unzähligen Wellenſchlägen dieſe Übel zur ſtillen Fläche der Geſundheit: und, es iſt kein Scherz, mein Körper — die Körperſeele — fragt gewiſſermaßen Geiſt und Herz, ob er wohl weiter leben ſoll? Ich ſehe das ganze Jahr meinen Arzt nicht. Vorigen Sommer kurirte er mich ſchlecht, und trotz ihm wurde ich beſſer; ich ſollte weiter leben: der Vorrath von Leben war da! Nun wiſſen Sie das über mich, was in geſchriebene Worte zu faſſen iſt. Antworten Sie mir ſo, daß ich das von Ihnen erfahre! Und glauben Sie, daß Sie ſelbſt mich nicht gegen Sie verändern können.

Rahel.

Das Papier war fertig! Gräßlich. — Ich kenne vorzügliche Menſchen. Sie ſind mir auch gut: und lieben mich zu ſehen, wie einen Fels, wie Wolkengebilde, und ſturmbewegte

Wollen u. dgl. Keiner herbergt den Menſchen in mir; wo ſo doch alle unterſtehen! Dies iſt die Wahrheit.

An Varnhagen, in Prag.

Dienstag, Berlin, den 30. April 1811.

— Ich habe keine Laune — ich habe auch Kopfſchmerzen — die einen Spaziergang mit H. und Marwitz im Thiergarten und beim Hofjäger zu beſchreiben, wo ein unendlicher Regen uns überfiel, und wo es göttlich war, und wurde. Wiſſe ſoviel, daß alle Liebe, keine Liebe mehr, mich hält oder beſeligt, oder nur einen Augenblick mich hoffen läßt, ruhen läßt, ohne den Gedanken des Zuſammenbleibens. Ich bin kein Vagabund, und nichts kann ſich in mir, aus mir heraus entwickeln, als die Urwünſche des edeln, unbeſtechlichen, nicht zu verwüſtenden Herzens. Ich hoffe nichts. Und weiß nun, daß ich nie nichts hoffte von dem, was ich kannte: das Aechte, für mich vom Gott Gemachte, hätte mich ergriffen, gefaßt mit ſeinen Händen, wie ich es gefaßt hätte. Auch dir, mein Freund, möcht' ich jetzt keine Vorſchläge des Zuſammenſeins und Bleibens machen, wenn etwas Beſſeres für dich da wäre, oder du es glaubteſt. So aber biſt du der meiner Freunde, der es weiß und ſagt, daß nichts für ihn da iſt. Und ſo ruf' ich dich noch Einmal. Was ſollte auch da ſein? Vaterland; große Handlungen; in der, für die Ihre leben; Religion haben: — ſind Schalen. Schalen, bei den Menſchen, die das nächſte von Gott Gegebene nicht zu faſſen wiſſen mit

ihren Sinnen, zu halten, mit einem gottgekräftigten Herzen. — Ich erliege vor Kopfweh, von der geſtrigen Feuchtigkeit. — Ich kenne auserwählte Menſchen, die eine Welt bilden könnten, mit dem Vermögen, mit den Kräften und Kenntniſſen, die ſie haben; aber ſie genügen ſich nicht, wie ſie mir genügen würden. Blieben ſie bei einander, in einer ſchönen Gegend, beſorgten ihre Lebensbedürfniſſe, ihre Geſchäfte, jeder für ſich, und für die Andern gelegentlich, ſtudirten weiter, fänden Ehemeiber, lebten feſt und freudig und ſicher, und ohne weiteren hohlen Plan, als dies zu wollen; auch Aufſehen zu machen würd' ihnen nicht entgehen, und ſie bildeten ſchon von ſelbſt einen lebendigen, einen weiterwirkenden Kreis um ſich her. Was iſt alle Geſellſchaft, aller Staat, und alle jemaligen Einrichtungen eines ſolchen, anders, als Mittel, Zweck und Folge eines ſolchen Lebens? Aber Ruhm wollen ſie; ehren, ohne beizutragen; und nichts kriegen ſie. Beſſere noch, denken ſie, werden ſie finden, und nichts finden ſie. Mit Herr Jeſus liiren ſie ſich lieber, um es nur nicht mit ihren wahren Freunden und Brüdern zu ſein, denen ſie leiſten ſollen, die ſie ertragen ſollen, denen ſie opfern ſollen, um zu erleben, daß der Freunde Leben aufgeht, wie ein glücklich Gewächs! H. ſprach ich geſtern in dem Sinn, und machte ihn ſehr unglücklich. Aber noch lange ſagt' ich nicht alles; ich verſchwieg die Details. Marwitz hab' ich dies noch nie geſagt; weil ich ihn zu ſehr liebe; und es zu perſönlich würde. Auch kann es mal hervorbrechen; und von weitem, ſind wir getrennt, gewiß. —

An Alexander von der Marwitz, in Friedersdorf.

Berlin, Donnerstag Abend nach halb 11.
den 15. Mai 1811.

„Mehr und Beſſeres kann Ihnen mein beunruhigtes, zerrüttetes Gemüth nicht geben.“ Dieſen Schreck muß ich von Marwitz haben, das von meinem geliebteſten Freund erleben! Wie oft könnte ein in Wunden zerriſſenes Herz heilen, genesen, zum Leben berühret werden, in ſeiner Noth; von einem einzigen Blicke, von einem Worte, von einer Bewegung, einer Inflexion der Stimme, des geliebten Menſchen, auf den der Ringende harrt; nicht aus Schwäche, aus Menſchenelend harrt, und harren muß. Vergebens! Nicht Blick, nicht Wort, nicht Ton kommt zu uns: wir verſchmachten, vergehen, leben nicht; und Welt, und wir ſelbſt manchmal, wähnen uns getröſtet. „Die Menſchen verſtehen einander nicht,“ ſagt Werther. Sogar die Jammertöne werden nicht erkannt, die aus eines jeden Bruſt geſchlagen werden; vom Andern nicht! dies iſt wahr und ſchrecklich! Das andere Schmerzlichſte beſteht darin, daß wir auch nicht halten, nicht helfen können, wenn die uns am Geliebte leidet! Wir verſtehen ihn ganz, ſein Leid ruht in unſerer Bruſt; und einſam iſt er, einſam ſind wir. Dieſe Klauſe, worin jede Menſchenſeele haftet, und wo Liebe dann und wann Leben und Leben vermählt, wie Licht, vom Himmel geſchenkt nur, hinüber trägt, — dies iſt der Graul, wovor der Menſch erſtarrt (des Denkens Geſchäft in Gebet übergehen muß), und ich verzweifle. Mit mir iſt es aus. Sie erſcheinen mir, den ich lieben kann. Jung und gut dotirt,

wie ich es nur wünſchen mag, ſtehen Sie vor mir; ich lerne Sie auch genau kennen: Sie erkennen mich, ich bin Ihre Freundin; das Meiſte und Beſte der Welt, des Lebens, ſehen wir mit gleichen Augen, mit gleichem Geiſte an; fühlen, ſind überzeugt, jeder vom Andern, daß er ein lebendiges, unſchadhaftes Herz im Buſen trägt; beſitzen und lieben unſere fünf Sinne. Ich tröſte mich — wie man ſich an einem Kinde etwa tröſten kann — eine ähnliche Natur in ihren beſten Vermögen, in ihren geheimſten, feinſten Nuancen zu kennen, auf der Erde zu wiſſen, der es glücklicher gehen ſoll, als mir; kurz, — die Worte ſind alle dumm, und drücken plumpe Gedanken und Abſichten und Verhältniſſe und regrets aus! — ich kenne, durchſchaue und empfinde Sie ſo, daß mein Glück und Ihr Glück Einen Strom gehe! Sie wiſſen, ich halte *nur* auf Beieinanderleben; aber Sie ſind der Erſte, den ich nie wieder ſehen, wieder hören will, wenn es *Ihnen* nur gut geht, wenn *Ihre* Natur mit ihren Bedürfniſſen ſich nur deployiren darf; Eins wiſſen Sie nicht, Marwitz, wie über alles zu faſſende Maß dies bei mir viel iſt. Wiſſen Sie dabei, daß Ihre Gegenwart mir wie das Auge der Welt geworden iſt; ich ſehe ſie, auch wenn Sie nicht da ſind; aber in die Augen ſehe ich ihr nicht: ich weiß auch nicht, ob ſie mich ſieht. Ich habe viel geliebt, aber nie einen Menſchen wie Sie. Und wußte auch mein wahnſinniges Herz mich bis zu den Gränzen meines eignen Seins reißen, ſo war mein Geiſt nie irre: und einem wirklichen Gegenſtande war es aufbewahrt mich zu lehren, daß das Maß nicht in mir, ſondern in ihm abgeſteckt iſt. (So habe ich Goethe geliebt in ſeinen Werken.) Von

Dieſen Frühling, deſſen Wohlſein ein neues anderes Lebensziel für mich werden mußte, hör' ich nun auch die trüben zerfließenden Klagetöne, mit denen ich die Atmoſphäre durchdringen mußte, und kann ihm gar nicht helfen. Fühlen Sie das? begreifen Sie's? das wollte ich ihnen ſagen; und ſo viel mußte vorhergehen. Einſam ſteht jeder; auch liebt jeder allein; und helfen kann niemand dem Andern. Halten Sie kein Wort, keinen Unmuth, keine Stimmung zurück: bekehren Sie mich damit: ich will Ihr Leben wie meines erwägen, doppelt leben iſt ja ſchön; ſo wie es dem Menſchen möglich iſt, will ich es gerne annehmen, dahinnehmen. Auch weiß ich wohl, lieber Marwitz, daß ſolche Stimmung nicht permanent iſt, wechſelt, ſich beim Schreiben an Intime mehr entwickelt, mehr aufbrauſt; ich weiß alles hierbei zu ſtellen, zu würdigen; es iſt, als ob Sie zu ſich ſelbſt ſprächen: ſprechen Sie zu mir! Ich danke Ihnen für die Beſchreibung Ihres Hauſes: ich weiß, daß Sie ſie zu Anfang für mich imaginirten, aber wie ganz richtig ſah ich dadurch Ihren Zuſtand, Ihre Denkungsart, und die Veranlaſſung zu den vielfältigen Stimmungen in Ihr ganzes Grundweſen! Ich kenne mir Vorfahren und alles denken (Sie wiſſen es), wovon ich entfernt bin; wenn es edel, wenn es natürlich, einfach und groß iſt. Mir thut der Frühling auch vielfach weh. Ich kann nicht allein leben; und bin es: nicht ohne Beziehung; und habe keine. Reger und reger nur wird mir Sinn und Herz; beſtimmter und ſchärfer der Geiſt: und dieſer Frühling zaubert mir, zieht mir alle verfloſſenen durch's Herz; macht es mir erklommen ſtill ſtehen, vor Angſt, vor allen künftigen! Auch nur Worte!

Gott weiß, wie bange, erſtockende, zum Tod erſtarrte, betrübte Momente ich durchfühlen, durchleben muß. Schreiben Sie mir nur! Wenn auch nur noch ſo wenige, noch ſo trübe Worte. Um 6 Uhr, als ich nach dem Thiergarten gehen wollte, kam H.; ich hatte ſo eben Ihren Brief erhalten und las ihn; er bat mich, Sie freundlich zu grüßen. Ich zeigte ihm und zeige ihm Ihren Brief nicht. Er brachte mich hinaus. Gute Nacht! Es war heiß, ohne Regen, und iſt jetzt ziemlich kühl.

Freitag Morgen um halb 11. im dichten Sonnenſchein, die Luken nur ein wenig offen.

Wenn Sie nicht geſchrieben hätten: „Antworten Sie gleich," ſo wüßte ich gar nicht einmal, ob Sie dergleichen Briefe von mir haben wollen, wo ſo alles darin ſteht, wie es an mir vorübergeht, wie ich darin wühlen muß, — ſo wenig antworten Sie, oder thun nur dergleichen. Diesmal haben Sie Recht; und dies eine hier angeführte Wort iſt Antwort auf alles, was ich ſchrieb. Künftig aber ſprechen Sie auch ein wenig zu mir zurück. Leſen Sie Adam Müllers Buch z. B.? Ihr Haus gefällt mir ja ſehr gut! Es iſt ſinnig und bequem eingerichtet, und einzurichten geweſen. Darin könnte einem wohl werden. Sie müſſen gut in den Zimmern ſchlafen: die dicken Mauern beruhigen, und halten Hitze und Kälte ab. Sind die Kaſtanien dicht vor Ihren Fenſtern, daß Sie ſie anfaſſen können? Können Sie auf die Wipfel ſehen, oder gar drüber weg? Beſchäftigen Sie ſich? Können Sie arbeiten? Laſſen Sie Ihrem Körper ja Zeit, Fortſchritte zu machen. Dazu müßte die Seele erfriſcht werden; und ge-

ſunde Völker werden dies doch am Ende nur durch Menſchen. Ob mit die beſtorganiſirten Geſundheiten am leichteſten leiden, ſo können nur dumpfe Seelen in Einſamkeit gedeihen. (Sehen Sie dies Schreiben! Ich ſchreibe mit einem Stück Holz, welches ich mit der Scheere zugeſtutzt habe.) Ich gräbte mich zu Tode über Sie, bis ich Sie fertig habe. Was kann ein Menſch mit ſolchem Bewußtſein, wie Sie es haben, ich möcht' ſagen ein wiſſenſchaftliches Bewußtſein, ausrichten. Sie können der Zeit nicht entfliehen. Es giebt nur Lokal-Wahrheiten, und die Zeit iſt nichts, als die Bedingung, unter welcher ſie ſich bewegen, entwickeln, leben, wirken. Alle bekannte Weſen ſind darin ſtreng gebannt; jeder Menſch in ſeine Zeit. Unſere iſt die des ſich ſelbſt in's Unendliche, bis zum Schwindel, beſpiegelnden Bewußtſeins. Und die größten Heldenanlagen, die wirkungsreichſte und fähigſte Natur muß austrocknen, vergehen, in Luft und Flammen aufgehen, wenn ſie doppelt begabt, recht menſchlich begabt iſt; wenn ihr ein ſpekulativer ſinnender Geiſt zugeſellt iſt, ein ſcharfes intellektuelles Verſtändniß, eine zu bewegende Divinationsgabe, ein ſtarkes, aber zartes Herz. Einem verſtehenden Menſchen iſt iſt in der zerſtückelten neuen Welt, wo Griechen, Römer, Barbaren und Chriſten ausgehauſt haben, nichts übrig, als das Heldenthum der Wiſſenſchaft. Staatshelden, die erſt vernichten und erobern ſollen, haben und dürfen kein großes Bewußtſein haben. Sogar Staatsverwalter müſſen den Kranken, den ſie vor ſich haben, talentartig, ziemlich empiriſch und inſtinktartig behandeln. Auf eine andere Weiſe gebricht der Mensch, das der Augenblick, mit allen Vortheilen ſchwanger,

avortirt. Sie nun ſind der Menſch mit den doppelten Gaben, mit dem zwiefachen Sinn; und wie geknebelt, erdroſſelt, ſtehen Sie mitten drin. Dies iſt Ihr Unglück, Ihr Leid. Sie ſcheinen zu ſchwanken, und eine ausgeſogene Welt iſt es, die farb- und markles um Sie her wogt. Ich ſpreche nicht, wie alle Menſchen, von der armen franzöſiſchen Revolution; die war ſchon da, eh ſie ausbrach. Zu zerrieben liegen die Elemente der Menſchheit von den Jahrhunderten da, weil es der Staub der Trümmern iſt, die Gottloſigkeit und Blödſinn geſchlagen haben; nicht eine heilſame Miſchung, durch frommes Beginnen und ehrliches Handeln erzeugt. Iſt ſie ganz in chaotiſchem Aufruhr, die Welt, ſo ſtrebt der Geiſt hinweg, nach dem Himmel; eine Religion bringen die Seufzer, die Ahnungen der Seele, von ihm herab; zweimal kommt ſie nicht in gleicher Geſtalt, und da dieſe für die Erde iſt, iſt auch keine ewige vorhanden: es iſt auch jetzt eine neue Religion da. Wie iſt ſie verkündet, ſtark, in der Seele. Allein bin ich aber noch. Zu eitel ſind noch meine Freunde. Die ganze Welt können jetzt nur die Schlechten umſchaffen. Menſchengebäude laſſen ſich nicht aufführen, wehren kann man ſich nicht, entfliehen auch nicht. Hütten aber, und ſtille Aſyla ſind zu treffen; dazu aber ſind die Guten zu ſelten. Einen Namen ſollen ihre Thaten, ihre Werke haben; nach Alexander, nach Moſes, nach Chriſtus ſollen ſie heißen. Es ſind der Guten mehr da als je; ſeien ſie gut, leben ſie gut; leben ſie nah, ſoviel als möglich; und dies für eine That angeſehen, iſt viel möglich. Die Kolonie iſt gleich da; nur ohne Projekt, nur das Allernächſte immer gut gemacht; ſo ſehr

hindert keine Regierung, und hindern ſie wirklich, die Regierenden, ſo iſt es ja gut zuſammenſein, ſich helfen, beſprechen, ſich da wiſſen, ſehen. Kann einer ſterbend die Welt, ſein Land retten: ich rathe es ihm, und wären Sie es. Hilft es? nützt es? Das Grübeln über Rettung und die Zeit, die am bittöſen Verſuche, ſind das Schlechteſte. Leben, lieben, ſtudiren, fleißig ſein, heirathen, wenn's ſo kommt, jede Kleinigkeit recht und lebendig machen, dies iſt immer gelebt, und dies mehrt allmand. Und von einer großen, immer größern Vereinigung dieſes wollender Menſchen ſollte nichts, gar nichts entſtehen? Ein Wachsthum ſolcher Vereinigung müßte alle rohen Anſtalten ſprengen, in ſich aufnehmen. Aber dies hat keinen Namen, und es unterbleibt; oder es geſchieht auch nur unbewußt; denn es geſchieht allwährend. Aber die Braven, Sie, tummeln ſich elend. Auch ich ſehe Sie ſo, wie Sie ſich mir mit wenigen Worten ſchilderten. Ganz ſehe ich das ganze Sein und Thun ihrer Seele, meine lehrt mich dies. Sie können „die Berührung des Gemeinen nicht dulden;“ laufen ſo die Straßhalter, die euch nach dem Wachsthum nach beugen, wir alles Böſe ausmerzen, und die Beſtimmung reinhalten. Auch den „faulen Fleck“ kenne ich. Sie müſſen „das Gemeine verachten lernen.“ Sie müſſen das können. Sie müſſen es abſolut lernen! Durch Zwang, durch Gewalt an ſich ſelbſt ausgeübt, erreichen Sie dies nie. Sonſt wärd' ich Ihnen, wie Hamlet ſeiner Mutter räth, ſagen: wirf den ſchadhaften Theil (des Herzens) weg! (wenn ſie ihm ſagt: du ſpalteſt mir das Herz.) Durch Fleiß aber, durch unabläſſigen Fleiß und Anſtrengung können Sie das Gemeine

verachten lernen. Durch unabläſſigen! Ich kenne auch dieſe Krankheit, und wehre ſie mir ewig ab. Ein ununterbrochenes Unterſuchen deſſen, was gemein iſt, rettet allein davon. Denn ſo unſinnig iſt unſer Inneres nicht, daß wir das Gemeine als ſolches lieben könnten und halten wollten; aber wir unterſcheiden's nicht ſchnell, und laſſen uns meiſt von Andern, und oft von uns, übertölpeln; und überſchreien die ewige Stimme in uns. Habe ich Sie verſtanden? Meinen Sie dies? ſo rotten Sie's aus; laſſen Sie dies Ihr erſtes und immerwährendes Geſchäft ſein; wo Sie's nur finden. Dies wird Ihnen auch die nöthige „Beſonnenheit" geben, es „abzuwehren." Adieu für jetzt! —

Sonnabend Vormittag, den 18. halb 12.

Ich ſchäme mich, da ich die beklexten Bogen vor mir ſehe, daß ich Ihnen dies als eine ordentliche Sendung ſchicken ſoll; Sie es ordentlich aufmachen und leſen ſollen, was ich ſo gut zurückhalten kann. Sprechen kann man noch ſo ungezimmerte Dinge; die Luft, und das neutrale Ohr, bewahret ſie nicht, aber dergleichen Phraſen und Perioden mit dicker Dinte, bleiben unbeſcheiden. Vieles davon wünſche ich wieder zu Ihrer Kenntniß! Andererſeits ſchiene es mir auch wieder zu präparirt, und wie eine Toilette, wenn ich es beſſer zu machen ſuchte; mir war ſo als ich ſchrieb; und Sie nehmen es als geſprochene Worte hin: da iſt viel erlaubt. Warum bin ich entfernt von Ihnen? Schlechtes erzeugt Schlechtes. (Hier ſtörte mich mein Schuſter, und dann K., der zwei Tage in Potsdam war, und den ich aber nun doch

empfangen, wie diese Kriegsfeder zu schneiden: jetzt sieht er neben mir, und schneidet ein Kouvert.) Ich habe mir jetzt angewöhnt, abends nach dem Thiergarten zu M. zu gehen; es sind viel Blumen und Blüthen und schöne Bäume da, hinten geht es nach dem Felde, ich bringe mit wen ich will. Das Äffe ist artig genug. Jedoch geh' ich auch leicht nach andern Orten. Der Wald ist göttlich! — wunderbar schön. Es dünkt mich hatten sich Laub, Zweige, Blätter, Scheine und Facken nie. Alles so zauberartig! Und wahrhaftig, ich befinde mich doch nicht so prächtig. — —

An Alexander von der Marwitz, in Potsdam.

Sonnabend, den 23. November 1811.

Von X. hab' ich Ihnen wieder ein Buch zu schreiben, und wenn das geschehen ist, soll eine Vorrede nachkommen, wie so er so schrecklich auf mich wirkte. Nun ist es aber aus, ich versuche nichts mehr mit ihm. Er will gebildet und sittlich sein, und ist stolz darauf, dünkt sich fein und sinnig, und ist doch nur plump, verstockt und kleinlich, überall von vorgefaßten Meinungen befangen, die sein schwacher Geist nicht los werden kann; von unbefangener Güte, von natürlichem Interesse keine Spur! — Solchen Umgang soll ich für was halten? Er fatiguirt und ennuyirt und ekelt mich. — Besser Dore's Mutter, die unbefangen denkt, ich bin eine gute Mamsell, weil sie's sieht. Dies soll meine Rekreation sein? Dorens Mutter war es dieser Tage her. Das Bewußt-

ſein, eine Mutter im Hauſe zu haben: eine Liebe pflegen zu können; mich richtig aufführen zu können, ſie nach meiner und ihrer Art ein bischen traktiren zu können. Ich habe ſie mit Dore Dienstag Aſchenbrödel als prachtvolle Oper ſehen laſſen. Sie iſt noch hier, und ich laſſe ſie nur mit guter Gelegenheit zu Hauſe reiſen. Sie iſt zu Fuß gekommen, hört' ich erſt ſpäter. — Bedauern Sie mich in meiner Öde. Mit meinem Lebensvotrath. —

An Alexander von der Marwitz.

Berlin, den 3. December 1811. Dienstag.

— Es kann erſt nach ein paar Kriegen neuerer Art kommen, daß die andern Leute eben ſo gut ausſehen, als die Offiziere. Der Deutſche hält nichts auf ſeine Perſon, und fürchtet zu affektiren; nur das Militair konnte dazu en corps, wie zu einer Pflicht, gezwungen werden, da rottete Zwang die Scham aus, weil ſie ſich doch ſagen konnten: „Ich und die Kameraden müſſen — gradegehen, ſo und nicht anders grüßen, uns ernſt und würdig darſtellen, dieſe und keine andere Manier haben.“ Bei dieſem geübten Äußern können Sie leicht gut ausſehen; und nur erträgliche Gemüthseigenſchaften, nur ſchon Eine gute, ſchimmert da ſchön durch, und zeigt ſich bequem. Die guten Civiliſten hingegen, wenn ſie durch Uniform neben jene Klaſſe gehoben werden, müſſen zwiefach verlieren, weil man denn gar durch den ſcheinbaren Rock und die ſcheinbare Reglung aufmerkſam gemacht wird, und jenes

regelmäßige gewandt-steife Betragen erwartet, ohne befriedigt zu werden, und aus übler Laune dann in die gute kommt, sie recht lächerlich zu finden. Bei uns haßte ich alle Uniformen, die nicht militairisch waren, von je. — Wissen Sie, warum man Ihnen den Menschen so lobte, hinter dem Sie nichts fanden? Sie sagen es selbst: „Ein Mensch, der ohne große Eitelkeit und ohne Heuchelei beständig wichtige und herzliche Mienen macht, während gar nichts in ihm vorgeht.“ Mienen, und das Äußere scharf auf das Innere zu beziehen, verstehen die wenigsten Menschen in der Welt; von den darstellenden Künstlern nur — Gott! wie wenige; und diese werden, wissen Sie, auf den Galerien wieder nicht verstanden, und nur solche bewundert — nämlich mit Aufrichtigkeit — die, wie Ihr guter Herr, wichtige, herzliche Mienen machten, wo nichts dahinter ist. „Preisen“ thut die Welt gern die, die sie ohne weiteren Schaden und Inkommodität loben kann, die nichts verlangen von ihr, nichts sind, und in ihrer Sprache leben und tadeln, und worauf sie doch bequem, wenn auch ohne Übergang, ihre Huldigungs-Hoffnungen schieben kann. Indeß haben Sie Recht, ganz zu ergründen, wie es übrigens aber geht, und die gesellschaftlichen Ursprünge, das geht nicht! —

An Alexander von der Marwitz.

Berlin, den 23. Dezember 1811.,
Sonnabend Vormittag halb 12 Uhr.

— Gestern aber hätte ich Ihnen doch geschrieben, wenn mich nicht [illegible] Tod so sehr eingenommen hätte.

Es läßt ſich, wo das Leben aus iſt, niemals etwas darüber ſagen; von Kleiſt befremdete mich die That nicht; es ging ſtreng in ihm her, er war wahrhaft, und litt viel. Wir haben nie über Tod und Selbſtmord geſprochen. — Sie wiſſen wie ich über Mord an uns ſelbſt denke: wie Sie! Ich mag es nicht, daß die Unglückſeligen, die Menſchen, bis auf die Hefen leiden. Dem wahrhaft Großen, Unendlichen, wenn man es konzipirt — kann man ſich auf allen Wegen nähern; begreifen können wir keinen; wir müſſen hoffen auf die göttliche Güte; und die ſollte grade nach einem Piſtolenſchuß ihr Ende erreicht haben? — Unglück aller Art durfte mich berühren? Jedem elenden Fieber, jedem Klotz, jedem Dachſtein, jeder Ungeſchicklichkeit ſollte es erlaubt ſein, nur mir nicht? Siechen auf Krankheits- und Unglückslagern ſollt' ich müſſen, und wenn es hoch und ſchön kommt, zu achtzig Jahren ein glücklicher imbécille werden, und von dreißig an ſchon mich ekelhaft deteriorizen? Ich freue mich, daß mein edler Freund — denn Freund ruf' ich ihm bitter und mit Thränen nach — das Unwürdige nicht duldete: gelitten hat er genug. — Keiner von denen, die ihn etwa tadeln, hätte ihm zehn Thaler gereicht; Nächte gewidmet, Nachſicht mit ihm gehabt, hätt' er ſich ihm nur zerſtört zeigen können. Den ewigen Kalkul hätten ſie nie unterbrochen, ob er wohl Recht, ob er wohl nicht Recht zu dieſer Taſſe Kaffee habe! Ich weiß von ſeinem Tod nichts, als daß er eine Frau, und dann ſich erſchoſſen hat. Es iſt und bleibt ein Muth. Wer verließe nicht das abgetragene inkorrigible Leben, wenn er die dunklen Möglichkeiten nicht noch mehr fürchtete; uns loslöſen vom Wün-

schenswerthen, das thut der Weltgang schon. Dies von denen, die sich nicht zu erfreuen haben; forsche ein jeder selbst, ob es Viele oder Wenige sind. —

An Varnhagen, in Prag.

Berlin, den 26. December 1811.

Vorgestern beim Bescheren dacht' ich an dich, und wußte, daß du an mich dachtest! — Aber weg mit diesen alltäglichen Erinnerungen — seit Goethens Brief vor mir liegt. Wie eine Überschwemmung ist es über mich gekommen; ein Meer ist alles; und es muß sich erst jedes nach und nach daraus bilden. Du weißt, ob ich eitel nach Beifall strebe, den ich mir nicht selbst gebe; ob ich große Bemühungen anstelle, um gelobt zu werden. Aber meine wirklich namenlose Liebe und bewundernde Verehrung dem herrlichsten Mann und Menschen einmal zu Füßen legen zu können, war der geheime, stille Wunsch meines ganzen Lebens, seiner Dauer und seiner Intensivität nach. In Einer Sache hab' ich meinem tiefsten Innersten gefolgt, mich von Goethe schon zurückzuhalten. Gott, wie recht war es! Wie keusch, wie unentweiht, wie durch ein ganzes, unseliges Leben durchbewahrt, könnt' ich ihm nun die Adoration in meinem Herzen zeigen. Durch alles, was ich je ausdrückte, geht sie hindurch, jedes aufgeschriebene Wort beinah enthält sie. Und auch er nur wird es mir anrechnen können, wie schwer es ist, solche liebende Bewunderung schweigend ein ganzes Leben hindurch in sich zu verhehlen.

Wie beſchämt ſchwieg ich vor zwei Jahren, als Bettine mir einmal als von dem Gegenſtand ihrer größten Leidenſchaft feurig und ſchön in dem von Herbſtſonne glänzenden, ſtillen Monbijou von ihm ſprach! Ich that, als kennt' ich ihn gar nicht. So ging's mir oft; ein andermal ſchwatz' ich wieder. Du kennſt es. Urtheile, da du mich ganz kennſt, wie ſich meine Seele freut, daß er weiß, wie man ihn liebt; und er weiß es nicht. Alles müßt' er ſehen, wiſſen, hören. Nenne mich nur, wenn du willſt. Er wird ſich zwar doch unangenehm wundern, daß es eine ſo nichtsbedeutende Perſon iſt; in Welt und Litteratur. Aber mein ganzes menſchliches Sein ihm darzulegen ſcheue ich mich nicht; und bin daher nur halb verlegen, daß ich es nur bin. Vor allen Dingen muß der Mann nicht mehr rathen, und ich ſtünde lieber als der größte Pfiffer da, als ihn wie vor einem Räthſel zu ſehen. Nein, welch einen Goethiſchen, allerliebſten Brief er dir ſchickte! Der iſt wohl klug! Ich gönne dir die lieben himmliſchen Worte. Wie gütig! — Mir gefällt der Vorfall mit Goethen und dein Schreiben an ihn. Wenn er wiſſen will, wer die Verfaſſer ſind, mich kannſt du nennen! und alle meine Tölpitäten! — wie Gentz mir einmal ſchrieb, ich ſchriebe Briefe, wo die Blüthen und Früchte drin liegen, mit ſamt den Wurzeln und der Erde dran aus dem Boden gezogen. Und Würmchen. Dies iſt meine Tölpitäte. Mir liegt gar nichts daran, ob es gedruckt wird: wenn Goethe es nur geſehn hat, er nur weiß, welche bewußte Liebe für ihn ſchon mit ihm zugleich lebt. Wie vergöttert er in Deutſchland, in Berlin wird. Das Publikum hat ihn in ſeinen Schriften, und die,

der ihn nicht mit Herzschlag und allen Sinnen verstehen, hegen, mag zu ihrem eignen Erstaunen und Freude immer von neuem lieben, die werden doch die Andern nicht verstehen; die ihm manchmal von sich geben mußten. Ich habe ihm seit drei Wochen, wo Tasso zum erstenmal hier gegeben wurde, alle Tage ungenannt schreiben wollen. Auch Krankheit hielt mich ab; dort wurde ich es. Ein ehrig Publikum, Leute mit Büchern sitzen und hören's da. Junge Offiziere, gespannt wie bei Schlachten, stehen und horchen. Meine Wonne! Es mußten 900 Menschen Goethens Götterworte hören und in die Seele einnehmen. Es wurde weit besser gespielt, als man je denken sollte. Das Ganze war von tiefer Wirkung, und herzzerreißend bei der Katastrophe. Referire mir ja von Goethe. Gott! wie verabgötter ich den immer von neuem. Wie weint' ich im Tasso bei jeder Stelle; wie der Souffleur im Meister; aus Schönheit. Wie Tasso das Gedicht giebt; welch ein Moment! die Fürsten wie edel, wie einsichtig. Welche Lehre, wie großartig! —

Anmerk. Stella hatte gewünscht, daß einige vorzüglich Goethe'n betreffende Briefstellen, bevor sie gedruckt würden, zu Goethe's Kenntniß gelangen möchten. Sie waren ihm demnach von mir zugesandt worden. Rahels Name war durch G. bezeichnet. Er hatte Folgendes geantwortet:

Weimar, den 18. December 1811.

„In einer Zeit, da ich im Begriff stehe, mir und Andern von meinem Leben und meinen Werken Rechenschaft zu geben, konnte mir wohl nichts gewünschter sein als zu vernehmen, wie so bedeutende Personen, als jene Korrespondenten sind, aus deren Briefen Sie mir gefällig Auszüge mittheilen, über mich und meine Produktionen denken. Diese beiden Weltbetrachtenden machen ein recht interessantes Paar, indem sie theils übereinstimmen, theils differiren. G. ist eine merkwürdige, anziehende, verschwiegene, anschließende, skeptisirende Natur, wogegen E. zu den sonderen-

den, ſuchenden, trennenden und urtheilenden gehört. Jene urtheilt eigentlich nicht, ſie hat den Gegenſtand, und inſofern ſie ihn nicht beſitzt, geht er ſie nichts an. Dieſer aber möchte durch Betrachten, Schalten, Ordnen, der Sache und ihrem Werth erſt beikommen, und ſich von allem Rechenſchaft geben. Merkwürdig iſt es mir, daß zuletzt C. mehr an G. herangezogen wird, eine Wirkung, welche dieſe letztere Natur nothwendig gegen denjenigen ausüben muß, der ſie liebt und ſchätzt.

Doch was ſage ich das Ihnen, der Sie die Perſonen, ihre Verhältniſſe und den ganzen Briefwechſel kennen, dagegen ich mir ſelbſen nur ein unvollkommenes Bild aus den Bruchſtücken zuſammenbauen muß.

So ſehr ich übrigens von dem Wohlwollen dieſer Perſonen und von der Theilnahme an mir gerührt bin; ſo wünſchte ich doch, wo nicht die ganze Korreſpondenz, doch größere Auszüge daraus zu ſehen, theils um mir ein deutlicheres Bild von den Individualitäten zu machen, und das alles Schroffe dieſer Fragmente hie und da mehr ans Leben geknüpft zu ſehen, theils auch über Mitlebende und kürzlich Abgeſchiedene ihre Geſinnungen zu vernehmen, wie mir die Stellen über Jean Paul, Heinſe, Johannes Müller, ſehr merkwürdig geweſen ſind. Vielleicht können Sie in der Folge mir noch eins und das andere mittheilen.

Was den Druck betrifft, ſo laſſen Sie mich darüber noch denken. Es ſind ſo wenige Bogen, daß ſie auf eine eigene Art gedruckt werden müßten, wenn ſie ein Heftchen machen ſollen. Irgendwo in einer Sammlung ſtänden ſie wohl am ſchicklichſten, aber freilich, in welcher? Doch das eben mehr zu bedenken. Ich verwahre das Manuſkript ſorgfältig, und wenn es nicht gedruckt würde, erhalten Sie es wieder. Vielleicht habe ich das Vergnügen Ihnen bei meinem nächſtkommenden Aufenthalt in Karlsbad zu begegnen, und für das mir geſchenkte Vertrauen aufrichtig zu danken.

Mich Ihrem gewogenen Andenken beſtens empfehlend

Goethe."

An Alexander von der Marwitz, in Potsdam.

Donnerstag, halb 9 Uhr Abends, den 9. Januar 1823.

Unpoß genug! und es iſt eine ausgemachte Sache, daß Sie mich noch todt martern: denn mitten in dieſen Zuſtänden bin ich auf nichts beſſiſſen, als Ihnen alles zu erzählen, über alles genaue Rechenſchaft zu geben. Dabei ſteht kein Augen-

blick fällt, und es folgen Ereigniſſe und Gedanken. Damit nun auch für Sie eine zu verſtehende Folge möglich werde, wie es außen und innen übereinander ging, ſo will ich die Dinge der Zeit noch vortragen, wie ſie übereinander gingen. Ein großer Zwang für mich: die ich am affizierteſten vom Letzten bin: und noch mehr von der Furcht, es Ihnen in der Lebendigkeit, die dies beſonders heiſcht, und in welcher es vorging, nicht darſtellen zu können. Als Sie ankamen, fanden Sie mich ſehr perplex, — Sie ſahen, glaub' ich, es nicht ganz. Auch dies, die Urſache davon, ſollen Sie erfahren: aber erſt ganz am Ende dieſes Briefes. —

Ich erwartete einen Menſchen, mit dem ich etwas abmachen wollte, welches meine ganze Seele unter ſeiner Gewalt hatte: dabei — Sie wiſſen, was, und auch wohl wie — hatte ich Ihnen geſchrieben, wollte Ihnen noch ſchreiben, und dachte in dieſer Steinklemme in taktloſen Zwiſchenräumen an Sie und an das, was ich Ihnen noch ſagen wollte. Hauptſächlich war Eines davon dies: daß man, als Unſinnige, ſein Leben in Schmutz, Unſinn, Dürre, Sand und Wuſt, in wahnſinnigen Theilen, hinrinnen läßt, nicht beachtend, daß kein Tropfen zweimal fließt, der Diebſtahl an uns ſelbſt geſchieht und gräßlicher Mord iſt. Bloß weil wir ewig Approbation haben wollen, aus der wir uns nichts machen, und nicht tapfer genug ſind, menſchlich Antlitz nicht zu fürchten, und dreiſt zu ſagen, was wir möchten, wünſchen und begehren. Nichts iſt heilig und wahr, und unmittelbarer Gottesgabe, als ächte Neigung; ewig aber wird die bekämpft, für unerlaubter Nichts. Das Fremdeſte laſſen wir uns aufbür-

den, und ſo kommen wir uns ſelbſt abhanden. Ich ſelbſt, wie ſelten bin ich, komme ich zu Sinnen! Hören Sie, wie ich darauf kam. Ich liebe Sie gewiß; nie aber werde ich wieder zu der Sehnſucht kommen, die ich vorigen Frühjahr erlitt, als das neue Jahr grad' aus Erd' und Himmel brach, und Sie wegriſſen. Ich erlöste eine Welt — ich ſchrieb es Ihnen —, was aber wär' es geworden, hätte ich Sie nur vier Tage länger behalten!! Ich verging faſt in Sehnſucht und Bedürfniß, es mit Ihnen zu ſehen. Ich Elende, Niedrige, würdig des Lumpenlebens, das ich führe! — Gott ſieht jetzt mein innerſtes Herz und dieſe Thränen! Niedrige, Feige, die ich war! Hatte ich den Muth, Sie bleiben zu laſſen? Nie werden Sie mir das wieder werden, was Sie damals waren — grade durch die Reihe Leben, das wir geführt hatten, durch den Gang der Geſpräche, die Blüthen der Stimmung und des Frühlings! — Was hätte es Ihrem für alle Ewigkeit fertigen Bruder geſchadet, wenn Sie vier Tage ſpäter nach Friedersdorf gekommen wären, was Ihnen, wenn Sie mich ſo hätten beglücken können! Laſſen Sie ſich das für Ihre eigene Perſon zur ewigen Warnung dienen. Bezwingen Sie keine Stimmung, keine Gefühlsblüthe! Sie werden nachher verzweifeln; in der kargen Ausübung der unnahbaren Verſtändigkeit. Unterſuchen Sie ſich immer genau: und fürchten Sie Weisheit, die nicht aus dem Herzen ſcheint.

Nur Neigung, nur Herzenswünſche! Kann ich ihnen nicht leben, bin ich dazu zu elend, zu verworfen, zu heruntergeriſſen und mißhandelt, ſo will ich ſie von nun an in mir er-

glauben, und sie anbeten! Gottes starker Wille ist das im Herzen — im dunklen, bluterwogenen —, der keinen Namen für uns hat, deswegen täuschen wir uns, bis es todt ist. Sie haben mich gefaßter gefunden die letzten Tage. Was ist es anders, als daß ich zu meiner Neigung wieder hinaufgestiegen war, über die ich mich erheben, zerstreuen wollte. Glücklich bin ich freilich nicht von ihr gemacht; noch sanft, noch nur menschenverständlich behandelt; und doch erhalt' ich mich nur selbst, wenn auch in herbem Zustand, wenn ich mich ihr hingebe, mich ihrer ganz erinnere, und nicht Sinnen und Herz ihre Götter vertauschen will.

Ich bin krank geworden, seit einem Aerger, den ich gehabt: ich kann durchaus nichts mehr ertragen! Nun sollte ich an diese Zeilen fügen, wie ich vorgestern und gestern Abend zugebracht: vergebens! Sie sollen es haben, aber in einem künftigen Brief. Dieser soll weg wie er ist; damit er bald ankommt. Morgen schreibe ich Ihnen die beiden Abende. In diesem will ich Ihnen noch sagen, was kürzer ist, wozu keine Stimme gehört, und was mehr in meine heutigen schmerzhaften Gedanken paßt.

Es fehlte mir noch, daß Sie so in Ihrem Innern mit Barnhagen stehen! Also wenn der kommt, welches auch Sie schon für mich wünschten, hab' ich diesem Drache mit zuzusehen, der sich in jedem Augenblick fühlen wird! Zum Glück, daß nichts in der Art mich schreckt, weil ich auf nichts mehr hoffe: keine Zeit erwarte, die ausgeputzt so kommt, wie wir, wie ich sie bestelle. Dies ist mein Glück, sonst müßt' ich verzweifeln. Barnhagen ist also mein Freund, der mich am

meiſten liebt; für deſſen ganze Lebenseinrichtung ich Bedingung bin; und es iſt nicht genug, daß ich ihn ganz kenne und fühle: nehme und ertrage; ich muß neun Weg' auf Weg' unter, Klippen an mir ihm durch, und all unſre Freunde legen die ganze Laſt ganz auf mich. „Sie trägt ſo viel, ſo gut, warum nicht auch dies!“ Dies ſagt ſich niemand; aber ſo geſchieht's, weil — ich Amboß bin. Verzeihen Sie! Ich bin zu krank heute, jetzt! Auch ſchicke ich nun dieſen Brief nicht ab, bis das Folgende ſteht. Adieu! — —

Freitags, 10 Uhr Morgens.

Im Bette. Sie müſſen Geduld haben, mein lieber Freund, und bedenken, daß Sie es ſind. Sehen Sie mich an wie eine Krankheit des menſchlichen Geſchlechts, es giebt ſolche Menſchen, in der Reihe der geborenen worbenen und werdenden; auf die ſich Widerſprechendes lagert, und ſie biegen und brechen; wie es in einem Menſchenleben Momente giebt, mit denen es eben ſo geht, und die man kranke nennt und fühlt, die auch nichts anders ſind, als Träger der Verwirrung, des nicht Aufgegangenen für die geſammten Organiſationen dieſes Lebens, dieſer Erde. Verzeihen Sie mir ja dieſen Brief wie er hier ſteht! Ich möchte um keinen Preis, was ich oben von Ihnen zu fordern ſchien, — und daher ſchon ſo, als nur die Züge aus meiner Feder waren, ja als ich ſie noch machte —, daß Sie mich ſchonten, für mich litten, ſchafften und machten: alsdann wären Sie ja auch Amboß; und dafür ſoll Gott uns behüten. — Ihnen aber die beiden Abende, Dienstag und Mittwoch zu beſchreiben, dazu bin ich zu ſchwach: zu

erſchöpft endlich, zu ironiſirt; alles dies rein der Körper. Wie es mit meiner Seele iſt, weiß wenigſtens ich nicht: die ſcheint in der That von Unſterblichem gemacht zu ſein. Hören Sie aber von anderem, wenn es möglich iſt dergleichen zu beſchreiben, auszudrücken, ja ſich ſelbſt anders, als unwillkürlich, zu wiederholen. — — .

Aus Alexander von der Marwitz Erinnerungsblättern.

März, 1817.

Rahel erzählte, wie ſie, während des albernſten Geſprächs Anderer, die tiefſten, göttlichſten Gedanken gehabt habe. „Nein, Marwitz, ſagte ſie, und es flog mir wie ein Strom, über den lauter ſolche Zweige liegen, broussailles, und die Andern merken ihn gar nicht, weil ſie nur das Grüne ſehn.“

„Und wir ſprechen wie der Wind, der hoch über die Erde wegjagt, und die Erde merkt es gar nicht“ ſagte ſie ein andermal von einem leidenſchaftlichen Geſpräch, das ſie in Gegenwart inſipider Menſchen geführt hatte.

Von der Stadt ſagte Rahel: „die nichts hat, als einen mich inkommodirenden Sturmwind. Es iſt nichts Stilles in ihr.“

Ich erinnerte ſie an die Stelle in Schleiermachers Weihnachtsfeier, wo die Kleine die Muſik findet: („Ach Muſik, große Muſik, Muſik für mein ganzes Leben! Kinder, ihr

ſollt

ſollt ſingen!“) — „O Gott, gnädiger Gott! rief ſie ganz leidenſchaftlich aus, wie kannſt du ſo etwas erlauben von deinem geiſtreichen Prieſter!“ — Wir lachten.

Von Schleiermachers Kritik der Ethik: „Es iſt wie eine Fabrik von Hämmern, die das Höchſte arbeiten, aber ſelbſt nicht das Höchſte ſind.“

An Frau von Fouqué, in Nennhauſen.

Sonntag 2 Uhr mittags, den 23. März 1813.

Eh Sie mir noch geſchrieben haben, hätte ich Ihnen ſchreiben können: und bei *mir* iſt es *gewiß*, daß wir uns ſehr verſtehen würden; ſich zu verſtehen iſt ja das ungenteſte und menſchlichſte Bedürfniß der Menſchen; woran ſie zwar ſo häufig, aber doch nur durch ein paar Urſachen verhindert werden. Sie wollen entweder aus kleineren Abſichten, in denen ſie ſich verlieren, lügen; oder ſie ſind unverſtändig, und die feinen Spitzen der Sinne, woraus der Sinn beſteht, fehlen ihnen. *Sie*, liebe Frau von Fouqué, erſcheinen mir wahrhaft, und verſtändig; und die innigſte Freundſchaft unter uns würde mir weniger auffallen, als ein Stillſtand in unſerer Bekanntſchaft. Dieſe Meinung küßten Sie mir gleich ein, und jedesmal, daß ich Sie ſah, wurde ich darüber ſicherer. Um ſo mehr aber möchte ich Ihnen danken für ihre Anrede, und für die Art derſelben; läßt man nicht oft das Köſtlichſte, gewiß für uns Beſtimmte, aus abgeſtumpftem Muth,

endlicher Läſſigkeit, und immer zunehmender äußerer Zerſtreuung ſeitab liegen; und greift nach unwerthen Dingen, an die man die Tage und Kräfte in Unmuth und Feigheit hingiebt! Mein Dank, daß Sie mir geſchrieben haben, muß ſich als Bewunderung äußern, daß es Ihnen möglich war, auf Anforderung eines Andern einen ſo weichen, lieben, natürlichen Brief zu ſchreiben! Mich dünkt, ich hätte es nicht vermocht. Künftig aber, Liebe, ſchicken Sie mir nie wieder einen offenen Brief; mir iſt, als entflöge den Zeilen geiſtiger Duft, wenn meine Augen nicht die erſten ſind, die ſie leſen: mein Vorurtheil geht ſo weit, daß ich mir ein Gewiſſen daraus mache, einem Freund, wie es doch manchmal kommt, eine Stelle zu zeigen, ehe ich einen Brief zu ſeinem Herrn ſchicke. — Glauben Sie es, liebe Frau von Fouqué, ich war ſehr ſaiſirt, bei der Stelle in Ihrem Briefe, die Sie einen Schrei nennen, und noch ehe Sie ſie ſo nannten. — —

An ſich arbeiten; klar machen, was uns verwirrt und drückt; und wären es die größten Schmerzen, zum größten Bankrott führend, heißt ja gut ſein: Faſern und Nerven, Wünſche in uns, können wir doch nicht ausſtreichen: und ſollten dieſe allein nicht heilig ſein, nicht mit der Scheu der Frömmigkeit betrachtet, behandelt werden, als andere Werke und Feſtſtellungen der Natur, ja als der tiefe Hang, das große Bedürfniß, recht zu thun, in uns? Ich fühle ganz, daß es nur Ein unerträgliches Übel giebt: wenn man dies Bedürfniß nicht befriedigt hat, und das Gewiſſen krank iſt. Natürlich, dieſes iſt das uns gelaſſene Gebiet; und wir quälten, hätten wir die Mittel, an ſie zu kommen, wie wir ſie bei

uns selbst haben, Andere eben so, bis wir hätten, was wir vermissen, und was uns recht und schön in jedem Falle dünkt. Kann man aber mehr thun, als sich ändern, reinigen, bessern? Hat man Macht über geschehene Dinge? Gäbe man nicht Leben und Glück, um manches wieder herzustellen? Gehört das mit zur unreinen That, oder vielmehr, zu dem verwirrten Willen dabei? —

Sie diesen Sommer zu besuchen, gehört unter die Lieblinge meiner möglichen Ideale! Freilich könnten wir viel zusammen sehen, aus uns hervorholen, sprechen, spazierengehen, und so gewiß „durch einander lernen!“ Im Freien, von Gemeinem abgewandt, neben Gescheidten zu sein, kann eine Seligkeit sein; und angemeldet hätte ich mich, hätten Sie mich nicht bald eingeladen. Hören Sie aber, ich will es aufrichtig sagen, was mich abhält. Nichts würde mich abhalten, wäre in Ihrem Dorf ein Wirths- oder anderes Haus, wo ich mich einmiethen könnte. Besuchte ich Sie nur allein, nur Frau von Fouqué, so ginge alles an: aber so würde ich mich immer als Gast der andern Herrschaften auch fühlen, und mich gewiß gut benehmen, aber den Gedanken nicht verlieren, was haben die von dir, und was sollen die von die denken! Ich habe kein Talent, als mein Dasein, und damit können Sie nur zufrieden sein: bin nichts, und ohne agrément. Dann habe ich keine — besonders jetzt — schußfeste Gesundheit; und bin leidend und ganz unbrauchbar, wenn ich gewisse Bequemlichkeiten missen soll, als mein Mädchen, die ich wahrlich zur Gesundheits-Toilette gebrauche: ich bin ferner zu manchen Tagesstunden ganz unfähig, unter Menschen zu bleiben; wo

aber grade die Hausgesellschaft vielleicht die Gegenwart ihrer Gäste verlangte. Nun bin ich nicht so hinfällig, daß ich nicht trotz diesen Bedürfnissen leben und bleiben könnte, aber auf keine angenehme Weise für mich: und in einem Vergnügen, in einer Freude, je n'aime pas à pâtir, zu vermissen, gestört zu sein. Sie verstehen das Leben; ich füge kein Wort hinzu.

Es ist mir gewiß lieb, meinen Bruder so gut bei Ihnen zu wissen: und es gehört mit zu den vorzüglichsten Gütern auf der Welt für ihn, daß er Sie Freundin, und Ihr Haus als ein ihm wohlwollendes sich nennen kann. Mein innerstes Herz gönnt es ihm! Und so zag' ich fast, ein Wort über sein Stück zu sagen, welches von Ihrem großmüthigen Urtheil so weit überflügelt wird! Ich kann mit zwei Worten sagen: Die Behandlung des Stücks entspricht dem energischen Plan, der kräftigen Konception desselben nicht. Für mich ein das Ganze überschreiender Mißton; weil er aus der tiefsten Tiefe des Ganzen, ja des ganzen Seins des Dichters, herauf tönt. Die Gespräche sind matt für diese Situationen; beinah kein allgemeingültiger Spruch, die Leiden und Leidenschaft so gern, als ewige Sentenzen für die Verhältnisse auszusagen, die sie hemmen, drücken, und eigentlich hervorbringen! u. s. w. Was Sie davon rühmen, bleibt doch wahr; aber mit dem, was ihm fehlt, hätte es ein zerreißender Gesang bleiben können, über einen von der Geschichte hervorgebrachten Mißstand, den künftige Zeiten noch immer hätten verstehen und nachsingen müssen, und wären sie längst schon in neuen Verwirrungen befangen. Wir wir noch von Sklaven singen, und ganz verstehen, was das bei alten Völkern hieß, und zu-

wege bringen mußte! — Dies der Wahrheit zum Opfer; ungern tast' ich Robert in diesem Stücke, bei Ihnen an! Über Geistesprodukte, Kunstgegenstände, ist es mir unmöglich zu sprechen, und meine Meinung zu verstehen; diesen Geschöpfen giebt der Urtheilende das Urtheil mit Leben: sie können, mein' ich, nicht bestehen, zur Existenz kommen, kann das Urtheil sie nicht durchlassen. —

Mit Marwitz sprech' ich sehr oft von Frau von Fouqué: der ist eine scharfe Kritik, oder vielmehr eine sehr großartige, auf einfache Art organisirte. Lobt und preist Sie sehr, und läßt Sie breit durch: jedesmal für mich eine neue Freude. —

An Alexander von der Marwitz in Potsdam.

Berlin, den 29. Juni 1812.
Montag Abend um 7 Uhr.

Um fünf Uhr, lieber Freund, erhielt ich Ihren Brief von Sonnabend. — Ich zog mich grade an; lief gleich nach der Stadt — wo ich bis jetzt bleiben mußte — übermorgen soll ich Bescheid haben: da nichts gleich geht, und immer einige Bedingungen obwalten. — Gott! was habe ich heute schon für Menschen gesprochen, für Verhältnisse berühret, für drückendes, klemmendes, darbendes Unglück nahe gesehn! Was erspähe, was erfrage ich auch alles, wie ist die Welt! Welche Schicksale. Welche stille, ungerühmte Größe, Religion im höchsten Sinn, lebt in Weibern, die ich in grasbewachsenen, vergessenen Höfen fand. — Wie ist alles anders, als es von den berühmtest Klügsten ausgeschrien, gedruckt, gelesen und ge-

glaubt wird!!! Gott weiß nur die Verwandtniſſe, die inneren Herzensbeweggründe; und manche von ihm herabgelaſſene, wahrhafte, unbetrügliche, einfache gute Menſchen. Mich hat er auch dazu erwählt. Der furchtbringendſte Frevel wär' es, wenn es nicht wahr wäre, und ich es ſagte. Aber alle Tage werde ich frömmer und innerlicher; und reinige mich mehr. Und was ſah ich für Wolkenſpiele! Wie ſind' ich durch ein Wunder Gottes, einen neuen Sinn, neue Sinne möchte ich ſagen, das Feld in der leibhaftigen Stadt?! Wie ſah ſie jetzt eben erſt aus! Ich komme von der Spandauerſtraße über die lange Brücke durch das Schloß über den Operuplatz. So klingt's noch nichts; wie war's aber, wie ſah's aus? Wie war ich? Was hatte ich beſorgt? Welche Herzensbewegungen gehabt? — In welchen Stimmungen bin ich mitten in Berlin, in der Stadt, in der gleichgültigen Frevelſtadt, wie jede iſt. Wie dankbar, wie hoffnungsreich für's innere Leben, und alle Exiſtenz dadurch: dabei las ich Athalie und Eſther von Racine; mit ganz anderem Sinn, mit der größten Erhebung! O! könnte man ſeine Seele ſeinen Freunden zum Genuß und Gebrauch ſchicken! Könnt' ich Sie froh machen! Manche ungewohnte Angſt und Sorge, ich weiß es, ſchleicht um Ihr Herz. Ach! daß ein jeder ſeines leiden muß; und Liebe, die ſo viel iſt, und hilft, ſo wenig helfen kann! Adieu! Donnerstag erſt Minna; welch Schickſal hat die! Ich erwarte ſie, ſie will ſich bei mir ausruhen, und etwas eſſen. Adieu! Wir werden noch Freude haben, wenn nicht großes Unglück kommt. —

Juli 1813.

Nun will ich meine fünf Träume aufſchreiben, in der Folge, wie ſie mir träumten. Vor zehn Jahren hörte ich auf, den erſten zu träumen, der mir wohl ſechs Jahre bald öfter bald ſeltener träumte. Ich befand mich immer in einem vornehmen bewohnten Palaſt, vor deſſen Fenſtern gleich ein großartiger Garten begann; eine mäßige Terraſſe vor dem Gebäude, und dann gleich große Linden und Kaſtanienbäume auf einem beinah unregelmäßigen Platze, der zu Gängen, Teichen, Laubgängen und dem Gewöhnlichen in ſolchen Gärten führte. Die Zimmer des Gebäudes waren immer erhellt, offen, und die Bewegung einer großen Aufwartung darin; ſo ſah ich immer eine ganze Reihe geöffnet vor mir da; in deren letzterm eigentlich die Geſellſchaft der vornehmſten Perſonen war, wovon ich jedoch keinen Einzelnen mir denken konnte, obgleich ich ſie alle kannte, zu ihnen gehörte, und zu ihnen hin ſollte. Dies aber, ungeachtet die Thüren offen waren, und ich wohl ihre Rücken, an einem großen Spieltiſche — wie eine Bank — ſah, konnte nie geſchehen. Mich hinderte ein Unvermögen, eine Lähmung, die in der Luft der Zimmer und in der Erhellung zu liegen ſchien; ich dachte mir dieſe Hemmung nie im Ganzen, und glaubte nur jedesmal von andern Zufälligkeiten gehindert zu ſein; und gedachte auch jedesmal zu meiner Geſellſchaft zu kommen. Jedesmal aber, wenn ich noch ſechs bis acht Zimmer von ihr entfernt war, ſtellte ſich ein Thier in dem Zimmer ein, wo ich war, welchem ich keinen Namen geben konnte, weil ſeines Gleichen nicht in der Welt war; von der Größe eines dünneren Schafes, als

Schafe gewöhnlich sind; rein und weiß wie unbetasteter Schnee; halb Schaf, halb Ziege, mit einer Art von Angora-Haaren; bei der Schnauze röthlich wie der reinlichste, erzogenste Marmor, Aurorfarbe, die Pfoten eben so. Dieses Thier war mein Bekannter; ich wußte nicht, woher: es liebte mich unendlich; und wußte es mir zu sagen, und zu zeigen: ich mußte es behandeln wie einen Menschen. Es drückte mir mit seinen Pfoten die Hände, und das ging mir jedesmal bis in's Herz; es sah mich so voll Liebe an, wie ich mich nicht erinnere eine größere in eines Menschen Auge gesehen zu haben; am gewöhnlichsten nahm es mich bei der Hand, und da ich immer zur Gesellschaft wollte, so durchschritten wir die Zimmer, ohne jemals hinzukommen; das Thier suchte mich zärtlich, und als hätte es wichtige Ursachen, davon abzuhalten; weil ich aber hinwollte, so ging es in Liebe gezwungen immer mit. Nicht selten auf die sonderbarste Weise; die Pfoten nämlich bis zum zweiten Gelenk unter den Dielen; durch die ich auch nach einer andern Etage hinunter sehen konnte, und die doch fest waren; manchmal ging auch ich so mit dem Thiere; bald im Erdgeschoß, bald eine Treppe hoch, meist unten. Die Bedienten merkten gar nicht auf uns, obgleich sie uns sahen; ich nannte diesen liebenden Liebling mein Thier; und wenn ich eher da war, so fragte ich nach ihm: denn es übte auch auf mich eine große Gewalt aus, und ich erinnere mich nicht in meinem ganzen Leben wachend eine so den Sinnen noch starke Empfindung gefühlt zu haben, als mir der bloße Händedruck dieses Thieres machte. Dies aber war es nicht allein, was meine Anhänglichkeit ausmachte; sondern

ein herzüberſtrömendes Mitleid; und daß ich ganz allein wußte, daß das Thier lieben, ſprechen konnte, und eine menſchliche Seele hatte. Beſonders aber hielt mich noch etwas Geheimes: welches zum Theil auch darin beſtand, daß keiner mein Thier ſah oder beachtete, als ich; daß es ſich an keinen wandte; daß es ein tiefes vielbedeutendes Geheimniß zu verſchweigen ſchien, und daß ich nicht ungefähr wußte, wo es war und hinging, wenn ich es nicht ſah. Doch befremdeten und beunruhigten mich dieſe Dinge alle nicht Einmal bis zur Frage an mich ſelbſt; und im Ganzen feſſelte mich des Thieres Liebe, und ſein anſcheinendes Leiden davon, und daß ich es durch meine bloße Gegenwart ſo überirdiſch glücklich machte, welches es mir immer zu zeigen wußte. Manchmal nur, wenn es mich ſo bei der Hand fühte, und ich ſie ihm innig zärtlich wiederdrückte und wir uns in die Augen ſahen, ſo erſchreckte mich der Gedanke plötzlich: Wie kannſt du einem Thiere ſolche Liebkoſungen erzeigen: es iſt ja ein Thier! Es blieb aber beim Alten; dieſe Auftritte wiederholten ſich mit kleinen Abwechſelungen immer wieder: nämlich immer in neuen Träumen: in demſelben Lokal. Es kam aber, daß ich lange dieſen Traum nicht gehabt hatte; und als er mir das erſtemal wieder träumte, ſo war alles da, das Schloß, die Zimmer, die Bedienten, der Garten, die Geſellſchaft; ich wollte auch wieder hin; nur war etwas mehr Bewegung, und eine Art Unruh in den Zimmern, ohne ſonſtige Störung noch Unordnung; ich ſah mein Thier auch nicht; welches, wie mich dünkte, mir ſchon ſehr oft gefehlt hatte, eine lange Zeit her; ohne mich beſonders zu kränken noch zu befremden, obgleich

ich mit den Dienern des Hauſes davon geſprochen hatte. Weil die unruhige Bewegung mich noch mehr ſtörte, als die gewöhnliche Gewalt, die mich vom letzten Zimmer abhielt, ſo trat ich de plein pied aus großen Glasfenſtern auf die Terraſſe, die ſich bald in den Platz mit Bäumen ohne weitere Gränze verlor; dort waren zwiſchen den alten Bäumen hin und her helle Laternen auf großen Pfählen angezündet; ich betrachtete müßig die erleuchteten Fenſter des Schloſſes, und das prächtig beſchienene große Laub der Bäume: die Diener liefen häufiger und mehr als ſonſt hin und wieder; ſie beachteten mich nicht, ich ſie nicht. Mit einemmale ſehe ich dicht an einem großen Baumſtamm, halb auf ſeiner ſtarken Wurzel, mein Thier zuſammengekrümmt, mit verſtecktem Kopf, auf dem Bauch ſchlafend liegen: es war ganz ſchwarz mit borſtigem Haar: Mein Thier! ſchrei ich, mein Thier iſt wieder da; zu den Bedienten, die mit Geräthen in den Händen und Gewehren über den Schultern, in ihren Gängen bloß gehemmt, aber nicht ganz nahe traten, ſtehen bleiben. Es ſchläft, ſag' ich, und rühre es mit der Fußſpitze an, um es ein wenig zu ermuntern: in demſelben Augenblick ſchlägt es aber über ſich um, fällt auseinander, und liegt platt da als Fell; die rauche Seite auf der Erde, trocken und rein. „Es iſt ein Fell, es war alſo todt!“ rufe ich. Der Traum ſchwindet; und nie hab' ich wieder von dem ſchwarzen noch dem weißen Thier geträumt. — —

In meinem dritten Traum befand ich mich auf einem äußerſten Bollwerke einer ſehr anſehnlichen Feſtung, welches ſich in breiter, flacher, ſandiger Ebne weit von dem Orte ab

hinausſtreckte. Es war heller lichter Mittag; und das Wetter an dieſem Tage einer von den zu hellen Sonnenſcheinen, die eine Art von Verzweiflung hervorbringen, weil ſie nichts Erquicklichs haben, durch keine nahrhafte Luft dringen, oder auf Gegenſtände fallen, die auch beruhigenden, ergrünten Schatten werfen könnten. Dieſes Wetter wirkte um ſo mehr, als die ganze Gegend aus dürrer, vegetationsloſer, ſandſtriniger Erde, die ſich in wirklichem Sande verlief, beſtand; holperig und uneben; wie Orte ausſehen, wo man Sand gräbt. Dieſer zu helle und alles zu hell machende Sonnenſchein reizte mir Augen und Nerven nur zu ſehr auf; und ängſtigte mich ſchon auf eine eigne Weiſe. Man ſah auf der unſeligen Fläche nichts; und der Eindruck davon war, als ob die Sonne zornig durcheilte, dieſen nichtswürdigen Ort nicht gar umgehen zu können! So ſtand ich dicht mit der Bruſt am Rande dieſer alten Schanze — denn ſie war beſchädigt, wie vieles umher — von einem ganzen Volke hinter mir gedrängt; dieſe Menſchen waren alle wie Athenienſer angezogen, F. ſtand neben mir, mit bloßem Haupte, wie ſie gekleidet, aber in roſenfarbenem Taffent; ohne im geringſten lächerlich auszuſehen. Ich ſollte von dieſer Schanze, die die letzte der ganzen Feſtung war, hinunter geworfen werden; tief hinab; unter Steine, kalkige Sandgruben, und ganz verfallene Feſtungsſtücke und Schutt. Das Volk verlangte es; und ſchrie zu F., der ihr König war, er möchte ja ſagen! Er ſtand grauſam verbiſſen da, und ſah nach der Tiefe: man ſchrie ſtärker und heftiger, und forderte ſein Ja; immer dichter an mir; ſie faßten, mit den Augen auf F., an meine Kleider; ich ſuchte

ihm in die Augen zu ſehen, und ſchrie immer: „Du wirſt doch nicht ja ſagen?“ Er ſtand unbeweglich verlegen da; verlegen gegen das Volk, noch nicht ja geſagt zu haben. „Du wirſt doch nicht ja ſagen?“ ſchrie ich wieder; das Volk ſchrie auch: und er, „Ja!“ ſagte er. Man ergriff mich, ſtürzte mich über den Wall; von Stein fiel ich zu Stein, und als ich nach der letzten Tiefe kommen ſollte, erwachte ich.

Lied wußte in tiefſter Seele wohl, wie F. gegen mich war. Auch machte mir der Traum ganz den Eindruck, als ob die Geſchichte wahr geweſen wäre: ich war ſtill; aber ich hatte mich nicht geirrt. —

Fünfter Traum. Dieſen ſchrieb ich Marwitz gleich den Morgen nachher, als er mir geträumt hatte, weil ich ihn nicht vergeſſen wollte, und er mich ſehr affizirt hatte. — —

Berlin, Sommer 1812.

Ich glaube, ich werde wohl eingewilligt haben, dieſen Jammerweg des Lebens zu gehen, und als Menſch menſchliche Geſchicke zu erfahren; oder es mag ein Höherer, mit tieferer Einſicht, weil er es für mich als gut erkannte, dieſe Einwilligung für mich gegeben haben; genug, die Einwilligung denke ich mir immer, und dieſer Gedanke nur kann mich tröſten für allen erlittenen, ſonſt unvergeltbaren, Schmerz. Vielleicht war es nur ſo möglich, die Perſönlichkeit zu gewinnen, und den Keim künftiger Erhebungen in gedeihlichern Exiſtenzen; wenn es auch nur das wäre, was die unſelige Menſchheit bedeuten ſoll, daß der bewußtloſe im Ganzen der Gottheit aufgelöſet geweſene Lichtpunkt als Menſchenſeele in das ſelbſt-

ſtändige Daſein eines eignen Ganzen göttlich hinüberginge! O gewiß iſt es auf dieſe Weiſe; höher konnten meine Gedanken nicht klimmen am Rande aller Wiſſenſchaft, und keine Weisheit wurde mir bekannt, die höher gedrungen ſei. —

An Ludwig Robert.

Berlin, Sonnabend den 8. Auguſt 1812.

Ich habe mehr als Pflicht erfüllt: ich habe die Räuber, ſage die Räuber geſehen, und Kora von Kotzebue! Daß letzteres Stück wie es daſteht gegeben wird, macht den Sitten der Deutſchen ächte Schande; daß es überhaupt gegeben wird, zeigt von der groben Rohheit des größeren Publikums unſerer Nation; daß Kotzebue es machte, von der Stümperhaftigkeit ſeiner Begriffe und der völligen Plattheit ſeiner Geſinnungen, denn auf Einer Stufe ſtehen ſie darin gar nicht. Den keuſchen Iffland, im Aufſtellen des Schicklichen und im Bemühen der Geſchmacksreinigung, verſteh' ich hierin nicht. Unſere Schauſpieler verdienen wirklich ein ſittenreinigendes Wollſpinnen, weil ſie dieſe leeren unanſtändigen Grobheiten mit Wohlgefallen ſpielten; in ihrem Sinne, als wäre es Shakſpearſcher Witz; und hervorkehren, wohl ärger noch, als es der Verfaſſer konzipirte, und ſich recht drin wälzten, ohne doch eine nur verſtändliche Perſönlichkeit hervorzubringen, ſondern bloße Bretternart, und ſonſt gar nichts. Eßlair müßte ſolche Aufführungen tilgen helfen; und nicht ſie befördern, veranlaſſen. Auch war es denn leider ganz leer zu ſei-

nem Schrecke: obgleich er ungesehen dies verdiente. — Er stehe trotz eines schlechtern Anzugs, als wir hier zu sehen gewohnt sind, nicht wie ein Histrion, sondern wie ein Mensch aus; mit beweglichem regsamen Blick und Mienenspiel, länglich geschnittenen Augen, die er auch wohlgeübt zu gebrauchen weiß; wie er überhaupt die Bretter kennt, und unendlich viel gespielt hat, und Beifall gewohnt ist. Er hat eine hohe Heroengestalt, und muß Halbgötter und phantastische Menschen sehr schön darstellen; eine Stimme wie ich sie nie hörte, mit einer so umfassenden, in allen Tönen einnehmenden Skala. (Als er gestern Morgen einen Augenblick bei mir gewesen, und wegging, sagte Dore: „Ein hübscher Mann!" — Ja! — „Und er hat so was Sanftmüthiges an sich." Sie wußte es nicht zu nennen, und meinte nur die Götterstimme.) Eine Nüance von Vornehmheit fehlt ihm, jetzt-zeitiger möcht' ich sie nennen, die man, wenigstens ich, nach den ersten fünf Bewegungen vermißte. Schöne Füße für so große Gestalt, die jedoch nicht hinderlich erscheint; und gar kein eitles Spiel für Publikum; so ist er stets mit dem Rücken gegen die Zuschauer gekehret, welches mir sehr wohlgefällt, ich immer wünsche, und nicht begreife warum darin die Schauspieler so viel bedenklicher, aber nicht genug, als die Tänzer sind; in jedem Moment wird doch in keiner Rolle gesprochen, und da thut eine lebhafte natürliche Wendung des Menschen sehr gut, und belebt Schauspieler und Zuschauer. Es kommen ihm nicht Einfälle genug in's Gemüth, also fallen ihm nicht genug Nüancen des Vortrags ein; und daher ist er der Meinung zu oft sich in den Affekt setzen zu müssen, in welchem man

gar nicht anders kann als ſchreien, dies iſt die Urſache, warum er dies zu oft, und daher öfters ohne richtigen Grund noch treffende Wirkung, thut; bei Leibe aber nicht für's gröbere Parterre und deſſen groben Beifall, ſondern aus reinem Irrthum und Mangel, aber doch verführt von der zu willigen alles leiſtenden Stimme, die ihm ſchon ſo herrlichen Beifall ſchaffte, und Zeit ihres Lebens ſchaffen muß. In ſeinen beſten Momenten erinnert er an Fleck und an Talma, wie dieſer auch in ſeinen beſten an Fleck. Abſtrakte Mienen, des ſich ſammelnden Gemüths, oder des Wendens der Seele zu Himmel und Schickſal, haben ſie alle drei ſehr gleich. Er ſpielt ſehr deutſch, und doch wie Einer, der die Franzoſen geſehen, erwogen und benutzt hat; dies in ſeinen theatraliſchen Bewegungen, die er gehöriger Weiſe al fresco nimt; aber bei weitem nicht mannigfaltig und witzig genug: wie denn Witz ihm in allem, was er auch gut leiſtet, am meiſten fehlt. Dabei ſpielt er nach Stimmung und Eingebung; und aus groſſer Routine auch mit Überlegung, womit er ſich klug genug unterſtützt, wenn er ſich ſchwächeren Herzens fühlt. So gab er die Räuber. In der Stelle, wo er die groben Ermahnungen des Mönchs anzuhören hat, ſah er mit ſchwarzem, vorn aufgeklappten, mit rothen Federn in die Stirn gedrückten Hute, gradauf ſtehend auf eine paſſende Streitaxt gelehnt, außerordentlich gut, und menſchlich, und edel, lebendig zuhörend aus; wie ein wirklicher Menſch, und hochartig. Auch antwortete er in edelgefaßtem Schmerz dem Mönche ſehr ſchön in den abgebrochenen Reden. Als er ſich erſchießen wollte, ſpielte er meiſterhaft; eindringend verſtändig, verloren

forſchend, und unglücklich; mit den paſſendſten Geberden; ſo gelungen als möglich. Auch erſtach er das Mädchen ſo außerordentlich als es nur möglich iſt; wie Fleck, wenn er ſo etwas gut machte. Auch kann er ſehr ſchön ohne Worte ausglotzen, il n'y a point de mot dans notre langue; Schluchzen allein iſt es nicht, Wimmern und Schluchzen. Noch machte er manches ſchön; ich rede vom Schönſten. Ja! noch Eins! Er las den Brief des Vaters gleich zu Anfang göttlich, und war in dem Zimmer zu Hauſe, wie nur große Schauſpieler, wie Menſchen in ihren Zimmern, Helden. Er wurde den Abend ſehr beklatſcht und herausgerufen: und es war jenes Klatſchen in der Luft, welches ganz allein nach gutem Spiel erfolgt, und nicht von der Menge der Hände abhängt. Vorgeſtern ſpielte er Rolla bei leerem Hauſe; mit der Fähigkeit, die du ihm nun kennſt; nahm aber die Rolle, eine Nüance oder ein paar, franzöſiſcher; und die Rolle, ſage ich, lieferte ihm nicht jene Momente, in denen er mir völligen Beifall ablocken konnte. Er wurde wieder herausgerufen. Uebrigens habe ich das Publikum noch nie gerechter gefunden; wo ſie konnten, ehrten ſie den fremden Künſtler; wo ſie mußten, zeigten ſie ihren völligſten Beifall unbefangen gern, und wahrlich ſie ſchienen's beide Abende auch ganz zu verſtehen.

Eßlair macht einen ſo lieben Eindruck als Menſch, und zeigt den in ſeinem ganzen Vortrag ſo, daß man ihn perſönlich lieben muß: dafür war ich ihm ſchon mit meinem ganzen Herzen dankbar. Sein kleiner Beſuch hat ihn in meiner Gunſt beſtätigt. Er hat etwas liebenswürdig Gütiges. Rauchtabak roch ich, dies gehört diesmal zur fehlenden Nüance

von feinſter Weiſe. Er behauptet keine Zeit zu haben; er eilte ſo, daß ich beinah nichts mit ihm ſprechen konnte, als von deinen regrets zu einer Probe vom Tell, der heute gegeben wird; hier die Antheilung. — Leb wohl! Ich bin zu müde: ich habe einen kranken Kopf, und nur meine Theaterleidenſchaft und du konnten mich ſchreiben machen. —

N. S. Er brachte mir einen Brief von S. — Meine ganze Liebe wallt zu Flecks Grabe. Die Propheten, Dichter und Künſtler, die Gottgeſandten, ſollten doch ſo lange die Welt ſteht, leben, und nicht ſich deteriorirend altern, wie wir Gemeinſten, Elendeſten. Ich bin heute völlig elend; in allem! Eſſlair bleibt nur bis den 14ten. Die Bethmann, die ich nach der Probe ſprach, kann nicht genug erzählen, wie herrlich er in Theſeus iſt, und wie über alle Maßen vortrefflich in der Beichte; ſie ſagt, darin ſtellte er den Theſeus auf den Kopf. Grad umgekehrt!

Berlin den 2. December 1812.

Nach einer fürchterlichen, aber weichen Nacht; mit ſehr beſtürztem, mißhandeltem Herzen. Meine unſeligen Gedanken! Das hellere Wiſſen lief Sturm dagegen, und es war keine Gnade; ſie ließen es nicht in Ruh. Um vier Uhr wacht' ich noch; und krank fühl' ich mein Herz noch jetzt. Wie ſollte es auch kommen! Wer ſchmeichelt ihm wohl! Welcher Umſtand; wer thut ihm gut! Vieles hat mir der Himmel in meiner Noth gelaſſen; dieſen Strahl ſeiner allmächtigen Sonne hat er mir noch nie zukommen laſſen! Soll ich wirklich ſo ſterben? Wie ich verſtehe ein Herz zu heilen, zu ſchonen! Man könnte dies anders nennen: ſtill!

Eigentlich wollt' ich dies niederschreiben. Wie finde ich Goethe groß in den Worten, die der Prinz im Triumph der Empfindsamkeit sagt: „O ihr Götter! schickt mir ein neues, unbekanntes Glück aus den Weiten der Welt!" Wie schlagen diese wenigen Worte bis nach den zwei äußersten Enden des Menschen hin. Ganz getrümmert ist das Gemüth des Prinzen; nichts davon hat er sich vorbehalten; alles ehrlich eingesetzt; das Schicksal konnte ihm, und nahm ihm, alles in der Puppe: ohne Herz, fühlt er — nur dies kann er noch fühlen — kann er nicht leben! Er hat keine Hoffnung; in der ganzen bekannten Welt ist ihm nichts geblieben, eine zu bilden; sein Indegriff ist hin! Der Geist ist ihm noch übrig geblieben; mit dem hält er noch alles für möglich; eine neue Welt, die er nicht erfinden kann; mit diesem Geiste setzt er der Götter Macht voraus; sein Herz muß von ihrer Güte haben, weiter leben; und so sieht er sie im gefühlten Untergang an.

Sonderbar ist's! Die Andern glauben auch Liebe beschreiben zu können; und sind noch recht stolz darauf, wenn sie sie, wie sie es nennen, nicht als Leidenschaft gefühlt haben: sie meinen, dann ging es um so besser — haben sie sich aus Goethe's Definition eines Dichters im Meister herausstudirt. — Mit gestampften Lumpen, Galläpfeln und Gänsekielen hoffen sie herauszuwürfeln die furchtbar-großen und doch tröstenden Orakelsprüche, die aus dem Tempel nur kommen, den die Natur sich selbst geschaffen hat, in dem Herzen der gelungensten Menschen! Nie! ihr stolz glücklichen Wüstlinge, die ihr

noch immer ein Reſtchen für mich zurückbehalten! Ihr Armen! deren Sinn nichts ganz trifft. — — —

Novalis ſagt: „die Liebe iſt eine ewige Wiederholung.“ Sie iſt die größte Überzeugung, ſage ich. Unüberwindlich iſt Auge, Ohr und Gefühl überzeugt; unüberwindlich unſer Herz von dem Gegenſtande, den wir lieben; unüberwindlich der Eindruck; und iſt die Überzeugung zu überwinden, ſo lieben wir nicht mehr. Daher lieben nur Menſchen; hohe überzeugungsfähige Geſchöpfe. Mittheilen, beweiſen, läßt ſie ſich nicht. Jeder liebt allein, wie man allein betet.

Thalia iſt ganz und gar nur die tragiſche Muſe. Beide ohne Knochen, Muskeln und Mark; ganz ohne menſchliche Anatomie; ſo bewegen ſie ſich auch, wo gar keine menſchlichen Glieder ſind. Mir aber zum Erſtaunen mit dem Beifall des ganzen deutſchen Publikums! Eben fällt mir aber nach langen Jahren Wunderns ein, daß ſich die Leute eben darum ergötzen, dieſe bei natürlicher Gliederung nicht hervorzubringenden Bewegungen zu ſehn; und bei dieſem ihrer Moral ſchmeichelnden Schauſpiele der geſunden menſchlichen Organiſation vergeſſen. Vergeſſenheit, die täglich in Anſtalten des nothwendigſten Heils und des Ergötzens anzutreffen iſt.“

An Varnhagen, in Hamburg.

Berlin, Sonnabend den 27. März 1813.

Für dieſe erſten guten Nachrichten will ich gern ſchon einen großen Theil meiner Angſt und Sorge anrechnen. Das

Lügen geht nicht: ſonſt verſchwieg ich es; mein Herz iſt noch nicht befeſtigt. Doch bin ich Gottlob hierin dumm, und will darüber ſchweigen. Wittgenſteins Proklamationen und Aufrufe gefallen mir über alle Maßen; weil er ſeinen Feind zu ehren weiß, die Nation ſchont, und nicht ſchimpft; wie jene, die wir ſeit Jahren deßhalb tadeln. So redlich muß man auftreten; fühlen, daß man nur ſo aufzutreten braucht; und, will man der Deutſchen Karakter hervortreten laſſen, dieſe gezierende, edle Seite hervorkehren! Es iſt mit wahrer Kunſt aus dem Herzen geholt, was man zu jedermanns Verſtändniß ſagen muß, daß es wieder in's Herz gehe! Jede Ironie, jede Prahlerei weit zurükgelaſſen! — Ich bin ſo ganz durchdrungen und überzeugt davon, daß, wo Prahlerei, hohles Reden und Ironie ſizt, nichts anderes Gutes ſizen kann, daß ich mit Sichel und Harke den ganzen Tag austreuten gehn möchte: da wir alles Gute, ganz gutgemeinte Wahre und Reine ſo ſehr nöthig haben! Dieſen Morgen iſt Marwiz abgegangen. Seine Truppe iſt voraus. Geſtern war ich bis halb vier mit ihm bei Bouché — wo wir zulezt waren — die Tauben, die zwei wiegenden Pappeln, die Sonne, die Blumen, alles war da, meine Gedanken an dich, mein Verlaſſen auf dich, alles, aber anſtatt deiner, Entfernung, mit allen ihren Ungewißheiten. Wiſſe aber, um dich perſönlich, und auch um niemand, ängſtige ich mich nicht. Aber den Himmel beſtürme ich mit Gebet und Thränen für uns Alle. Nicht, daß ich patriotiſcher als perſönlich wäre: du weißt, ich verſtehe nur den Gedanken: Alle, durch den: jeden; aber da jeder geht, und es jeden trifft, faße ich nichts Einzelnes mehr:

und auch hauptſächlich! für Einen, für dich, für mich, kann ich mir ein Glück, ein Entkommen denken; für ein Ganzes aber nur, weiſe Führung: oder, bibliſchen, unmittelbaren Gottesſchutz. — O! theurer, ſchöner, verkannter Friede! Doch Glück auf! Euch ermuntert, ermuthigt, erfriſcht der Kampf. —

An Varnhagen.

Berlin, den 29. März 1813.
Montag Abend, gleich 7. Uhr.

Deine Briefe ſind jetzt meine einzige Freude! Dies iſt wohl der beſte Dank, lieber Auguſt? Nicht wahr? Geſtern brachte Einer, der nicht einen Augenblick wartete, mir einen Brief von dir, mit dem Stück Amtsblatt und zwei Zeitungen. Ich freue mich, daß unſere Meinungen über Wittgenſteins Proklamationen ſich begegneten! — Du weißt, ich möchte gerne die Nation geſchont wiſſen. Weil es klug und heilſam von uns wäre; und gerecht hauptſächlich: es gingen Andere als ſie ſelbſt vorwärts, und ſie war nicht die einzig bezwungene. Wir Deutſchen müſſen uns nur mit dem ächteſten Schmuck ſchmücken; das iſt Gerechtigkeit, Mäßigung, Rechtlichkeit und Geſetzmäßigkeit. Welches letztere ich, Gott ſei ewig gelobt, auch allenthalben zu meines Herzens Stärkung wahrnehme! Feure nah und ferne, wie du nur kannſt, zu dieſer ſtärkenden alleinheilbringenden Ordnungsmäßigkeit und Rechtsanerkennung und Übung an! Ich bin ein Nichts: und Kraft und Stimme ſpar' ich dazu keinen Tag, bei keinem Menſchen, bei keiner Gelegenheit; wenn ein jeder ſo that und

wirkt, ſo werden Alle beſſer; und daß dies geſchehe, dazu ſei unſer langes Elend, und unſer herbes Streiten uns gut! daß wir nicht nur ein ſtarkes, derbes, ſondern auch ein gutes gottgefälliges Muſtervolk werden! Mich dünkt bei den Deutſchen zu bemerken, daß ihnen das Irren und ſich Aufblaſen nicht ganz natürlich und bequem iſt; ſie haben nur Grazie in der ſtrengen Ausübung von dem, was ſie für wahr und recht erkennen; ſo hab' ich bemerkt, daß man die heterogenſt Geſinnten — wenn nicht nichtswürdige Abſichten ſie leiten, das Gift, zur Menſchenſünde auf der ganzen Erde ausgeſtreut, — mit wohlgemeinter, redlich ausgedachter Wahrheit bald überzeugt. So konnt' ich geſtern gleich zum erſtenmale den Profeſſor Z., der gewiß ganz andere Gedankenſphären durchgeht und gegangen iſt, als ich, zu dieſen meinen die bekannten Meinungen bald überführen; und auf eine ſehr naive, nicht mich lobende Art gab er mir dies zu erkennen. M. hatte ihm ein paar Zeilen, mich kennen zu lernen, mitgegeben. Ich glaub' es iſt ein braver, wahrhafter Menſch. Etwas ruſtre: du weißt, ich liebe das nicht: mit ihm aber bin ich doch zufrieden. Noch dazu, ich wußte, er iſt ein neumodiſch Deutſcher: ſeine Geſinnung ſcheint mir aber ſehr redlich, und rein.

Ich habe gräßlichen Büchermangel: gar kein Buch: da nahm ich geſtern ſpät die Bibel. Herr Jeſus Verrath und Tod las ich; und weinte ſehr. Ich kann es mir ſo lebhaft denken; und wie er wußte, daß ihn Petrus verrathen mußte; ſo natürlich: gewiß wahr! und wie Petrus ſelbſt weinte, als der Hahn zum zweitenmal krähte. Es gefiel mir ſehr! —

Das Evangelium Johannis las ich heute etwas: das sind' ich wieder schön. Mir gefallen nur jetzt ganz großartige, großgezeichnete biblische Karaktere; alles wird mir zu klein. Nur Eingebungen, Patriarchen, wie sie Goethe uns auffrischt, und deren einfach großes Zusammensein mit den Gegenständen der Natur, und nicht dem frikassirt Römischen, Römische modernen, gefällt mir noch einigermaßen. Neulich konnt' ich dies Marwitz sehr gut und kurz sagen. —

An Varnhagen.

Berlin, den 5. April 1813.
12 Uhr Mittags, bei schönstem, hellstem Sonnenschein, erquickender Luft.

— Ich bin in allem deiner Meinung, und auch ganz des Sinnes, das Leben eher zu verlieren, als ein solches zu erhalten, in welchem man nicht mit aller Ehre weiterleben kann. So waren auch meine Erinnerungsworte gemeint; und in dieser Voraussetzung werden es auch alle die sein, die ich noch je sprechen kann. Dies, mein Freund, vergiß mir nie. Vorige Woche mußte Moritz sein Loos zur Landwehr ziehen — wann man nach diesen Loosen gehen muß, erfährt man noch nicht — heute, auf dem Schützenplatze, immer dem Alter nach, zog Ludwig, und da wurde den Ziehenden von einem Polizeibeamten ein Sieg bei Lüneburg verlesen gegen General Morand, wovon ihr nun auch wissen müßt. Kein Wort von meiner Erschütterung bei solchen Dingen. Du kennst meine Spannung, mein heftig-elastisch

Herz. So kündigte man uns vorgestern eine falsche Nachricht — von einer Kaufmanns-Ressource ausgehend — von einem Siege bei Dessau an; der dachte mir das Leben zu kosten; weil er zu groß war; ich ihn nicht glaubte, und ihn glauben mußte, der Art des Erzählens nach; diese zweifäligen Bewegungen des Herzens setzten mich in die gefährlichste krampfhafteste Spannung; und weil es bei Dessau war, wo wir Anno 6. die Brücke zu zerstören, aus Noth, vergaßen, und da alles herüber kam!! — Hier schicke ich die Frau von ** ihren Aufruf. Gott im Himmel! sie wußte absolut nichts, als daß sie einen schreiben wollte; und das Wenige, was sie noch zusammenfand, verging ihr in der Schwatzhaftigkeit des Schreibens; das ganze Wollen ging auf in ein litterarisch Aufgehetztsein; nicht anders ist ein Radotiren — Herumieren — zu nennen in allen neueren Schriftstellermeinungen, und neumodischen — aber eben darum altmodischen, weil es dergleichen gar nicht mehr giebt für irgend vornehme Köpfe, und große einfache Seelen — Stimmungen, die an und für sich schon ganz unächt, aus keiner starken Quelle, seichte, dünne, vom ersten Luftzug vernichtete Pfühlchen und Rinnen sind! Indem sie die französische Sprache anfällt, war sie nicht einmal besonnen und geschickt genug, ihre von französischen Worten rein zu halten: sogar den platteſten Beurtheilern giebt sie sich bloß. Es ist mir höchste Anstrengung, das Ganze zu beurtheilen, da es wohl Theile, aber eben zu keinem Ganzen sich fügende sind; daß wir Deutsche heißen und sind, ist eine Zufälligkeit; und die Aufblaserei, dies so groß hervortreten lassen zu wollen, wird mit einem

Zerplatzen dieſer Thorheit endigen. Jedes zu Verſtand gekommene Volk ſoll brav ſein; und die Freiheit haben, es zu ſein. Im erſten Gebote müſſen das natürlich Männer und Weiber, beide Geſchlechter in ihrer Art, ſein; der zweite Fall zerfällt in zwei andere; entweder man hat die Freiheit ſchon, oder ſoll ſie erringen; das letzte thun nur Männer, und den Weibern bleibt, zu erſetzen, ergänzen, heilen, wo jene zerſtören und verwunden müſſen. Dies muß jedes europäiſche, chriſtliche, Gott in ſich ſelbſt erkennende Volk; und jedes ſolches muß dies allen andern Völkern gönnen und wünſchen: und nicht ſich prahleriſch allein dazu ernennen, ausſchreien und brüſten. In ſolcher demüthigen, gerechten Stimmung allein, die eine heilige iſt — wo jede Schüchternheit und Scham wegfallen muß, und kann — darf ſich eine Frau, weil es jede dürfte, erkühnen, laut — das heißt, gedruckt oder im Tempel — zu ihren Schweſtern zu ſprechen! Wie ein Gebet und Gelübde muß ſo etwas aus der Seele ſtrömen; dann wird man nicht alle Mythologien der Welt ſpuken laſſen, ſondern vom Nächſten, was vorgeht und geſchehen muß, für alles Volk, welches wenig weiß, aber immer verſteht was recht iſt, wenn man's ihm ausſpricht, verſtändlich, eindringlich und nützlich ſein. Dies wollte doch Frau von ** gewiß: und wie weit entlief ſie den Kraftmitteln zu dieſem Zweckel — Als im Anfang durch einige Herren der Stadt bei mir zuerſt erſonnen war, daß Frauen hier ein Lazareth ſtiften ſollten, wozu wir dreißig Vorſteherinnen aus allen Ständen und Religionen gewählt hatten, welche die Prinzeſſinnen um ihr Präſidium bitten ſollten, faßte ich das ab, was dieſe dreißig

in die Zeitungen ſollten ſetzen laſſen. Zwar nur den Anfang von vier Seiten, wie die hier ſind; Graf Egloffſtein, Marwitz und Ludwig und ich arbeiteten es dann bei mir um: dies war anders. Ich ſchicke dir dieſen Anfang nächſtens. Heute iſt mein Kopf zu erhitzt, ihn abzuſchreiben. Ein Konſeil von Herren hat eine Änderung hineingebracht, die mir nicht gefällt. Geld kommt aber viel zuſammen. —

An Varnhagen.

Berlin, den 20. April 1813.
Dienstag Morgen 11. Uhr, bei kühlem ſtürmiſchen Wetter, welches, ich fürchte, den Blüthen ſchadet, die ſchon heraus ſind; obgleich nicht die meiſten.

— Dieſen Morgen muß ich noch nach Hemden laufen, die Theodor giebt: ich muß es, weil ich mich keine Mühe, kein Klätern, keinen Weg, keine Anrede, und Rede mit gemeinen Leuten verdrießen laſſe: weil ich denke, je ſchneller die Hülfe, deſto mehr iſt ſie Hülfe: weil ich weiß, was krank ſchmachten iſt; und keine Wäſche anziehen können, eben ſo halte, als keine anzuziehen haben. Unſer großes Lazareth war in einem ſchrecklichen Zuſtand!! Wegen unordentlicher Einrichtung und Depredation. Kaum erfuhr es aber die Stadt, ſo war ein General-Aufſtand. Jeder ſchrie, lief, und gab. Ich ſchrieb Theodor, dieſer Böhm, Böhm dem Civilgouverneur, die ſchnellſten Einſammlungen kamen in drei Tagen zuſammen; vom neuen Lazareth wurde alles hingeſchickt; alle Ärzte ſammelten, fuhren mit großen Geldbeuteln: Wäſche aller Art,

Betten, wurden nach ihren Häuſern geſchickt. Eſſen, wo immer 125 Frauen kochen ließen; keine ſchlief, keine ruhte mehr. — Mir hat's einen großen Theil Geſundheit gekoſtet; aber ich bin geſund, und kann ſehr laufen. Geſtern lief ich darum von der Dreifaltigkeitskirche bis in die Landsberger Straße, heute wieder dahin. Ich ſchreibe dies mit Thränen in den Augen, und mit Entzücken über unſere Stadt.

— Die Freunde geben, was ſie nur beſitzen: an die wandt' ich mein Geſchrei zuerſt. Die Herz iſt unendlich thätig: ich ſporne ſie noch mehr. Nein, wie freut mich die Stadt! Kommt ſie doch zu ſich ſelbſt; thut ſie endlich wohl, wie es Jeſus meint; und wie es mich peinigt, daß es nicht geſchieht. — Welche Wehmuthswunden hat mir dies Lazareth geſchlagen! Reil nimmt ſich der Sache jetzt an; ich will heute noch mit Böhm ſprechen: ich habe keine Ruhe! Der deutſche Beobachter findet hier den größten Beifall: und ich behalte ihn niemals! Alle Herren der Stadt leſen ihn. Was du darin geſchrieben haſt, freut mich in der Seele. Behalten wir Herz, das innerſte Wollen, und unſer Urtheil rein, und heißen wir meinetwegen Vandalen, Irokeſen! Lieber guter Auguſt! in jetziger blutigen Zeit iſt es gewiß recht nöthig, gieb dir rechte Mühe, du kannſt alles, und ſchreibe ein Wort über Lazarethe! Nicht wegen unſerer letzten Kataſtrophe allein. Schon lange drückt mir eine Reil'ſche Ausſage, und mehr was ich von Lieferanten erfahren habe, das Herz! Reil ſagte nämlich, als die Frauen hier ihr Lazareth errichten wollten, es helfe alles nichts, wenn ſie nicht ſelbſt wirthſchafteten, und der ganzen Ökonomie und Pflege vorſtehen wollten; in keinem Lazareth in der Welt be-

kämen die Kranken, was sie sollten. Der muß es erfahren haben. Sag' es recht populär, recht eindringlich, welche gräßlichste Sünde eine Betrügerei an Kranken sei! daß jede Stadt, die den Namen verdienen will, eine Kirche in ihren Mauern haben, an göttliche und menschliche Gerechtigkeit Anspruch haben will, daß sie ihr geschähe, die besten verehrtesten Bürger aus ihrer Mitte dazu hergeben muß, solche Werke zu unternehmen und ihnen vorzustehen; daß kein Lieferant und kein Inspektor reich werden kann. Nenne unsere Stadt ja nicht; aber sage, in den bestgesinnten und vornehmsten gingen noch Gräuel darin vor; also muß ganz Deutschland, ja die Welt sich gefallen lassen, Ermahnungen darüber zu hören; und durch die That sie beherzigen. — — Lieber August, wie dehnt sich alles! Wann kommt man zum Leben; lauter Bereitung, du bist schon mittendrin, und legst nur zurechte: ich — aber viel habe ich erlebt, und bin an Höheres gewiesen, das ist auch viel und groß, wenn auch nicht leicht und angenehm. Du schreibst mir hierüber sehr richtig, theurer Freund! — Ach wir wissen alles! Wir wollen aber fleißig und stark bleiben. Das Leben ist eine Arbeit, die man aufbekömmt; und eine davon besteht darin, es verstehen, ertragen und ergreifen zu lernen; es nicht zu schätzen, weil es im Allgemeinen und einzeln unsicher ist; und es sehr zu schätzen, weil es eine Probe zu einer Existenz ist, und alles was wir kennen, und womit wir das Mögliche errathen. — Gott gebe meinen geliebten Landsleuten Muth und Bescheidenheit. Unser armes Land leidet entsetzlich. Jeder Kerl geht mir in die Seele! Bauerndörfer! Aber sie benehmen sich wirklich

noch gut! Alles hat Muth, Willen, und hilft in jeder Art. Auf der Gasse kann man's hören, bei jeden Vorübergehenden, das Papier iſt zu klein zu allen Anekdoten! Jünglinge verzweifeln, die nicht mit ſollen; übernehmen drei, vier Poſten und Stellen für ihre Brüder, und ſagen, ſie überleben die Schmach doch nicht! —

An Varnhagen.

Reinerz, Donnerstag den 20. Mai 1813.

Hier ſitze ich, lieber Auguſt, in einem himmliſchen Gebirgskeſſel, in einem an Bergen angeklebten Badeorte, mit den idealiſcheſten Spaziergängen; nicht im Bade ſelbſt, ſondern auf dem Markte wohnend. — Alle Berliner ſind in Breslau. Ich zog es vor, hier im ſtillen Winkel an der Gränze wohlfeil im Sommerleben zu ſitzen. — Gott, Auguſt! könnt' ich dieſe Gegend, dieſe Einſiedler-Ruhe, dieſe Schlünde, Gebirgsgewäſſer, dieſe Blüthen und dieſe Grasmatten, ohne Angſt für alles was ich liebe, genießen. Mit dir. Wie könnten wir uns hier von der verkehrten Lage, von der drükkenden Sorge, von den leeren Gängen, vom verkehrten Daſein erholen! Der Frühling, die Stille, das Feld, will mir die Gedanken an Preußens, an Berlins Zuſtand, an den unnatürlichen Krieg wegwehen; und mein Gewiſſen drückt ſie mir wieder an's Herz! Mit Vorwürfen zugleich, daß ich noch leben und genießen will! So ſah ich hierherzu kein friedlich Dorf, kein Schloß, keinen Garten, kein wohlbeſtelltes Land: ohne ſchwere Belaſtung des Herzens und ſchmerzliche Thränengebete.

Ich traute mich nicht, mich zu freuen! O! die ganze Natur iſt ſtill: und der kleinlich wüthende Menſch, ohne direkten Willen, ſtört ſie, und den Frieden! Eins iſt gewiß, Auguſt: iſt nur Friede, bleibſt du nur leben, und wir haben auch noch ſo wenig: in einem Thal wie hier, können wir reichlich und glücklich mit einander leben. — —

An Varnhagen, in Mecklenburg.

Prag, Sonnabend den 10 Juli 1813.
Vormittags 10 Uhr. Heiße brennende Sonnenhitze; mein Fenſter gegen Morgen.

— Als ich geſtern deine Briefe geleſen hatte, mußt' ich gleich nach dem Landhauſe, die Schildwache genannt, fahren, ich nahm Papier mit, und wollte dir dort ſchreiben: die Hitze, die Sonne, die Menſchen, mein körperlicher Zuſtand, alles ſtörte mich. — Nach Tiſch kam eine Unzahl Menſchen. Das Schwarzenbergiſche Hauptquartier ſteht in der Nähe, und ſeine Suite ſitzt bei Liebich; recht lebſelige, artige, angenehme Leute; und was noch viel mehr iſt, launige, luſtige Leute. Ein Hr. von B. der komplet artig und fein, und freundlichen Herzens iſt, und keine Grade der Artigkeit äußert, ſondern den Orden nicht getheilt hat; artige Behandlung fließt aus ihm aus, weil er artig iſt; vielleicht kennſt du ihn, er war mit Fürſt Schwarzenberg in Paris; ſieht Varnekow etwas ähnlich. Dann ein Graf Karl El. M. ein ſchöner junger Mann; dem ich erſt Unrecht that, weil es nicht meine Schön-

heit iſt; der ungeheuer natürlich iſt, und keine Art von Prätenſion hat; der für ſein Alter bewundernswürdig abgeſchliffen iſt, ohne nur im geringſten an Jugendlichkeit zu verlieren; eine menſchliche Artigkeit in ſich trägt, die in Argloſigkeit, Wohlwollen und Aufmerkſamkeit auf alle menſchliche Äußerungen beſteht. Er äußert ſich viel, und iſt doch leiſe; er erzählt ſogar ohne vortretend zu ſein, nicht einmal mit der Stimme. Er ſcheint viel Sprachen zu ſprechen, und ſpricht auch unſere ganz richtig, und eine Liebhaberei an ſolcher Richtigkeit, und Erwägung ihrer aller zu haben. Ein angenehmer, wohl zu leben und zu leidender Mann; der ſich ſogar den Grafen ſehr abgerieben hat, und ſich weit edler und werkthätiger dahinaus bewegt hat — aus dem Grafen. — Dann noch drei junge Leute, die alle natürlich ſind, und nicht gemein. Manche äußerten ſich noch nicht. — Nun mein Favorit, ein Herr von — den Namen werde ich ſpäter genauer und richtiger ſchreiben können. Ein überaus luſtiger, lebhafter Menſch, braun, glattes Haar; etwas wohlbeleibt, voller Laune; kann er nichts thun und hervorbringen, ſo macht er aus Ungeduld Grimaſſen; tappt und neckt alle Kameraden; nimt aber mit derſelben guten Laune wieder ein, und läßt ſich ad absurdum führen. Graf Cl. iſt immer ganz ernſthaft und demonſtrirend gegen ihn. Du fühlſt, bei meiner Lebhaftigkeit und Ungeduld mußt' ich, troz ich mir aus richtiger Behutſamkeit das Gegentheil vorgenommen hatte, mit dem Mann etwas verwandter werden: denn er zwang mir plözliches Lachen ab: das näherte wieder ihn unbewußt; auch hat er die gute und faſt immer launigen Witzigen feh-

lende Eigenschaft, auf Anderer Einfälle gleich zu horchen: so ist er zwar wie erschrocken über Repliken oder Witz und Scherz, der nicht von ihm kommt, und repetirt ihn in dem Schreck sehr possierlich, aber würdigt ihn mit der größten Gutmüthigkeit, und macht gleich einen frischen, und, gelingt ihm keiner, daraus etwas. — Als wir später im Bauergarten spazieren gingen, wo die Kühe weideten, und ich mich fürchtete, fragte mit Graf El. ganz theilnehmend, ob und warum ich mich denn so sehr fürchtete? Und da antwortete ich in meiner Angst: „Warum soll ich mich denn vor dummen Leuten mit Hörnern nicht fürchten? Das konnten die beiden gar nicht vergessen und verlachen. — Heute solle' ich wieder bei Liebichs diniren. Tieck ist schon diesen Morgen hinaus — und darum wollte man mich gerne — mit Schlegels Übersetzung des Macbeth, der soll nächstens gegeben werden, und Tieck spricht nun darüber, wie er und Shakespeare es meinen. Tieck wäre nie zu Liebichs und zur Brede ohne mich gekommen; aber du weißt, was ich im Menschenvolk zu verbinden verstehe; wie viel Bindendes die Menschen in sich tragen, und was nur zusammengewickelt daliegt; ich vermag es zu entwickeln, zu entwirren: und Prag wird in seinem Theater eine Veränderung erleiden. Dies auch nur schreib' ich, weil es dich amüsirt! — Mich interessirt ganz etwas anderes! Unser Zusammensein. Ruhe, Wohnung, Feld, Gesellschaft; Thätigkeit, Angemessenes für dich im Frieden. Meine geliebten Freunde wieder zu haben! — —

Prag.

Prag, den 2. September 1813

— Man ſpricht oft in der Welt: Stände härten den Menſchen ab, und nennt Ärzte, Wucherer, Soldaten, Advokaten; dies konnte ich nie ganz zugeben in mir, und fand es auch gar nicht, weder in dem Erlebten, noch im Weſen dieſer Stände gegründet. Aber Diplomaten iſt das Gräßlichſte in der menſchlichen Geſellſchaft! Der Stand. Nicht jene Männer, die den ſchufen, durch ihr Lebens- und Geſchichtstalent. Diplomaten werden hart durch Weichlichkeit; und dies geſchieht dem Henker nicht einmal. Viſiten werden Pflichten; Anzüge, Kartenſpiel, das müßigſte Klatſchen — Geſchäfte, wichtige. Keine Meinung haben, und nur darum keine äußern, welches die ausgebreiterſte, ſündhafteſte Krankheit des Pöbels (welcher gemeint iſt, weiß man) iſt —, wird Klugheit, Betragen genannt; und wird eine wahre Verhärtung der Seelenorgane. So haben ſie eine eigne Phraſeologie im Reden, wie in den Depeſchen; — in Deutſchland ein Diplomaten-Franzöſiſch, welches ſich forterbt, und ich vor ſechzehn, achtzehn Jahren ſchon hörte; aber kein Franzoſe mehr ſpricht. Das hält ſo äußerlich, wie die Equipagen und Manſchetten, zuſammen; und Ein Willen in der Welt, oder aufgehäufte Noth, trümmert all den Lug zuſammen; der Gräuel ſpricht ſich aus gräßlichen, wirklichen Wunden hervor; Krieg überſchüttet Europa; aber wer iſt geſichert? — Dieſe Leute mit Manſchetten! Und dies wiſſen ſie, ſonſt nichts. — Es iſt nicht zu grell, was ich ſage. — Dies wird einmal von der Welt gewußt werden; wie jetzt: daß Prozeſſe viel koſten, Ad-

vokaten dran reich werden, im Krieg geplündert wird u. ſ. w. Glaubt es! es kommt zur Sprache. Ein genialer Regent kann es machen: plötzlich. —

An Varnhagen, in Lüneburg.

Dienstag, bald trüb bald helles Wetter, ſehr windig: den 12. Oktober 1813. Noch immer bei Auguſten.

Wo ich auch den Winter, wenn es der Feind erlaubt, bleibe. Wo ſoll ich hin? Wo iſt Heimath? Warum ſoll ich in moraſtigen Gebirgsgegenden reiſen? Hier behält man mich willig und bequem; das habe ich hinlänglich unterſucht. — Ich habe Einſicht in das Glück, Auguſtens Karakter gefunden zu haben, der nichts Unangenehmes hat, und tauſend Angenehmes, und zum Wohlleben geboren iſt; und das Glück, den Verwundeten aller Nationen helfen zu können. Über 1,300 Gulden habe ich dazu! Frau von Humboldt ſchickte mir über 1000, Bartholdy neulich 300; ich habe von jener durch den Geſandten Bernſtorff, der mich zwei Tage vergeblich mit dem Kraker nach Gentzens dummer Beſchreibung ſuchte und mich denn am Ende nur durch den konnte grüßen laſſen, noch ſechs Dukaten, von Bartholdy's Schweſter 111 Gulden empfangen, und Hoffnung aus der Hauptſtadt dieſes Landes noch mehr zu erhalten. Ich bin mit unſerm Kommiſſariat und unſern Stabschirurgen in Verbindung; habe eine Unzahl Charpie, Binden, Lappen, Socken, Hemden; laſſe kochen in mehreren Vierteln der Stadt; ſehe zu dreißig, vierzig Jäger

und Soldaten des Tages ſelbſt; beſpreche, belaufe alles: und mache mit der mit vertrauten Summe das Mögliche! Daher traue ich es auch niemanden als mir ſelbſt an, und zu; und verſchmähe, es öffentlichen Behörden einzuliefern, und öffentlichen Dank, den ich für Bequemlichkeit und nicht pflichtgebotene göttliche Menſchendienſte bekäme. Zeit aber, Lieber, behalte ich gar nicht. Die Korreſpondenz, die Rechnungführung, die Addreſſen, Quittungen, Gänge, Beſprechungen: kurz mein Beginnen verzweigt ſich zu einem großen Geſchäft. Und ich melde dir's, weil's dich freut. Meine Landsleute ſuchen Rath, Hülfe, Troſt: ja und Gott erlaubt mir, klein, und Nichts, und gering geboren, und verarmt, wie ich bin, es ihnen zu geben. An Konnexionen fehlt es mir nicht. — Dieſe breite äußere und tiefe innere Beſchäftigung hält mich hin. Ich ſchäme mich, daß mir Gott das Glück zuſchickt, helfen zu können! und wenn ich mich ſchäme, daß ihr euch alle ſchlagt, ſo tröſte ich mich wieder, über meine Bequemlichkeit indeß, damit, daß ich auch thue im Helfen und Heilen. Ich tröſte mit Worten, Jäger und Soldaten, ſo gut und eindringend, und einfach, daß ſehr Leidende ſchon oft plötzliche Freude lächelten von meinem bloßen Worte, und es fuhr, wie Sonnenblick über düſteres Gewölk, über ihr Geſicht. Mich beſuchen die Konvaleszenten. Und göttlich beträgt ſich unſer Volk: unſer junges auch; welches ich vor dem Ausmarſch tapfer glaubte: nun ſind ſie's mit Wunden: und wollen und gehen zum Heere zurück: und wie einfach, wie bewußtlos, und beſcheiden! Ich weine! Nicht Einen Rodomont fand ich. Du kennſt meine Kritik! mein Mißtrauen auf uns. Seit ſechs Tagen

hatte ich katarrhalisches Fieber: ich kurirte mich selbst: mußte den dritten zu Bette bleiben; hatte mein Bureau vor dem Bette etablirt: und alles trat davor hin; Ruhe hatte ich doch nicht. Soll ich Jäger und Soldaten trostlos abreisen lassen? Gott bewahre. Ich hatte auch immer wieder Kräfte. Wie kann man seine Pflicht nicht thun. Ich verstehe es nicht. Wenn ich eine ordentliche Besorgung hätte! O! ich verstehe es, wie Friedrich der Zweite lebte. Ruhig, thätig, gewissenhaft; und dann Königlich, in Kunst und stillem Genuß. —

In meinem frühern Brief sieht sehen, daß Marwitz übermorgen vor vier Wochen hier plötzlich ankam; er ist wohl; die Hand bessert sich: er sitzt still am Fenster, und liest Plato. Er wird wohl nun bald reisen. Wunder und Zeichen hätte ich dir von ihm zu berichten, traut' ich sie einem Briefe an. —

Mittwoch den 11 Oktober. Nachmittags 4 Uhr. Sonnenschein, ziemliches Wetter.

— Wie verliebt ich in sicheres Urtheil und haar-richtiges Betragen sein kann, weißt du; aber nicht, wem alles — den größten Geschäftsleuten Europa's, hier hab' ich's erfahren, weil ich alle Details weiß — dies abgeht!!! Ein wenig Glück! und es muß uns gut gehen. Glück liebt aber Lotterbuben: und sucht sie sich fleckweise aus, wenn es keine ganze findet: wo Einer einen faulen Fleck hat, steht das Glück ihm bei! und du siehst's, ich beleidige es immer: jetzt wieder. — So ruhig geschen schreibst du mir auch einmal über Pfuel; ich vergesse es nicht. — So hat mich auch dein Sein nach der Affaire gefreut' Ich kann es sehr fassen, wie du dachtest, die

Andern bluteten für dich mit! Bedenke, daß du auch schon für sie blutetest. Gott stärke und segne deinen General Lettenborn! für sein liebes mildes Betragen gegen Feinde und Verwundete! Sag' ihm, ich grüße ihn jetzt mit Thränen in den Augen, und hätte schon in Berlin gewußt, daß er sich nur bisweilen rauh stellt. So wollte er auch schon seinen französischen gefangenen Wundarzt von Hamburg nach Hause kassen u. m. dgl. Ich kenne ihn schon; an einem Wort, einem Ton, einem Blick. Ecken entgehen mir nicht. Im Guten wie im Schlechten. —

Ich scheue mich auch nicht, dir unaufhörlich von meinen Soldaten zu sprechen. Soviel Jäger und Soldaten wie heute hier waren! und wie die sich freuen! und wie wohlthätig unser ganzes Haus ist! Einen fieberkranken Preußen nimt bei jedem Accest ein Kaffeeschenk unten im Hause auf; ich kleide ihn heute warm. Kurz, mein ganzer Tag ist ein Fest des Gutes-thun. Mitten in dem Unglück ich solch ein Glück! — Du weißt: ich liebe den Krieg nicht, als Beschluß: wer weiß, was er beschließt in der allgemeinen Verderbniß! — Frei von Feinden, weiß ich, muß das Land sein; höheres, anderes sehe ich nicht in diesem Kriege: und gleich, als Alle rüsten halfen, dacht' ich: Sieg oder Schmach; Verletzte, Verwundete bringt er unfehlbar: denen hilf! Und so thue ich auch. Und Gott hat Großes an mir gethan: die sich Monate lang 12 Thaler absparen mußte, wenn sie sie geben wollte: nun spende ich im fremden Lande, wo unsre Jugend, und unsere Soldaten verwundet dürftig sind, Hunderte! Dies bezahlt mir unsere Schmach von sonst — Lilie — meine grenzenlose

jetzige Angſt, die du geſehen, und vieles Übel und perſönliches Leid. Ich bin von Gott nach Auguſtenburg geſandt, denk' ich. Adieu für heute, es wird dunkel. Morgen noch ein Wort. Ich umarme dich! In dieſem Augenblick geſchieht dir gewiß nichts! —

An Varnhagen, in Bremen.

Prag, Donnerstag den 4. November 1813.

Den 1. dieſes Monats brachte mir Urquijo deinen Brief aus Bremen, lieber Freund! den wahrlich lang erſehnten. — Du lebſt, und haſt alle deine Glieder. Wenn ich nur das immer erſt erfahre! Du Armer! als du mir ſchriebſt, wußteſt du noch nichts von Leipzig. Gott erhörte unſer Gebet: und verwirrte den Geiſt unſres großen Feindes. Wie wirſt du dich gefreut haben! — O Auguſt! daß wir jetzt in dieſem bewegten Strom von Empfindungen und blitzenden Gedanken getrennt leben müſſen. Bei mir verliert man unendlich viel, weil bei mir alles ſo ſpontané iſt: ich ſchütte das nun alles in Reden, Briefen — die ich einmal ſchreiben muß — und Vielen Andern hin; die es nun und nimmermehr ſo in ſich aufnehmen, als du: es aber wohl für ihr Gut in der ganz nächſten Stunde erklären; nicht als Diebe, aber als arme, verwirrte Verſchwender: und es auch oft ganz überhören und überſehen. — Und dir grade, da du ſo weit biſt, da ich dir in wichtigen Momenten grade nicht ſchreibe, ſag' ich am wenigſten. — Bei mir platzt alles heraus! Und laß mich nur ſo, Lieber! Wir werden wieder zuſammen ſein, und

neues Leben entzündet ſich immer wieder: ſo lange ſie ſteht, die Natur. Ich habe nun ſchon über 2500 Gulden für meine Soldaten, und viele Geſchäfte. Dies nimmt mir alle Zeit und vielen Sinn. Mendelsſohn läßt in's Unendliche hier Jäger durch mich kleiden. —

Den 31. erhielt ich einen Brief von Frau von Humboldt, die mir ſehr oft — auch durch General Bentheim, der vor acht Tagen angekommen iſt, und den ſie ſehr ſchätzt und liebt (ich habe ihr geantwortet, Gott hat ihn hübſch gemacht und menſchlich, für Menſchen, die es ſehen können) — ſchreibt, mit einem Billete von Frau von Wolzogen, die hier angekommen war, und mich beſuchen wollte: Frau von Humboldt meinte, ſie würde länger hier bleiben, und empfahl ſie mir mit großer Liebe, für ſie und für mich. Ich ſah die Frau bei ſich, weil ſie unpaß wurde. Eine durchlebte, gütige, gefaßte, erſchütterte Frau. Sie reiſte geſtern im Gefolge der Prinzeſſin nach Weimar, um der Armee näher zu ſein, mit ihrem angſtvoll gefaßten Herzen, ſie hat einen Sohn bei Blücher. Sie hat mich mit einem großen Glücke überraſcht. Sie ſagte mir mit einemmale: „Ich habe Briefe von Ihnen geleſen, die ſehr ſchön ſind!“ Ich dachte, an Frau von Humboldt: ſie ſetzte hinzu: „über Goethe; es hat ihn unendlich gefreut; es iſt ihm ſo nöthig, er wird ſo häufig mißverſtanden, ſo vielfältig nicht gut berühret,“ — ſo ungefähr ſprach ſie — „es hat ihm außerordentlich wohlgethan — Ich ſagte ihr, daß ich ihn vergöttre, — und ich, die keine Silbe, zum erſtenmale, von ihm hat, repetire mir ihn, den großen Geſchichtsmann, im Kopf, bei jedem Schmerz, bei

jedem Ereigniß: und lieb' ihn Punkt vor Punkt mein ganzes Herz durch und durch, von neuem! diesen König der Deutschen! der blinden, unglücklichen, die ein Jahrhundert nach seinem Tod erwachen werden. Ich vergöttre diesen begabten Weisen; agitirten ächten Herzensmenschen! — daß er mir im ganzen Leben beigestanden! — Sie sagte mir: man hätte ihr vertraut, — das kann in Weimar nur Goethe sein — die Briefe seien von mir, sie wolle es auch verschweigen; ich sagte, es sei nicht nöthig, denn da Goethe es wisse, könne es die ganze Welt wissen. Denk' dir also mein inneres stilles Glück, daß ich meinen Herrn, meinen größten Liebling gefreut habe! Ach! und das ist es nicht: bei Gott nicht! denn wüßt' ich Einen, der ihn mehr liebe, verehrt, bewundert, anbetet; von der Natur besser ausgeworfen ist, als ich, ihn in jedem Punkt mit seiner aufzufassen; aus jedem Punkt alle andern zu verstehen; jedes Wort, jede Silbe, jedes Ach zu deuten weiß: seinem Leben dadurch wie zugesehen hat, immer mit ihm einverstanden und zufrieden war: so wollt' ich ewig, ewig ignorirt bleiben; und ihm den zuschieben. O! gäbe es eine Fürstin, eine Kaiserin, die so für seine Verehrung geboren wäre, fast wollt' ich ihr mein Herz und meine Einsicht geben: leihen gewiß oft! Marwitz, mit dem ich hier über alles die knetendesten, herrlichsten Gespräche führe, sagt auch: kein Mensch liebe ihn mehr als ich. Weil ich sagte, ich möchte gern einen Menschen sehen, der ihn mehr versteht und liebt. Und doch ist es möglich, wenn ich's auch nicht denken kann: drum möcht' ich's sehen.

Sonntag, den 28. November 1813.

So wie kein Dichter ſich ausdenken kann, was beſſer, mannigfaltiger und ſonderbarer wäre, als was ſich wirklich in der Welt entwickelt und zuträgt; und nur der den beſten Roman machen kann, welcher Kraft genug hat, das was geſchieht zu ſehen, und in ſeiner Seele auseinander zu halten: eben ſo ſind unſere tief-natürlichſten Wünſche roh; und gräuelhaft entwickelte ſich ihre Erfüllung für uns; nur das, was Gott wirklich zuläßt, iſt in allen Beziehungen heilſam für uns, weil wir uns ihm entgegen bilden können. Mir iſt dies ſchmerzhaft geſchehen, und klar geworden. Wem dies glimpflich begegnet, der hat Glück.

„Die Menſchen verſtehen einander nicht.“ Sie lieben ſich zu ungleichen Stunden; möchte ich noch hinzuſetzen.

Prag, den 8. December 1813.

— Lies doch, wenn du das Buch findeſt — welches ich erſt ſechs Wochen in Verachtung bei mir liegen ließ — Delille's Gedicht sur l'imagination. Ganz Frankreich in ſeiner Geſellſchaftlichkeit überſieht man wieder darin, und einen Abgrund von Verwirrung, Grazie und Weisheit, die ihm überkommen iſt, und die in ihm gewachſen iſt. Darum empfehle ich's aber nicht, ſondern ſeiner ſehr ſchönen Anmerkungen wegen, die ein Anderer dazu im neueſten geſchmackvollſten Franzöſiſch geſchrieben hat; ſo geſchmackvoll, avec tant de goût, daß ſie beinahe fromm ſind. Nur über die Königin Louis quatorze — der Fürſt von Ligne ſagte: Catherine le

Grand; daß Ludwig XIV. weiblich benannt werden dürfe, siehe in den Mémoires de St. Simon — ist der Mann platt und grob wie sein Volk; sonst ist es der reinste, liebenswürdigste Emigrant. So muß man alle nennen, die mit Gewalt Gedanken wegdrängen und verwerfen, weil sie ihre Lieblings-Festsetzungen durch ihre Resultate zu Grunde richten würden. In diesen Anmerkungen ist ein vortreffliches Stück über la Norvège aus einer Reise; und noch eins aus Winckelmann: beides meisterhaft übersetzt. — Noch lese ich Troxlers Versuche in der organischen Physik. — Da ist S. 206. und 7 etwas Göttliches über den Willen. Doch dazu hast du keine Zeit. Auch Delille nur, wenn du ihn findest. —

An Frau von Humboldt, in Wien.

Prag, den 7. December 1813.

— Vorgestern früh ist Gentz abgereist; zwei Tage vor seiner Abreise nahm er Abschied bei mir, und sagte im Weggehn: „Verzeihen Sie mir alles, was ich Ihnen hier gethan habe?“ Ohne alle Veranlassung, wir sprachen von nichts Persönlichem. Mein Lächeln war beinah ein Lachen: ich sagte Ja; er wiederholte die Bitte mit denselben Worten, und küßte mir die Hand, und sagte noch: „Und bleiben Sie mir auch etwas gut?“ so in dem Ton von „bitte bitte!“ Ich sagte ganz unbefangen, und frei und äußerst mild — denn im Augenblick kann ich immer alles: und habe die größte, ja unwillkürliche Gewalt über mich: in dem Augenblick, dem ersten, wie gesagt — ja liebevoll und freundlich: „Daraus

machen Sie ſich ja gar nichts?" — „O ja! O ja!" Er küßte mir wieder die Hand, und ging. Haſt du davon eine Idee? Zu wiſſen, daß man Einen ſchlecht behandelt hat, und hoffen, er wird es vergeben? Doch ich werde nie eine Vorſtellung einer Seele haben, die ihre Lebenserſcheinungen nicht in ihrem Herzen niederlegt; in der alles wie Dekorationen nur vor der Stirn hin und hergeſchoben wird. Wie ſie beſtehen, und nur weiter leben, zuſammenhalten, iſt mir eben ſolch Räthſel. Kurz, worin das Herz dumm iſt, darin iſt man ſelbſt dumm. Und glaube mir, Freundin, mein Herz iſt anders; und ſo verſtehe ich auch, immer von neuem, dieſe Sorte nicht; trotz des Wiſſens und Erkennens. Darin aber, daß ich ihm vergebe, hat er ſich geirrt. Das ſchrieb ich ihm auch, — und ließ es ihm von ſeinem Kammerdiener im erſten Nachtlager abgeben, — lieben würde ich ihn, weil ich ihn geliebt hätte. So iſt's auch; und bleibt's. Es war ein ſehr ſchöner Brief; den er auch nicht verſtehen wird, wie ich ihn verſtehe; aber ich habe ihn aus Bedürfniß geſchrieben, und aus Rechtfertigung. Ich will damit gerechtfertigt wiſſen die Möglichkeit der Behandlung, die ich auch nun für ihn im Herzen trage. Mir iſt, zu Applaudiren und Liebe zu geſtehn, zu äußern, wenn ich ſie fühle, wie dem im tiefſten Italien Gebornen Bedürfniß: und eine Äußerung, die immer da iſt, ehe ich ſie bedenke, zähme, ordne. Ändert aber ein Freund mit Gewalt mein Herz gegen ihn, ſo iſt's mir's unerträglich, und Laſt, wie die größte Lüge, der größte Betrug, bis er dies weiß. Darum allein auch bedarf ich nie der Rache, kann ich mich nicht rächen, und habe mich nie gerochen. Mich dünkt immer, wenn

ich Gentzen nicht mehr Liebe wie sonst, ihm nichts zutraue, ihm Alles muß, so ist die ganze Rache in Erfüllung: und ich habe ihm alles genommen, alles angethan. Hier hast du mein tiefstes Herz: einen Theil davon, den ich noch nie aussprach. Ich schrieb Gentz mit großer Liebe, noch ganz verliebt; aber wie attentirt wäre ich, schriebe mir Einer so, darauf verwuthete ich alles, was sich nur ereignen will. — — Die wandelt Gentz, sagst du mir, nur wie ein Traum der Jugend. Wenn es wahr ist, daß ich alt bin, so habe ich meine Jugend mit herübergenommen: mir wandelt nichts wie ein Traum von daher. Wachenden Herzens ergriff ich dort; wo sollte der Traum herkommen? Ja, eine jede Härte meines Vaters, jeder Mord eines Jugendmomentes, kränkt mich noch, und tiefer und verständiger, und verzweiflungsvoller als damals. Was ist unser Leben, wenn darum Daseinsmomente ihre Wichtigkeit und Wirklichkeit verlieren sollen, weil sie in der Vergangenheit liegen? Wie könnten wir dann nur Gegenwart, Zukunft, Wünsche, Schätzenswerthes fassen? Auch in der Vergangenheit wird dir Gentz auch nur ein Traum gewesen sein: und dann ist es richtig, und gut. — Ich bin auf Gott, auf Ewigkeit gestellt; wie du es für mich wünschest. Kenne aber Gott nur in und durch seine Welt; Frevel, Lüge wäre es von mir, anders zu sagen; und die Ewigkeit liegt bei mir nicht nur in der Zukunft; jetzt ist auch ein Moment Gottes. Aber gottergeben bin ich: grade da, wo ich nichts mehr fasse und begreife. Dieß, und Verwirrung, und Verfolgung fühlen, ist der ganze Schmerz im Leben; diesen, als Schmerz, und doch willig annehmen, ist alles was ich kann.

Die Natur des Daſeins aber, die mir Gott gab, kann nur er, nicht ich, ändern. Klarer und klarer werden mir auch meine Gegenſtände des Denkens. Kannſt du ruhiger ſcheinen, ſo bedenke, daß die mehr in der Welt gelungen iſt; und mir außer dem Athmen, und Denken, und Beſſerwerden, das natürlichſte Daſein ſtets verſagt iſt. Das halte der Teufel mit Grazie aus! Verzeihe mir! auch dieſen Brief, dieſe Repliken, und dieſes gros mot! — —

Habe die Güte Fräulein Saaling beifolgende Quittung zukommen zu laſſen. Ich hatte noch Socken und Schuhe, und ich fragte öſterreichiſche Offizierfrauen — meine Nachbarinnen —, wo ich dies und anderes am beſten hinzuſchicken habe; ſie antworteten mir, ſie und ich wir wollten es ſelbſt übernehmen, und einzelnen Bedürftigen vertheilen, das ſei am beſten und ſicherſten. So thaten wir. Vor fünf Tagen hat mich die Frau Oberſtburggräfin zu ſich zitiren laſſen: gewiß wegen der Hemden. Ich darf aber nicht ausgehen. Nun ſchrieb ich der Baronin Heer ein oſtenſibles Billet, damit die Soldaten nicht auf meine Krankheit zu warten hätten. Die Baronin ließ mir ſagen, ſie würde kommen, war aber noch nicht da. Referire dies gütigſt den Arnſtein'ſchen Damen. Und wie neſſlig ich zu ſchreiben war. Bei Gott es war wahr! Für Goethe küſſ' ich die die Hand. Dieſen Gott laſſen ſie nicht ungeſchoren! Ich will's verſchweigen, wie Gentz ſich darüber als Maulwurf, blinder, wühlender, anderthalbſinniger äußerte. Lebe wohl, Theure! dich zu ſehen, iſt meine ganze Hoffnung jetzt. —

An Varnhagen, in Holstein.

Prag, den 1. December 1813.

— Die Gemüthsbewegungen waren diesen Sommer zu stark für mich. Angst, Sorge, Aerger, Mitleid. Und was ich hier sah!!! Nie sah ich so den Krieg. Im September war ich schon krank, und wollte doch die Soldaten nicht weggehen lassen, also ging ich immer auf den Flur zu ihnen mit Fieber; zuletzt ließ ich sie schaarenweise vor mein Bette kommen; es war an fort ihrer Leiden. Ein Schuft wäre ich gewesen, hätte ich nichts davon leiden wollen. Ich wußte es sehr gut, ich fühlte wie es mir schauderte, aber es ist mir noch eine Wonne! Ich mache mir so bei jeder guten Suppe, bei jedem guten Bissen ein Gewissen. Nun sind wir hier ruhig: aber in ganz Deutschland, in Holland, überall hiebt und schießt man in Menschen, in weichst, schmerzfähiges Fleisch, Adern und Gebein. Wird einmal, heißt, mißhandelt! Ach von meinen Jägern, die den ganzen Tag bei mir sind, weiß ich jedes Detail. Da bist du bewundert gegen den bösen Daveust. Und doch wollt' ich nicht, sie wären zu Hause. Ich kenne einen sehr braven Jäger L. aus Lübeck. Sein Vater ist dort Uhrmacher, und ursprünglich ein Bauer. Kannst du den Mann wissen lassen, daß sein ehrlicher braver Sohn hier bei mir ist, so thue es. Der preußische Generalchirurgus hier hat ihn mir aus einem schweren Nervenfieber gerissen. Marwitz lief immer zu dem Arzt: Lang, er ist durch; und erblühte mir recht wieder unter den Augen. Ich equipire ihn ganz. Und mache ihn während seiner Genesung jeden Tag eine kleine Freude. Auch ist er

viel bei uns, und dieſe Diſtinktion und mütterliche Freundlichkeit ſtärkt und freut ihn am meiſten. Kann ich mir irgend etwas unter einem muthigen, braven, gut gearteten deutſchen Jüngling denken, ſo iſt er's. Dabei iſt er in Berlin erzogen, ein Erz-Preuße, und Berlin ſein Leben. Ich tadle ihn wacker, und lehre ihn die Welt ſchonen, lieben und anſehen. — Wie Preußen werden vergöttert: und in Tapferkeit, Betragen und Sitte angeſtaunt. Wie ich zum Guten und zur Beſcheidenheit ermahne, kannſt du denken! Ich möchte ſagen, ſehr lieber Freund, ich folge dir! ſo gleich denke ich über alles mit dir: ſo freue ich mich über jedes Thun von dir, ſo billige ich in tiefſter Seele jedes Wort, jeden deiner Ausdrücke! Beinah habe ich dir nichts zu ſchreiben. — Man lobt mich in Wien, Breslau und hier ſehr. Dies aber bloß, weil ich das Glück hatte, für die Soldaten etwas zu erlangen; die Thätigkeit hätte mir niemand ohne das Gelingen berechnet. — Es freut mich, ausgeſtoßen wie ich war, ohne Vermögen, Stand, Jugend, Namen, Talente, zu ſehen, daß ich doch meinen Platz in der Welt finden kann. Deinen Beſitz, deine Hülfe rechne ich eben an: aber warum liebſt du mich? bloß weil ich rechtſchaffen bin, und das Andern gönne und thätig ſchaffe, was ich ſelbſt genau will. — A. Mendelsſohn beträgt ſich gegen mich ganz ausgezeichnet freundſchaftlich, thätig und zuvorkommend, und hat ſich als wahrer Freund und eigentlicher Bruder gegen mich bezeigt, indem er mir da bat en blanc hier einen Kredit machte; weil ihm einfiel, es könne mir angenehm ſein! er hat das letzte Geſchäft mit einer Pünktlichkeit und Aufmerkſamkeit zu meinem Vortheil beſorgt, als wäre ich eine

Mädgen, deren Gunst er sich schaffen wollte. Außerdem betrügt er sich in diesem Krieg, und betrug sich hier in Prag, wie der größte Weltpatriot: man kann nicht edler. Auch hat er nun eine Freundin an mir, und einen Freund an dir. —

Den 9. Januar 1814.

— Hier hab' ich herausgegrübelt: Schicksal und Glück sind mir nicht gut; Gott und Natur lieben mich aber. —

— Wenn mir Gott Menschen schickt, bei mir ist kein Athemzug, kein Pulsschlag, kein Blick verloren. Drum bin ich so außer mir, wenn mir die Nächsten fehlen. Eltern, Geschwister, Geliebte! Weil ich an Gottes reinem Altar jedes niederlegen würde; im frischen reinen Herzen hintragen! —

An Frau von Grotthuß, in Dresden.

Prag, den 2. Februar 1814.

Arme liebe theure Freundin! Und in welchem Zustand muß dein Brief mich! Auch heute werde ich dir nur in den kürzest abgebrochnen Perioden das Nothwendigste schreiben: Wisse also kurz! Ich bin nach tausend Noth, Angst, Kränkungen, Mühe und Sorgen, endlich den 9. Mai 1813. aus Berlin dem Landsturm entflohn; ohne Schutz. Kam den vierten Tag nach Breslau, wo ich vier Tage blieb, und von dort nach Reinerz getrieben wurde, von dort wieder weg mußte, und direkt hieher fuhr; die Gräfin Pachta war zwanzig Mei-

Meilen von hier auf einem Gute, und antwortete mir also nach Reinerz, nur als ich ſchon weg war: als ich die letzte Poſt von hier war, mit ganz Preußen, erfuhr ich, daß man hier kein Unterkommen fände, und ſah es auch ſchon unterwegs. Ich ſchickte dem Grafen Bentheim einen Boten hierher, und ſprach ihn um ſeinen Schuz an, — meine Seele hatte ſich ſchon längſt an dieſe Flucht denkend nur auf ihn verlaſſen —, er verlieh ihn mit ganz, und ich flieg bei einer Freundin von ihm ab. Dieſe beiden waren für mich wie Geſchwiſter. Alle alte Freunde nichts. Auch hier erlebte ich noch große Angſt, große Noth. Und die größten Evenements für mich. Tauſend und tauſend Menſchen konnte ich helfen, beiſtehen, ſchüzen, unterſtüzen, tröſten. Unſer ganzes Land ſah ich hier. Es ſchwoll mein Herz. Perſönlich verlor ich alte, ſechszehnjährige Freunde, die ich in eilf Jahren nicht geſehen hatte, die Pachta drunter, die nicht kam, und noch nicht hier iſt. So kam die Kulmer Schlacht; unſere von Platzregen begoſſenen Straßen waren mit unbehauſten Verwundeten bedeckt. Meine Landsleute! Ich ſtürzte auf meine Knie und ſchrie zu Gott. Er gab mir einen Brief nach Wien ein, und Geld, unzählige Kleidungsſtücke und Wäſche erhielt ich. Frauen ſtanden mir hier bei: und ich ließ kochen; und half. So lange bis ich unpäß wurde; dies aber der Verwundeten, Darbenden wegen nicht achten konnte; ich wurde kränker, mußte mich im Oktober legen: arbeitete doch: ſtand wieder auf, ward immer kränker: die Agitation dazu; alle Preußen kamen zu mir, jeder ſchnitt mir in's Herz. So ging's, mit tauſend Ereigniſſen, die nur

zum Exzeß sind, vermischt. So kam Dezember; da wurde meine freundliche Wirthin heftig und gefährlich krank: ich pflegte sie, selbst krank: sechs Wochen quälte ich mich mit Wirthschaft und allem, wie du bei Grotthuß. Ich wurde immer kränker: den letzten Montag vor sechs Wochen schlepp' ich zu Bette, wo ich noch liege. — Auch nur mündlich! Wie von meinen Gebeten, Gelübden, wie sie Gott annahm und erhörte. Dir darf ich mit Gottes Erlaubniß so etwas erzählen. Dies ist meine ganze Liebe zu dir. — Offenbart sich uns des Allmächtigen Willen so hart? Amen! Er weiß es: ich bin ganz ergeben: und denke mir wahrlich Gutes aus während unverständlichen Leiden und Schmerzen; damit auch schon jetzt für mein Bewußtsein welches daraus entstehe. Anders weiß ich Gott nicht zu dienen; mich nicht aus der Verzweiflung zu ziehen: von den schweren, schlechtern, wirklich nur Nebenmomenten, mag' ich dich nicht zu unterhalten: die sind keine Resultate, keine Stufen meiner Ausbildung, sondern die harten Knorren darauf. Hier hast du deine Freundin ganz in Skizze. — Den 4. Oktober kam Gr. Bentheim von Kulm zurück, und errichtete hier als General die deutsche Legion; bis vor kurzem. Der war mein Trost. Er behandelte mich, wie einen Bruder behandeln sollten. Bis den Oktober war Ludwig Robert hier, den ich von Reinerz aus mitgenommen hatte, und der jetzt mit dem Grafen Golofkin ganz brillant in Stuttgart lebt. Varnhagen ist russischer Hauptmann, beim General Tettenborn; lebt nur in mir: und sagt's der ganzen Welt. Wie er's mir zeigt und sagt, sollst du aus seinen Briefen sehen, von mir hören; und wie er sich

geändert hat, und vervollkommnet, ſelbſt beurtheilen. Läßt mir Gott dies Glück, einen ſolchen Freund zu behalten; ſo darf ich nicht mehr klagen, wenn auch nur ein Viertel noch von mir lebt. — Schreib mir, was du beginnſt. Und was Goethe vornimt. Denn dieſen Schutt der Erde auch nur noch Einmal mit meinen Augen zu erreichen, heilt mich, ich weiß es. Und etwas Troſt muß ich jetzt haben, ſonſt ſterbe ich wahr und wahrhaftig. Zu viel kam, zu viel hinter einander. Seit zwanzig Jahren crescendo, und ** dissimo. Geſtern ſchrieb mir Frau von Humboldt, ſie bliebe nur bis zum Mai in Wien, und machte dann eine Reiſe, oder ginge nach einem Bade. Ich frage ſie, wohin. Vielleicht ließe ſich dies alles mit deinem Aufenthalt kombiniren. — Du fragteſt mich, Liebe, nach einer Stiftung bei uns, von der auch ich nichts weiß; zu gleicher Zeit ſagteſt du mir auch, du wolleſt die etwas abſparen, und es den Landsleuten reichen laſſen. Kannſt du etwas geben, ſo gieb es Einer, die ich dir vorſchlagen werde, und wenn du es nach meinen Worten eben ſo rechtmäßig findeſt, als ich. Es iſt die *. Ihr Unglück geht in's Große; nur ihr Karakter, und meine Verehrung für ſie, mag es überſteigen. — Sie leidet reell durch den raſenden Krieg, wie ein Verwundeter, wie ein Verplünderter. — Ich füge dir nichts mehr hinzu, als daß ihr ganzes Schickſal ein hiſtoriſches, nicht abzuwendendes, altteſtamentariſches, ja der Fluch iſt, dem die Kinder ſeiner Anhänger vergeblich auf allen Erdpunkten entfliehen! —

Prag, den 24. Februar 1814.

Obgleich tauſend Dinge mich umgeben, die alle mit Ungeduld mich abrufen vom Schreiben, obgleich tauſend andere ſich verdrängen, und gleich zuerſt geſchrieben ſein wollen, obgleich ich ſeit Freitag von unſerer gewonnenen Schlacht in Frankreich weiß, ſo daß ich ganz mich und alles Leid vergaß: ſo laß uns doch zuerſt von unſerm verehrten Lehrer und Freund ſprechen, dem ich Ehre und Leben in die Hand gegeben haben würde, ohne noch hinzuſehen; dem ich das tauſendmal in die Augen hineindachte, und nie ſagte, welches ich jetzt grimmig bereue, weil einem Menſchen von andern edeln, denkenden, nichts Höheres werden kann, und wozu ich Elende nie den Muth hatte! Laß uns von Fichte ſprechen! — Deutſchland hat ſein eines Auge zugethan; wie ein Eindugiger zittere ich nun erſt für das andere! Ich nenne Keinen; wie die Griechen die Furien umgehen, und wahre Hetzensangſt es immer thut! Nun kann ja Unverſtand, Lüge, Irrthum auf dem ganzen Grund und Boden der Erde umherwuchern, und wie üppiges, ungeſteuertes Unkraut ihr alle Kräfte wegnehmen und ſich aneignen; Keiner rottet es mehr aus; pflanzt, befördert, macht ihm Platz, ſäet ihn aus, den reinen nährenden Waizen, der Geſchlecht zu Geſchlecht verbeſſernd zu geleiten vermag! Fichte kann umfallen und faulen! Das iſt nicht Zauber? Krank wie ich war, fand ich es vorgeſtern unvermuthet in der hieſigen Zeitung „aus Berliner Blättern.“ Ich weiß nicht, ich war beſchämter, als erſchrocken; ſo gedemüthigt! faſt beſchämt, daß ich leben geblieben, und dann wieder eine wahre Furcht vor dem Tode empfindend. Wenn

Fichte sterben muß, dann ist niemand sicher; mich dünkte immer, Leben schützt vor dem Tode: wer lebte mehr als der? Tode ist er aber nicht, gewiß nicht! — Fichte konnte also nicht erleben, daß sich die Länder vom Krieg erholten, Zäune wieder aufgebaut würden, dem Bauer geholfen, den Gesetzen nachgeholfen, daß die Schulen sich wieder herstellten und füllten, daß gewitzigte Staatsleute ihnen von den Fürsten Schutz verschafften! daß Gesetze erfunden und ausgeheilt würden, daß die Denker frei, ohne den Augenblick zu schaden, sie Volk und Regenten zur Geistesprüfung vorlegen dürften; dies selbst ein Glück, zu aller Zukunft Glück! Der Mann, der dies, und also Deutsches, was allein so genannt werden dürfte, nur einzig und allein beabsichtigte, mißverstanden von den meisten Mitlebenden! Also auch er soll nicht aufgehn sehn, was er aus den dunkeln Schluchten, im Schweiße seines Angesichts, in dem ganzen Aufwand seiner Seelenkraft hervortrieb? — Lessing! Lessing liegt auch; von Wenigen nur nicht vergessen; und mußte kämpfen um das, was jetzt platt in jeder Zeitung stehen darf, um das, was solcher Gemeinplatz geworden ist, daß sie den Erfinder vergessen, und es in stupider Albernheit nur ihm nachsprechen dürfen! Und was würde er jetzt wieder den Andern vorsprechen! Wie würde er sie über ihren Dünkel abkappen; sie polemisch, lebendig überführen, ihnen zur rechten Minute Völker und Geschichte vorrücken, in die blinde Aufgeblasenheit Löcher reißen, und ihnen die Aussicht für That und Sache öffnen und frei machen, mit Ernst und Spott. Dieser Mann mußte sich mit einem Gorze abringen, und Schutt wegräumen, der damals fest und gerade stand

wie unſere Gebäude. So auch Racine und Voltaire und alle die Andern, die ſie jetzt verachten wollen, weil ſie die Zeit nicht faſſen, in der jene leben mußten. Racine mußte große Kränkungen erleiden, große Korreſpondenzen führen, weil ſein Sohn Manſchetten angehabt hatte, und in einer gewiſſen Schule darum nicht mehr geduldet werden ſollte, und mußte dieſen jungen Menſchen deßhalb ſchelten, und ſich anklagen und entſchuldigen! Eine vornehme Dame wurde krank, und von ihrer Tochter verfolgt, weil dieſe rechtgläubig, und die Mutter es nicht war! Mit Gewalt ſchickte man einem Dichter, welcher krank wurde, die Sakramente! Und dieſe Leute ſollten davon ſprechen und ſchreiben, was jetzt vorgeht? Die Religion der Jetzigen iſt prahleriſcher, als der Abſcheu jener vor den nur herrſchenden Ceremonien derſelben. Leſſing, Fichte! und ihr Ehrlichen alle, möget ihr unſere Fortſchritte ſehen, und uns mit euern ſtarken Geiſtern ſegnen! So denke ich mir Heilige, begabt von Gott, geliebt von ihm, ihm treu. Selig ſei unſer ehrlicher Lehrer! —

Prag, März 1814.

Jetzt fällt mir oft ein zu ſagen: „Ich mag nicht von ihm ſprechen, ich bin böſe auf ihn, und kann ihm nur Gerechtigkeit widerfahren laſſen.“

„Warum ſollt' ich nicht natürlich ſein? Ich wüßte nichts Beſſeres und Mannigfaltigeres zu affektiren!“

An Varnhagen, in der Champagne.

Prag, Sonntag den 20. März 1814.
Morgens, 9 Uhr, im Bette.

Mein Brief von geſtern an dich war wieder ſo gut, als gelogen; obgleich er mit der höchſten Wahrhaftigkeit geſchrieben war. Weil er das Ende verſchiedener Stimmungen und Gedanken ausdrückte, die mir ſeit einer ſehr kurzen Zeit ſchon alt geworden waren; weil ich aus Schwäche nicht ausführlich werden konnte, mir jetzt häufige und helle Gedanken kommen, aber noch ſchneller als ſonſt verſchwinden, und mir nur wie ein Wetter ihre Reſultate als Frucht zurücklaſſen. Ich bin ſo geplagt von Gedanken, Vorſtellungen und Einfällen, daß ich mir Blätter bereitet habe, um ſie wo möglich gleich hinzuſchreiben; für dich und mich: dies hier als erſtes zu Ergänzung des geſtrigen Briefes. Es klang accurat, als ſei ich nur aufgebracht gegen dieſen und jenen, die mir denn Alle, und alles, was man mit ihnen vorhaben kann, klar gemacht hätten. So war es wohl auch: denn obwohl ich in einem durchdringenden Blick eine nicht irre zu machende Überzeugung von den Menſchen habe, als zuſammenhängendſte Naturgabe aller meiner Eigenſchaften, ſo kann ich mich in gröblichem Irrthum befinden, ohne mich über diejenigen, ſo zu ſagen, die ich vor mir habe, zu irren. Weil ich mich zu der raſenden Willkür, einen einzelnen, groben, gemeinen Fall anzunehmen, den Menſchen, welchen ich grade vor mir habe, ihn ausführen zu laſſen, nicht entſchließe. Ich will nicht ſagen, entſchließen kann: nicht entſchließen mag. Ich beſchimpfe, verunreinige dadurch mich ſelbſt! Was einer fähig iſt, weiß

niemand beſſer als ich: niemand geſchwinder. Dieſe Pretention alſo, und jene Entſchlußloſigkeit, machen nun, daß ich auch eine doppelte Behandlung für die Menſchen habe: eine voller Betrogen und Vorausſetzung — procédé auf gut Deutſch — äußerlich; und eine richtende, ſtrenge verachtende oder vergötternde, innen. Leicht kann ein jeder mich inkonſequent, feig, biegſam und furchtſam — wieder auf Deutſch: lächs — finden, und glauben, die beſſere Überzeugung komme bei mir nur vor- oder nachher, und der Augenblick könne mir Leidenſchaftlichkeit über Sinn und Verſtand werfen. Mit nichten; nie hab' ich einen klareren, immer gleich ſo klaren, Menſchen gefunden. Da aber bei mir ganz kleine Züge über den ganzen innern menſchlichen Kernwerth für alle Ewigkeit, d. h. ſo lang des Menſchen Komplexion dauert, entſcheiden, ſo wird es ja unmöglich, daß ich ihm zeige, wofür ich ihn halte, was ich von dieſem beſtimmten Umſtand, in welchem wir uns befinden, denke!! Sie müßten mich für raſend halten; oder ich müßte ſie vergehen ſehn, als ſich ſelbſt verdammendes Unding. Denen bleibt mir ſchweigen, ſchonen, ängſten, meiden, betrachten, zerſtreuen, gebrauchen, ungeſchickt wüthig ſein, und noch obenein mich mit großer Geläufigkeit tadeln zu laſſen, von ordentlichen Thieren! Dir konnt' ich die Wahrheit ſagen: Einmal war es möglich; und daraus entſtand unſere Freundſchaft. — Freundſchaft, welch ein Wort! —

Montag, den 23. März 1814.

So wie man manchen Menſchen nirdlich, hübſch oder angenehm finden muß, wenn man auch keinen einzigen Zug

in ſeinem Geſichte, oder kein Glied an ſeinem Körper als richtig angeben kann, ſo hat T. durchaus etwas unangenehm Unanſehnliches, ohne daß man beſonders auffallende Diſformitäten im Einzelnen gleich entdeckte. Sie weiß das ganz genau; und der Eindruck, den ſie von jeher machte, hat auf ihre Art ſich darzuſtellen, und auf ihre ſowohl alleroberflächlichſte und leiſeſte, als auch heftigſte und tiefſte Äußerung den beſtimmteſten Einfluß: dieſe Art der Darſtellung ihrer ſelbſt nimt man aber (mit hinlänglichem Rechte zwar auch) für ihren Karakter; der aber in des Herzens Mitte ſich recht eigentlich geflüchtet hat, gegen die rohe, flache Vorausſetzung, und von der ihr ſelbſt nur zu mißfälligen Erſcheinung ihrer ſelbſt. Zum Beiſpiel iſt ihr mit das Gräßlichſte: Verlegenheit; für ſie oder für Andre beinah gleich; und in den allerpeinlichſten, unerträglichſten Augenblicken einer ſolchen zeigt ſie ſich immer dreiſt, thätig und mit Geiſtesgegenwart; und kein Menſch erahndet auch nur bei ſolchen Gelegenheiten, wie ihr ungefähr iſt. Sie loben ſie immer wegen ihrer Unerſchütterlichkeit, oder wie ſie es ſonſt nennen: wenn ſie ſich aus Schamhaftigkeit aufopfert, und ganze Hiebe im Herzen bluten läßt, ohne nur ſich hinzuwenden, oder einen Wehlaut daraus hervor zu laſſen. O! Maske, Maske! Du biſt keine Maske; wer kann dich losmerden, wenn du eine Mitgift biſt! Masken durchzuſehen, iſt eine wahre Wohlthat für das Menſchengeſchlecht. Dieſe Wohlthat übt T. im höchſten Sinn und viel in der Welt. —

Zwei unausſprechliche Fehler hab ich aber: und die kennt niemand. O! könnt' ich ſie darſtellen, wie ich ſie kenne! Jede

Eigenschaft wird einer, die man nicht registrirt kann. Es ist mir nie gelungen, und ich verzweifle nun auch ganz dran. Drum beicht' ich sie gern. Ja, denk dir, es existiren zwei Abbildungen von mir, ein Basrelief von Tiecks frühster Arbeit, und das Bild, welches bei meinem Bruder hängt; beide sind' ich sehr ähnlich: und es sind die widerwärtigsten Gesichter für mich, die ich kenne. Bloß, weil ich jene Eigenschaften bis zum langgezogenen Fehler darin sehe. Auch in noch zwei andern Menschen ihren Gesichtern — die sehr hübsch sind — kenne ich sie, nur im leisesten Grad, und doch sind sie schon Karikatur. Beide Personen haben auch diese Züge im Karakter. — Die beiden Eigenschaften aber sind: eine zu große Dankbarkeit, und zu viel Rücksicht für menschlich Angesicht —. Eher kann ich nach dem eignen Herzen mit der Hand fassen, und es verletzen, als ein Angesicht kränken, und ein gekränktes sehen. Und zu dankbar bin ich, weil es mir zu schlecht ging, und ich gleich an lauter Leisten und Vergelten denke; auch weil nur ich immer leistete, dies letzte ist ganz leidenschaftlich und mechanisch zugleich geworden. Dies alles kommt daher: weil die holde, freigebige, sorglose Natur mir eins der feinsten und starkorganisirtesten Herzen gegeben hat, die auf der Erde sind; weil ich keine persönliche Liebenswürdigkeit habe, und man es also nicht sieht: weil auch mein rauher, strenger, heftiger, launenhafter, genialischer, fast toller Vater es übersah und es brach, brach. Wie jedes Talent zur That zerbrach, ohne solchen Karakter schwächen zu können. Nun arbeitet dieser ewig verkehrt, wie eine Pflanze, die nach der Erde hinein treibt: die schönsten Eigenschaften wer-

den die widrigſten. Du wirſt es ganz verſtehen! Ich wäre ein ſehr, für Aller Augen, verkrüppeltes Geſchöpf geworden, läge nicht großartige Betrachtung der Natur aller Dinge in mir, und jenes Vergeſſen der Perſönlichkeit, ohne welches die genialiſchſten Menſchen auf der Erde, und in jeder Wiſſenſchaft, keine wären. Dies iſt der einzige Leichtſinn, den mir der doch gütige Gott mitgegeben; und die einzige Grazie in meiner ganzen Natur. Zugleich mein Glück, die Sphäre meines Gebets — jeder Erhebung — mein eigentlichſtes Daſein, die expanſive Möglichkeit zu fernern Exiſtenzen, das höchſte Leben, welches zu anderm Leben hinauf glimmt und flammt. Und denk dir, Freund, dies war der Sinn, in dem ich dir geſtern ſchrieb: „Die Geſellſchaft könne mich für ein Müllerweib anſehen, nur um deinetwillen hätte ich noch für mich Ambition;“ und nicht Zorn über dies oder jenes Ereignis. Die Geſellſchaft war mir von je die Hälfte des Lebens. Weil ich richtig fühlte, was ſie ſein ſollte: der ſich bewußte, behagliche Verein im Genuß und Weiterbringen alles menſchlich ſchon Geleiſteten. Durch keinen Kampf aber muß man in ſolchen Bildungskreis, wo Natur und Geiſtesausbeute ſich durchdrungen haben, gelangen! Wie zu keinem Glück! Den Kampf alſo, bin ich ſatt; weil ich ihn nicht zu führen verſtehe; weil ich ihn verachte, mit dem Schickſal, welches mich dazu verdammen konnte. — —

Keine Beſchreibung von dem, was man in der nun ſchon zum hundertſtenmale zerſtückelten Geſellſchaftswelt finden kann, die doch nur bis jetzt ein zerhacktes Gemeng der griechiſchen, römiſchen und bibliſchen bleibt. Es iſt kein großartiger Ur-

ſprung darin, der ſich an eine Lokalnatur lehnte, die einem wichtig von den Religionen-Erfindern geſchrien! — von Gott überliefert wird! Wir ſind Alle wie Frühlingsgebirgswaſſer, welches erſt ablaufen muß. Kein Meer, kein Strom, kein Quell. Leben genug iſt in einem ſolchen Waſſer auch! das weiß ich. Wenn ich oder du nicht mitwirken können, das heißt Gutes vom Tag für den Tag — eine Einrichtung dazu iſt beinah nicht vorhanden, — ſo ergötzt mich die große Welt gar nicht ſo! Noch dazu jetzt, in ihrer Armuth und Zerſtörung. Was hab' ich an getäfelten Zimmern voll Menſchen, für welche die Natur, die Natur keines Dinges, keine innere Erhellung, kein Wunder der Nerven, noch des Geiſtes, noch des Herzens exiſtirt! — — Und zu dem Genuß, welches mir nur der Ehrgeiz — Mittel zu einem Zwecke — erträglich machen kann, und ſein Spiel und ſeine Spannungen, zu dem ſollt' ich mich noch ohne Zweck hinarbeiten wollen? — Dies kann ich nicht mehr: ich ſehe ſie ja noch immer, dann und wann, und immer für Alle. Iſt man darin, à la bonne heure! Auch iſt Bewegung wie alles. Nur nicht vorzugsweiſe. Dies wollt' ich dir geſtern ſagen. Und wie hab' ich dir ganz etwas anders geſtern ausgedrückt! — —

Nachmittags.

Noch Eins! Wo nichts von Natur verhandelt wird, durch Sehen und Hören, Auseinanderſetzen; Muſik, Bildnerei irgend einer Art vorkommt, da halt' ich's gar nicht mehr aus. In der Länge zur Frequenz nicht. —

Noch vom Montag, den 28. März.

Auch ist es L. ganz und gar nicht schmeichelhaft, wenn Einer nach und nach von ihr eingenommen wird; dies ist ihr so bekannt, so gewiß, wie den großen berühmten Schönheiten mit Unrecht ihre Eroberungen und Anbeter. Schon ihrem Freund Gualtieri, wenn ihr der sagte: „Sie sind ordentlich hübsch, wenn man Sie lange ansieht," oder was er sonst dergleichen hervorbrachte, antwortete sie: „Ja, ja, wie Azor, man gewöhnt sich daran." Dann wollte der außer sich gerathen. Die Beiden waren komisch zusammen. —

Prag, den 29. März 1814.

Die Geschichte der Madame de la Pommeraye in Diderot's Jaques le Fataliste ist für mich viel tragischer, als die von Romeo und Julia im Shakespeare. In jener ist gar kein zufälliges Unglück, welches sich zu dem der Liebe noch erst gesellen müßte. Die Frau muß ihr größtes Leid erleben, worein sie nicht willigen will; sie schafft sich Rache, die ihr gelingt, sie drückt sie fest auf das schmerzende Herz. Vergeblich! dem Feinde ist Glück in der Liebe zugedacht, er findet es in der Schande, die sie ihm bereitete, weil ein Gott ihn segnete, aber von ihr sich wendet, und allein muß sie bleiben, mit dem Schaden für's Leben. Das hat Diderot sehr richtig gefühlt, und auch er allein nur, meines Wissens dargestellt. Das ist nicht tragisch, was andere Moralisten zeigen; wie man sich selbst schadet, was man vermeiden könnte, wie man sich Unglück zuzieht, wie man mit den Göttern wählen sollte und nicht ohne sie, wie innerer Friede schätzenswerther als

oder Gewünschtes sei. Tragisch ist das, was wir durchaus nicht verstehen, worein wir uns ergeben müssen; welches keine Klugheit, keine Weisheit zerstören noch vermeiden kann; wohin unsere innerste Natur uns treibt, reißt, lockt, unvermeidlich führt und hält; wenn dies uns zerstört, und wir mit der Frage sitzen bleiben: Warum? warum mir das, warum ich dazu gemacht? und aller Geist und alle Kraft nur dient, die Zerstörung zu fassen, zu fühlen, oder sich über sie zu zerstreuen. —

Sollte Goethe mit Bedacht im Wilhelm Meister alle diejenigen, denen die Liebe das ganze Leben in sich aufnahm, haben sterben lassen? Sperata, Mariane, Mignon, Aurelie, der Harfenspieler?

Und sollte er die beiden Texte zu dem Buche in dem Buche kennen? die des ganzen Werkes Keim sind, aus dem es nur Goethe's Geist, wie Sonne, hervortrieb? — die Bemerkung nämlich, „daß jeder Fluß, jeder Berg genommen sei auf der Erde," und dann das, was Meister Aurelien, vor oder nach seiner Verwundung an der Hand, sagt: „O wie sonderbar ist es, daß dem Menschen nicht allein das Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt ist!" Dieses Netz von Witz, in dem uns die Götter hier gefangen halten, in welchem wir errathen, leben, arbeiten, beten müssen, und durchschauen und durchgreifen können. Für möglich halten wir manches; das was nicht ist, ist unmöglich; wenn wir das immer wüßten und dächten, thäten wir nichts; und kein Buch würde wohl geschrieben mit seinen Voraussetzungen, Bildern Beweisen und Erörterungen.

Darum finde ich auch in Goethe's Tasso das tragischeste

Ereigniß. Ganz ſeiner innerſten Natur zuwider, muß er ſich am Ende an den halten, der ihm das Abſcheulichſte iſt; im Kampfe mit der Seligkeit ſeines Herzens überwunden, ſie fahren laſſen; und endlich, um das Vernünftige zu ergreifen, die Seele nach der unnatürlichſten Lage hinrenken; und ſo das Herz in fremden, rauhen Gehegen ausſtrömen laſſen, welches geboren war, nach ſeinen ſelbſt erkornen Himmeln zu ſtrömen. Solcher Todtſchlag bleibt ein ewiger Schmerz: iſt nicht zu bekämpfen, nicht zu ändern, und einzig tragiſch.

Montag, den 11. April 1814. Am zweiten Oſtertag, als man in Prag die Einnahme von Paris erfuhr.

Shakeſpear ſagt: „So ſoll ich denn mit fremden Augen in die Glückſeligkeit ſchauen!“ Wie vor einer ausgehungerten Stadt, können einem ſehr Unglücklichen alle möglichen Lebensmittel vor dem Herzen vorbeiziehen, und kein Korn, kein Tropfen Nahrung hinein kommen; er ſieht den Reichthum, und nimt Theil an der erquickenden Fülle der Andern, und feſte Thore verſchließen auf ewig ſein Herz. Einem ſolchen beneidet und tadelt man oft noch Eitelkeit: ach! und er vermag gar nicht eitel zu ſein, im Grunde!

Holde, reiche, milde, troſtvolle Natur, nim ihn auf in deinen unendlichen Schooß! verwehe ihm Menſchenſpur aus dem geängſtigten, mißbrauchten, von ihm ſelbſt mißbrauchten und mißverſtandenen Herzen: verleihe ihn ein in dein Geſundheitathmen, vereinige ihn mit Element und Wetter! daß er, ſelbſt geſund, durchſonnte Atmoſphäre athme, einſauge, empfinde, und mit ihr einverſtanden ſei, durch frei bewegten

Organismus der Glieder, und ſeines Geiſtes; daß er kein Verhältniß, nur ein Sein fühle, und eine frohe Welt empfinde! —

An M. Th. Robert, in Berlin.

Prag, den 18. April 1814.

Nun gratulire ich die und Allen, die wahren, herzlichen Antheil an der Welt wahrem Wohl nehmen! Ich gönne unſerm König für ſeine Kränkungen, daß auch er eingezogen iſt in das Herz des monſtruöſen Reichs, das alle andere in ſeiner holden, leichten Glaubhaftigkeit zu verſchlucken und treten zu können meinen mußte. Es muß jeder franzöſiſche Soldat, jeder Franzoſe wiſſen, daß man auch zu ihm kommen kann, das wird ſie höflich im Herzen machen; und uns den Kopf oben halten lehren für eine Zeit. Daß nur Einer geopfert wird, und auf den aller Haß gegoſſen, aus den vergalltem Herzen der Menſchen, und daß man mit der lieben Nation ſich wieder befreundet, und ſie lieben darf, das freut mich. Dann bitte ich zu Gott, und hoffe es auch, daß es gut ſei, was geſchieht! Luſt mußten wir haben, das iſt ſchon ausgemacht! Das Größte ſchon jetzt, iſt mir das: daß Napoleon ſich zum Kaiſer machte; und nicht ruhte, bis er's nicht mehr war Alles er ſelbſt. Wer hätte ihn angetaſtet! Man muß es nicht vergeſſen! Kaiſer- und Königstöchter hatte er. England hinter ſeinem Meere ſogar, unterſtützte noch vor wenigen Monaten der Bourbons Proklamationen nicht. Der Mann hat ganz allein, wie Macbeth,

fünf

fünf Akte gespielt: seine Zauberschwestern kennt man noch nicht. —

Von Varnhagen weiß ich seit dem 7. Februar nichts; da schrieb er zuletzt. Nun heißt es in der Nürnberger Zeitung, General Tettenborn sei leicht, und sein Adjutant am Kopf verwundet. Ich habe in die ganze Welt um Nachrichten geschrieben seit gestern. Verlangt also nichts von mir, und seid ruhig über mich. Gestern fing der Sch. ihr Brief so an: „Bin ich die Erste, die Ihnen die Schreckenspost sagt?" Ich las nicht weiter: wollte nichts hören. Auguste schrie: „Es ist nur Marwitz!" Nur! denkt euch mein Unglück — nur! Der ist wieder verwundet, gefangen und vermißt; seit dem 14. Februar. Noch glaub' ich es nicht. Soll jeder deutsche Krieg mir solche Freunde kosten? Keiner weiß es, ich wußte es selbst nicht, erfahre es erst jetzt, wie Louis mich liebte, und mein Freund war, und geworden wäre mit dem Alter. O! Kinder! ich störe euch den Frieden! den goldenen, göttlichen, für welchen ich die Erde Gottes küßte! wie süß mein Ausgehen nach der schweren Krankheit! —

O ich vergesse das Glück nicht! daß die Völker sich erkennen lernten: wie es Ludwig Robert schön ausdrückt. — Der Franzose lernt die strengern, eckigern Nachbarn schätzen und kennen. Und weßen lernen sich die Nationen: zusammenhalten die Deutschen; hochhalten die Fürsten ihre Völker, thätig lieben diese ihre Fürsten. O ich fühle alles in meiner Noth. Gott schickt sie mir. Ich küsse das Kreuz. Er hat gewiß Recht. —

Prag, April 1814.

Morgen, liebe Freunde, werden es acht Tage, daß ich euren mich erfreuenden Brief erhielt. Die Post nach euch war schon weg, und auch Sonnabend vermocht' ich nicht zu antworten. Denn denkt euch, Kinder: ich lag im heftigsten Fieber, ja lebensgefährlich an einer Halsentzündung. Was Ersticken auf der Brust heißt, weiß ich gewiß; im Halse ist es wegen der Verbindung mit dem Kopfe noch ängstlicher, dem Gefühle nach, — und mein Erbrechen! — — Ich mußte sechs Tage am Halse warme Kräuterumschläge haben!! stand schrecklich aus! wurde die letzten Tage so entkräftet, daß ich um einen Tropfen Wein oder Kaffee bat; der Arzt versagt es streng, und sagt: So müssen Sie herunter kommen: das ist die Art der Heilung. — Nun ist der Hals wieder gut, und ich wieder Einmal zum Ausfahren schreitend. Ich stehe aber viel aus. Harte, schwere, entkräftende Heilart. Gott schickt es mir. Ich hatte zu viel Verdruß, gar keine Freude: so lange Jahre. Ich sagte es immer zu Varnhagen. Sterben sollte ich nicht; obgleich ich zweimal, auch den Aussagen nach, gefährlich war: nur tüchtig leiden, und erschwächt werden: ich kann nicht dafür! Und wenn ihr mir gut seid, will ich auch noch für uns und mich leben. Nun, Lieber, will ich deinen Brief Punkt vor Punkt beantworten: der mein Herz so heilte auf meinem kranken Jammerlager im schrecklichsten Fieber, Krampf- und Stickmoment. O! Äußert euch gut gegen mich! Ich bin einmal leidenschaftlich, und nicht nur, wie ich sehe, in der Liebe, wie man's

nennt: in allen Affektionen: ja ich beſtehe, und (jetzt eben iſt die Staffette gekommen, daß Schwarzenberg in Paris iſt. Das iſt für Jena, und weil Napoleon aus unſern Schloßfenſtern ſah; ich zittre und weine. Eher ruhte er nicht, bis man in Blut hinwatete!) glaube der Menſch beſteht nur aus Affekten: und dreiſt kann ich euch Allen die Frage machen: Kennt ihr mich nur für mich bewegt, beſorgt und thätig? Wem von euch ſein Intereſſe geht mir nicht durch und durch in's Herz? Hans! zittre und weine ich nicht ſo heftig, als für mich, wenn du mir einen Unfall von dir mittheilſt? beweintet ihr heftiger das Kind, als ich? Knie und bet' und ſchrei' ich nicht zu Gott, wenn ihr krank ſeid, als wenn ich's ſelbſt bin? Pflegt' ich euch nicht Alle, ſeit meinem neunten Jahr! Theil' ich euch nicht alles mit? Ruhr ich eher, eh ihr Intellektuelles, Angenehmes, Geſelliges, alles habe, was ich nur erreichen konnte; hab' ich je ich, nicht immer wie geſagt, und Gott weiß, wie ewig gedacht! Ich bin kein ſtockiger Selbſtler: ein freudiger, empfindlicher Lebensverbreiter! Und viele Fehler müßt ihr, könnt ihr einem ſolchen Freund zu Gute halten! Alſo freute mich euer letzter Brief ungemein! heilte gleich das Herz mir, für Vergangenheit, Gegenwart, und für noch ſo furchtbare Zukunft. Weil er freundlich und gütig war! — —

An Varnhagen, in Paris.

Prag, den 23. Mai 1814.
Montag Abend 8 Uhr.

— Ich bin auch „froh.“ August — du ſchreibſt, ich ſoll es nun auch ſein, daß alle meine Angſt und Sorge vergebens war: und wie oft ſagte ich zu Gott, ich will mich ängſtigen, nur ſoll es umſonſt ſein! — daß du lebſt, und daß dein Tod nicht eins von den ſich kräuſelnden Sandkörnchen war, denen es von Anbeginn der Welt beſtohlen, zugedacht war, herab zu kräuſeln bei den Bewegungen der Erdbälle, ihren unſichtbaren Entwickelungen und Gedeihen? Hin hätte ich's nehmen müſſen, wie Marwitzens Tod, und alles Unglück, und alles, was einem verſagt wird. Aber ein abgenommenes Unglück iſt doch nur, als wäre einem ein Todeskrampf von der Bruſt genommen; deren ich hinlänglich empfunden habe! — Man betet während dem, als hätte man um nichts zu bitten, als das: und Gott weiß ſehr gut, daß es ſo ſein muß, und nachher wieder anders. In ſolchem Kreiſe bringt das Gute, in allem unbegreiflichen Leben, als da, wo es auszuſtrömen ſcheint, und dem Gefühle, und allen Sinnen nach, die Bedingung ſeines eignen Daſeins ausmache. (Die Phraſe iſt nicht wie von mir; zu gut.) —

Gegen Morgen hatte mir geträumt, ich ſtünde mit Marwitz vor Krauſens Haus in Berlin, wo wegen Revüe viele Offiziere wohnten, deren Pferde und Reitknechte vor der Thür waren; ſie an den vielen Fenſtern: ich ſah nicht hin, ſondern war nur über Marwitz verwundert, und noch mehr über alle

Todte, die ich liebte, und die da lebten. Mama, Veit, Gualtieri, Selle, Herz, und viele mehr. Ich frage immer Markwitz über die Andern, weil ich mich schäme über ihn zu fragen: „die leben ja alle noch? also sie waren nicht todt?“ und so vielemale: er sagt immer nur in einem langen verlegenen, halb dummen, unartikulirten Ton: „Hm? Hm!“ Während des Fragens schlag' ich die Augen in die Höhe; und Prinz Louis steht hoch am offenen Fenster, in Generalskleidern, und gepudert: ich grüße ihn, weil die Menschen da sind, wie einen Prinzen; er grüßt, und nickt mir freundlich, wie immer im Leben: und etwas ironisch: und diesmal, als wüßt' er, daß ich mich wundere; und er wisse es besser; und lächle über mich. Ich halte alle ihre Todesnachrichten für einen Irrthum, und glaube an ihr Leben. Als ich in's Haus trete, bin ich in geräumigen, ziemlich dunkeln Wirthszimmern, wo alle Verstorbenen sind: ich frage Mama, die mir nicht antwortet: ich sehe Herz, und freue mich; er sieht gesund und blühend aus, und freut sich auch; auch frisirt. Ich sehe Selle! Ach Herr Jesus, sag' ich, das ist ein Glück! Ich habe schrecklichen Rheumatism; was soll ich thun? — „Schwefelbäder!“ schreit er gleich heftig, und als habe er keine Zeit: Nein, sage ich, man hat mir Töplitz verordnet: „Ich weiß; sagte er, Schwefelbäder!“ — Ich habe nicht die Gicht, wie sonst, ganz anders! — „Ich weiß alles, sagt er, ich weiß es. Schwefelbäder!“ — Nun ist's in mir fester, diese zu nehmen, als allen Ärzten zu folgen. — Ich habe jetzt keinen. — Ich glaube vielleicht nur an drei in der Welt, die ich nicht kenne; und an einen über mich. Was da für Gaben zu gehören!! Gott

hat mir diesen Traum geschickt. Du kennst meine Träume. Im Schlaf bin ich wacher. Auch hat er mir ein Trostgefühl hinterlassen; als hätte ich die gesehen, als sollte ich meine Todten sehen! Wahrlich zu viel Matadors sind mir für mein Alter entwandt. Wir wollen zusammen sterben. Auch leben: genug! du kommst und holst mich, gewiß. —

Wenn ich aus' wüßte, wie lange du noch im unseligen Paris bleibst! Denk! Endlich gefällt auch mir Frankreich nicht. Seine Liebenswürdigkeit und Geselligkeit ist zu sehr, zu lange, für zu lange zerrüttet; welches sonst sein ganzer namenloser Reiz war; unseliges Vorvolk! (wie Vortrab!). Nur in einzelnen Franzosen findet man noch, was ihm sonst als Depot eines Theils der kollektiven Person Franzose mit sich herumzutragen gegeben war. — Frau von Staël radotirt in ihrem Buche de l'Allemagne. Über die Ehescheidung ist sie platt und dumm, und sich selbst aus Angst und Furcht ungetreu, bis zur Empörung. Sotte! hab' ich ihr neben an geschrieben. Wenn jemand, der Deutschland nicht kennt, ihr Buch — Buch! lese, sich selbst aus der Regierung gesprungene Gedanken; Gedanken! Bemerkungen, Apperçu's; Lektüre, die nicht wieder als Blut zu Blut aufgenommen ward — liest, so muß er's für ein finstres, kaltes Rauchloch halten, wo traurige Fantasmagoren umhergehen, die Gott zur Ehrlichkeit verdammt hat; und wo dann und wann Einer sitzt und verzaubert meditirt: auch hat sie noch im Großen solche Zauberneste als unsere Universitäten beschrieben: so traurig sie selbst ist: die Frau ohne Sinne und ohne Musik. Mache sie nicht, als ob Frankreich das lustiglichste Land für Augen,

Ohr und Fell wäre, und lauter griechiſche Tempel zu Wohnungen hätte! Man friert wie bei uns: und unſer Wetter iſt eben ſo gut. Unſere Dörfer tauſendmal ſchöner — ich kenne nichts troſtloſeres, als die ſteinernen, laub- und blumenloſen Dörfer Frankreichs im Norden! Und wenn ſie ihre alle Françaiſen tanzen, ſehen ſie ja ſo erbärmlich aus, als ob ſie dazu angehalten würden. — Der lieben Staël ihr Buch iſt für mich nichts anders, als ein lyriſcher Seufzer, nicht die Konverſation in Paris machen zu können; und die wichtigſten Gegenſtände derſelben — wie ſie wohl umfaßten, berühreten — ſind ihr erſt durch dieſes Medium etwas. Für die Bauern z. B. gut ſprechen, iſt noch ſchöner, als wirklich und gleich gut wirken. Bedauert hab' ich ſie auch ſehr; und gleich lieb gehabt. — Weil ich ſie auch lieb habe; das heiße, beſinne ich mich doch, bedaure; ſie hat zu wenig großartige Gaben: eine gewiſſe Verſtandes-inquiétude, zu welcher ſie zum Glück, noch Verſtand und Wort-Imagination genug hat! — Wie ſolche Menſchen reiſen: ſolche reiche Leute aus der Geſellſchaft; ſolche Litteratorinnen; die Franzöſiſch wiſſen, und denen man's allenthalben entgegenſpricht! Die Arme! Nichts hat ſie geſehn, und gehört, und vernommen. —

An M. Th. Robert.

Prag, Montag den 13. Juni 1814.

Vorgeſtern las ich in dem Wiener Beobachter Tauenziens ganzen Einzug in Magdeburg; ich weinte nicht, ich erſtickte

faſt, ſchluchzte und ſchrie: und weine wieder. Gott nur weiß, wie ich um Magdeburg bat: und ob ich je eine niederbeugendere Kränkung für mich ſelbſt empfunden habe, als bei dem Verluſt dieſer Provinz, die uns als Reichsfürſt mit dem gebildeten Strom Europa's in Verbindung ſetzte. Ich meine nicht den Rhein: ſondern den Strom von Verſtändniß, Bildung und ſittlichen Gedanken, der mitten durch Europa ſtrömt, (und manches ausſpülen, wegreißen muß, wird, kann: und gethan hat). — Was ich von dem Mißvergnügen über den Frieden ſchreibe, ſchreibt man mir aus allen Enden Deutſchlands, und ſagt hier jeder, und alle Klaſſen. Nur die Berliner nicht. Auch Gentz ſpricht ſo, und ſein empfohlenes Blatt. Er empfiehlt mir nämlich ſo eben, wie noch nie etwas, — nennt es Jeſaias, Dante, Shakeſpeare, — den rheiniſchen Merkur, von Nro. 40. bis 10. Juni. Lies es alſo ja! Seine Geſinnungen nennt er's; aber beſſer ausgedruckt. Kurz, das größte Lob! —

An Frau von Grotthuß, in Tharant.

Töplitz, den 19. Auguſt 1814.

— Vergiß es aber nicht! Alles kann ſich ändern; und Wunder geſchehen wirklich noch immer. In Hülfe: in neu angeſponnenem Leben haben wir es ja Beide oft erfahren. Es kommen gewiß Augenblicke, wo du dem Gebet und dem göttlichen unmittelbaren Wundenſchutz näher ſein wirſt: auf dieſe hoffe mit Zuverſicht. Dies iſt das einzig Erhabene, Reelle,

und wie ein Licht laſſen ſie völlige Finſterniß in dem Schrecklichſten nicht zu. Troſt giebt es nicht: ſonſt gäbe es kein Unglück: aber mit dieſen Gedanken richt' ich mich ſelbſt in ſchlimmen Fällen auf, und drücke ſie feſt an mein Herz. —

Noch kann ich wegen Varnhagens Verhältniſſen nicht beſtimmen, wann ich nach Dresden komme; aber in jedem Fall ſehe ich dich. — Auch ich wüßte gern, wo ich bleibe: obzwar ich weiß: daß, außer bei Eis und Bären, oder unter der Linie bei Vampyren, es allenthalben gut und ſchlecht iſt, und der Kampf nie aufhört: noch dazu jetzt, wo es keine Hauptſtadt, keine Hauptnation, keine Haupt-Großewelt mehr giebt, nur Gährungsſtoff, Fragen ohne Antworten, Frieden ohne großen Gewinn in der Stelle von jenen. Aber alte heimiſche Gewöhnung hat mich heimiſch gemacht; und ſelbſt die früſtrirte abgeſchnittene Neugier, allgemein Geſittetes in ſchönen feſten Formen irgendwo finden zu können! Mein lieber mich liebender, ehrlicher, fleißiger Freund muß mir Halt und Erſatz ſein: und wir ſind es uns auch: auf Erden ſcheint mir nichts gewiß, und ein großes Gut, wie durch Zauberglück, ganz außer meinem Schickſal und Bewerben erhalten, am wenigſten! Mich dünkt, ich bin auf alles gefaßt. Wir ſind ſehr fleißig; nämlich Varnhagen und Woltmanns, die mit uns auf demſelben Flur wohnen; ſie ſchreiben viel, und leſen viel, haben viel Bücher und Zeitungen, da leſe und hör' und red' ich dann ein wenig mit: ſo viel es die warme Quelle geſtattet. Wir machen die ruhigſten, heiterſten Spaziergänge, und ich bin ſtolz, wenn ſie ſich an der Gegend erfreuen: als hätte ich ſie gemacht oder entdeckt, oder hielte ſie ſo zum Ge-

nuß der Freunde in Licht, Schatten, Duft, Grün und Kräuterlaub! Es geht mir alles durch die Seele dabei, liebe Grotta, die Welt, die Vergangenheit, meine; die Möglichkeiten, weltliche und geiſtige; der Menſchen Naturen, die ich kenne und kannte; tauſend und tauſend Dinge. Und die Liebe, die Verehrung, die Segenanwünſchung für Goethe umgeben dies, durchdringen es, wie ſeine einmalige Atmoſphäre. Und im Ganzen kann ich von mir ſagen, wie Hamlet von Polonius, daß er ſonſt ein geſchwätziger, unruhiger Knabe war, und jetzt ein geſetzter Kerl. Da ſo todt an der Treppe. Doch ärgere, beße, freue, agitire ich mich noch: nur nicht ſo lange als ſonſt: und erfahre nichts Neues dadurch. —

An Varnhagen, in Hamburg.

Dresden, Mittwoch den 31. Auguſt 1814.

Alexander Lippe iſt nicht hier: ſein Bruder aber kam ſtatt ſeiner: und behandelt mich mit der größten Vorliebe und Ehrfurcht; und möchte mir alle ſeine Zeit widmen. Dies ſpricht ſehr für dieſe Familie: und ſtellt ſie auf eine andere Stufe, als wo die unſeres gebliebenen Freundes ſteht. — Er ſprach auch viel von dir, und mit höchſter Achtung, und grüßt dich. Ich empfahl ihm Thibaut, er las ihn gleich, weil er ihn unter ſeinen Broſchüren hatte; Kohlrauſch will er ſich ſchaffen. Heute will ich nach Tharant, Abſchied von der Grotthuß zu nehmen. —

Von den —ſchen Geſchichten kein Wort weiter! Die Eiferſucht, die Konfuſion, die Lügen: eklen mich bis zum Er-

ſtarren: ich bin erſchrocken, daß es ſo etwas giebt, und man in ſolcher Säuerei die Namen und Worte gebraucht, die bei uns die Zeichen des reinſten Lebens ſind: ich ſchäme mich, dergleichen zu hören, und fühle mich wie beſchmutzt: und kann dem Allmächtigen gar nicht genug mit erhabenem und reinen Herzen danken, — ich meine, mein Herz iſt hier gar nicht erhaben und rein genug zum Dank, zu dieſem Dank —, für das Glück deines Beſitzes, dich gefunden zu haben; nur wiſſen kann ich es! O Auguſt, welch ein Glücksfall. Solch einen Freund, dem man alles ſagen, alles zeigen kann. Dies war mein Ideal. Du beſitzeſt es auch. Im hohen Grade bei mir. Dies iſt meine ganze Schönheit, muß ſie vorſtellen. —

— Viel Menſchen allenthalben; Staat und Putz; und das Ganze ruppig, wie alles nach dem Krieg. — Die Brühl'ſche Terraſſe hat durch die Repnin'ſche Treppe ſehr gewonnen. — Es macht Repnin Ehre, jetzt gleich zu verbeſſern und verſchönern. Komm' es künftig wie es wolle! — Über den geſprengten Bogen der Brücke weinte ich. Ein organiſches, mühevolles Werk der Kunſt, des Wohlſtandes, des Fleißes und des Friedens zu ſchänden! bezeugt eine Gräuelzeit; und iſt ſo roh, daß man ſich fürchtet, und geſpannt wird, ihr ſo nah zu leben: und ſie noch auf den Hacken zu haben! Was mich faßt, ſpannt mich, dann muß ich weinen. Acht habe ich vorgeſtern die Batterie geſehen, von welcher Moreau erſchoſſen wurde, und auch den Ort, wo es geſchah, und alle Schlachtfelder. Pfui! Chriſten! und ſie ſchmieren wieder ſo etwas im Kongreß zuſammen.—

An Varnhagen.

Berlin, Freitag, den 10. September 1814.

— Tieck kam geſtern Abend nach dem Theater: wir hatten ſchon Thee getrunken; er trank noch einmal, erholte ſich nach und nach von der Erſchöpfung des Ennui's, er hatte das Ballet Arlekins Geburt, wo — hier! — nichts vor, nichts nachgegeben wird, ſeinen Kindern zu Gefallen ausgehalten. Bald kamen wir in die natürlichſten, munterſten, prätenſionsloſeſten Geſpräche, worin die Mädchen gar nicht hinderten; ich lag hinter dem Lichtſchirm: weil ich ſehr vom Schreiben, Gehen und Leben fatigirt war. Er iſt ein köſtlich einfacher, verſatiler Menſch. — Ich ſprach ihm viel von dir, und wie du dich dagern würdeſt ihn zu verſäumen; und mit welchem Recht. Wir hatten ſehr ſchöne Geſpräche über das Lügen, und die Lüge: er iſt ungemein wahr, und ſo naiv, als ob er von Glas wäre, ſo läßt er ſeine innren Unterſuchungen ſehen, — wenn er einmal auf dieſe Punkte gebracht werden kann, — in den einfachſten Bürgerworten, die ſich, wie die vornehmſten Leute, gut ſtellen, und ganz mild und einfach einander behandeln, ganz einfach. — Er ſpricht oft ſchwer: klagt oft darüber; und noch geſtern: daß er ſich ſo leicht vernichtet fühlte; durch Ennui; welches ihm den Abend bei X. geſchehen war — ich ſah es; weil ich ihn kenne, und lachte ſo, daß ich mir das Tuch vorhalten mußte, weil es die andern Damen nicht ahndeten, in ihrem breiten Daſein, ohne Unterfutter! — Wir ſprachen von Schlegels. Er ſehr wahr, tief, mild; weltlich, komiſch, beichtend. Wir aßen; er, Va-

bette und ich; wir hatten die behaglichſten Geſpräche dabei; das Mädchen amüſirte ſich mit; er erheiterte ſich ganz. — Da haſt du den Abend, führ' ihn aus. Er war ſehr gut: nur gönnt' ich ihn mir nicht: da du es nicht hörteſt. Tieck ſaß zwiſchen Babette und mir. „Da! nun ſehen Sie den berühmten Dichter Tieck an!" ſagte ich dem Kinde. Er nahm es ſehr gut: und es wurde kein Mißton; auch war das Mädchen ganz lieb und beſcheiden. Adieu, adieu! —

An M. Th. Robert.

Wien, den 7. December 1814.

Varnhagen ſitzt neben mir, und muß noch zum Kourier vieles fertig machen, läßt dich daher nur mit dieſem grüßen, dir danken, dich verſichern, er würde es nachholen. — Noch ſind wir im Stifte; übermorgen ziehen wir aus. Aus einer von mir geliebten Straße nach einem ſtillen Platz, zwei Treppen hoch — gute Treppen — hier gleicher Erde. Heute Abend fahr' ich zu Fanny Arnſtein, wo ich geſtern die Aſſemblee verſäumte; meine Geſundheit leidet zu ſehr von der nicht zu athmenden Hitze der gedrängten Menge; und jedesmal rekrutirt ſich mein Huſten auf ſechs Tage wenigſtens. — Gentz ſchrieb mir wieder ab, weil die Damen, die er zu mir gebeten hatte, Tableaux bei Hofe machen mußten: er ließ mir die Wahl, ohne die Gräfinnen Bernſtorff und Fuchs mit ihm zu ſpeiſen, oder den Montag mit ihnen. Ich wählte das letztere: ſchon weil die Sache doch wenigſtens verſchoben iſt —

ich liebe faſt nichts mehr, was Anſtalt koſtet! — und weil ich grade die beiden Damen als Matadore der Liebenswürdigkeit ſehen will: Genz errieth dies. Gräfin Fuchs iſt der Gräfin Plettenberg Schweſter (die bei uns in Berlin war), und alle meine Herren ſind in ſie verliebt. Gräfin Bernſtorff iſt Graf Chriſtian Bernſtorffs Frau, von der ich einen ſo reizend unſchuldigen Brief geſehen habe, und ſo gründlich und eigenmächtig geſcheidt, daß ſie mir ganz merkwürdig iſt. (Nicht wahr, ihr liebt dieſe Geſchwätzigkeit?) Vorgeſtern ſah ich die Zauberflöte, an der Wien. Fragt Moritz als Zeugen! Ich ſchwöre es, ich hörte aus dem bloßen Vortrag her, Melodien in dieſem Werke, die ich, doch auch nicht unmuſikaliſch, nie erahndet hätte auf den Stellen, wo ſie hervorbrachen; dergleichen vermuthend, weil ich gehört, was Righini aus muſikaliſchen Phraſen und Figuren durch exercirte oder angehaltene Noten, für welches keine muſikaliſche Zeichen exiſtiren, herauszog, war ich einzig hingegangen. Dekorationen, Anordnung und Pracht ſtehen bei weitem unſerer Aufführung dieſes Stückes nach. — Die Königin der Nacht kam aus einem großen Monde geſtiegen, der in eben als Wolken herabgelaſſener Leinwand herunter rollen mußte; ſie kam aus ihm wie aus einer großen Thüre gelaſſen und alt heraus, mit einer Krone von Silberpapier, woran Monde und dergleichen von reinem Blech zitterten. Sie ſang die unſinnigen Arien mit einer alten Stimme, die ſo decidirt auftrat, daß man hörte, daß ſie ſich in der Art Geſang ſonſt mit Recht habe bewundern laſſen, und in dieſem Nachreſpekt ſchonten ſie auch die Zuhörer. Mad. Roſenbaum heißt ſie; über

fünfzig; aber ſie iſt die erſte Perſon, die mich gelehrt hat, was staccato iſt. Kein Unſinn: zu welchem es alle Sänger, die es nicht erfunden, und dazu geboren ſind, machen. Denke dir, daß dieſe Frau noch dieſen höchſten Ton trifft, und mit einer gemäßigten, beſonnenen Gewalt anſchlägt, daß er durchaus wie von einem breiten Inſtrumente klingt, und in Angſt und Weh und Zorn künſtleriſch erzeugt ſcheint. So etwas iſt ſehr ſchön, bewundernswürdig und lehrreich. So lehrte mich der italiäniſche Klavierſpieler Lodi zuerſt, auf einem zerbrochenen Klaviere in Töplitz (vor vielen Jahren), was Mozart und alle neuere Komponiſten mit Oktavſpringen auf dieſem Inſtrument ſagen wollen: er zeigte mir, daß das ſchnelle Greifen mit Einer Hand von der Oktav zur andern den anhaltenden Ton eines geſtrichenen Saiteninſtruments hervorbringen ſollte; und brachte ihn jedesmal durch Schnelle und andre Geſchick hervor. Wenige Menſchen haben nur in der Technik der Muſik ein Werkzeug zu dergleichen Abſichten; und laſſen ſich das Mißlungene, und als nichts Bedeutende lebenslang gedankenlos als etwas aufdringen. Mir geht's anders: ich tadle es, bis ich's verſtehe. — Alle Orcheſter hier gehen ſanft, ſinnig und richtig, und ihre Stärke beſteht nicht im Reißen, wie die der beiden Weber; das dünnen in Prag, und des dicken bei uns. Überhaupt auf falſchern Muſikwegen iſt keine Stadt in Deutſchland, als Berlin; und, wie natürlich, in einem feſten Dünkel darüber befangen: weil es Mühe und lärmende Anſtrengung nicht ſpart. Weber, Zelter, Iffland, tragen große Schuld; und des ſeligen Righini Ueberdruß und Nachgiebigkeit aus Applaudiſſementsſucht. —

An Moritz Robert.

Wien, den 14. Februar 1816.

— — Das geizige Ende deines Briefes hat mich gestern außerordentlich lachen gemacht, und noch jetzt, obgleich ich, beim Himmel! nicht so sehr lächerlich gestimmt bin: ich will es dir hierherſetzen, es wird dir gewiß auch komisch vorkommen; ich sah die harpagonischeste Scene dabei, von Molieren — pour des Molières — selbst gespielt. Höre nur! „Hier geht alles wie du es siehst! Ich bin mit dem Gange der Sachen (ohne mich zu berufen) (!!!) zufrieden. Das mag denn auch wohl an meinen wenigen Prätensionen liegen, und daran liegen, daß ich unzufrieden mit mir bin.“ Höre nur dieses Bedingen und Wenden des schon Bedingten! So bin ich leider auch, und nur darum kein gemeinster Harpagon, weil mein Geist, mein Urtheil über mich selbst die Oberhand, oder das letzte Wort behält. Denn was ist wohl anders Geiz, Kargheit der Handlungsweise, als ein ungenügendes ewiges Einsagen des schon Erwägten; und dem Glücke mit seinen Satrapen, den Umständen, gar keinen Kredit, am allerwenigsten einen sorglosen geben wollen, den allein es verlangt, und wofür allein es Interessen spendet. Aber das mag der „Fürst der Hölle“ — wie Friedrich Schlegel in seinen neuesten Vorlesungen höflich den Teufel nennt — können; moi je suis payée pour être de la méfiance la plus outrée gegen die Fürstin der Erde! (will ich nun die antike Fortuna aus Rückwirkung nennen.) Du hast Recht, Bruder Harpagon; ich weiß es nun, wir bleiben Harpagone; und daß wir noch

etwas

etwas komiſch ſind, können ſie uns nicht genug danken, und gar nicht nachmachen: weil dazu eine andere Natur zum gemeinen Leben gehört, als man eine hat, und die beſſere den Pagliaſſo, und den Tiefſinn, den Hochſinn und den Unſinn übernimt; Jean Paul, Shakeſpeare, Hamlet mit Einem Wort!

Wien, den 8. März 1815.

Ich habe ſeit einiger Zeit viel über das Lügen nachgedacht. Es wirkt doch viel nach außen, und von außen nach innen. — Könnten ſehr geiſtreiche, geiſtvoll ergründende, wahrhafte Menſchen mit einem ſtarken Karakter das Lügen ſtudiren, und dann wie andere erlernte Dinge mit Fertigkeit ausüben, es müßte zu koloſſalen Wirkungen führen: der Wahrheit würde angſt und bang, ſie ſtünde ganz klein, als Seufzer, als regret, als Angeführter in der Welt da, und flüchtete ganz in die dunkle innere; ſo reel könnte das Lügen im Großen, Planmäßigen aufſtehn. Große Zeit und fanatiſche Anhänger könnten nur ſchwer dagegen ſiegen. Meine Meinung hier iſt nur ſehr roh vorgetragen: die Klugen werden ſie ſchon ergänzen. Die Lügner unſerer Zeit pfuſchen nur, wie groß ſie auch ihr Spiel ausdehnen wollen, ſie haben keine Wahrheit in der Seele, und haben die Lüge nicht ſtudirt.

Wien 1815.

Ich muß Ihnen Einiges von unſerm geſtrigen Abend erzählen!

T. ſagte vom Adel, er komme ihm vor, als ob jetzt je-

wandelte auf den wohlgepflasterten Straßen, in den belebten, handelnden Städten umhergehn wollte mit Tigerfell und Keule, bekränzend er sei Herkules, er wolle uns schützen und retten, und verlange dafür göttliche Ehre. „Herr," würde man ihm sagen, „es ist nicht Ein wildes Thier hier, lauter Laden und Speicher, und sichere Häuser; ziehen Sie sich aus, nehmen Sie auch ein Gewerbe, oder belustigen Sie uns durch Kunst und Gaukeleien."

An Moriz Robert, in Berlin.

Wien, Sonntag den 12. März 1815.

— Und mögt Deutschland noch immerhin verschiedene Namen tragen. Ich fürchte, es wird zu schnell eine zweite Generation Ein Deutschland erleben! und, wie es die Leute prophezeihen, Deutschland Eins und Frankreich getheilt werden. Gott dürfte traurigen, für mich — alte Generation — höchst trüben Betrachtung muß ich natürlich auf Falsch kommen! Gott, wie hat mich das betrübt, erschüttert, erschreckt, und nachdenklich gestimmt! Und es war doch so natürlich! Er so alt; er mußte sterben. Aber so stirbt man: so stirbt man selbst! Alles was wir intim und jugendlich kannten, geht ab, nimmt ab; stirbt. Und wenn nun erst Einer von uns Geschwistern sterben wird! Ein Glück, daß ich erst dran muß! So sind die Eltern, meine Wurzel, mein Stamm, an dem ich haftete, hin; ich dorre im Wipfel, fallen aber Äste neben mir; so ist es aus! — Ich fühle mich heute so schwer;

fühle überhaupt das Alter; nämlich die ewigen Zerrüttungen der Lagen und Verhältniſſe; die Trennungen, die Kränklichkeit, die Entfernung der Jugendgenoſſen, der habitués, den Tod der Kernfreunde, der munteren. Und da ich Ruhe haben ſollte, und müßte, die Erſchütterung der Staaten, und Städten!!! Ich kann weinen. Humboldt, Gentz, die Pachta, Wieſel, ſind hier! — Aber wie leben wir mit einander? — Natürlich lache ich, ſpreche ich, ſehe ich Leute, lerne welche kennen: erwäge und ſchätze mein Verhältniß mit Varnhagen, und bin als hätte man mir den beſten Rath gegeben. So habe ich mich geſtern Abend bei Arnſteins recht amüſirt; — heute Morgen war ich mit der Arnſtein in einem brillanten Konzert, — nachmittags ſah ich einen Augenblick Bentheims Schweſtern; geſtern war ich ſpazieren im ſchönſten Wetter, wo ich Menſchen ſah und ſprach, heute u. ſ. w. Alſo beklage mich nicht! So iſt es aber. — Wien behagt mir mehr im Frühling, und muß ich bleiben, gewiß noch beſſer. Doch gehe ich auch gern weg. Kurz, wie es kommt: meine Familie, und die Kinder, und die alten Bekannten, liebe ich, und brauche ich. —

An M. Th. Robert, in Berlin.

Wien, den 14. April 1815.

Wie wandelt ſich denn alles ſo von einem Tage zum andern, fragſt du! Wärſt du nur einen Tag hier! ſprächeſt nur zehn bedeutende Leute aller Länder, und du würdeſt ſehen,

daß alles gehöriges Maß von Einsicht dazu gehört, einen kollektiven Begriff von dieſen Weſen zu faſſen, und Geiſt, um ſie endlich Mens zu nennen. Ja! es wandelt alles, weil nur die geſammte Schwerkraft der Dinge langſam etwas ſchafft, rückt und geſtaltet, denn nur ſie dringt durch ein Geſetz nach einem Ziele; kein anderes herrſcht. So weit iſt es mit der alten großen ſtehenden Lüge gekommen, daß keiner ein Allgemeines mit ſeinen Augen erſieht, und jeder glaubt, in dieſem ſchwindelnden Erblinden für ſeine Perſon, d. h. auch nur den nächſten Augenblick, handeln zu können, alſo zu müſſen. Die Häupter merken dumpf, daß ſie nur mit einer leeren Form hantieren, können aber das Weſen nicht finden, warum es handelt, und welches in ſeinem ewigen Leben naturmäßig fortagirt. So hält ſich jeder an das ihm allernächſte, kleine oder große Ereigniß, knüpft da ſeine Plane und Handlungen an, die ſich aber alle geſammt nach einem andern Punkte hinneigend bewegen, der ein unſichtbarer iſt, und in deſſen Bahn die Schwankungen in allen Richtungen gerade noch Raum haben. Dies iſt das Schwanken, nach dem du fragſt, keiner hat ganz Schuld, es iſt die alte Geſchichte, die ſich als Lüge von ihrem Boden wegſchob, leben zu können wähnte: Lokale, mechaniſche Wahrheit, Früchte des Daſeienden, nahm ihre Stelle ein, und wird ſie weit weg drängen, als Dünger. In dieſer Lüge umſtrickt waren auch wir geboren, und auch wir leiden nach Maß unſerer Geſchichte, die wir im Entſtehn gleich mitbilden müſſen, und im Maß unſerer Theilnahme an der Lüge, zu der wir nicht Klarheit und Streitkraft genug hatten, ſie zu bekämpfen. Mit „Wir“ meine ich: ich und du,

und keiner ausgenommen. Vielleicht der Einsiedler in Reinerz. Es wundert mich nicht, daß es Menschen giebt, die den alten Weltschaden für unheilbar ansehn, lachen, wenn sie nicht weinen müssen, und zum Gebrauch nehmen, was ihnen nur irgend ein Narr lassen will, sie irgend kriegen können. Unheilbar ist er für uns zeitliche Wesen, da er so lange dauert. Ist die Harmonie (und der Drang dazu) der Gedanken eines Menschen rege und stark genug, alles, was in Auge und Ohr dringt, zu übertönen, so lebt er mehr innen, und hat die Ewigkeit, die besteht in Unabhängigkeit, und nicht in Zeitenreihe. Diese zwei Welten bewegen diese Welt. Man hat, was man ist; was man ist, hat man bekommen. Frömmer kann man nicht sein. Leiden thut man alles, denn man leidet sich selbst.

An Varnhagen, in Paris.

Baden bei Wien, den 2. Juli 1815.

Die Sonne scheint bald, bald nicht, nach Sündfluthen. Gestern Abends kam ich mit Auguste und Frau von M., einem Engländer und Franzosen und anderer Gesellschaft von Rauneck, einem hohen Berge mit Ruinen, wo ein eckiger Thurm steht, den ich noch obenein durch viele Treppen bestieg. Göttliches sah man oben. Ringsum ins Unabsehbare, Horizont hinter Horizont; das unglaublichste Lichterspiel, von Dunkel und Hell, auf Kornfeldern, der Schwachau, die wie ein Thier das Thal bekroch, und sich wand, auf Dörfern und

Besitzungen ohne Zahl, auf dunkeln, eigensinnigen Bergen. Schafe weideten, Holz wurde gefällt in den Bergwäldern, und lag reinlich, todt und duftend da; auch einen Gewitterschlag hörten wir, aus einer zum Platzen verdrießlichen, dunkeln, sich senkenden Wolke. In manchem Thalfleck im Gebirge war's so still, daß man nichts, und nur Vögel hörte; denn auch wir, all die Nationen, schwiegen auch. Es war ein Sonntag nach langem Regen. Nicht feucht; junges Wetter, herrlich! Ohne dich. Ich empfand es, dacht' es immerwährend. Auch an Marwitz dacht' ich: und will immer, wenn ich nur kann, wann ich das Freie sehe, das er so sehr liebte, so sehr verstand, seinen Namen, zum Zeichen, daß wir ihn missen, immer nicht vergessen, daß er nicht todt sein soll, aufschreiben (wieder ein Platzregen), wohin ich nur kann. Ein Moment war unbeschreiblich; als wir von unserer Ruine so ziemlich ins Thal hinabgestiegen waren, wo es nicht groß und nicht klein war, schien die Sonne nicht mehr; nur auf einer uns gegenüberragenden andern Ruine, die durch Optik ganz im Kreise unsers nicht beschienenen Thales eingeringt war: es war der Abend selbst. Unschuldig, verhältnißlos, unpersönlich, ungekränkt, ohne Forderung, paradiesisch, ohne Unfall; ganz still athmete er selbst, Glück ein, Glück aus, ohne Zukunft, er war da, befreit, in Glück. Da war's, wo wir Alle ganz schwiegen. Könnt' ich Silbenmaß finden, wie ich einsehe, fühle und Worte finde, so machte ich hieraus ein bleibendes Gedicht. Als ich nach Hause kam, nur in die Hausthür, gab man mir deinen Brief.

1813.

— Man weiß nicht wo ruhen mit ſeinen Gedanken. Wenigſtens ich möchte ſehr gern nach Arkadien! Es begegnet einem auch nichts Beſtimmtes, Schönes, Deutliches, Thätiges, Erhebendes, Reſtaurirendes irgend einer Art. Höret ihr nun dabei all die hundert Zeiten von ſchein-agirenden Menſchen ſprechen! Wie ſie Alle nicht mehr wiſſen und hervorbringen als ich; und es eine komplete Luftbläschen-Agitation iſt, wie in einem Gefäße, wo Champagner brauſet; und man ſieht, es wird überſtrömen, obgleich es Bläschen ſind. —

An Varnhagen.

Baden bei Wien, Mittwoch den 19. Juli 1815.

Bei ſchöner Hitze vor dem Bade, nach einer göttlichen Mondſcheinnacht, die wir bis 12 Uhr im Park und auf dem Anfang der Berge genoſſen; welches mich ſehr ſtärkte, wie beſonders jetzt wieder die Nachtluft. — — Obgleich dein Brief lange ging, und nur aus Deutſchland iſt, beruhigte er mich doch ſehr, weil ich nun glaube, ihr ſeid vorbereitet, und werdet behutſam ſein; und die Dinge ſich immer ändern und wenden; und beſonders nicht ſo ſind, als man zu befürchten nöthig hat. Ich denk in allem wie du. Und mache meine alten Fragen an uns — Alliirte. — Wie freut es meine Seele! — doch eigentlich (du weißt es) mit Goethe'n gleich zu denken und zu fühlen, über unſere Geſchichten und ihre Helden: nicht umſonſt, denn nicht ohne Grund empfand

ich Welt und Licht, die Natur — eigentliche Geschichte — wie [illegible] bin nicht vermessen; wenn ich mich auch vergleiche. Wo wie ich es sage, sind' ich es wahe; und dann kann ich's auch sagen: und so sehe ich auch die Menschen an, auf die man merkt. Ja, es geht so weit, daß, hätte man mir die ganze Zeit das Gegentheil von Goethe berichtet, ich wäre eben so gewiß in meiner Seele gewesen, daß er's so nimt, wie man es jetzt so eilig, patriotisch, kleingesehen, feig und selbstisch tadelt. Den Egmont schreibt man nicht von ungefähr, und ändert sich nachher. Wie die Andern, die nichts geschrieben haben, in ihren oft dicken Büchern: nichts was sie wirklich wären! die immer einem Zeitalter nach, aber nie vorsprechen. Geschichte sieht man, konstruirt sie selbst: die geistige Entwickelung der Völker ist ihre Geschichte: und die bringen Sterbliche, wie Goethe, hervor, indem sie sie sehen, verkündigen, prophezeihen, auch rückwärts, wie Friedrich Schlegel in der guten Zeit wußte, und sie sind es, die ihr Volk umbilden. Aber aus eben diesen Ursachen murrt immer das Rohe im Volke gegen ihre Moses, Sokrates, Goethe'n! — Wie freut es mich, daß du auch schweigen willst, nicht mehr reden kannst! Wahrstes Zeichen der Reife. Was man alsdann Einmal sagt, wirkt und nährt; auch wie reife, süßsaftige Früchte, die zwischen Blüthe und Reife auch schweigen; in Säure und Härte. — Goethe hat den Leopoldsorden bekommen. Wie freut das meine Seele! Daß Weisheit, innere große Gaben gekrönt werden, Meistergelingen der Natur; daß man Wirken in unserm Vaterlande erkennt, und nicht auf eine That wartet. Er dankt ihm wohl der Kaiserin;

ſeiner Helden-Eſte Enkel! Heil ihnen noch jetzt! den geiſtreichen, edlen Fürſten! Sie und Goethe machen es wahr, was er im Taſſo ſagt, von der Schwelle, die ein Edler betritt! So ſchließt ſich Gutes an Gutes, und ſo mag es zur höchſten Glorie in Ewigkeit gedeihen! und ein jeder Lebendige, wie jetzt Goethe, ſchon bei ſeinem Leben den Lohn genießen! In ſolchen Dingen möge ſich Öſterreich und Preußen beneiden! dann ſtrahlen ſie beide hell neben einander. Dann! ſind ſie von Natur Eins. — — — Wie ſollten wir auch nicht ehrlich mit einander ſein! Wir können ja! Es iſt eine Kunſt. Nach unſerer Definition. Gott! wie lügen die Andern! — ſo ſehr, daß ſie ein Klump Lügen ſind, den man mit dem Fuß auseinander ſtoßen kann. (Jetzt ſehe ich's wieder recht.) Aus ekelhaftem Stolz, aus ſtupider Dummheit: weil ſie Beſſeres wären, wenn ſie ihrem wahren Begehren lebten, dies und ihr eigentliches Vermögen gebrauchten und zeigten. Strafwürdige, gar nicht zu beachtende Kanaillen, die Andre zu tadeln ſich in ſtupider Frechheit erkühnen. Mit ſündhafter, karger Sittlichkeit, auswendig gelernter, der ſelbſt ſie noch in jedem Augenblick untreu ſind. Echtes Krob! Mir thut keiner nichts; glaube es nicht: aber ſie ſich, und einer dem andern; und die verfaulte fleißige Ekellüge! Solche zuſammen, tadeln Goethe, wollen Solches richten. Verſtehen nicht, was ſein letzter Pöbel, nur zum Beiſpiel, im Egmont ſagt. Lumpen; deren „kahlen, ſchuldigen Scheitel" die Sonne, die hohe, große, in andern Geſchäften — beſcheint —! Mündlich gebe ich dir Belege für meine Empörung;

was sie alles sagen, thun, erzählen: in dem Wahn, ich soll sie bewundern!!! —

Zwischen Metz und Ems, den 28. August 1815.
zwischen Pulverwagen.

Immer dasselbe, oder immer etwas anderes lieben, heißt beständig lieben. Nichts lieben können, ist unbeständig sein.

Frankfurt a. M., den 27. August 1815.

Leset in Goethe's Leben, erster Band, von Seite 427 bis herab Seite 437. Und wenn ihr sie ins Auge fasset, wird die goldene Weisheit euch verblenden, verstarren in Bewunderung! Er schildert ganz die heutigen Erscheinungen in Wien, Paris und allerwärts, die neuere Begleitung und Folge des Kriegführens; hebt durch den bloßen Blick, mit Worten, ein solches Stück Geschichte aus dem Zeitenflusse, daß es sich wiederholen muß, wie vor wahren Propheten! Den Gährungsprozeß des Abgestorbenen, welches man in guter und schlechter Meinung erhalten will, mit der sich neu erzeugenden Mischung; wie das dumm, lächerlich und traurig wirke, weil, der Masse nach, zu wenig Bewußtsein, als Sonne, es reinigt, bildet und gestaltet. Auch ich dachte dadurch, und in welcher Zeit, in welchem Ort ich das Buch lese, viel nach. Und sehe in allem, was Menschen wirklich mitzubereiten im Stande sind, nur das Eine: daß Weniges in der Natur gelingt, und sich nach ihrer wahren Absicht ausbildet; so auch in des Menschen Natur; Alle sollten selbstständig und selbstdenkend, daher sehend und erfindend, sein,

das iſt ihr *natürlicher Zuſtand*. Aber der iſt ſo verweſet und verwirrt, daß die, welche naturgemäß ſind, Ausnahmen machen, und Genies ſein müſſen, oder genannt werden, und alle Andern in trübem Daſein denen alles auf eine Weile nachmachen; immer wenn es ſchon unzeitig iſt, alſo verkehrt. Das geht auch wieder ganz deutlich aus Goethe's Buch hervor; dies nennt man *beſtändig fort* die alte und die neue Zeit: es wäre immer eine neue, wenn man nicht faul, dumm, albern, dünkelhaft-ſtolz übertragen wollte: denn in der ganzen Weltgeſchichte wirkten und ſahen nur, die groß, die friſch wirkten und ſahen, und belebt: und die belebten.

Frankfurt a. M., den 30. Auguſt 1815.

— Und ſo laſſ' ich es denn! Getroſt. Mich *dünkt* ſogar, es muß Wichtiges im Leben zurückbleiben, Wichtigſtes, worauf wir einen größten Werth ſetzen; mich dünkt es ſo, wenn das Leben ſelbſt ſehr wichtig, oder vielmehr wir uns ſo bleiben ſollen. So habe ich es kennen lernen, und erlernt; dazu habe ich Kraft; im Gegentheil bin ich ganz unwiſſend, und verſtehe es wahrlich nicht; die größten Menſchen ſind gewiß die, welche im Vollgelingen des Glückes ergründen, ſich ausbilden und Kräfte bekommen; ſolcher bin ich nicht, und ſolche Starke kenne ich auch nicht; auf ſolches warte ich nicht, aber ſolche möchte ich noch kennen: *ſonſt* „acht' ich keinen Mann mehr!" wie Schillers Eliſabeth, ziemlich dumm und unverſtändlich, zu Poſa ſagt. Ihre Gaben, ihrem Herzenskern, liebe und ſchätze ich noch: aber einen ganzen Menſchen bewundere ich *nicht mehr*. Im Ganzen ſind ſie nicht

beſchwöre ich. Marwitz war der letzte, den ich über mich [illegible] mit Thränen hat er's gebüßt; und ſteinern fand [illegible] dieſer Engel; der aber nicht mehr war, als ich! —

Frankfurt a. M., den 30. Auguſt 1815.

— Nun will ich dir aber in allen Dingen aus meinem Herzen keine Mördergrube machen, wie der ſelige Möllendorf zu ſagen pflegte. Schon das letztemal, und auch vorletztemal in Töplitz fand ich, ein ſchönes, reizendes Thal wird mit der Zeit fade, durch ſeine beſtimmten Geſichtspunkte, als ein Berg, oder dergleichen Hauptpunkte, wenn nicht auch eine öde, unendliche, wüſte, weite, ernſte Seite zum Ausweg des beſchränktern Daſeins dabei gelaſſen iſt; ſo fand ich's in Baden, und hier. Und ſo ängſtlich das ärmliche Sandthal bei uns durch den Gedanken wird, daß man ohne unendliches Fahren zu wenig Wohlhabendem, Freundlichem kommt, ſo iſt doch die großartige Seite befriedigt, und affadirt fühlt man ſich nie. Dies, was ich hier nur ſkizzirt und ſchlecht ausdrücke, aber beſtimmt immer gefühlt habe, hat gewiß auf uns Brandenburger und Berliner gewirkt, und längſt ſchon behauptete ich, keine Provinz habe weniger Narren.

Frankfurt a. M. 1815.

Mit den freien Städten wird es nun auch immer deutlicher; das Ganze iſt wie eine Familie, die häuslich und glücklich lebt; das iſt gut für ſie, läßt aber keinen großen Verkehr, oder vielmehr keinen großartigen, bezugreichen zu, noch irgend eine ſolche exempelgebende Anſtalt, die um ſich

griffe, weit und allgemein wirkte. Dies kann nur ein großer Staat, bis jetzt, mit allen seinen Mißbräuchen und Häßlichkeiten. Soviel ist bei mir ausgemacht, die freien Reichsstädte dauern auch nicht mehr lange, die Fürsten mögen auch noch so human dieselben sich selbst wiederschenken! Sie waren, meines Bedünkens, künstliche und natürliche Inseln des Freiheits-Erdreichs, welche aus jenem wühlenden, wüthenden Meere der erobernden Adelswelt emporsahen und strebten, die aber bald mit dem ganzen Erdreich zusammengehören werden, je mehr und mehr jenes Meer versiegt, und anderm Unbekannten weichen muß, und längst, längst weicht; nur die Sonne, die Nahrung und Geist ist, steht noch oben, und behauptet den alten Gang noch.

Frankfurt a. M., den 13. September 1815.

Aus Goethens Leben. Zweiter Band. Siebentes Buch. S. 107. Sehr anspruchslos der Deutschen Zustand geschildert; der ganz jetzt aus der Acht gelassen, wo die Deutschen aus dem Stein springen sollen, ganz ohne Vergangenheit; dies aber grade gehört mit dazu. „Eben so zog man den vornehmen Anstand der fürstengleichen römischen Bürger auf deutsche kleinstädtische Gelehrten-Verhältnisse herüber, und war eben nirgends, am wenigsten bei sich zu Hause.“ — „Fürstengleiche römische Bürger.“ Noch lebt nur der Adel in der neueren Welt als Mensch; oder, man räumt ihm wenigstens den Anspruch darauf ein. In dem, was noch feststeht.

S. 121. „Betrachtet man genau, was der deutschen

Poeſie fehlte, ſo war es ein Gehalt, und zwar ein nationaler: an Talenten war niemals Mangel. Hier gedenken wir nur Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf." Und nun zählt er Günthers Gaben, die einen Poeten machen, her. Sehr ſchön. — Auch mit Gewalt wollen ſie ſolchen Gehalt, „und zwar einen nationalen," herſchaffen. Sehr ſchön ſpricht Goethe vom Dichter König, und rechtfertigt ſein Gedicht über König Auguſts Luſtlager. Goethe griff ein paar Stufen tiefer, und faßte ein Leben der Deutſchen in Hermann und Dorothea. Was er im Meiſter und den andern Schilderungen leiſten konnte, wird ihm nur darum beſtritten und nicht aufgefaßt, weil es ſo vortrefflich iſt: er ſchildert ein ſchwankendes Streben, von mancher andern Nationalität gefärbt, zu dem ſich keiner bekennen mag, wie er es nicht zu erkennen verſteht, und noch weniger die tiefe Seele zu fühlen fähig iſt, die es aufgenommen hat, und mit Geiſt und Weisheit durchdrungen im größten Ebenmaß und ſcheinbarer Ruhe wiedergiebt:

S. 145. Er ſpricht von der Bibel. Wie ſchön! Wenn es auch nur naiv gemeint iſt: das heißt, wenn er auch nur, nachdem er's geſchrieben hatte, ganz ermaß, wie folgereich, Natur und Geſchichte umfaſſend, die wenigen glücklichen Worte ſind. Er ſagt: „Allein dieſem Werke — (wie ſchön das Wort hier!) — ſtand, wie den ſämmtlichen Profanſchriftſtellern, noch ein eignes Schickſal bevor, welches im Laufe der Zeit nicht abzuwenden war." Nicht abzuwenden. Im Laufe der Zeit. —

S. 147. Spricht er noch von der Bibel; und erzählt,

was in damaliger Zeit zu ihrer Vertheidigung geſchah. Mir unausſprechlich merkwürdig ausgedrückt. In einer ſolchen Art, wie ich mir denke, daß Geſchichte geſchrieben werden kann. In keines Menſchen Sinn geſchrieben. Nicht genehmigt, nicht getadelt: als ob die Erde in der Zeit, wo es geſchah, ein Mittel gefunden hätte, das Geſchehene für kommende Geſchlechter aufzubewahren. Mich macht dieſe Art traurig. Das iſt aber recht. Denn es iſt traurig, und für unſer Menſchendaſein, wenn auch drüberhinausheben d, nicht ſchmeichelhaft, daß ſich die Begebenheiten an einander entwickeln und der Menſchen Thun und Laſſen, ohne im geringſten auf Einzelne, ihre beſchränkten Wünſche, oder ſich auf dieſe beziehende Eitelkeit des Fühlens noch des Wollens, Rückſicht zu nehmen; aber uns dies ganz klar zu machen ohne Auseinanderſetzung, iſt, glaub' ich, das Weſen der Geſchichte: zu zeigen, daß ſich ihr ganzer Gang, mit allem Um- und Durchwogen durch das menſchliche Gemüth, auf eine allgemeinere Natur bezieht, als die, welche unſere Einrichtungen, Geſetze und Einſichten beſtimmen helfen wollen. Fichte ſagte einmal in einer Vorleſung: „Das, was wir nicht kennen, und nicht zu erklären vermögen, nennen wir Natur.“ Das gefiel mir ausnehmend, und es kam in einer ſchönen Folge.

S. 163. Prächtig zeigt er in wenigen Worten, wie ganz er Leſſing kennt, wie er ihn liebt, und beinah negativ wie er ihn hochhält; mich freut das in der Seele, die Überzeugung, daß ein edler Menſch, ſobald er ſich nur äußert, und nirgend geſchieht dies beſſer, als in Schriften, durchaus von einem Andern, der geſcheidt iſt, erkannt werden muß. Dies ſind die

negativen Worte, aus der tiefſten Überzeugung und klarſten Anerkennung: „Eines Werks aber, der wahrſten Ausgeburt des ſiebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutſchen Nationalgeiſt, muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen" u. ſ. w. — Wie voller Einſicht! Aber auch nur dann urtheilt man ſo liebevoll. Solche Leſer und Beurtheiler wünſche ich Goethe'n! Aber bei ſeinem Leben. —

Er beurtheilt den damaligen Zuſtand der Welt, den Effekt des Krieges, mit derſelben gelaſſenen Einſicht, womit er dieſe Zeit und unſere Kriege betrachtet; das wollen ihm die Widerſacher, die Entgegengeſetzten in Sehen und Vermögen, nicht nachgeben; ſie wollen nicht nachdenken, ja nicht einmal nachleſen, in Goethe ſelbſt nicht, wie die damalige beſchädigte Welt von Friedrich dem Zweiten ſprach.

S. 197. Wie von Napoleon. Auch die Talente, und die ausgeübten Thaten wollten ſie Friedrich dem Zweiten ganz abſprechen; und thaten es. Wie alſo muß Goethe'n, nach ſo langjähriger in Erfahrung gebrachter Lebensthorheit und gedankenloſer Übereilung, die jetzige zum Schweigen bringen! Und wie ſonderbar! zwei Helden hat er erleben müſſen, faſt an den beiden Thoren ſeines Lebens. Einer ein König, der ſeines Gleichen bekriegte, und die Untern mit und ohne Abſicht erhob. Der zweite ein Emporkömmling, Uſurpator genannt, der die über ihm ſtanden erniedrigte, auch dadurch, daß er neue ſchuf; der erſte, die Deutſchen nicht achtend, und durch ſich ſelbſt hebend: die Franzoſen liebend, und ſie dadurch grade uns am meiſten entbehrlich machen helfend; der andere, die Deutſchen verachtend, und dadurch am Ende die Deutſchen

erhe-

erhebend. Beide wie alle Eroberer gehaßt, weil immer ein ſolcher einen neuen, heftigeren Krieg erfinden und üben muß. Der König, als ſolcher geduldet; durch Geiſt, Geſetz- und Kunſtliebe ſein Land, und dadurch ſich erhaltend: der Emporgekommene nicht geduldet, weil er nicht Geiſt genug hatte, ſeine mitlebende Welt zu ahnden, und ſprungweiſe über ſie hinausgriff; kurz nicht ganz für den Augenblick vom Schickſal erwählt und paſſend gebraucht wurde; welches jedem Großen nöthig iſt.

S. 248. Außerſt ſcharfſinnig und ſehr ſchön, als er eben über Leſſings Laokoon zu ſprechen anfängt. Der war auch ein Fund für mich. Ich fand ihn in der Jugend in einem Zimmer, und ich war ganz beglückt.

S. 252. Es iſt gar keine Schwäche, die Wirthshäuſer ſo zu haſſen. Sie ſind mir ein Abſcheu! und ich freue mich, daß Goethe ſie wenigſtens in der Jugend auch haßte. Die in kleineren Städten ſind lange nicht ſo haſſenswerth und ſchlecht, in aller Art.

S. 254. Goethe ſpricht von dem Verwandten ſeines Leipziger Stubenkameraden, einem Schuſter. Er liebte den Mann aus ſeinen Briefen, und ſagt: „Enthuſiaſtiſch wie ich war, hatte ich dieſen Mann öfters verbindlich grüßen laſſen, ſeine glückliche Naturgabe gerühmt, und den Wunſch ihn kennen zu lernen angedeutet.“ Enthuſiaſtiſch nennt er dies jetzt. Auguſt! wer iſt noch ſo? O! wie freut mich das! Enthuſiaſtiſch nennen ſo etwas immer die andern Leute! „Und dem gebundnen Geſpräch folget das traurige Spiel!“ So ſind die andern Leute; ſo nennt, ſo tadelt er ſie noch oft. So waren ſie ihm von je. Zu meinem Troſt.

S. 257. Göttlich iſt der Schuſter beſchrieben. Mit ſol-

chen eigenen Worten, in so schöner Erinnerung, in weiter, ruhiger Vergangenheit, und in regester Lebendigkeit; herrlich; und unversehens ist er mitbeschrieben.

S. 289. Unendlich schön über seine Gesundheit.

S. 292. Wunderschön, über Freundschaft, und Religionsbedürfniß und Religionszustand.

S. 458. Las ich wegen Friedrich Schlegel, der Goethe'n boshaft über Herder nannte, mit der größten Aufmerksamkeit. Kein Gedanke! Sehr frappirt scheint ihn der Zustand zu haben, in welchen ihn Herder versetzte; denn ehe er ihn in seinem Benehmen beschreibt, sagt er schon: „Und so hatte ich von Glück zu sagen, daß, durch eine unerwartete Bekanntschaft, alles was in mir von Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Eitelkeit, Stolz und Hochmuth ruhen oder wirken mochte, einer sehr harten Prüfung ausgesetzt ward, die in ihrer Art einzig, der Zeit keineswegs gemäß und nur desto eindringender und empfindlicher war." Diese von mir unterstrichenen Worte sind mir sehr aufgefallen. Der Eindruck muß unbändig gewesen sein, weil die Beschreibung und der Umgang Herders diese Ausdrücke nicht ganz rechtfertigt; das Gemüth Goethens muß dazu nur grade nicht bereitet gewesen sein, oder auf eine solche Art erfüllt und berühret, daß es ihm grade sehr hart fiel. Von Haß aber gegen Herder seh' ich nichts. Friedrich irrt sich ganz und gar. —

Frankfurt a. M., den 15. December 1815.

Diese Nacht träumte mir, ich höre ein so schönes Präludium, aus der Höhe, oder wo es sonst herkam, genug ich

ſah nichts, welches eine ſo große Harmonie entwickelte, daß ich auf die Knier ſinken mußte, weinte, betete, und immer ausrief: hab' ich es nicht geſagt, die Muſik iſt Gott, die wahre Muſik, damit meinte ich Harmonieen und keine Melodieen, iſt Gott! Immer ſchöner wurde die Muſik; ich betete, weinte, und rief immer mehr; wie durch einen Schein, und ohne Gedankenformen, wurde mir alles, das ganze Sein in meiner Bruſt, hell und deutlicher; das Herz ging mir von glücklichem Weinen entzwei: und ich erwachte.

Frankfurt a. M., den 20. December 1815.

Es iſt ganz einerlei, wie man iſt, ſobald man nicht ſein kann, wie man will.

Eigenſchaften ſind keine Talente; ſie müſſen aber alle dazu gemacht werden können, ſonſt iſt man noch gar nicht gebildet.

Mit den Exiſtenzen ſteigern ſich die Aufgaben und Prüfungen.

Frankfurt a. M., den 5. Januar 1816.

Nicht die Menſchen haſſen ihr Vaterland, oder die Orte wo ſie gelebt haben, welche ſehr unglücklich waren, wohl aber die, welche ſich allda ungebührlich aufgeführet und Tadel zugezogen haben; und dieſe ſind es auch allein, die nach ihrem Lande zurückzukehren meiden. Die Erſteren behalten immer eine erinnerungsvolle Vorliebe dafür.

An Ludwig Robert.

Frankfurt a. M., den 5. Februar 1816.

— — Danieder liegen die Menſchen aus allen Ecken Europa's; aus allen Ecken habe ich ſie abgehört, und höre ſie ſich beklagen, ſehe ſie ſich unbehaglich fühlen, rücken und klimmen; Alle, die nur nicht ganz gemein, ganz roh, ganz plump ſteigen und gewinnen, ohne Zweck, aus Prahlſucht und Lüge, ganz nach außen. Meiner Natur Spinnen iſt nun, das, was mich quält, bis zu ſeinem Urſprunge hin zu verfolgen; das heißt, bis an die Gränze ſeines Verſtändniſſes. Ich verſtehe nun der Welt Gewirre und ihren jetzigen Zuſtand ſo: Es fehlen zu den bedeutend vielen kleinern — Do taill-Erfindungen möcht' ich es nennen — Entdeckungen des Menſchengeiſtes, wodurch er nun ſeit den neuern Jahrhunderten ſeine Sinnorgane glücklich genug ergänzt, ſich die Auſſenwelt dienſtbarer, die ganze Erde bekannter und kleiner gemacht hat, einige große Erfindungen und Annahmen, wie ſonſt es einmal müſſen Ehe, Menſchengemeinden mit Geſetzerfindung, die zehn Gebote u. dgl. geweſen ſein. Das Alte, Einfache, damals groß Erfundene reicht durchaus nicht hin. Der Einzelne iſt mächtiger in ſeinem Sinn und Geiſt, reicher vorgebildet, als das Geſammte, das ihn regieren ſoll, und es, ohne Reſpekt, Bewunderung, Meditation einzuflößen, nie kann. Hiermit meine ich bei weitem nicht die Regierenden; ſondern das Regierende, welches höher, in Intelligenz, Erhabenheit und Erfindung ſein muß, als die, welche regiert werden, wenn ſoll regiert werden können. Ich bin gewiß, wo viele Men-

ſchen als Völker zuſammen waren, fanden ſie ſich ungefähr, aber nur ſehr ungefähr, in ſolchem Zuſtande wie wir, kurz vor einer der großen Erfindungen, die man auch Offenbarungen nennt. Nichts aber, was wir aus den Büchern und Sagen kennen, kommt, dünkt mich, dem jetzigen Zuſtande der Erde gleich! Alte gebildete Völker hatten Säulen zu Gränzen der Welt, Höhlen zur Hölle, ſchöne Inſeln und Berge zum Olymp; nannten andere Völker Barbaren, wollten dies, und nahmen ſie zu Sklaven. Jetzt aber, wo die ganze Erde bereiſet, gekannt, Kompaß, Teleſkop, Druckerei, Menſchenrechte, und wer weiß alles was erfunden iſt, in vierzehn Tagen allenthalben gewußt iſt, was allenthalben geſchehen iſt, und doch die Uebedürfniſſe, Nahrung, Vermehrung, das höhere und höhere Wollen fortexiſtiren: wie ſollen die alten Sittenerfindungen noch vorhalten (nicht das Bedürfniß nach Sitte, für welches erfunden oder entdeckt werden muß)? Daran, glaube ich, krankt die jetzige Welt; ſo mannigfaltig ausgebildet, groß und allgemein war dieſe Krankheit noch in keinem uns bekannt gewordenen Zeitpunkt, obgleich ſie nur nach und nach dieſe Ausbreitung gewinnen konnte, wozu eine ewige Anlage da war. So denk' ich mir das ganze Daſein progreſſiv, in intenſivem Anſchauungsgewinn, zu deſſen ſenſiblem Wiſſen nach beiden Richtungen, nach der uns lieben und nicht lieben: ſo ſteigert ſich das Leben, das auf der Erde abzuleben iſt, und ein anderes, das außerhalb ihres Reiches fällt. Je mehr Einſicht, je mehr Ein- und Zuſtimmung wird das Leben uns abgewinnen, wenn auch noch mehr Arbeit: jede vollbrachte gleicht unendlich aus; jede neue ſteigt unendlich. Darum denk' ich auch wahr

und wirklich, daß das Erdenleben nicht eine steife, todte Wiederholung ist, sondern ein schreitendes Ändern und Entwickeln wie alles; für die Einsicht, und durch die Einsicht; und nennt unsere Zeit wirklich neu, und bin auf Großes, Neues gefaßt, mit Einem Wort, auf Wunder der Erfindung, der Gemüthskraft, der Entdeckung, Offenbarung, Entwickelung. Mit Gefaßtsein meine ich nicht, daß ich es zu sehen erwarte; aber ich bin dessen Kommen gewiß, und alle Verwirrung ist Gährung dazu. „Erfrischend" ist sie wahrlich nicht, die man sich mit allem Geistesnachdenken erst zu Gutem zu erklären vermag! Wir sind aber verwiesen auf der Erde; und welch Glück hat der, der sich's noch gut erklärt, und wohlwollend an- und hinnimmt, und es ausführt; und so ziemlich noch begünstigt ist. Es giebt ja Martern; wissen wir auch. Herzstärkend ist es aber, wenn man sich menschlich seine Gedanken, der ganz guten Aufnahme gewiß, mittheilt; gewiß, ehrlich Recht zu bekommen, oder ehrlich bestritten zu werden. — Mir wirst du ohne Schwur glauben, daß ich alles zu Hause kenne, als ob ich dort wäre, kenne, wie Margaretha von Parma Madrid auf ihren Tapeten in Brüssel vor sich sieht, in Goethens Egmont. Niederdrücken konnte mich unser Fall, unser Leid: rühren unser Erheben, durchbeben der glückliche Sieg. Befreut aber habe ich mich nie mit jenen. Weil ich sie insgesammt kannte, und sie nicht um ein Jota verändert wußte. Mir entgingen sie, der treuen, miterzogenen Landsmännin, nie. Andern hielt ich sie wohl lobend entgegen; mir nie getrost an's Herz! Wessen Herz ist Dünkel, Lüge, Prahlerei mehr verhaßt, als meinem! Prahlerei in Ge-

bieten, wo ſie nicht hinkann! Muth, Frömmigkeit, Menſchenliebe. Da ſchlagen ſie in ſattlichen Schwelgerzeiten der Lüge breites Verherrungslager auf. Ekel iſt es nur, was es erregt, aber wenn man davon ſpricht, ſo muß es empören. So ſcheinen wir mehr zornig, als wir's ſind, oder zu anderer Zeit, als wir's ſind; wegwenden thu' ich mich meiſt davon, zum Unterſuchen mag ich nicht einmal hinſehen, weil ich's doch ſchon kenne: aber dies Wegwenden, Vergeſſen, iſt der wahre Zorn. St. Martin meint ſogar: „Das Böſe ſei in ſo niedrigen Sphären, daß es nicht mehr zu Gott könne und komme.“ Dies wäre ein Zorn Gottes, denk' ich. Nie wird man ſich ganz abwenden können von den Landsleuten, den Erdnachbarn — alle Menſchen —, alſo laß uns ſprechen, klagen, ſchimpfen, klügeln, wenn wir es nöthig haben: dies iſt auch ein menſchlich Thun und Fortkommen. —

An Friederike Luman, in Berlin.

Frankfurt a. M. Donnerstag, den 15. Februar 1816.

Nicht: auch ſie! auch ſie! Das Einzige, welches ich gewiß weiß, deſſen ich, in allem Leben, in aller Spekulation, gewiß geblieben, gewiß geworden bin, iſt, daß mein Gemüth den Freunden, den je ernſtgemeinten, den aus dem friſchen Jugendherzen geſchöpften Erinnerungen bleibt. Und dies, wenn du mich mit deinem ſchweren, nicht gelenken Gemüthe kennſt, ſollteſt du wiſſen. Keine abwendende Leidenſchaften, zu den größten Verhältniſſen, zu zwanzig Lebensjahre umwindende,

in Anſpruch genommene, konnten meinen innern Überzeugungspunkt, das Herz anders ſtellen. Ich bin, wir ſind, wie wir waren, beim Rathhaus, bei der Poſt, bei der Sethandlung, dieſelben Kinder. Nie, und von keiner Affektation angefreſſen, im vierzigſten Jahre! Verblendet oft konnten wir allen fremden Augen erſcheinen: mußten es, und thaten es; uns nur allein blieb auch darüber Bewußtſein. — Auch ich möchte dir all mein Inneres ſagen: da ich es nun niemand mehr ſage. Aber nur dir allein, in der Welt. Darum kann ich dir nicht darüber ſchreiben, und daß ich das nicht kann, ſtört mich ſo ſehr. Ich fürchte, aus Stimmungen, aus einzelnen Äußerungen möchteſt du falſch errathen. Wiſſe ſoviel, ich hab' mich nicht geändert: nicht von lange her, nicht von kürzerer Zeit her; und es iſt doch ſo, wie ich dir zu erzählen, zu zeigen habe. Keine Leidenſchaft wogt mir im Herzen; kein Schmerz darüber brennt darin: nur inkommodirt, ennuyirt, ergötzt, unterhalten, erhoben kann ich noch werden. Soviel wiſſe. Auf dich hoffe ich nicht allein, ſondern rechne ich. — Ich wußte es vorher, daß die Gräfin ſich nicht ändert. Daß Burgsdorff ſich ſo platt geäußert habe, glaube ich wieder nicht; er wird etwas geſagt haben, welches man ſich ſo auslegen kann. — Wenn du ſtill, einſam in unſern Straßen gehſt, denk' an mich, und bete für mich, daß ich hinkomme! hinkomme, wo ich ſo viel litt, und lebte, und empfand. —

An Varnhagen in Mannheim.

Frankfurt a. M. den 26. September 1816.
Donnerstag.

— Ich muß mich grämen, wenn du mich ſo ſehr vermiſſeſt, daß du dein ſchönes Daſein nicht genießen kannſt! Genieße alles, lieber Freund, und bedenke vielmehr meinen Antheil daran: ſo mache ich es auch. Ich mache es aber auch wie du, ich denke beſtändig an dich, und gönne mir nichts; oder vielmehr, ich denke beſtändig daran, wie ich es dir mittheilen will! und auch ſehe und genieße ich wieder für dich mit, und, daß du die Freude haſt, mir den Genuß zu verſchaffen. Dabei gebrauch' ich ganz die Freiheit des Bewegens der vereinzelten Perſönlichkeit. Mit Einem Wort, ich durchwühle meinen Zuſtand, und das für dich mit: und ſo machſt du's auch. Wie ſonderbar, daß man auch bei den geiſtigſten Herzensgegenſtänden einen Schritt zurück und aus ſich heraustreten muß, um ſie deutlich zu ſehen; heißt hier empfinden: ſo ſehe ich von hier aus erſt von neuem und im Ganzen die Lage ein, in welche mein Verhältniß zu dir mich ſetzt. Bei Allen iſt es wohl ſo; aber du kennſt mich: mein namenloſes Freiheitsſtreben! Jede Nähe — mit allen Gegenſtänden — ſcheint wenigſtens zu beengen; und ſo muß ich meine Lage manchmal von ferne beſchaun, um ſie von neuem mit dir an's Herz zu drücken! Du kennſt mich: ich bin dir kein Geheimniß; und die Bedingung, das Element des Glücks in dem Verhältniß zu dir, iſt, daß ich dir keins zu ſein brauche: daß ich mich eigentlich vor dir gar nicht

ſcheue, den freieſten Beurtheiler an die habe. — Auch ich ſah mir unterwegs die Augen blind nach Mannheim hin, welches ich lange im Abendſchein ſah, von Heidelberg aus; und fuhr auch dicht vor dem Weg vorbei, den wir miteinander von Mannheim nach Heidelberg gekommen waren, dicht vor ſeinem Thor. Kutſcher, Bedienter, Dore, Alle ſahen und zeigten Stunden lang mit! Liebet Liebhaber, Gott ſegne die Eure, daß es keine Ehe werde! dumme Geliebte ſprechen umgekehrt. Dies ſoll Lettenborn leſen, weil er's goutirt. Wie es da ſteht mit ſeinen Augen. —

— Heute gehen Cuſtine's bis Heidelberg, wo ſie morgen die Bilder ſehen; ſie wollen über Karlsruhe und Straßburg nach Paris. — Geſtern Mittag ſpeiſte ich zuletzt bei Humboldts mit ihnen; wo Humboldt ſich eine ganz neue Haut von wahrhafter Liebenswürdigkeit angezogen hatte. Geſtern erreichte es nur ſeine Höhe, denn eine ganze Weile finde ich ihn ſchon ſo geſchält. Er beherrſchte ganz allein, und nöthig, und mild das Geſpräch; ließ nichts Steifes, nichts Dummes aufkommen: iſt in gleichem Ton mit Hausleuten, Gäſten und Kindern; ſagte unaufhörlich komiſch-Frappantes, aber nicht, wie im Winter und Sommer, aus tiefer Langweil, und in deren dennoch harten, ärgerlichen Tinten; dieſe alte Überzeugung der Dinge hat bei ihm eine wieder neue Wendung genommen; er iſt von der tiefſten, ſorgenloſeſten Aufrichtigkeit über alle Gegenſtände, und dies giebt ſeinem Benehmen und Sagen eine wahrhaft mild-heitre Grazie. — Mich dünkt, er hat mehr Verſtand als je. Oder hab' ich mehr. Wir beide ſind auch ganz weich, ganz leiſe, ganz milde, ganz wahr,

und ganz weit, weit vorwärts in unſern Äußerungen mit einander. Den Abend fand ich ihn noch wieder bei Gräfin Cuſtine: eben ſo. —

An Aſtolf Grafen von Cuſtine, in Paris.

Karlsruhe, den 16. Januar 1817.

In Johann Kaspar Lavaters Handbibliothek für Freunde (IV. 1793. Manuſkript S. 40.) findet ſich folgende Stelle über das Gebet:

„Verharret im Gebete! Soll ich dies Wort erklären? Iſt es nicht überflüſſig, dem Weiſen zu ſagen, was Weisheit ſei? den Liebenden zu belehren, was Liebe — und dem Beter zu erklären, was Gebet ſei? — Dennoch hört der Weiſe gern von Weisheit, der Liebende gern von der Liebe ſprechen, und der Beter gern vom Gebete."

„O Ihr wiſſet es, Ihr redlichen Beter, auch wenn Ihr eben nicht gleich dieſelbe wörtliche Erklärung davon gäbet, die ich allenfalls zu geben wage — Ihr wiſſet es — das Gebet iſt ein Streben der Seele nach dem Urheber der Seele — ein inniges merkbares Bedürfniß des Geiſtes nach dem Vater der Geiſter, eine ſpürbare ausdrucksſuchende Regung des Glaubens, daß ein Gott ſei, und daß er denen, die ihn ſuchen, ein Belohner ſei — eine Darſtellung ſeiner ſelbſt vor dem unſichtbaren Urheber alles Sichtbaren und Unſichtbaren; eine eben ſo einfältige, als höchſt kühne Eröffnung ſeines innern Sinnes gegen den Vater, der da iſt über alles, durch alles und

in uns Allen — oder gegen den, welchen die allerglaubwürdigſten Zeugniſſe für den Stellvertreter deſſen, den kein Menſch geſehen hat, noch ſehen mag, erklären, für den einzigen Mittler zwiſchen Gott und dem Menſchen — dem der Vater alles, alle Menſchen und aller Menſchen Schickſale und Angelegenheiten, übergeben — eine demüthig muthige Äußerung aller ſeiner Gedanken, Wünſche, Hoffnungen, an den allwiſſend geglaubten, allgenugſam geglaubten, väterlicher als väterlichgeſinnten Gott, der gleichſam ein Bedürfniß hat, ſich allen gottesbedürftigen Seelen zu offenbaren und mitzutheilen — eine Offenbarung ſeines Willens und ſeiner Willensloſigkeit vor dem Allein-wiſſen und Alleinmächtigen — Gebet, du biſt die Geiſtes- und Herzensſprache des Menſchen mit dem Vater und Könige der Menſchheit — und die Summe aller deiner Regungen iſt, entweder: — Vater! es iſt dir alles möglich! nimm dieſen Kelch von mir! — oder: — nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe!"

Die Stellen, lieber Adolf, die ich unterſtreichen werde, haben mir in den abgeſchriebenen aus Lavater am beſten gefallen, und um derentwillen ſchrieb ich es, was hier ſteht und ſonſt ſeinen Zuſammenhang verloren hätte. Was er weiterhin noch über daſſelbe ſagt und empfiehlt, iſt mir ſehr fremd, und wird Ihnen ſehr gefallen. Ich kann nach Ihrem Briefe nunmehr Ihnen Beiden antworten, daß ich's nicht verſtehe, wie man ſich mit Bedacht zu irgend einem Seelenzuſtand, mit Befliſſenheit oder Willkür, ſtimme! Nur zu Einem Guten in der Welt muß man ſich zwingen, und nur das Eine bleibt, meines Bedünkens, auch erzwungen noch Gutes, zum Rechtthun nämlich. Alles andre läßt ſich, bei mir wenig-

ſtens, gar nicht erzwingen. Am allerwenigſten das Gebet: das Gebet durch Gebet. Dieſes Ausſtrömen der Seele! Wo ſie losgelaſſen ſein muß von allen Gedanken und Banden des hieſigen Daſeins, welche ihr nur Angſt oder Entzücken, Berührung Gottes durch allen Weltdrang durch, abſtreifen können! Jeder Gedanke hemmt alles Gebet; iſt ſelbſt ein Gebet auf andern Wegen unſerer Seele entſtrömt; oder halten Sie die übernatürliche Gabe — Kraft, Macht, Fähigkeit — denken zu können, zu müſſen, nicht eben für ein Band zwiſchen uns und dem Höchſten, was wir zu faſſen vermögen? Unſere hieſige Gefangenſchaft, Lehrſchaft, ſpaltet unſre Gaben der Zeit nach, und ſcheinbar dadurch der Art nach; iſt nicht die eine ſo wundervoll, prachtvoll und furchtbar, und zum nicht zu faſſenden All hinreichend, wie die andern? Wenn wir denken, können wir nicht beten; und unterhalten wir uns dann weniger mit dem höchſten, alles verſtehenden Geiſt? Iſt Gott fragen, oder zu ihm beten, nicht Eins? Wenn auch das Eine mehr ein Genießen, ein Seligſein? Kann ich mir kindiſch den höchſten Geiſt denken, wie ich ſelbſt nicht mehr bin? daß er gelobt, geprieſen, gehallelujat ſein will? Verſtehen, begreifen muß ich ihn; immer mehr von ihm, durch ihn wiſſen; empfinden muß ich ihn; mit ihm ſein können; ſo viel als möglich; immer mehr! Wenn meine Thätigkeitskräfte ſinken, die Verſtändnißgaben nicht mehr hinreichen, nichts mehr das Innerſte von uns, das Herz, erleuchten, beruhigen kann: wenn wir erliegen in Entzücken oder Angſt, dann ſtrömt das Gebet! Ein anderes, als das uns aufgegebene Daſein hebt an, wir haben eine augen-

blickliche Kraft, eben weil die andern Kräfte ſchweigen, aufzufahren, ohne hieſige Bedingung. Kurz, es iſt dumm und frevelhaft, vom Gebet und ſeinen Erhörungen zu ſprechen, weil wir eben durchaus zu einem andern Daſein, zu einer andern Thätigkeit ausgeſtattet ſind. Ganz anders, ohne Sinne, Glieder und Verſtand, wären wir, ſollten wir nur beten: und beten, anſtatt eingen, denken, ja ſogar thun. Beten ſtärkt, erhellt die innere Richtſchnur. Ein Gedanke an Gott iſt beten. Heilige, fromme, ernſte, rechtliche Vorſätze ſind beten. Gründlich, recht, angeſtrengt, ohne Eitelkeit tief nachdenken, ergründen, iſt beten. Wenn ſonſt hier nichts, und nichts beſſeres zu thun wäre, als beten, Lavaters Beten, wie müßt ich mir den höchſten Geiſt denken? Ich ſoll beten bis er mich erhellt, wieder zu ſich, oder überhaupt mich ihm näher bringt. Warum läßt er ſich ſo ſehr bitten? Oder, iſt's eine ſelbſtthätige Arbeit, ein Weiterſchreiten, das Beten, ſo iſt's das Denken auch, und dem lieben Gott gewiß lieb! Es iſt überhaupt kindiſch — meinen beſten Menſchen kann ich dieſen Gedanken nicht als ein Geheimniß hehlen! — vom lieben Gott zu ſprechen, und den anders, als in der Perſon der Vernunft und Güte in unſere Angelegenheiten einzuführen. Wir ſind gezwungen, einen höheren, einen höchſten Vernunftgeiſt, der ſich und alles verſteht, anzunehmen: das angſt- und entzückenfähige, helle, für's Licht der Erde blinde Herz bedarf eines Vaters, an deſſen Hand es ſich ſchmiegt. Eben weil wir ihn nicht begreifen und verſtehen, und er in allem, was begriffen werden kann, nicht zu faſſen und über uns ſteht: und ewig legen wir ſeinem Urtheil, ſeinen Abſichten unſern

Maßſtab an; den höchſten, den er uns gab, das iſt Vernunft und liebliche Güte; ein Mitgefühl für Andere, ein Stückchen Perſönlichkeit, in ihrer Perſönlichkeit; durch Vernunft und Mitgefühl wiſſen wir von einander, und verkehren wir mit einander. Dies hat uns Gott verliehen. An den beiden Enden, Entzücken und Verzweiflung: an beiden Enden einen gedankenloſen Aufſchwung, Gebet! Den können wir aber nicht machen: ſonſt iſt's ein Bitten um dies und jenes; welches ich kindiſch den ganzen Tag ausführe, aber ſchon weiß, was ich davon halte. Innere Erleuchtung, Wunder, alles iſt möglich: mir ſind ſie nicht fremd, ich erwarte ſie immer: und glaube ſie ehrlichen Menſchen. Sie müſſen wiſſen, wen Sie vor ſich haben, lieber Aſtolf; es war mir Bedürfniß, Ihnen zu ſagen, wie ich denke, nach dem, was Sie mir vom höchſten inneren Überzeugen geſagt. Nur noch das! Was Einer ernſt meint, was ihn erhebt, was ihn beruhigt, was ihn kräftigt, iſt mir recht: nur muß ſein Inneres und ſein Leben aus Einem Stück gehen; derſelbe Ernſt bei allem: nämlich die kleinſte Meinung, die kleinſte Regung muß ſich bis auf ſeine ihm wichtigſte, richtig und ohne Abſchnitt, hinauf- oder zurückführen. Dann iſt es gut: und der Menſch ein treuer Gottesſohn, und kein verzerrtes Unbild. —

Karlsruhe, den 15. Februar 1817.

— Über Wilhelmine hab' ich mich unendlich gefreut. Weil die Verbindung edel von innen her iſt: und ſie ſich freut. Das iſt gewiß Profit! Ich ſchrieb gleich in meiner Freude. „Die nun einmal verheirathet ſind, mögen verhei-

rathet bleiben." Von mir aber bekommt nie ein Kind die Einwilligung zum Heirathen. Das ſag' ich in der glücklichen Ehe. Nein, das iſt nichts, wenn nicht beide ſo denken, wie ich. Aber dies verſteht niemand, außer ein künftiger Geſetzgeber: bis der kommt, muß man Allen gratuliren, die ſich ſelbſt gratuliren. —

An Wilhelm von Williſen, in Breslau.

Mannheim, den 21. März 1817.

Nun! Es iſt doch noch ein Glück, daß ich eine Gemahlin bin! Sonſt hätten Sie mich wohl gar nicht mehr grüßen laſſen. Ah! — da bin ich doch glücklicher als Sie! Sie ſtehen lebendig vor mir: und haben ſogar die Freiheit bei mir, wie die Möglichkeit, ſich zu verändern, ſich ſelbſt abhanden zu kommen; — welche Schickſalswogen können uns nicht überſpülen! — und blieben für mich doch Williſen; den ich einmal geſehen habe, in deſſen Augen und Seele ich blicken konnte, der für mich da war. Und ſo iſt es auch eben ſo gut, Lieber, als hätten Sie mir recht innig geſchrieben; ich bin Ihnen doch eben ſo gut, und es iſt auch eben ſo gut. Ich bin auch eben dieſelbe: ich ſei Ihnen gegenwärtig oder nicht, Sie hätten je von mir gewußt oder nicht. Ich weiß von Ihnen. Und es bleibt beim Alten, da die Möglichkeit, daß Sie von Einer, wie ich bin, wiſſen können, da iſt. Ihren Brief aus Tirlemont — in welchem Ort ich ſelbſt einen Tag meines Lebens zugebracht habe, und wo mich eine alte Wirth-

Wirthsmutter in zerſtörte Kirchen führte, und von den mächtis ſprach — erhielt ich in Prag, nachdem er weit über ſechs Wochen alt war; und Sie ſchrieben darin, noch vier Wochen blieben Sie dort. Seitdem, werden Sie nun von Varnh. wiſſen, durchwühlten wir die Welt, um zu erfahren, wo Sie ſind — nur über Ihr Leben erhielt ich Gewißheit — kein Pfuel, keine Schleiermacher, kein Militair, nichts half. Den Tag, eh' Ihr Brief aus Breslau ankam, ſchlug ich Varnh. noch Einmal vor, Sie, wie Neumann vorigen Winter, in den Zeitungen aufzurufen. Haben wir uns mit Ihrem Brief gefreut? Lieber Williſen! Sind Sie froh in der Seele? Ergötzt Sie das Leben dann und wann? „Lehrt Sie der Abend hoffen: weckt Sie der Morgen zu neuen Freuden?“ (Egmont) oder iſt es, Gott bewahre! „des Aus- und Anziehens nicht werth!“ Es iſt doch die irdiſche Lebenspflanze nicht etwa aus Ihrem Herzen gebrochen, ſo daß alles fernere Grünen, alles Schickſals-Schrinen nicht ferner das Herze nähren kann? Sie haben doch noch Lebensbilder, die Zukunft zu bevölkern; das will ich hoffen! hierüber ſchreiben Sie mir. Der Himmel, das Gewiſſen iſt die unabläßliche Geſundheit der Seele; auf dieſe erſte Bedingung verlange ich das Leben! Sie müſſen und ſollen wiſſen, daß ich viel auf's Leben gebe. Es kann ſehr gut (obgleich es nicht zu unſern Ohren kömmt, und die da gut leben, ich glaub' es gewiß, ſchweigen, und nicht ſprechen können), ſchon hier auf der Erde, ſein. Es iſt mir beinah nichts gelungen: ich weiß dirs aber doch; und dies ganz gewiß. Man ſetzt meines Bedünkens die Möglichkeit der Erde zu ſehr herab. Und

nun gar; nun man alles machen will. Eine Verfassung. Gesinnung. Religiosität; auf tausend Büchern gestempelt; und sich die Nationen nur so wie Kompagnien zu stellen haben, denen man das Brot und Montur austheilt! — Zum Glück! geht die Welt nebenher noch ihren Gang! Und grünt, und blüht, und donnert, blitzt und wogt. Sie sehen, was ich hasse. Das leere, neumodische, unlebendige, prahlerige, Nach- und Übersprechen; wie „überbieten." Lassen Sie sich nur nicht so zersprechen! Vergessen Sie ja nicht zu leben. Grade den Tag, wie er vor uns steht; er auch wird eine ehrwürdige Vergangenheit; das ist der Tage Sorge; nicht unsere. Sie sehen, ich habe viel in Wien, Prag, Frankfurt, und allenthalben hören müssen; viel gelesen, Gedruckt- und Geschriebenes. Könnten Sie uns nur besuchen! da wir jetzt nicht fortkönnen. Sehen ist, sich sehen, ist das Wesentliche! So lange man noch lebt, und sich erreichen kann! Ist es also nicht möglich? Alle Tage meines Lebens denke ich an den ewiggeliebten Marwitz! Bei Musik, bei Wetter; seine zwei tiefsten Studiumspunkte. Bei freien Gedanken! bei den kleinsten Ereignissen! Millionen Dinge erinnern mich an ihn: nach dem langen, steten Zusammensein. Eben als Ihr Brief kam, hatte ich wieder Dore, mein Mädchen, an ihn und Sie erinnert! Ich sehe sein Gesicht, seine Farbe, seine Mienen, seines Blaues in den Augen, seinen Haarwuchs, seine Hände. Er lebt ganz bei mir, und doch wein' ich eben jetzt. Er war so lieb! so wahr. Alles, was wahr war, konnte man ihm sagen: er lächelte nur, wenn er's fand; und wenn es ihm auch, wie es bisher war, ganz widersprach

Ich hab' es erlebt. Kunſt, alles Kunſtmäßige beflügelte ihn; er verſtand's gleich: weil er eine Seele für die ganze Natur, für all ihr Wahrheitsſein hatte. Wo iſt er? kein Scherz dringt zu ihm! Sagen Sie mir nichts! Auch ich weiß, er iſt noch da. Und was hätte er noch hin- und herwanken ſollen. Er hat gelebt. Adieu! Sie und er. Viel denk' ich Sie beide zuſammen. Sie liebten ihn: ich wußte es! drum konnt' ich gegen Sie mich über ihn empören. Wie liebten ihn in dem eben ſo lächelnd. Das Reſümé, welches ich über ihn finde, iſt mir immer ein Lächeln. So lieb' ich ſeine Seele zuletzt immer. Adieu! Schreiben Sie mir auch über ihn. Ich rede noch mit ihm, zu ihm: täglich. — Ich habe Steffens Buch geleſen. — Es freut mich, daß er zu ſeinen ſtillen Naturſtudien zurückekehrt: längſt ſagte er ja, Geſchichte ſei nur ein Stück Natur. Adieu.

Lieber Williſen, ich muß wenigſtens meine Einſicht bei Ihnen retten! In der Welt haſſe ich nichts ſo, als unanſehnliche, unelegante Briefe. Aber ich leide ſehr an Rheumatism auf den Nerven. Kann davon meiſt nicht, und immer ſchwer die Feder führen, des Krieges wegen. Kann nicht auf dünnem Papier ſchreiben, und thue es doch; habe nie eine Feder, da ich mit B.s ſchönen nicht zu ſchreiben vermag, und mir keine ſchneiden kann. Heute ſchnitt meine Jungfer immer ein Löchen mit der Scheere dran. B. muß dicke Tinte haben: ich kann ſie nicht gebrauchen. So entſtand der Klecks: und endlich hab' ich auch den Bogen falſch umgewandt, und dieſe Seite leer gelaſſen; und das Ende des ganzen Briefs deßfalls übereilt. Sein Sie nur durchdrungen davon, daß mir der

Brief ſo ſehr mißfällt, als Ihnen, und daß ich betreten darüber bin. — Mannheim gefiele mir außerordentlich, wenn es mehr Bäume in ſeiner Nähe und in ſeinen Mauern hätte. Wir ſind nur manchmal hier. Ich kenne Breslau. — Hören Sie nichts von Tieck? Können Sie ihn von mir grüßen laſſen? Wie gerne ſchrieb' ich ihm. Ich lieb' ihn wie nur ſehr wenige Menſchen. Der müßte geſund ſein: und doch alles ſo wiſſen. Adieu.

Mannheim, Donnerstag den 10. April 1817.

„Nur Thörichtes gelingt!" möchte man ausrufen, wenn man das Wühlen der Ereigniſſe untereinander anſieht, der Menſchen Unternehmungen nachſpürt: und das mit vollem Rechte.

Ein thörichtes Streben kann leicht gelingen: es iſt ganz einſeitig. Ein beſſeres aber fordert eine Zuſtimmung ſo vieler verſchiedenartiger Dinge, iſt ein Anfordern ſo vieler Strebungen in uns, daß wir die völlige Zuſtimmung in der Welt aus Diſſonanz nicht erwarten ſollten. —

(Mündlich.)

Die Arme, ſagte jemand von einer Frau, hat bei allem guten Schein auch wenig Vergnügen! — „Vergnügen! ſagte Rahel in erhaben-traurigem Ausruf, wo iſt auch das? Vergnügen ſitzt in Blumenkelchen, und kommt alle Jahr einmal als Geruch heraus!"

„So verdirbt man die Bedienten!“ ſagte man zu Rahel, als ſie etwas zugeſtand, was menſchlich gut, aber dem ſtrengen Reſpekt nicht ganz förderlich war. Sie entgegnete lachend: „Ich denke doch eigennützig: beſſer ich verderbe ihn, als mich!“

Mannheim, 1817.

Karlsruhe, den 1. Mai 1817.

Phantaſus Von Tieck. Bd. 3. S. 518. „Wir haben alſo in Deutſchland, ſagte Manfred, treffliche Künſtler gehabt, beſitzen noch einige, und hoffentlich werden neue entſtehn.“ Meinem theuern, vielgeliebten Tieck ſchreib' ich hier noch hinzu, daß wir jetzt noch in Mannheim zwei Meiſter beſitzen, die, auf Flecks Weiſe, ſonſt unbedeutende Luſtſpiele verherrlichen! mit der größten Laune, Wahrheit, Eindringlichkeit und kunſtgewohnt ſpielen. Der alte vortreffliche Heck, und der ganz eben ſo gute Müller. So wurde „das Räuſchchen“ ein Meiſterſtück; welches ſonſt ſchon ein Nichts war. Heck ſpielte den Gärtner in Kotzebue's „des Haſſes und der Liebe Rache“ wohl ſo, daß man nichts bewunderungswürdigeres ſehen kann. Ganz der Mann, und deſſen Stand; unſchuldig, indem er frevelbefliſſen iſt, kann man ſagen; er ſtellt einem den Ort vor Augen, die Lage in der er ſich befindet; kraß wahr in den kleinſten Zügen; und doch wie durch ein Kunſtglas zu ſehen.

An Sophie Schröder, in Berlin.

Frankfurt a. M., den 31. Oktober 1817.

Als ich geſtern mit Ungeduld die Berliner Poſt erwartete, die mir endlich keine Briefe mitbrachte, ließ ich mir die Berliner Zeitungen als eine Art von hinhaltendem Erſatz geben, und fand Sie, meine ſehr Geliebte, den Landsleuten als Gaſt der Muſe angekündigt; dieſe Zeilen können Ihnen mein Bedauern, daß ich nicht zu Hauſe bin Sie zu empfangen, nicht ausdrücken! Ich habe den wahnſinnig-eitlen Gedanken, daß in der weiten gebildeten Stadt doch keiner ſich befindet, der ſo durchdrungen ſein kann von dem, was Sie zu leiſten vermögen, es auffaſſen kann wie ich, was Sie ſind; und der auch das anſcheinend minder Gelungene ſo zu ſtellen und zu deuten weiß! Ich möchte Sie empfangen, beherbergen: Ihnen jede materielle Sorge und Beſorgung abnehmen: ich Sie applaudiren; mit Einem Wort, ich die Ceremonien-Fürſtin der Stadt nur auf eine Weile ſein, wie ich es jedesmal mit Leidenſchaft wünſche, wenn ein Künſtler in ihren Mauern iſt; Einer, der die Macht hat, das Großartige darzuſtellen, ohne Übereinkunftsmanier; dem es gegeben iſt, die Leidenſchaft zu kennen, und die Mittel, ſie in allen ihren Abſchattungen, auch den wenigſt Aufmerkſamen, in einer Art muſikaliſchem Maß und Haltung zu zeigen; der die Natur der Dinge ſchnell jedesmal findet, und auch die Mittel, ſie auszudrücken. Sie ſehn, ich tödte mich, das zu beſchreiben, was geſegnete Künſtler ſind: ſagen kann ich's nicht; aber ich weiß es. Auch mich hat Apollo berührt: ich verſtehe die Begabten. — Wär' ich

nur in Berlin, in meinem Hauſe; Sie wohnten doch bei mir! — Wie leid iſt es mir, daß Sie unſere Garderobe, unſere Dekorationen nicht mehr ſehen: aber lieb iſt es mir, daß Sie im Opernhauſe ſpielen; und es freut mich, daß Graf Brühl bei Ihnen eine Ausnahme mit den Gaſtrollen zu machen weiß. Warum ſpielen Sie nicht Johanna von Montfaucon, anſtatt in Rudolf — oder wie er heißt — von Kumland? — Johanna war eine von den Triumphrollen der Bethmann; in dieſer aber zieh' ich Sie vor. Ich habe auch eine Sorge, Berlins Geſchmack in Anſehung der Weiberrollen iſt auf ſchwaches Regime geſetzt. Das Größte, was ſie hatten, (und ein Publikum ſchwingt ſeine Gedanken nie über das, was es ſah, ſondern bildet und ſchränkt ſich darnach ein, oder aus;) war die Bethmann; die außer dem Talent, das ſie hatte, noch die Gabe beſaß, nur ſie ſein zu dürfen; und das in einem ſolchen hohen und ſchönen Maße, daß man nicht unterſcheiden mochte, ob ſie auch etwas anders ſein konnte; ſie konnte erhaben, ganz edel, ganz romantiſch, tief empfindend, traurig-toll und toll-zerreißend ſein, immer lieblich, ſelbſt im Fehlgriff; konnte komiſch, heiter, reizend, beweglich ſein; den Adel der großen Welt vortragen. Furchtbar aber, furien-ſtark, mit den Elementen verwandt, mythologiſchen Wahnſinn, den konnte ſie nicht aus der lieblichen, leichtbeweglichen, leichtſinnigen, frommen Seele ſchöpfen, weil man nie etwas daraus ſchöpft, was nicht darin liegt. Nun fürcht' ich, iſt den Berlinern mancher Farbenton, der grade mein Erhabenes ausmacht, von Ihnen zu ſtark; das fürcht ich eigentlich nicht; aber ich fürchte, daß Sie das nicht zu deuten

verſtehn, und Ihnen das einen unangenehmen Eindruck mache; und daß Sie gar — Gott behüte und bewahre! — ſich darnach richten wollen. Das fürchte ich: und darum ward ich hier ſo breit; in der Tiefe war wirklich der Aufſchluß dieſes Schwächenzuſtandes nicht nachzuweiſen; ſondern in der längeren Ausdehnung eines Aufenthalts in Berlin, den ich gemacht. Jetzt mag unſere Stadt nun wohl noch mehr davon befallen ſein, als vor drei und mehreren Jahren: ſie putzt und ſchnäbelt gar zu viel an ihrem Kunſtgefühl, beleuchtet gar zu ſehr das Bewußtſein darüber, mit Kerzen, aus allen Fabriken, anſtatt dem Gehen und Kommen der Sonne ſich ruhiger hinzugeben. Sie ſind dort bis zu den unbefangenſten Tiefen der Menſchheit in der letzten Zeit mit ihren Ausputzwerkzeugen hingedrungen und geeilt: und ich fürchte, jetzt grad, eine größere und allgemeinere Schwäche und Anmaßung; und will Sie, um Ihnen unangenehme Empfindungen zu erſparen, nur darauf aufmerkſam machen. Solches alles gilt aber nur von jeder Stadt, wenn man ſie zuſammen ſich vorſtellt; und man kann die eine freie, eine ſinnige nennen, wo viele Einzelne dem Publikum mit ihren Gedanken und Verſtändniſſen vor ſind, große Künſtler faſſen, und große Bücher, die ſie über die Befangenheit des Augenblicks, in dem ſie leben und ſchaffen müſſen, erheben. Eine ſolche Stadt, ſein Sie gewiß, iſt Berlin, wenn auch die, welche ſie dazu machen, grade nicht das Glück haben Sie perſönlich zu kennen. Dies wollt' ich Ihnen nur, bei dem flüchtigen, geſchäft- und ereignißreichen Aufenthalt dort, vor die Augen halten,

wo alles vor ihnen vorüberfliegen muß. Ein Freundesbrief ſoll Freundesſtelle vertreten!!

Mich ekeln ſchon jetzt die Zeitungskritiken! das iſt das Schlechteſte, was wir haben; das Seichteſte in Deutſchland überhaupt. Die Leipziger, von A W., ſind noch die einzigen, wo etwas Mark und Bein, Leben und Zeichnung darin iſt.

Hier ſpielt Iffland. So glücklich, Sie mit dem zuſammen zu ſehn, bin ich nicht! Wenn ich nur drei Bataillen gewonnen hätte! ich wollte mir ein Theater anſchaffen! Er ſpielte Theſeus wirklich wie ein Gott; und kann das Muſter ſein, die Fahne zum Weg, deutſch zu ſprechen. Otto von Wittelsbach ſah ich: der Mord ein Meiſterwerk! Hinein und herausgehn ein Stück; er ging, troß der Wuth, mit Abſcheu hinein; und kam, troß des Abſcheus, noch mit Wuth heraus. Göttlich. —

Als ich Ihnen dieſes geſtern ſchrieb, ward ich dazwiſchen immer von Beſuchen geſtört. Ich erhielt dann noch geſtern Abend einen Brief aus Berlin. Sie wollten an dem Tage in Merope auftreten, von der Vorſtellung ſelbſt weiß ich alſo noch nichts. Ich freue mich im voraus des Berichts, den man mir treu und ausführlich davon zu geben verſpricht! — —

An Friedrich von Schlegel, in Frankfurt a. M.

Frankfurt a. M. im November 1817.

Ich bitte Sie gar ſehr, lieber Schlegel, vergeſſen Sie nicht nach dem Mädchen von Orleans zu ſehen! Ich wünſche

ſehr, auch Ihnen dafür noch dankbar zu werden, wie ich Ihnen für die hier zurückkommenden Zeitungen und Folger danke. „Er iſt klar, ſagten Sie, aber nicht im Klaren.“ Nun, da ich ihn ganz geleſen habe, ſehe ich dies erſt recht deutlich ein: es heißt doch eigentlich, er zeigt uns klar, daß er nicht im Klaren iſt. (Ich bin gar nicht betreten, ihn ſo keck zu beurtheilen; die Urſache ſpäter.) Eins aber verdank' ich ihm, bei vielem andern Vergnügen, ganz beſonders; ich hatte nämlich ſchon längſt eine Ahndung, daß Nichts auch wohl Etwas ſein könne; und in dieſer hat er mich ſehr ſcharfſinnig beſtärkt. Warum der aber Fichte'n ſo abthuend behandelt, iſt mir ein Räthſel; da er, nur mit andern Worten, ein ganz ordentlicher Fichtianer iſt? Von ſeinem Sprunge, den er nach der Erklärung des Nichts oder der Welt thut, nicht zu ſprechen, wo er auch dann Fichte ganz verläßt. Meine Keckheit aber, über dieſe Dialogues — wie Sie mir nachſprechen — hab' ich mir aus ihnen ſelbſt entſchuldigt: er wird doch nicht mehr Reſpekt verlangen, als er Fichte'n bezeigt! Sie ſehen nun, was mich in dieſem Buche verdroß, und freute. Wenn Sie aber künftig noch ſo gnädig im Bücherleihen für mich geſinnt ſein könnten, ſo verſprech' ich Ihnen, nie wieder ein ſchriftlich oder mündlich Wort darüber zu ſagen. —

An Moriz und Erneſtine Robert, in Berlin.

Karlsruhe, den 20. December 1817.

Sonnabend Vormittag 11 Uhr. Wolkenguß mit Wind, wie alle Tage hier periodiſch, um dieſe Zeit, und Abends gegen 10 bis in die Nacht hinein.

O! wie elend iſt ein Windhund, den immer friert! Nun kenn' ich ſeinen Zuſtand: ſeit es ſo mildes November- und December-Wetter iſt, hat meine Geſundheit die Wendung genommen, daß mich immer friert; außer wenn ich auf der Straße gehe. Ein anderes Thier, und gewiß giebt es in der unendlichen, willkürlichen Natur auch ein ſolches, welchem immer zu warm iſt, mag auch ausſtehen! dieſen Schauder mußt' ich von der Seele ſprechen eh' ich nur irgend deinen, oder Erneſtinens Brief, zum Beantworten nur wieder anſehen kann, wenn ſie auch ſchon neben mir liegen; über meinen körperlichen Zuſtand, über momentanes Unbehagen im Ort, oder Zuſtoßen der kleinen Tages-Ereigniſſe kann ich nicht weg, — außer um zu dienen oder zu leiſten; und dann verſchließe ich meine Verzweiflung nur um ſo tiefer: und man hat auch von mir nichts, als den Dienſt etwa, — und mein ganzer Brief zeigt in Form, Farbe und Inhalt, ihn genau an, und da wollt' ich, um wo möglich mich zu entſchuldigen, lieber ſeinen Text oder Canevas oben aufſetzen. Was du von Roberts Stück ſagſt, muß ich für grundwahr halten, weil ich es ſchon in der Anlage ganz ſo fand, und ihm ſagte. Mit mindeſtem Erfolg. Es hat ſchöne Glieder, und ein Leben, was in das Leben eingreift, weil es aus einer Mitte genommen iſt. Daß es die gefällt, iſt mir lieber als Tauſend ihr Beifall. Weil mir

beide Publikum ſind, vermöge der entſetzlichen Ennui- und Amüſir-Fähigkeit: wie aller Pöbel. — Es iſt göttlich daß der alte R. auf's Land ging um der Hochzeit ſeiner Enkelin nicht beizuwohnen: wie Fürſten, die doch gute Väter ſind, wenn eine Miſalliance geſchieht: ſehen wollen ſie es nicht: und möglich ſoll es nicht ſein, in ihrer Gegenwart wider ihren Reſpekt und Grundſätze zu handlen. So nehmen Leute, die keine haben, ihre Religionsmeinungen. — Nun Sie, liebes Erneſtchen, und da, weiß ich noch auswendig ſallen Schelte für Moritz vor. — Moritz eignet ſich alſo das Vorleſen zu? auch ſchon falſch! wenn ein Brief ausdrücklich an Sie iſt; oder auch nur ein Blatt. Was Tinte und Feder betrifft, wollen immer die Männer machen, als gehörte das ausſchließlich ihnen: weil ihre Geſchäfte in dieſen Materialien vorgehen: und nur ihr Schreiben und Leſen iſt ein Geſchäft, drükken ſie in Handlungen und Benehmen aus. Was geſchehen ſoll und muß, iſt eins: was einem wichtig iſt. Sie haben einen ſchönen Sinn! dem ich allerdings zutraue, daß ich Sie in's Geſicht hinein loben kann. Lob' ich mich doch wohl frei und frank ſelber laut; es thut mir doch nichts. „Sie bilden ſich gewiß nichts darauf ein.“ Weil Sie ſich überhaupt nichts einbilden: Wahrhaft, redlich und unſchuldig ſind: und darum lieb' ich Sie. Der Menſch braucht nichts als das zu ſein, und er mag, ohne dies, alle guten Eigenſchaften haben, ſo kann er ſie doch nicht gebrauchen. Gebrauchen, ein Menſch zu ſein. Ich erlaſſe alle übrigen: dieſe nie: und bin völlig überzeugt, ohne dieſe, mit allen Gaben, mit jeder: iſt man kein Autor, kein Dichter, kein Künſtler, kein Philoſoph, kein

Freund, keine Mutter, keine Schweſter, kein angenehmer Geſellſchafter, kein wirklicher Geſchäftsmann, kein Regent. Mit dieſen, immer liebewerth. Nun iſt's drei Viertel. Adieu, liebes Erneſtinchen, unterdeß, bis Morgen! — —

Donnerstag, den 8. Januar 1818. Regenwetter.

Alſo bis heute lag dieſes Ungeheuer von Brief ſtill — ich hab' ihn eben geleſen, und habe einen Abſcheu vor ihm: aber abgehen ſoll er doch: denn in acht Tagen hätte ich gewiß vor einem heute neugeſchriebenen denſelben Gräuel. Ein anderer Menſch kann mir mit ſeinen Äußerungen nicht fremder ſein, als mir meine eigenen Stimmungen, wenn ſie einmal vorbei ſind. Verſtehen thu' ich aber den Andern und mich ſehr gut. Ich ekle mich auch hauptſächlich nur vor meinem rohen, und noch mehr ungewandten, ungeſchlachten Ausdruck, ich — die ich ſo viel Geſchmack habe! aber gar kein Geſchick; — und lebte weiter, ohne Pflege, als ob er das ſchönſte Manuſkript wäre. — Machen Sie ja fleißig Muſik, Liebſte, ſonſt verlieren Sie Ihr ſchönes Talent, den großen Lebensſchmuck! — wie ich meines!!! Sie ſchrieben mir von Muſik. Ich habe Ihren Brief vor mir. — Moritz, degere Erneſtine nicht ſo! das ſag' ich dir, es wird dir leid thun! das hilft gar nicht, daß du ſie doch lieb haſt, und ihr ein andermal ſchmeichelſt. Sie muß ganz ihre Freiheit haben. Thun was ſie für gut findet. Du ſchreiſt ſie nicht an, wenn Luiſe ſie einladet, du giebſt auf ſolche Einladungen nicht Antwort, ſondern ſie ganz allein. Vergiß nicht, daß man gar keine Sache und keinen Zuſtand findet, an welchem

nichts auszusetzen wäre, daß man unaufhörlich alles und die Andern nur erträgt: und du auch nur so ertragen par compensation bist. Wenn sie allein zu Hause bleibt, ist es dir auch nicht recht: das kenn ich alles! genug wenn sie dich nicht gêniren will, nicht Herr deiner Zeit sein will. Mache ihr gerade in Kleinigkeiten das Leben lieb: das sind gerade die unbenannten Hauptsachen. Machen Sie sich so viel Plaisir, als Sie können, Erneſtinchen, einer so sittlich lieben Tochter kann man schon so zureden. Ich bleibe einmal Ihr Stangenhalter. — Adieu Kinder, ich sehne mich sehr, und sehr oft, bei allen Gelegenheiten, nach euch, bald nach Einem bald nach dem Andern, nach seinen Gelegenheiten. Küssen Sie den blonden Ferdinand.

An Ludwig Robert, in Stuttgart.

Karlsruhe, den 9. Januar 1818.

Wie irrt sich Frau von Stael über sich selbst in ihren Briefen über Rousseau! Welche Anstrengung von verkehrter Vertheidigung, gegen ganz unwesentliche Angriffe einer ganz verirrten Ansicht der Leidenschaft, der Pflicht, der Moral, des ganzen Lebens! Nicht ihre Ansicht, sondern der Abweg, die Lügenpfade der ganzen Franzosenwelt, das heißt der ganzen neuern. Frau von Stael liebt Rousseau'n, er ergreift sie, sagt ihr zu; aber sie fürchtet sich, ihre guten Freunde werden sie für unmoralisch halten, sie beschuldigen, dem Laster, der Leidenschaft das Wort zu reden. Sie hat weder Rousseau's

Ausſprüche in ſeinen Schriften, und insbeſondere in einer neuen Heloiſe, in eine durch Gründe vorbereitete Denkungsart erfaſſen können, noch war ſie ſo ungründlich und fade, und viel zu vollherzig, als daß es ihr möglich geweſen wäre, ſeinen gemeinen Tadlern und deren Ausſtellungen beizupflichten. Frau von Stael war von einer andern Art von Furien, als denen, die das Gewiſſen geißeln, verfolgt; aber dieſe garſtigen Teufel waren eben ſo fleißig, als jene zu ſein pflegen. Sie verfolgten ſie unaufhörlich in und aus den Sälen und Gemächern von Paris, und dieſe Zerrgeſichte allein ſind es, meines Bedünkens, die ihr ganzes Talent verwinzigt, in Unordnung gebracht und getödtet haben. Weil doch nur unſre ſittliche Anſicht, von uns und der Welt, den Ertrag ausmacht, der unſere Gaben zu Talent ordnen und ſteigern kann. Wer nur für ſittlich hält, was Andre loben, iſt nicht mehr keuſch; und ohne Unſchuld, immer neu wiederkehrende Unſchuld, die im reinen Willen beſteht, verwirrt ſich jedes Talent, und gebärt Geſchöpfe ohne Proportion und ohne Einheit in ihren Lebenselementen, daher das unvermuthet Widerſpenſtigherbe, Fremde, aus der Bahn Gleitende in den Werken der Frau von Stael, daher das ganz Unzuſammenhängende in ihren Kritiken und Behauptungen, das Abwechſeln von wahrhaftigſten Ausbrüchen wirklicher Gedanken und des ganz eitlen Nichtigen nebenan. Sie horchte nicht auf ſich ſelbſt; und dies, weil ſie, nach jedem Einfall und Gedanken, gleich hinhörte, wie ihn das gehörte, geiſtvolle Paris, ihr Publikum, ihre Welt beurtheilen würde, oder vielmehr mißverſtehen könnte. Es war nicht bloß Eitelkeit von ihr, und ſie mochte nicht um

jeden Preis gelobt ſein: aber ſie war zu empfindlich gegen Paris — dies hielt ſie einzig hoch! — ſie mochte um keinen Preis getadelt ſein. Ihre Moral, ihre Religioſität, ihre Tugend, ja zuletzt ihre Liebe zum konſtitutionellen Königsthum, ſollte in nichts dem Tadel ausgeſetzt ſein. Arme Philoſophie! ſolche reicht nicht weit. Ich glaube doch, hätte ſie ſich mehr Kräfte der gründlichen Unterſuchung gefühlt, ſie wäre von ſolcher Nachgiebigkeit zurückgekommen. Wer Gründen widerſpricht, muß es mit Gründen thun; und jeder, der denken kann, wird doch für ſeine Gedanken die ungedachten Ausſprüche der Geſellſchaft nicht fürchten? Im Gegentheil, dieſe ändert ſich allmählig nach den Urtheilsausſprüchen, welche die zuletzt ausgeſprochenen Gründe für ſich hatten, und daher ſiegten. Frau von Stael kommt über Rouſſeau beinah in's Faſeln, und man wundert ſich dieſes Herumfahrens der Ausſprüche, Behauptungen, und was ſie als feſte Vorausſetzungen annimmt, nicht ſowohl: als daß da drunter mit von dem Beſten zum Vorſchein kommt, und ſie öfters bis auf den reinen Grund untertaucht. Dies allein machte mich ſo aufmerkſam, ſo böſe und ſo gut gegen ſie. So beurtheilt ſie Rouſſeau's discours sur l'inégalité des conditions und andre Schriften ſolcher Art immer nur aus dem Standpunkte, was man darüber ſagen könnte, vermag alſo Rouſſeau'n auf keinem reinen oder abſtrakten Wege zu folgen. Sie quält ihren armen ſchönen Verſtand: er muß ihr immer unwürdige Dienſte leiſten. Wie ſie aber gar auf die neue Heloiſe kommt, plumpt ſie unterwürfig in alle alte dünkelhafte geheiligte Rohheiten. Ließe ſie doch Rouſſeau'n lieber angeklagt, als ihn ſo zu vertheidi-

theidigen! — Ihr in allen ihren verwickelten Läufen zu folgen, iſt hier für mich zu ſchwer; gehörte das Buch mir, ſo ſchriebe ich an den Rand. Sie bleibt immer in derſelben Furcht für ſich, und auch für Rouſſeau, man möchte ihre Tugend, ihre Moral nicht für die ächten halten; fürchtet ſich, der Leidenſchaft das Wort zu reden — die ſie auch in ihrem Buche sur les passions mit Sucht verwechſelt. Was iſt Leidenſchaft? Dieſe Frage wäre zuerſt zu beantworten. Dann verläßt wieder die Angſt ſie nicht, daß Schriftſtellerinnen nicht könnten weiblich gefunden werden, oder ihre Werke doch nicht ſo hoch zu ſtellen ſeien, als die der Männer. Arme Furcht! ein Buch muß gut ſein, und wenn es eine Maus geſchrieben hat, und wird nicht beſſer, wenn ſein Autor Engelsflügel an den Schultern trägt. So viel für's Buch ſelbſt! Ob eine Frau ſchreiben ſoll, iſt eine andere Frage, und ſo poſſierlich als ernſthaft zu beantworten. Wenn ſie Zeit hat; wenn ſie Talent hat; wenn's ihr Mann befiehlt — wird's eheliche Pflicht ſogar, — wenn er's leidet, gerne ſieht; wenn es ſie von Schlechterem abhält, wenn ſie Gutes thut für den Sold, u. ſ. w. und ſie muß es, wenn ſie ein großer Autor iſt. Wenn Fichtens Werke Frau Fichte geſchrieben hätte, wären ſie ſchlechter? Oder iſt es aus der Organiſation bewieſen, daß eine Frau nicht denken und ihre Gedanken nicht ausdrücken kann? Wäre dies, ſo blieb es doch noch Pflicht, oder erlaubt, den Verſuch immer von neuem zu machen.

In Rouſſeau's Heloiſe wäre ganz etwas anderes zu beurtheilen, als was Frau von Stael anzugreifen ſcheint: aber das vollſtändige Werk drückt dieſen Tadel ſelbſt aus,

wenn auch durch kein Räsonnement; durch Juliens Unglück, welches sie uns im Tode bestätigt; und so soll jedes Gedicht, jeder Roman verfahren, keine einzelne Lehre der Tugend dramatisiren, keine Maxime der Klugheit, was gewöhnlich so begierig und selbstzufrieden aufgenommen wird. Alle schönen Werke dieser Art tragen ein ganzes Stück wahrgenommener Welt vor; was da mit vorkommt, wird schön sein: jedes Genie wird ein ander Theil ausheben, und es nach seiner Gemüthslage darstellen und färben, wie jedes Tages Licht uns die alte Erde neu zeigt, ja jedes Tages Stunde. So sind auch alle großen Werke der großen Meister, alles findet man darin, was man in der Welt zu finden vermag; alle großen Betrachtungen; aber ich glaube nicht, daß diese Meister ein Gedankengerüst bekleidet haben. —

An Frau von Woltmann, in Prag.

Karlsruhe, den 26. März 1818.

Sie, liebe Freundin, werden mein Federverstummen nicht an mr nem Herzen für Sie abmessen wollen! Ich hatte Sie, während er lebte, über Ihren Freund gesprochen, ich habe sie mit einander leben sehn. Ein Todtschlag, auch aller Gefühle und Worte darüber, aller Außerungen, war dieser Sterbefall für mich, weil ich Sie kannte; da ist nichts zu sagen, das ist wie unser eigener Tod, wie alles Elend hier, nicht zu fassen! Nichts erregte mich aus dieser tiefsinnigen Stumpfheit, beleuchtete zuerst die dunklen Wogen in des Busens Tiefe,

als die wahrhaft ſchöne Weiſe, wie Sie den Verluſt auffaßten und ausdrückten! Ein Künſtler im Unglücke, im Schmerz, — meine höchſte Bewunderung, wie ich ſie für jeden Virtuoſen empfinde, woraus gleich die leidenſchaftlichſte Liebe für ihn entſpringt, und die größte Dankbarkeit gegen die Natur, die ſo ſchön machte und beſchenkte! — Daß Ihres Gatten Ende hier durch Sie ſo wirken mußte, iſt Ihnen gewiß eine genugthuende Betrachtung! Aber in's Tiefſte gekränkt war ich, und bin es noch, daß er ſo ſchmerzvoll leiden mußte. Es bleibt entſetzlich, daß ein Menſch, ein Weſen mit Gedanken, fähig iſt, gemartert zu werden. Wiſſen Sie, die bloße Möglichkeit, die Vorſtellung davon, bringt mich in meinem ruhigen Bette oft zur angſtvollſten Spannung; das iſt meine größte Hypochondrie und Schwäche. Nein, mit Ihnen kann ich mich hier gar nicht vergleichen! Und wenn ich Stärke habe, ſo kommt ſie mir auf eine ſo andre Weiſe als Ihnen, daß ich mich dabei gar nicht liebenswürdig finde; bei Ihnen werden Schmerz und Leid ein ſchönes Gebild, weil ſie zur That, zur ruhigen That, werden, eine Geſtaltung zum Weiterleben, zum Weiterbilden, eine Art Elyſium, wo, wenn auch nur Gedanken gebildet werden, ſie doch für Sie und Andere ein abgeſchloſſenes ſchönes Leben führen, unſerem Schönſten ähnlich, und anfeuernd hier zum Weiterhandeln; kurz, bei Ihnen wird der Verluſt ſchön, der Schmerz eine Federkraft zum Leben! Bei mir iſt es jedesmal ein gewaltſames Abtödten, — und „Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben" heißt es beim Dichter. Kann es das Schickſal wollen, Gott, — nun dann, ich muß es leiden; daß es recht iſt,

ist jener Sache. Ich kann nichts Schönes darin finden, nichts Schönes daraus machen. Ich trage es so, so wie es ist. Und meine Freude ist, mir recht zu sagen, was ich nicht bin, was ich nicht habe, was mir fehlt. Nun sollte man denken, daraus käme eine Erbitterung, eine Schärfe gegen Menschen? Vielmehr die reinste Milde! Alles verzeihe ich ihnen; das Meiste von ihnen verstehe ich, ihre Lage finde ich so erbarmungswürdig, so gedrängt, erkläre mir alles daraus! Nur Eines empört mich noch zum augenblicklichen Zorne, wenn ich Wahrheitssinn, und die Liebe — eigensten Geist — zu ihr, vermisse, und wenn mich dünkt, die Menschen wollen nicht verstehn, aus stumpfen, niedern kleinen Absichten. Vor dem großen Werke des Daseins überhaupt bin ich in der demüthigsten Bewunderung! Und ganz guten Muths! das überträgt mich ganz. Alle nur ersinnlichen Vorstellungsweisen, und sogar die Unverständlichkeit davon, machen mich eigentlich in der Tiefe munter; diese große Betrachtung reißt mich fort zur größten Hoffnung, wie hier, jetzt schon in's Leben, zum Leben, diese große zu erwartende Neuigkeit! Und dies ist auch eine Gemüthsart, woran die Mischung des Blutes Schuld ist und der Leichtsinn, der bei Schwermüthigen mit dem Alter kommt, da sie früher müde werden müssen, und auch sehen, daß bei allem Abarbeiten sie doch mit dem Strome schwimmen, wie seitwärts sie auch getrieben haben, und daß die Ufer nur scheinbar da sind. So steht's um mich: das kann wohl weich und hülfreich machen, stark und gewandt, das eigene Leben zu ertragen; aber sonst Schönes, Kunstwerken zu Vergleichendes, auch nur Fabrikenartiges zum Lebens-

gebrauche, bringt es nicht hervor. Keine rechte Erdentochter bin ich nicht, wenn auch ein rechtes Erdenkind; ich hänge gewaltig an dem, was die Erde mir bieten kann; aber es müssen alles reine Geschenke von ihr sein: ihren Handel verstehe ich nicht, oder vielmehr in den kann ich mich nicht einlassen, und thue ich's einmal, so hat sie mich angeführt, und dem Necken kann ich mich auch bei keinem Gotte fügen, auch fällt es mir gegen niemanden niemals ein. So bleib' ich denn eine Art Betrachter von ihr und keine Tochter, die ihre Art annähme und Heirathsgut und Geschenke aller Art erhielte! Ich bin eine Art gesünderer, vergnügterer und brünetter Hamlet. Mit großer Bewunderung für geistreiche Leute, die nicht so sind wie ich, wohin ich besonders Sie zähle. —

An Friedrich Ludwig Lindner, in Mühlhausen.

Karlsruhe, Freitag Vormittag den 17. April 1818.
Trübliches wärmliches Frühlingswetter.

Was helfen die vielen Worte: Sie sparten Sie auch! Genug, Sie kommen! — Veit ist todt. Nicht Einmal einen Gedankenstrich mag ich zu diesem eisernen Zauber setzen. Wie Viele von uns, mir sehr Nahe, sind weg! Eine ganze Liste voll. Wir Beide leben noch; und wie Sie sagen, sind auch im Leben nicht todt. Wie unendlich Viele sind mir auf diese letzte Weise gestorben. Unsere Freundschaft, die Dauer und der Grund derselben, sind Veits Kinder: gerathene Kinder. Das konnte er stiften; dies floß, als Schönstes aus ihm aus. Wie schön schrieb er! Wir lasen diesen Winter manches

von ihm; Vorurh. ſuchte es mir aus den Händen der nordiſchen Miscellen. Wie gebildet! Nicht was unerzogen- empfindſam-Religiöſe jetzt ſo ſchimpfen, indem ſie es ſo nennen; wie ſcharf gedacht, und bezeichnet, aufrichtig geſucht, und glücklich gefunden; ſtreng und mild angeſehen, und behandelt; ſertig, geläufig, und geſtaltet vorgetragen! Er wurde mir ganz gegenwärtig dadurch! Er hätte ſollen bei mir bleiben können! Dies fehlte ihm; bis in die letzten Tage hinein. Er war nicht reich, ſeine Natur nicht ergiebig-genug, nicht ſaftig, nicht üppig, nicht genug mit unwillkürlichen Eingebungen begabt; um Sichgehenlaſſen, konnte bei ihm kein Schönes werden; es fiel eine Stufe herab; oder, es war keins mehr, und unter die Bearbeitung eines dürren Verſtandes gefallen; er hatte aber große Gaben: Gaben des Lernens, und des Sichtens, und war ſehr gebildet; wußte was ihm abging; konnte es oft fühlen; und darum war ich ihm ſo lieb und nothwendig. — O hätten wir ihn noch! wüßt' er von uns! Das hier, was ich ſchreibe! — Ich ſchreibe Ihnen nichts von mir, weil Sie mich nun bald ſehen werden. Selten: ſelten werden Sie einen Menſchen gefunden haben, der bei altersmäßiger Reife ganz ſo alle Springfedern der wahren Kindheit und Jugend in Seele und Gemüth behalten hat, wie ich. Ich kann es verbürgen; und Sie werden es doch finden. Sie werden ſehen, ich bin wie ich war. Sie haben ordentlich behalten, was ich ſagte! Einzelnes! —

Baden 1818.

Unſere Unſchuld beſteht darin, daß wir manches noch nicht erfahren und wiſſen; aber darin beſteht auch die Eigenheit unſres hieſigen Zuſtandes, daß wir vieles hier überhaupt nicht erfahren und wiſſen können; vielleicht iſt das ganze Erdenleben nur eine Art Unſchuld, auf die ein höherer Zuſtand mit weiterem Aufſchluſſe des Daſeins folgt. Wenn dem ſo wäre, ſo könnte nichts tröſtlicher und erheiternder ſein, als dieſer Unſchuld mit Bewußtſein ſich zu überlaſſen, und ſie in dieſem Gedanken freudig zu genießen. —

Oft entſchlag' ich mich aller Sorge, und ſtelle dann alles Gott anheim, als dem beſten Freund und Vater, mit dem ich mich ganz unausſprechlich gut ſtehe. Ja, wir ſind auf einem ganz vertrauten Fuß. „Er wird's ſchon wiſſen und machen," denk' ich, und lehne mich ordentlich an ihn an, und ſchlummere ſo zu Füßen ein wenig, ſo unten an ſeinem Mantel!

An Scholz, in Frankfurt a. M.

Baden, den 22. Juni 1818.

— Dann herrſchte hier, nach bedeutender Kälte, ſeit mehr als vierzehn Tagen eine Sorte Wetter, die mich ohne allen weitern Gebrauch der Bäder unter die Erde bringen kann, und mich darauf bis zum Nervenunſinn peinigt. Dies beſteht nämlich in einer trockenen, brennenden Sonnenhitze und Blende, wobei ein Nordoſtwind nicht zu herrſchen aufhört; Abends

wird es plötzlich bedeutend winterlich, durch eine Art kalter, feuchter Maſſen, die in klarſter Luft und unter hellſten Sternen ſich langſam herunterlaſſen, hin und her bewegen, und ſich wie unſichtbare Thiere auf einen ſetzen. Dieſe Phänomene drückten und reizten und hebetirten mich dergeſtalt, daß ich wahre Fieberanfälle mit allem ihren Nervenzubehör ausſtand. Seit ſechs, acht Tagen iſt dies beſſer: nach einem Gewitter und einigem Regen; doch wollen die kalten Thiere noch Abends ihr Zauberweſen treiben. Wollen nur, es gelingt ihnen nur viertelſtundenweiſe. Dabei iſt natürlich für mich an keinen Gebrauch der Bäder zu denken, die mich ohnehin nur quälen, und nie helfen. Die hieſigen. —— Frau von Staël über die franzöſiſche Revolution! Dieſes europäiſche Buch, weil ganz Europa es lieſt, iſt nicht ſo gut, als ſeine Wirkung ſein wird; ſie ſagt alles: wiederholt alles; und ſich ſelbſt auf jeder Seite, dies oft in Antitheſen, alſo nicht allein mit Löffeln eingegeben, ſondern mit Meſſern eingeſchärft, was nun einmal noch nicht in Europa's Blut gegangen iſt. Es iſt keine Ruhe in der Frau, und ſie wäre nie reif geworden, hätte ſie auch ſo lange gelebt, als ich es ihr wünſchte. Verſtand hat ſie genug, aber keine horchende Seele, nie iſt es ſtill in ihr; nie als ob ſie allein nachdächte, immer als ob ſie's ſchon Vielen ſagte; ihr thaten die frühen Geſellſchaftsſäle Schaden. Es war kein Verhältniß in ihrer Seele zwiſchen Geiſtesthätigkeit und andrer. Gleich kam ſie wieder auf den Beifall zurück; und da ſie nicht gemein war, ſo ſoll es die postérité ausrichten, für die, für deren Beifall, will ſie und ſollen alle Beſſern alles thun! Aber ſie rüttelt in ihrem Buche tüchtig hin und her;

und daher alles auf, wovon allerdings die Rede ſein ſoll. Haben Sie eine gutgeſchriebene, das Buch von einer Seite gut betrachtende Kritik im Libéral geleſen? Sehr ſchlecht ſchreibt die Staël; oft gar nicht wie eine Franzöſin; ich meine nicht die Stellen, wo ſie neue Wendungen gebraucht oder neue Worte; aber es klingt nie, ihr Ohr lockt die Worte nicht, ſie ſtellen ſich ihr nicht willig, wie bei den guten Schriftſtellern, wie jedes gern dem Meiſter ſich fügt. Stunden lang könnte ich noch über ſie ſprechen. Alles iſt à rebours bei ihr, als ſtriche man Halme aufwärts, keine Süßigkeit: mich dünkt, ich ſehe die Worte in Aufruhr um ſie her, wie fliegende Geiſter, wenn ſie vor reinen Bogen am Schreibtiſche ſitzt; nie wird es Muſik; und auch kein Thema hält ihr ſtill, ſie ſchwingt ſich hinauf und es geht mit ihr durch auf andre los, ſie ſpringt auf dieſe, und ſo geht es weiter; und auf Schönes auch nur wie von ungefähr los! Halt! Es iſt genug von ihr! Und hier nur noch ſo viel, weil dies letzte Buch mir im erſten Bande Illuſion machen wollte. Aber ſie kann kein Buch bezwingen: es geht immer mit ihr durch, und was ſie ſchreit, iſt kein Geſang. Schade, eben wegen der vielen Gaben! denen eine fehlt, die ſie harmoniſch machte. Eine ſtille unſchuldige Seelenſphäre. — —

(Mündlich.)

Von Dr. Koreff: „Sein Herz hat die größte Geiſtesgegenwart, es iſt immer gleich da.“

Von jemanden, der da meinte, er könnte sich, manches abgerechnet, wohl mit dem Verbannten von St. Helena vergleichen: „Er meint im Grunde, er sei ein eben so großer Mann, und nur noch ein besserer Mensch.“

Baden, den 26. Juli 1818.

An M. Th. Robert, in Berlin.

Karlsruhe, den 5. December 1818.

— — Ich möchte dir doch gar zu gerne bei dieser Gelegenheit sagen, wie ich über Religion denke: weil ich ein Drängen habe, bei diesen tiefen und umfassenden Gegenständen, den wenigen Menschen, mit denen ich eigentlich rede, kein Geheimniß zu sein, und besonders ihnen nicht gar ein falsches Bild von meiner innern Gedankentafel zu lassen. Ich war gestern besonders gegen eine gewisse Art von Religiosität sehr aufgebracht, weil ich eben gestern viel in einem ganz neu erschienenen Buche von F. las. Dort spricht dieser Gelehrte, als hätte er dem lieben Gott in die Karte gesehn, und wäre zu allem geistigen Anfang durch bloße Frommheit gekommen, und setzt diesen in die Sünde. Ist aber tiefsinnig, geistreich und scharfsinnig genug, um sich häufig, auf jeder Seite könnt' ich sagen, zu widersprechen. Zum Beispiel, behauptet sein guter Verstand, neben seinem willkürlich- eitel- stolz- oberflächlich- demüthigen Setzen seiner Sünde, daß Schuld aufhören könne, und man immer von neuem wieder unschuldig würde. So phantasirt er, geistvoll, unwahr, tief-

ſinnig, fade, das ganze Buch hindurch; ſchlägt an alle Geiſtesgränzen an, braucht Wiſſenſchaft und Syſteme aller Art, und — bringt mich in einen wahren Ärger! Solch kluger Mann! Solche Gaben, ſolche Hervorbringungen des Denkens, ſo ſeicht zu verſchleudern, mit aller Emphaſe der Wahrheit, und dem Schein des Ergriffenſeins! — Was zwingt einen menſchlichen Geiſt, eine Sünde anzunehmen, durch die wir hier ſein ſollen? Neben einem lieben Gott! das heißt neben einem Geiſte, der alles begreift, ſich, uns, alle Nothwendigkeit, alles Daſein, alle Verhältniſſe; und den durchaus wir nicht begreifen, weil wir nichts evidenter wiſſen als unſre Gränzen; den wir nur durch eine uns eingegebene Gabe vorausſetzen müſſen, nämlich durch unſres eignen Geiſtes Fähigkeit, uns unendliche Geiſter zu denken, und weil es, der Natur unſres Geiſtes gemäß, ſinniger iſt, einen alles begreifenden, vorſtehenden Geiſt uns zu denken, als bei Unſinn, wie vieles für unſern Geiſt iſt, ſtehen zu bleiben. Dieſe Vorausſetzung iſt uns zugleich Troſt; wäre ſie aber nur Troſt, — ſo ſehr wir ſeiner auch bedürfen, ſo könnte doch unſer Geiſt, aus Troſtbedürfniß allein, ihn nicht annehmen. Was in der Welt — die Bibel nicht! — kann mich zwingen, neben Gott, für dieſes Daſein eine Sünde anzunehmen? Mir iſt, folgendes natürlicher und einleuchtender. Wie finden wir uns? frag' ich. Mit einem perſönlichen Bewußtſein; erſtlich begränzt in dieſer Perſönlichkeit ſelbſt, dann in den Bewegungen unſres Geiſtes, ſo ſehr dieſer auch das Weitreichendſte in uns iſt; die Perſönlichkeit iſt die ſchärfſte Bedingung und der für uns zu erreichende Grund unſres Bewußtſeins. Durch ſie und

allein Sittlichkeit möglich: unſer Höchſtes jetzt; einzig ſicheres, einzig mögliches Handeln, mögliches Schaffen. Nur in Perſönlichkeit können wir Glückſeligkeit und Unglückſeligkeit finden. Daß uns der größte, alſo auch gütigſte Geiſt dieſe Perſönlichkeit nur unter ſo harten Bedingungen verleihen mochte oder konnte — hier gleichviel! — iſt ſein Geheimniß; die Ergebung in dieſes Geheimniß, meine Religion, meine Demuth, meine Weisheit, meine Ruhe! Alle andere Vorausſetzungen ſind mir kindiſch und willkürlich. Mein Geiſt kann immer höher ſteigen, mächtiger, ſchauender werden; und iſt Gott mit allem Eins, ſo iſt's wie mit uns ſelbſt; auch zu uns gehört unſer ganzer Leib und die Intelligenzen aller unſerer Organe, und es iſt doch eine vornehmſte da: der Kopf weiß vom Fuß; der nicht vom Kopf! Dieſe ganze Vorausſetzung hier nur ganz beiläufig, nur zum Beweiſe, daß ſie nicht paſſe. Denke dir nun, wie mir ein Gott, oder wie mir Menſchen vorkommen, die Opfer fordern; das Unſittlichſte in der Welt; wie das Sittlichſte, dieſe Forderung an ſich ſelber zu machen, und die Opfer zu leiſten. Daß überhaupt Opfer gebracht werden müſſen, würde ich tadeln, wenn dies nicht ganz auf Gott zurückfiele; der aber hat den größten Witz darin angebracht, den wir hier kennen, nämlich hat es zur tiefſten Aufgabe unſeres perſönlichen Daſeins gemacht, zur Aufgabe der Sittlichkeit, die aber ein jeder nur an ſich ſelber machen kann und beurtheilen kann. Rechne es mir hoch an, daß ich dir dies alles ſchrieb, es iſt das Höchſte, was ich weiß. Mir iſt unter allen philoſophiſchen Syſtemen — ich

kenne ja was ſie aufſtellen — keines haltbarer, natürlicher, wahrhafter, einfacher in der Vorausſetzung. — —

Ich muß noch ein Wort hinzufügen. Das Buch von F. iſt, ich wiederhol' es, ein Werk voller Geiſt, handelt von den wichtigſten Gegenſtänden, ergt unendlich zum Denken auf. Wenn der Verfaſſer mich in Ärger brachte, ſo liegt das in ſeiner und meiner Art zu ſein, und in der, wie wir zu unſern Gedanken kommen, und ſie zu Folgerungen gebrauchen. (Frau von Stael z. B. ärgert mich auf dieſelbe Weiſe). So ärgert mich nicht ſowohl ſeine Religioſität, als vielmehr die Stellen, wo er ſie anbringt, und die Wege, wie er zu ihr kommt; dich aber wird ſie unendlich anſprechen, weil es ganz deine iſt; und du wirſt ihn, wo du ihn ehrlich (hier nur konſequent) finderſt, darum beſſer verſtehen, als ich. Ich empfehle dies Buch, weil es dich ſehr beſchäftigen und dir in Vielem neu ſein wird. Lavater aber und St. Martin, die ich dir auch zu leſen empfahl, und andre ſolche großartige Seelen, kommen wie aus einem religiöſen Meere mit ihren Gedanken hervor, ohne zu ihren Beweiſen ein Stück Religion vor ſich zu nehmen, und daraus eine Moſaik von ſtrengen Folgerungen und Axiomen einer beſtimmten Religion zu machen, wodurch mir dann dieſe beſtimmte bewieſen ſein ſoll! Mein Urtheil nimmt das nicht an, mein Geiſt ſträubt ſich, meine Seele empört ſich gegen ſolche Zumuthungen; daher ſcheine ich dann zornig. — —

Karlsruhe den 9. April 1815.

— — Wenn es irgend passen will, und thunlich wird, so komme ich zur Hochzeit: obgleich ich keine Hochzeiten — von Kindheit an — liebe. Sage dem Bräutigam, ich gedächte ihm dann auch durch die That zu beweisen, durch einen Ball, wie schön, heilsam, erfreuend und ergötzend das Tanzen sei! und ich hätte noch ganze Batterien von Raisonnement, die er mir erst erstürmen müßte. — Die schönste Kunst! Die Kunst, wo wir selbst Kunststoff werden, wo wir uns selbst, frei, glücklich, schön, gesund, vollständig vortragen; dies faßt in sich, gewandt, bescheiden, naiv, unschuldig, richtig aus unsrer Natur heraus, befreit von Elend, Zwang, Kampf, Beschränkung und Schwäche! Dies sollte nicht die schönste Kunst sein? Gewiß, sie, und die andre, welche entstände, wenn die Sittlichkeit bis zur sichtlichen Darstellung gesteigert oder gebracht werden könnte, verdienten vor allen diesen Namen, weil sie uns selbst idealisch und frei darstellen, alle andern aber nur Ideen und Zustände unsrer besten Momente. So denk' ich's mir; so fühlte ich's von Kindheit an; und am reizendsten von allen Künstlererscheinungen schwebte mir die der vollkommensten idealischen Tänzerin vor! Was ist das bischen größere Dauer der andern Musenkünste? Sind sie nicht alle nur ein Auftauchen aus unserm bedingten Zustande? — Und ist nicht die Höhe, die Reinheit, die Vollständigkeit der Gestalt dieses Zauberaufschwungs ein besseres Maß des Werthes der Künste, als die, zwar nützliche, Dauer derselben? —

Karlsruhe, den 13. Mai 1819.

Rottecks Ideen über Landſtände. Vorerinnerung, S. 4. „Die philoſophiſche Theorie läßt alles Vorhandene auf ſeinem Werth oder Unwerth beruhen. Daſſelbe mag als hiſtoriſch Begründetes, überhaupt, als Gegebenes, ſeines beſondern Rechtes ſich erfreuen.“ Das Wort „hiſtoriſch“ ſchlägt keinen reinen beſtimmten Ton im Verſtändniß an, und wird daher jetzt beſonders gemißbraucht. Alles Ereignete, was ſich ereignete, iſt nicht hiſtoriſch. Was ſich ereignet, dies gehört ganz gewiß mit zur allgemeinen, großen Entwickelung in der uns bekannten Natur, des Menſchen Geiſt und der Menſchen Zuſtand mit eingerechnet; aber hiſtoriſch iſt nur das, was die weiſeſten Leute, Beobachter, Hiſtoriker, wie auf einem Faden aufgereiht uns darzuſtellen für würdig fanden, weil ſie es in ſeinen Beziehungen auf Entwickelung nöthig hielten. Nöthig iſt auch alles, was ſich nur ergeben mag, für Weſen, die das Univerſum in ſeinen Bedürfniſſen und Zwecken überſchauen; für Menſchen aber bleibt nur wenig hiſtoriſch: und alle ſchlechten Einrichtungen, oder gute für ſchlechte Dinge, und Anſtalten müſſen abgetragen werden, zerſtört, und ſind, weil ſie Schlechtes befördern wollen und nicht die beſſern Anſprüche im Menſchen, nur ſimple Ergebniſſe, Ereigniſſe; und müſſen nicht hiſtoriſch Begründetes genannt werden; damit man es auch gleich an ſeinem Namen erkenne, und es Verwirrten keinen Anlaß gebe, in der Verwirrung mit ehrwürdigen Worten eingerannt zu bleiben.

Baden bei Raſtatt, den 2. Auguſt 1819.

Beim Artikel Lulli, bei Gelegenheit von Rameau's Neffen. Kunſt und Wohlſtand kann nicht dekretirt werden: die müſſen von unten hinauf wachſen. Luxus, ohne dieſen Grund, wäre lächerlich, aber er iſt armſelig und verderblich. Daher kann eine Nation nur weniges von den andern nehmen; und wird zu der gehörig, von der ſie nimmt, in dem Maße ſie nimmt: deßwegen entnationen ſich die Nationen; und es ſcheint nur noch, daß ſie verſchieden ſind. Zeichen vom Gegentheil. In Italien kam die Muſik zur Blüthe, weil das Volk zuerſt ſang.

August 1819.

Den größten Schmerz hab' ich gemeſſen;
Das Glück iſt wie ein Leid dahin gefloſſen!

Berlin, den 3. November 1819.

Es wird eine Zeit kommen, wo Nationalſtolz *) eben ſo angeſehen werden wird, wie Eigenliebe und andere Eitelkeit; und Krieg wie Schlägerei. Der jetzige Zuſtand widerſpricht unſerer Religion. Um dieſen Widerſpruch nicht einzugeſtehen, werden die entſetzlichen, langweiligen Lügen geſagt, gedruckt und dramatiſirt.

Geſchichte iſt in adeliſchen Händen ſehr ſchädlich, und ein Grundirrthum über ſie in Umlauf; man hört überall den höchſten

---

*) Dieſes iſt an einem bedeutenden Orte, im großbritanniſchen Parlamente, ſchon matt geworden. Sitzung des Unterhauſes vom 24. Februar 1820.

höchſten faſt bis zu den niedrigſten Ständen empfehlen, ſie möchten die Geſchichte fragen und die ſtudiren. Wer iſt denn vermögend, Geſchichte zu ſchreiben oder zu leſen? Doch nur ſolche, die ſie als Gegenwart verſtehen! Nur dieſe vermögen das Vergangene zu beleben, und es ſich gleichſam in Gegenwärtiges zu überſetzen. Daher iſt das Wort von Friedrich Schlegel: „Der Hiſtoriker iſt ein rückwärtsgekehrter Prophet,“ ſo ſehr richtig; darum Goethe ewig und ſtets von neuem ſo groß, belebend und lebendig: alle Zeiten, Religionen, Anſichten, Extaſen und Zuſtände begreifend und darſtellend und erklärend. Diejenigen aber, welche mehr Geſchichte leſen, als ſelbſt leben, wollen nur immer eine geleſene aufführen oder aufführen laſſen: daher der ſeichte Enthuſiasmus, die leeren Projekte, und dabei das Gewaltſame; weil der große Lebensgang, einem Gewächſe gleich, nicht herabgehalten noch erdwärts gebogen werden kann, ſondern nach eignem Himmelsausſpruch emporwächſt, und aller Anſtrengung, es anders zu gebrauchen, mit größter Kraft widerſteht. Römiſche Geſchichte aufführen wollen, mit Intermezzo's aus Ludwigs des Vierzehnten Leben, half Napoleon enthronen. Es wird gewiß bald dahin kommen, daß Schriftſteller der Geſchichte, die bloß durch Geſchichte in's Leben blicken, von denen, welche die Geſchichte durch das gegenwärtige Leben auffaſſen und darſtellen, ſcharf und klaſſenweiſe werden unterſchieden ſein. Dann werden die leider doch noch zu geiſtreichen Faſelbücher nicht geleſen werden können, und bald nicht mehr geſchrieben.

Sollten Männer, wie * und **, nicht ſelbſt wiſſen, wo der dunkle Punkt in ihren neuſten Schriften iſt, über welchen

ſie wegſetzen, und willkürlich vorauszuſetzen anfangen? Sie machen einen ſelbſt ſchwanken zwiſchen dem Zweifel an der Schärfe ihres Urtheils, oder dem an ihrer Redlichkeit: man weiß nicht, welche von beiden man beleidigen ſoll. —

Berlin, den 5. November 1819.

Bonald ſagt in ſeinen pensées diverses: „Les uns savent ce qu'ils sont, les autres le sentent. Or on oublie ce qu'on soit et jamais ce qu'on sent etc.“ Daher die ſtolzeſten Leute, in ihrer Gemeinheit, in die ſchnellſte und von ihnen äußerſt verachtetſte Gemeinſchaft gerathen, weil ihr Stolz ſich auf ihnen nicht innen angehörige Dinge bezieht. —

Das Abſolute iſt das in ſich Begründete, ſeinen eignen Daſeinsgrund Verſtehende. —

Wenn ich in der Nähe von Fürſten wäre, und mit ihnen lebte, würde ich für die niedrigſte Schmeichlerin gehalten werden. Weil ich jedes Menſchen Perſönlichkeit umgehe, und bei der größten Meinungsunabhängigkeit, nur immer aus allgemeingeltenden Gründen widerſpreche: ein ſolcher Widerſpruch wird gar nicht bemerkt, ſo ſehr er auch wirkt; Beifall und Lob ſuche ich aber ſo perſönlich zu machen, als möglich. Dieſes Verfahren, welches unbegreiflich unbemerkt bleibt, würde bei hohen Perſonen ſehr auffallen.

Meine beſten Freunde, wenn ſie das leſen, werden mir nicht beipflichten, und meinen, ich lobe mich ungeheuer aus Verliebe: ich aber bin überzeugt, daß dies Geſagte die

ſtrengſte, in jedem Tag zu erprobende Wahrheit iſt; und bin gar nicht beſchämt.

Berlin, den 8. December 1819.

Madame Guion behauptet mit großer Gewißheit, dabei ſie voller tiefer Unterſuchungskraft iſt, oder vielmehr ſie iſt überzeugt, ohne den mindeſten Zweifel anzuknüpfen, daß die Seelen im Fegfeuer ſich reinigen müſſen; die Kirche aber und fromme Leute könnten ihnen Gebete nachſchicken, die Gott zu ihnen ließe, und welche ſie geſchwinder aus dieſem Feuer erlöſten. Die ganze Sache ſieht ſie als eine Reinigung an: was kann ſie anders meinen, als reinere richtigere Gedanken, — wenn die auch nachher nur ein Organ für einen neuen Zuſtand bildeten! — Könnten nicht die Seelen in dieſem Reinigungsfeuer erfahren, daß ſehr gute, gereinigte, hochſtehende Weſen, die Kirche, fromme, ehrliche, reine Leute, für ſie ſorgen, denken, bitten, und dies ſie beſſer machen, und ihnen Gutes einflößen, Gutes in ihnen wahr machen, und ſie dadurch beſſer machen? — Der einzige mögliche Weg, den ich erfinden kann. —

Madame Guion iſt auch überzeugt, daß man Heilige anrufen, und mit ihnen in einem lebendigen Verhältniſſe ſtehen kann. Meint ſie, in einem Verſenken in die tieferen Eigenſchaften der Seele, wo die äußeren Wahrnehmungen wegfallen und weichen müſſen, und wir in einen dem Heiligen gleichen Zuſtand gerathen könnten, wodurch Mittheilung und Einwirkung wie in der Gegenwart möglich wird; und wir ſogar den Heiligen in ſeinen vorigen Zuſtand, in ſeine

wenige Verfaſſung zurückrufen können, wie man es in allerer Vergangenheit mit den Lebenden kann?

Gernsteind, den 8. Januar 1820.

(Aus einem Tagebuch.) — Ich affektire nichts. Verberge mein Beſtes; und meine Krankheit. Dove ſieht es nur; unſichtbare Geiſter; Gott, mein ewiger Zeuge. Koloſſal zwinge ich mich, und kann ich mich zwingen. Das Körperchen aber geht doch nun in ſein Älterchen dahin, und immer dahin. Ich ließe es gehen, wenn es nicht ſchmerzte; und ſchweige, wenn's nur möglich iſt. Bin leicht vergnügt, und lebe ruhig; aber — laßt mich nur ruhig, oder gebt mir Arbeit: natürliche. Nur keine Verlegenheit! Entbehrung, gerne! — Als B. wiederkam, war er mild und freundlich: ich gleich glücklich. Nettchen war da, wir ſprachen, tranken Thee, und er las uns einiges aus Madame d'Orleans. Eine feine Frau: deutſch, vorjetzig-altdeutſch, tüchtig, derb. Aber bei ihr und ihren Erzählungen wurde mir klarer, und ich ſagte es auch B., wie Ein Menſch in einer Zeit nichts iſt: wie er gleich einzelnen Tropfen oder Wellen bei einem Sturme ſich verhält; keine einzelne macht den Aufruhr, nur alle machen den Zuſtand, der ein Gränzzuſtand, eine Bedingung anderer Zuſtände iſt. Madame d'Orleans war ſittlich, was ſollte ſie aber allein gegen den Strom von Unſittlichkeit machen? weggehen? dann lebe ſie nicht, dann wartet ſie auf Abholen, den Tod, — wie Mad. Guion. Gegen den Strom? der bringt ſie unter. Sie war mitbefleckt, indem ſie's duldete, und trug zu dem Unweſen bei, indem ſie in dieſem Element lebte und

handeln mußte. Nichts iſt zu retten, als das Urtheil und die Intention: nämlich, durch Selbſtthätigkeit allein, rein zu erhalten. — Als Nettchen weg war, fielen wir uns zärtlich in die Arme: mit Blicken, worin jeder ſah, das innerſte Verhältniß iſt unberührbar, bleibt wahr, weil es wahr iſt. V. ſagte: „Wenn du dich mit mir brouillirſt, fehlt mir der Boden, worauf ich lebe!“ Wie iſt es denn möglich, den für unvernünftig zu halten, und daran zu rütteln! Ich war aber ganz glücklich und ruhig. Nur keine Verlegenheit. Sonſt, wie Gott will! In der kann man nicht bleiben, das weiß Gott: er kennt ja unſer Weſen. —

Berlin, den 9. Januar 1830.

Ich nenne unſer tiefſtes Gewiſſen doch nur ein Urtheil. Es iſt die Beurtheilung unſeres eigentlichſten Willens. — Denken iſt ſo Vielen unangenehm wegen der Reſultate: ſie haben dieſe in der größten Bequemlichkeit zu beliebigem Gebrauche ſchon in Vorrath. Es iſt gerade, als wäre der Denkſtoff der ungeheuerſte Marmorfels, der unſere Welt begränzte; ſo ein wenig kriecht ein jeder daran umher, und viele von den guten Arbeitern bekommen ganze Stücke ab; doch dieſe Stücke laſſen ſie unverarbeitet gelten, als brauchten ſie nicht aufgelöſt zu werden; das ſind die rohen Axiome, die angenommen werden, davon läßt ſich dann machen was man will. Die ganze Materie ſoll aber weg. Sonſt geht ſolcher Stein durch die Kräfte ſeiner eigenen Natur doch wieder zum großen Fels, als Weltgränze, zurück. Der Geiſt muß fleißig ſein; und die Rechenſchaft ehrlich. Es will keiner mit Re-

ſultaten zufrieden ſein, durch die der Menſchen Fähigkeiten beſchränkt werden; und ſie glauben ſie dann geringer, weil ſie ſich beinahe vereinfachen, und uns zur einzigen, wahrhaften Demuth bringen, uns zum Warten zwingen, und wirklich zu der Vorausſetzung eines andern höheren Geiſtes, als der des Menſchen, eines ſich ſelbſt und alles verſtehenden. Viele der ſich auf Religion beziehenden Erfindungen ſchmeicheln den Menſchen, daher lieben ſie ſie! Wir ſind noch jetzt in dem Paradieſe, wo man durch Denken auf Erkenntniß Verzicht thun muß. Aber wir drücken noch gerne Schlängelchen an der Bruſt! eingemachte! —

Februar 1811.

— Nachher lobte er Undine, und mehrere kleine Gedichte von Fouqué: ich den Schlangentödter, beſonders das Vorſpiel. Es iſt doch ganz unbegreiflich, daß grade Undine ſo viel Aufſehen gemacht hat, und nun wieder Mlle. de Scudéry von Hoffmann ſo viel erregt. Beide Pieçen tragen ihren Wurm von Haus aus in ſich: ihren eignen Tod. Der Plan iſt den Autoren nicht klar geworden. Undine werde ich überleſen: ſoviel weiß ich, daß ich, als ich's las, drei verſchiedene Pläne in dem Mährchen fand, die nicht in einander, ſondern widerſprechend auf einander wirken. Wie kann Liebe mitſprechen, und eine Rolle ſpielen wollen, wenn erſt von Seele die Rede iſt; von dieſem wichtigſten, furchtbaren, metaphyſiſchen Stück, vor welchem Gedanken alle Liebe zerträmmert! Nach welchem Aufbau, Annahme oder Vorfinden ſie erſt möglich wird. Das iſt wie Kindergruppen, wenn der menſchliche

Körper noch in der chemiſchen Kammer der Natur produzirt werden ſollte. Das dritte Element dieſes Mährchens habe ich vergeſſen: ich glaube, es war Vaterſorge, oder Kindesliebe. Jedes von denen hätte allein Stoff zu einer berühmten Fiktion werden müſſen; auch vergriff ſich Fouqué nur. — Hoffmanns Scudéry iſt nun gar der Gerichtsſtube — um das Edlere vom Gericht zu nennen — nahe geblieben, und „ſoviel Worte, ſoviel Lügen!“ Da blühen die Unwahrſcheinlichkeiten und Widerſprüche nur ſo, auf einem eignen Felde, das wenigſtens voller Diktion ſtehen ſollte: die man aber ganz vermißt. Ludwigs XIV. Zeit iſt ganz willkührlich gewählt, da nichts als zwei Namen, die der Damen Maintenon und Scudéry, beibehalten ſind; und die einigen Straßen. Die Leute ſprechen bei St. Denys, und nicht bei dem König der Schicklichkeit, deſſen Geſetze darüber noch gelten. Seine Polizei iſt, in den wichtigſten Fällen von Raub und Mord, wovon der erſte ſogar Henriette von England betrifft, die ſchlechteſte von der Welt. Sie findet, trotz perſönlichem Schreck, und Kerkern bei der Unterſuchung des Hauſes und der Nachbarmauer des Goldſchmidts, nichts; obgleich uns Hoffmann nachher ſehr Handgreifliches finden läßt. Mlle. Scudéry behält geduldig den reichſten Schmuck Frankreichs von einem toll ſich gebehrdenden Goldſchmidt: und dies, im Zimmer der Mad. Maintenon vorgegangen, bleibt auch in Paris ohne alle Nachrede und Folgen, bei den größten Nachſpürungen über Gift und Mord, und bei einem eignen Tribunal zur Unterſuchung dieſer Greuel. Der Pflegeſohn der Mlle. meldet ſich nie bei ihr, als wenn es Hoffmann nöthig hat! — Bei Ludwig XIV

geht man nur ſo in ſein Konſeil, wie an die Theaterkaſſe. Der gepanzerte Offizier ſpielt ſein Stückchen allein; und meldet nur ſeinen gewonnenen Krieg der Dame, wenn es Zeit iſt: keiner Polizei, keiner chambre ardente. Der Goldſchmidt iſt der größte Künſtler, weil er ein Juwelenfreſſer ſchon im Mutterleib werden mußte. Wie hideux, krankhaft, unnütz, und ohne allen ſittlichen Grund und Kampf eigentlich! wie ein Waſſerſcheuer, dem man das Beißen verzeihen muß. Wie die Mutter zu der fausse couche gekommen, iſt wieder ein anderes Plaiſir. Tel est le bon plaisir — von Hoffmann. Und vive l'auteur! ſchreit das deutſche Publikum. Nicht zum Verſtehen. —

Mittwoch, den 17. Mai 1820.

Natürliche Kinder werden die genannt, welche keine Staatskinder ſind; wie Naturrecht, und Staatsrecht. Kinder ſollten nur Mütter haben; und deren Namen haben; und die Mütter das Vermögen und die Macht der Familien: ſo beſtellt es die Natur; man muß dieſe nur ſittlicher machen; ihr zuwider zu handeln gelingt bis zur Löſung der Aufgabe doch nie; fürchterlich iſt die Natur darin, daß eine Frau gemißbraucht werden kann, und wider Luſt und Willen einen Menſchen erzeugen kann. Dieſe große Kränkung muß durch menſchliche Anſtalten und Einrichtungen wieder gut gemacht werden: und zeigt an, wie ſehr das Kind der Frau gehört. Jeſus hat nur eine Mutter. Allen Kindern ſollte ein ideeller Vater konſtituirt werden, und alle Mütter ſo unſchuldig und in Ehren gehalten werden, wie Marie. —

An Oelsner, in Paris.

Berlin, den 20. Mai 1830.

— Von hier aus ſehe ich die Welt. Der Ort in ſeinem gröſſigen und anderm Zuſtande bedingt mir die Welt. Alſo bin ich ganz eitel, ſie doch ſo anzuſehen, wie Sie: es läſt ſich meines Bedünkens nichts mehr über ſie ſagen, als was Sie ſchon im Herbſte ſchrieben: „Beide Parthien — aus zweien beſteht ſie einmal — ſagen nicht, was ſie eigentlich wollen.“ Sie nannten auch dabei, was ſie wollen; ich ſetze hinzu: und ſie betrügen ſich nicht mehr einer den andern: und dieſen Punkt Zeit halte ich für eine Reiſe, die uns jeden Augenblick eine unbekannte Frucht aus der Schalendecke kann hervorbrechen laſſen, welche die eine Hälfte der Leute als ſüß, die andere wird als bitter verzehren müſſen. Es muß eine neue Erfindung gemacht werden! Die alten ſind verbraucht. Prieſter, Regierungen, waren ſonſt ihrer Zeit vor; brachten Geſetze von Bergen, aus Wolken, von nicht bekannten Ländern; dieſe Geſetze ſind durchdemonſtrirt; jeder Miethwohner des Erdenrundes weiß ihren Grund, oder wenigſtens, er iſt ihm zu Ohren gekommen: nun will keiner ſie mehr als einſeitiges Gebot halten, ſondern ſie machen helfen: und eine geſetzliche Weiſe in dieſen Zuſtand zu bringen, wird allein noch gar nicht helfen. — Es iſt noch Phantaſie im Menſchen übrig für idealiſche Zuſtände, und die will Stoff, Nahrung. Alle gemeinſchreiende Anſprüche gründen ſich darauf; weil ſie auch von denen, die ſie machen, nicht verſtanden werden; und dieſe ſich in Mittel und Stoff vergreifen. Darum denk' ich mir

einen Gesetzgeber, einen Regenten jetzt als einen solchen, der eine hohe, allgemeingültige Ansicht des Lebens zu erfinden wüßte. Etwa ein neues religiöses Element, welches die Sittlichkeit schärfer zu verstehen gäbe, allen gebotenen Handlungen eine andere Richtung, einen neuen Ehrgeiz. — Aber aller Menschen Geist, der Zufall, die Zeit, Gott wird so etwas schicken, das bin ich gewiß. Alles andere — wird schon etwas erbaulage: und ging sie nicht an Leib und Leben, so bekümmerte man sich nicht mehr drum, und sie ennuyirte weniger. Eines wundert mich aber immer ganz von neuem: wieso grade die Laiens in der Welt, das Ganze so wenig aus dem Ganzen ansehen. Bringt das die Verlegenheit des Handelns mit sich? — Von mir weiß ich Ihnen nichts zu sagen. — Berlin kennen Sie: es steht nicht still: es läuft aber immer in derselben Richtung. —

An Karoline Gräfin von Schlabrendorf, in Dresden.

Berlin, den 22. Juli 1820.

Die Lebensströme schleichen, laufen, stürmen, wallen vorüber, und sitzen die Freunde nicht in einem und demselben Schiffe, nicht an demselben Ufer, so bleibt es vergeblich, jene für einander auffangen zu wollen; erhascht sind sie todt, einzeln, ohne Strom, ohne Bedeutung, Leben oder Beziehung. Darum ist Trennung so hart: weil für die am meisten Gewinigten dann auch, wie für andere, die Mittheilung starrt: nur dieser große Gewinn bleibt ihnen, daß der Lebensstrom in einem jeden von ihnen dieselben Tiefen durchgearbeitet

hat, wenn ſie ſich wiederſehen; und noch einen Vortheil müſſen wir uns nicht entſchlüpfen laſſen! Dieſen nämlich, wenn uns ein wirklich geiſtiger Fund entgegenſchwimmt, daß wir ihn nicht in Stummheit für uns allein fiſchen, ſondern unvergeſſen und gleich ihn den Geiſtverwandten zuſchiſſen. In dieſer ununterbrochenen Geſinnung ſchicke ich Ihnen, geehrte Freundin, beikommendes Büchlein: Angelus Eileſius. Ein Schatz von Gedanken, Kleinodien erhabenen Stolzes, der mich, bis zum Lächeln erfreut; gedachte, und daher einzig wahre Demuth; einzig wahre Religion, da es Fragen an Gott ſind; getroſtes Verzweifeln; Unſchuld in höchſter Kraft bewahrt! Dies alles in bereiteter, gebildeter, glücklicher Sprache, die ihr Beſtes und alles dem Gedanken verdankt, und nicht wie ein Kleid des Gedankens, ſondern wie deſſen lebendige aus ihm erwachſene Behautung lebt. Kurz, das Gegentheil der Zeitavortens, in Religioſität, Denken, Geſinnung, und Ausdruck von allem dieſen! Darum, theure Freundin, ſchicke ich es Ihnen! Mir ſtärken dieſe Sprüche den ganzen Geiſt und Kopf, wie Bergmorgenluft die zu wenig beachtete Natur des Körpers. Möge es Sie eben ſo erfreuen, und Sie mich es wiſſen laſſen! —

Sonntag, Berlin, den 19. December 1830.

Wir verlieren alles, was wir lieben; am Ende das was wir kennen, das Leben.

Allmächtiger Gott ſei uns gnädig! Lehr' uns, wir wir zu dir ſtehen!

An Adam von Müller, in Leipzig.

den 15. December 1820.

— Angelus tiefſte, erhabenſte, ſchönſte, kühnſte Sprüche ſind und bleiben nur unſchuldige Fragen, und demüthiges Verzichten. Die erſten bis zur kühnſten Keckheit eines geiſtvollen Kindes. Ich muß hier noch ſagen: es findet ſich ſchon in Kindern dieſe Sitte, wie ich es nicht anders zu nennen weiß: die ganze Anlage, der ganze Keim zur Moralität. Wie ſollt' ihnen auch ſonſt verſtändlich werden, was ſich darauf bezieht? Aber verſchieden ſind die Kinder; grad nur darin. —

Und ich möchte ſagen, was iſt am Ende der Menſch anders, als eine Frage! Zum Fragen, nur zum Fragen, zum ehrlich kühnen Fragen, und zum demüthigen Warten auf Antwort, iſt er hier. Nicht kühn fragen, und ſich ſchmeichelhafte Antworten geben, iſt der tiefe Grund zu allem Irrthum: und iſt man in dieſem auch ehrlich, und irrt nur, ſo iſt es doch Verzärtelung und Mangel an Klarheit; und bei beiden können wir nicht immer verweilen: Die große allgütige Einrichtung Gottes, das wirkliche Verhalten der Dinge untereinander, und der Gedanken zu den Dingen, wird uns doch zum ſchwereren, demüthigern Werke mit fortreißen. Auf ſolche Weiſe, glaub' ich, ſind wir zum ganzen hieſigen Daſein gekommen. Wir mußten es durchmachen. Wie überhaupt Menſchengeiſter, lernen. Mit eigener Mühe; dabei fängt die große Mitgift, Perſönlichkeit an. Dies iſt für mich „der Gedanke aller Gedanken, die Menſchwerdung Gottes;" die

Gnade, uns eine Perſon werden zu laſſen, und in dieſer Gnade ſind' ich auch gleich ihren eigenen Grund; ſie enthält ihre Bedingung in ſich ſelbſt. — Den Urgrift beurtheile ich nur nach meiner Mitgift von ihm, im Verhältniß von mir zu ihm: nicht ungemeſſen, ungebührlich, was er ſein kann. Der Gedanke Sein ſchwindet mir ſogar bei ſolchen Möglichkeiten. Wie ein Adjektiv komme ich mir vor. —

— Sie glauben gar nicht, was ich alles untereinander leſe. Kennen Sie Madame Guion? Deren Leben las ich vorigen Winter, und noch vieles von ihr. Die hat den metaphyſiſchſten Kopf. Mit welcher Kraftmacht — vigueur — ſpekulirt, mahlt die in's Leere. Von dem großen Karakter noch gar nicht zu ſprechen. Sie werden gewiß laut lachen: aber für mich iſt ſie ein Gegenſtück zu Fichte'n. Beide laſſen Welt und Natur ganz ausfallen, und ſenden den ſtarken Geiſt in die Weite. Fichte verfolgt die Thätigkeit deſſelben bis an die Gränze des Seins: die Guion ſchwingt ſich neben ihren Vater in die Werkſtätte der Welt, wie die Bibel ſie erzählt. Mit einer Gemüthskraft, und einer Ergebung voll Zutrauen, die mich ſie mit Verwandſchafts-Zärtlichkeit lieben macht. Mir äußerſt merkwürdig. Nur krankhaft; unſäglich großartig aber. Darnach las ich Fenelon's und Boſſuet's Leben von Beauſſet. Fenelon lieb' ich: den muß jeder nach ſeiner Art lieben. Boſſuet zwingt ſich ſelbſt: warum ſollte er nicht Andere zwingen wollen? Das iſt ſeine Ehrlichkeit. In ſeinen Briefen an Freunde ſind' ich ihn liebenswürdig. Ich glaube, kein gebildeter Franzoſe damaliger Zeit konnte in näherem vertraulichen Umgang der Liebenswürdigkeit ent-

geben; ſonſt wäre er mit niemand dazu gekommen. Soviel Achim enthielt ihre damalige Geſammtbildung, und das, was in der Geſellſchaft herrſchte.

Den 6. Januar 1821.

Geſtern lernte ich zum erſtenmale, daß man doch einen Andern mehr liebt, als ſich; wie können die Eigenſchaften, die wir für die weſentlich menſchlichſten halten, für die liebenswürdigſten, rührendſten, wenn wir ſie uns ſelbſt zugeſtehen müſſen, nicht in uns lieben, uns nicht ſelbſt dafür lieben. Wohl aber in Andern. Mit einer Art leidenſchaftlicher Anerkennung, mit der zärtlichſten Verehrung. So wie wir unſere Phyſiognomie nicht ſehen können; und doch unſer Geſicht fühlen, wie kein anderes. Dieſe Entdeckung macht mir viel Vergnügen: nicht, weil ich mich und uns nun nicht mehr für ſo ſelbſtiſch halte, und für beſſer; aus Ehrgeiz möchte ich nicht über die Menſchennatur hinaus, ſie darum nicht erhöhen: aber, daß wir dadurch reicher ſind, vielfältiger, das freut mich; und auch darum, weil ich Wahres gefunden habe. Nur der Tag iſt mir verſüßt, wo ich durch oder für meine Gedanken etwas Neues erfahre. Dieſes Neue verdank' ich der B'ſchen Jugendkorreſpondenz; die mich ganz beſeligt hat. Ich möchte ihm wieder ein Vergnügen machen!

An Oelsner.

Berlin, den 9. März 1821.

— Ich weiß, es giebt keinen Troſt, keinen in Worte zu faſſenden. Nur ſagt zu einem, der ihm Unglück klagt: „O!

du würdeſt alles vergeſſen, wenn du meines hörteſt!“ Dies iſt wenigſtens der Sinn ſeiner Schmerzensworte. So ging es mir mit Ihnen! Wie Schatten ohne Farbe, noch feſte Geſtalt, entſchwand mir das eben kürzlich Erlebte. Uns hier war eben eine Freundin und Nachbarin an einem unendlichen Leiden von Krankheit geſtorben; und noch nicht begraben. Meiner älteſten Freundin einziger Sohn und Hoffnung; ein junger Architekt, der mit General Menu reiſte, in Alexandrien geſtorben, und die Nachricht eben friſch angekommen. — Alles ſchwand mir gegen Ihre Schilderung, armer Freund! Wie haben Sie unvermuthet die tüchtige, edle, thätig-geſunde Freundin mitgeſchildert! Die liebe, treue, kluge, ſtarke Mutter! Ich ſehe ſie, obgleich ich ſie nie ſah; und weine mit Ihnen. Da iſt nichts zu ſagen; als Gott anzuſehen, ob er uns nichts ſagen wird. Der ſpricht aber nur ein- für allemal, wenn er uns in's Leben ruft. Und richtig citiren Sie den, der da ſagt: il y a des momens, où l'on ne peut rien faire que de vivre. Leben; iſt die große Urweſenheit, der tiefe Urſtoff, woraus alles entquillt, mit und ohne unſer Zuthun. Solchen Gemüthern, wie Sie eins ſind, kann man am wenigſten arbeiten helfen, weil ſie alle Arbeit ſelbſt übernehmen: denen mag ich nur zeigen, daß ich ihnen nachfühlte, „und nachdenken konnte; das iſt ihr einziger Troſt, weil dieſer Troſt eine Art Umgang iſt. Am erſchütterndſten, lieber Freund, in ihrem Schreiben war mir das, daß Sie für alle übrigen Lebensverhältniſſe ſo klar blieben, ſo voller Haltung und erforderliche Thätigkeit. Dieſe Stärke und Macht über ſich ſelbſt iſt mir der ſicherſte Bürge über durchgefühltes Leid

ich kenne schon die, die sich nicht fassen können: die können sich bloß nicht fassen; und auch nicht allen Schmerz und Verlust in allen seinen Beziehungen. —

Freitag, den 6. April 1821.

Wenn man behauptet, physischer Schmerz sei der unleidlichste, so widersprechen einem beinah alle gebildete Leute, und fühlen sich wohl recht behaglich, und ihre Denkungsart großartig. Man mag ihnen was auch immer für Gründe anführen. Wie kommt es aber doch nun wohl, daß kein Mitleid, ja, kein Gericht, für einen erwürgten Zustand einer ganzen Seele vorhanden ist; daß in den geselligen, und noch engern Verhältnissen der Familie, gewöhnlich die eine Hälfte, oder Einer, ganz erdrosselt in allen seinen Regungen des Geistes, des Herzens und allen Thätigkeiten seiner Anlagen umherlaufen muß, ohne irgend Klage anbringen zu können; oder, ohne diese, Hülfe und Recht zu bekommen, während bei einem viel leiseren körperlichen Angriff alle Herzen auf offener Straße; und alle Gerichte ohne Kläger zu Hülfe eilen würden? Weil es da evident ist, daß der Gefährdete nicht würde weiter leben können, und die Natur schon da diese gütige Einrichtung getroffen hat: bei der Seele Übel, und was der widerspricht, war sie nicht so nah: und aus diesem einzigen Grunde; möchte ich diese Übel herber nennen; von der Seite betrachtet. —

Unser

Unſer innerſter Wille iſt wie eine Pflanze: einfach, beſtimmt: aber ohne Wurzel in der Erde; unſer Geiſt das Bewußtſein drüber, wie eine in uns mitgegebene Sonne.

Stiller Freitag, den 20. April 1821.

In Adams Geſchichte wird geſagt, daß ſeine Urſprache verloren ging. — Nur ſehr ſchattenartige, oberflächliche, ſchwindende Eigenſchaften der Dinge wiſſen wir mit unſerer Sprache anzugeben; und haben doch in unſere Seele kein ander Mittel uns zu fragen, noch uns zu antworten. Es iſt kein leerer Ausdruck wenn wir ſagen, „es will regnen, es will blitzen" u. ſ. w. Es iſt, eigentlich gedacht, keine Regung möglich, als durch Willen. Wenn wir auch nicht einmal von uns ſelbſt wiſſen, wie wir zum Willen kommen, zum Grundwillen alles unſern Wollens. Ein noch größeres Indiz, daß ein Urwille exiſtirt, aus dem unſer Grundwille, wie alle Willen hervorgehen. Eine einige große Muſik. So verſtand ich auch Friedrich Schlegel, als er in Frankfurt ganz ernſt ſagte, das Feuer ſei ein Geiſt. Das Feuer will etwas Beſtimmtes; es hat gleichſam, oder es iſt ein Auftrag, des höchſten Willens: und ſo alle Geiſter; und alles bis zur Geiſtigkeit Verfolgtes. Unſres innerſten Strebens ſind wir uns bewußter, als deſſen Beſchränkung, Bedingung und Beziehung: und es iſt einer der irremachendſten und verbreiterſten Irrthümer, daß wir gewöhnlich glauben, wir wüßten mehr vom Körper, als vom Geiſt: wir leiden mehr vom Körper, weil wir in dem Verhältniſſe zu ihm noch weniger thätig zu ſein vermögen, und noch

weniger von ſeinen Eigenſchaften kennen, dieſe Unkenntniß allein macht ihn illuſoriſch für uns zum Körper. So iſt's auch ſchon im menſchlichen Umgang. Je weniger wir Eines Geiſt kennen, je mehr iſt er Sache, Unkenntliches, Zwingendes für uns. Erkenntniß iſt Fortſchreiten, Leben, höherer Auftrag, Willensverſtändniß, Anneigung, erhöhte Exiſtenz. —

Sonntag, den 22. April 1821.

Schon ſehr oft hab' ich gar nicht ergründen können, woher dem Menſchen ſeine Eitelkeit ſtamme. Was iſt das, daß er ſich nicht allein ſchöner, beſſer, klüger, reicher, begabter machen, ſondern auch für alles dies ausgeben mag, und nicht allein für Andere, ſondern auch wohl für ſich ſelbſt? Der Grund dieſes Beſtrebens iſt mir noch nicht klar. Es iſt vielleicht die Sehnſucht nach einem angemeſſeneren Zuſtande für ſeine Fakultäten: er will ſich wenigſtens zur Erleichterung vorſpiegeln — oder vorſpielen — daß er nicht in dem klemmenden proviſoriſchen mehr iſt, oder zu bleiben braucht: alles dies iſt nicht klar und hinreichend für die unvertilgbare Anlage zur Prahlerei. Dies alles fällt mir immer von neuem wieder bei Angelus Spruch ein:

„Drei Weiſen Ahnen ſind Gott Vater, Sohn und Geiſt;
Vom dritten ſchreibt er ſich, wenn er ſein' Abkunft preiſt."

Der Grund der Eitelkeit kam mir nie ſo ſehr unedel vor; aber die Lüge ſo dumm; und je dümmer, je richtiger ihr Grund. Wie iſt mit Lüge ein Defizit auszugleichen!

---

den 15. Juni 1821.

Eine Gerechtigkeit waltet ſchon hier auf Erden;
Daß die Geſichter all wie ihre Serien werden.

(Mündlich)

„Ich mache zwar keine Prätenſionen, aber ich habe darum nicht wenigere.“

Bei einem Streit über eine ganz unbedeutende Sache, wo aber die auffallendſte Verkehrtheit ſich geltend machen wollte: „Gott! rief Rahel leidenſchaftlich aus, haſt du denn keinen Donner mehr? und wenn es auch nur um einer Kleinigkeit willen iſt, ſchick' einen, zum Zeichen!“

1821.

Sonntag, den 15. Juli 1821.

Wir machen keine neuen Erfahrungen. Aber es ſind immer neue Menſchen, die alte Erfahrungen machen.

Noch nie hab' ich bereut, was ich gerne that: nur immer das, was ich ſchon mit Reue that.

Weißt du, warum wir hoffen? Wir können nicht ohne Bild leben. Ohne Hoffen haben wir kein Bild in der Seele; da iſt nichts.

Er muß es ja leiden; was willſt du ihn tröſten!

(Mündlich)

Vom Shakspeare:

„Er iſt Leben im Leben; er kann faſt nicht zur Betrachtung kommen, denn jede Betrachtung wird Leben; und doch iſt er lauter Betrachtung.

den 21. Juli 1821.

Donnerstag den 13. September 1821.

Der Leute Geſpräche ſind gefährlich, die nur erzählen, nie ergründen, beurtheilen, erwägen und bemerken. Sie ſprechen gleichſam ohne Linienblatt; gerathen in's Klatſchen, da ſie ſich und Andere unterhalten wollen; ſie haben weder Ziel noch Damm, nur einen kleinen Zweck, und zu dieſem kleinen Zweck noch kleinere Mittel.

Gute Dichter haben ein Bild in der Seele, und ſind getrieben, es darzuſtellen: andere treiben ſich, Bilder zu machen.

An Jenny Tarnow, in Dresden.

Berlin, Montag den 29. Oktober 1821.

Liebes, liebes, friſches Weib. Man ſchaut hier Erdbeeren in Lopfen, dieſe in große Körbe gelegt, aus, wie im Sommer.

— Vorigen Dienstag Mittag ſpeiſten wir hier, wohlbehalten, um 3 Uhr. Um 11 waren wir hier. Man wird jetzt an der preußiſchen Gränze ein Patriot: ſo ſchön iſt Chauſſee, Poſtbedienung, Einrichtung, und Betragen der Beamten. Man fährt wie ein Baron, aber bequem und ſicher auf den breiten

gutbeſorgten Wegen. Ich habe auch ſchon ein Volksſtück geſtern hier geſehen: „der Stralauer Fiſchzug;“ das Volk aber hatte mehr Geſchmack, als Julius von Voß, und ſchrie jede Platitüde en masse an, die ihm gröblich ſchmeichlen ſollte; trommelte gemeine Stellen mit raſender Wuth aus, pfiff bei winzigen, und etſchte bei gedehnten; das Haus war der ſchönſte Anblick, ſo voll war es, von allen Klaſſen; der Lärm ſo vollſtändig und anhaltend, daß ich meinen Kopf dem nicht zum gänzlichen Opfer bringen mochte; und ein Drittel des Stücks im Stich ließ; nach des Kaſtellans Zimmer ging, wo ich meinen Wagen abwartete. König, Prinzen, alles war drin. Wäre der raus gegangen, ſo hätte es zu viel Aufſehen gemacht, drum blieb er wohl. Dies theilen Sie gütigſt Tieck mit. Wie ich dazu kam in's Theater zu gehen? Ich, die bergauf, bergab, ſich gratulirte, es nicht nöthig zu haben; ſich einprägte, es nicht zu thun! Aus niedrer Feigheit — lächerlich — weil meine Familie einen Logenplatz los ſein wollte. Alles mißfiel mir: außer geſtern das Publikum. Plötzlich ganz klug! Voller Urtheil und Takt. Mad. Esperſtädt ſpielte in Vollkommenheit eine Berliner Schlächterin: und abgewogen in Farben gehalten; beſſer und anders als die hieſige Landſchaftsdekorationen, die mich verzweifeln machen, weil ſie eine längſt erfundene Kunſt aufgeben. Und Akademie und Stadt es leidet!!! —

November.

— Seit ich hier bin, war ich etwa viermal Abends aus. Rheumatiſche Schmerzen, Unbehagen, völlige Niederlage bei Feuchtigkeit u. ſ. w. alſo ich bleibe zu Hauſe, und es finden

ſich Abendgäſte ein: bleibt ein Abend leer, ſo gebrauch' ich ihn zur Einſamkeit, Ruhe, Erholung, Sammlung; Erinnerung!!! — Ich habe alſo nicht Frau von Knorring (geborenen Tieck) ihr Stück geſehen: kein Konzert, keine Canzi gehört; habe mein Billet zum Requiem und Oratorium heute bei Zelter zurückgeſandt, weil Menſchenluft für mich nicht zum Ertragen iſt, und Straßenfeuchtigkeit gar nicht. So ſitze ich denn und lebe; leſe, warte. Es geht auch recht gut. Wenn ich nur Einmal ein Geſundheitsgefühl haben könnte! Aber auch ohne dies bin ich poſitiv zufrieden; mit gefühlter Einſicht; wenn ich nur nicht Schmerzen habe und ſo krank bin, wie ich ſchon oft war. Mein Herz — mein perſönliches — iſt begraben; das iſt die Hauptſache. Das kann nicht mehr zum Narren gehabt werden. Es muß kuſchen — ſtoßen Sie ſich nicht an dieſen vulgaren Ausdruck! — Es hat keine Perſon mehr zu verſorgen: wenn es angeſtoßen wird, iſt es für Recht und Unrecht, für Mitleid; für ſeine Brüder: und für erlebte Mißhandlung ſehr rege: daher iſt es, und meine Augen, ſo ſehr empfindlich. — Da haben Sie mein und meines Lebens Bild in großem Umriß ſkizziet! Nachträglich noch, erwarte ich Sie, und laß mir das nicht nehmen, daß Sie kommen! — Sein Sie ſo gut, Fräulein von Winkel recht herzlich von mir zu grüßen! Sagen Sie ihr, ſie ſelbſt wäre mir ein tröſtlich Bild; in ihren Zimmern, mit ihren Bildern, ihrer Harfe, ihrer Ruhe, ihrem Fleiß, ihrer Heiterkeit, und dem Sonnenſchein von ſchöner Sonne, und Geſundheit. Gott ſoll's ihr laſſen, wie ich's ihr gönne! —

Zu einem ausgeſchnittenen Bildchen

In milder Nacht, bei hellem Mond, und ſanfter Sterne Licht, in Blumenmitten, die freier athmen, und zu einander flüſtern, was ſie bei Tag verſchweigen, oder was verhört nur werden mußte; wenn noch verſpätet Schmetterlinge jagen, die Schnecke ihren Weg verfolgt; ſtill eine Biene einholt, was ſie Tags im Kelche laſſen mußte; der Schlaf die Welt gefangen hält, und befreit: Weſte nur leiſe ſich, und ſchmeichelnd, zu den Äſten wagen, Vöglchen nicht zu wecken; Gräſer und Halme Abendthau auf ihren Häupteen wiegen; das ganze Thal ein Feſt der Sehnſucht und der Ruh; ein Tag für Elfen und für ihre Spiele: — fehlt nichts, als eines lieben Mädchens Gegenwart, ihr Aug' und ihre Bruſt, dies Feſt zu überſchauen und zu empfinden! Und was dem ſchönen Kinde nun noch mangelt, wird ſie in Liedestön uns nun berichten. —

December 1821.

Berlin, den 29. Januar 1822.

Ich habe jetzt Wilhelm Meiſters Lehrjahre wieder geleſen. Wie iſt es möglich, einen zweiten Don Quixote zu faſſen, zu erfinden und darzuſtellen! Küßt euch, Cervantes und Goethe! Beide ſahen mit ihren reinen Augen; vertheidigten das Menſchengeſchlecht; ſahen den Ritter durch, durch ſeine Thorheiten und Irrſale, konnten ihrer Augen edlen Blick bis in ſeine tiefſte Seele tauchen, und dort ſeine eigentliche Geſtalt ſehen. Wie jenem Don Quixote geht es Meiſtern; einen

Narren nennen ihn die Leute „ohne Tadel,“ einen Herumtreiber, der ſich mit nichts Wirklichem beſchäftigt, der ſich mit Bettlervolk abgiebt, nichts zuwege bringt; nicht einmal weiß, was er denken ſoll; der für einen Helden in einem Roman nicht einmal gut genug iſt; von welcher Sorte man ſchon tauſendmal beſſere, bei den Fieldings aller Länder, gehabt hat, die doch noch ein Reſultat geben! Während unſer Weiſer die edelſte, reinſte, ehrlichſte Seele in ununterbrochenem Bemühen und Kampfe geſchildert hat mit der Welt, wie ſie leibt und lebt; ohne je einen Moment in ihre unreine Verwirrung zu gerathen; immer im Bemühen, ſich zu tadeln und zu beſſern; immer in der Unſchuld, die Andern beſſer zu ſehen, als ſie ſind, und meiſt ſie ſich vorzuziehen; immer aufgelegt zu lernen und nachzugeben, außer dem evident Unedlen; rührenderes, verehrungswürdigeres Benehmen, vortrefflichere Geſinnung, kann man nicht erfinden; und je mehr man ihn ſich deutlich macht, je mehr ehrt und liebt man ihn, und Goethe'n. Den Quixote mußte mit eben ſolcher Seele *eine* — alſo eine einſeitige — Eigenſchaft, die des Ritters, wählen, und mußte ſie in Ausübung bringen wollen. Meiſter mußte den ganzen Menſchen ausbilden wollen; und mir iſt's, als ob Goethe dem Cervantes nur die Feder abgenommen hätte, weil die Menſchen ſich in der Zeit folgen. Was die beiden Meiſter ſonſt noch in den Werken gelehrt und gezeigt haben, iſt ihre Zeit; und das ſo rein und wahr, daß ſich die künftigen gleich daran anſchließen, für den Geſchichtsblick, für wahre Augen überhaupt. —

Den 21. Januar 1821.

Man beachtet immer noch nicht genug, wie viel die Neigungen der Menſchen untereinander in den größten und geheimſten Welthändeln bewirken, ſtören und erzeugen; noch weniger aber beachtet man, wie Liebesverhältniſſe durch Ehrgeiz, Staatsverhältniß, Stellung der Geſellſchaft überhaupt, modifizirt, ſogar öfters nur allein begründet werden.

Zu ſtolz auf unſre Gemüthsſtimmungen, halten wir jede davon ſich unmittelbar auf das Beſte in uns beziehend; auch denken wir, die Welt und ihren Verkehr willentlich zu regieren; und ſie regiert uns Alle: und die, welche am meiſten von ihr verſtehen, am gewiſſeſten. Ungeſchikte, Blinde, die nur zwei Augen haben, und nicht beſäet damit ſind, gehen ihren Weg ſeitwärts ab; und glauben, ſie ſind im Strom, weil ſie ihn nie erkannten, und nicht wiſſen, wo er iſt. Ungeheuer Fromme müſſen wohl kein Bild der Welt gebrauchen; oder eins haben, welches ich nicht kenne; ſie ſehen grad nach oben, wo ich nichts als Sterne ſehe, wenn's hell iſt. Wiſſenſchaftliche Menſchen bearbeiten Einen Geiſtesſtrahl; hingeführet bis zur allgemeinen Sonne des Wiſſens. Die, welche Natur, Leben, Welt, den Geiſt mit Gewalt verſtehen wollen, und darin gar nicht nachgeben und ſich ergeben, oder Einem Gegenſtande der Natur oder Welt nur leben wollen, ſind die Tollen. — Ja, die ihrer Überzeugung, und wäre es auch der edelſten, trotz des Stromes leben wollen, ſind ſchon von den Andern für toll gehalten: J. J. Rouſſeau. Nicht umſonſt iſt es ſo ſchwer, die Natur des Menſchengeiſtes, ſein

nothgezwungenes Wollen, unſere leibliche und ſeeliſche Perſönlichkeit, ihre Stellung zur ganzen Natur und zu der Menſchenwelt, zu unterſcheiden, und darin wieder der Andern Perſönlichkeit in beiden Weiſen und maſſenweiſe zu erkennen; davon offizirt, und nicht verwirrt, ſondern ergeben zu werden, und thätig zu bleiben; dies Vermögen iſt nicht umſonſt, ſehe ich ein, ſo unendlich ſelten: ja, gar nicht einmal verſtanden, wo es ſich findet; und obgleich alle Menſchen wenigſtens ſich dieſe Klarheit geben könnten, ſo ſcheint es als ſollte ſie gleich, einem Edelſtein der Natur, ihnen ſchwer werden, und ſelten ſein: da ſie uns ja noch ſo viele Gaben vorenthalten kann, die durch kein ethiſches Bemühen erreicht werden können; und herrliche Geſchenke bleiben.

Zum Unterſcheiden kann ſich jedes vernunftbegabte Geſchöpf ſelbſt erziehen: Eingebungen, ſchnelle Kombinationen, Witz u. ſ. w. ſind Gaben: wenigſtens erinnern wir uns des Prozeſſes, der Bemühung, der Thätigkeit dazu nicht; und genießen ſie rein; wie Erbeutetes, in deſſen Beſitz der Krieg auch am Ende vergeſſen wird.

Freitag, den 8. Februar 1822.

Das Herz iſt ganz im Dunklen, ganz allein, möchte man ſagen, und weiß ganz allein alles beſſer. Nur wenn man dahin ſieht, findet man Erkenntniß; weil die verwirrenden Lichter der ganzen Welt nicht hingelangen; und es wie ein Maß einer andern Welt in uns lebt; als ein Ja, oder Nein: ſonſt nichts. —

Vernunft weiß nur, daß ſie Vernunft iſt, wenn ſie bis zum Herzenswunſch, zum letzten Wollen hinführen kann: und ſo iſt Zuſammenhang da für ein Meer von Daſein, vor und hinter uns; und nicht kommt es auf unſer ſchwankendes, unglückſeliges Schiff an, in welches wir gebannt ſind, welches uns vor den guten und ſchlechten Ufern vorbeiführt, über welches wir keine Leitung üben. So ſind auch die Ufer nur alles für die, die das Element nicht kennen und ſehen, welches ſie führt: nur die Orte, wo ſie vorbei geführt werden. Für die Beſten iſt das Element nur Troſt und Leitung, in der harten, ſchmeichelnden, unbeſiegten Fahrt. Die ſich umbringen, ſtürzen ſich in das Element. Dies enthält aber für uns keine Bilder: und bildergierig, bilderſchaffend, nachbildend, ſind wir gemacht. Alles iſt Zwang; Zwang zur höchſten Freiheit und Zuſammenſtimmung. —

Sonnabend den 16. März 1822.

— Eiferſucht iſt Beſchämung; darum iſt es eine einſame Leidenſchaft — wie Sie ſagen; — Beſchämung, die Rechnung ohne den Wirth gemacht zu haben; das fühlt jeder. Unſre Wünſche, unſre Neigung brachten wir in Anſchlag, nicht die des Andern. Uns lieben wir, den Andern wünſchen wir; darum fühlen wir uns allein. Dies iſt ſie rein, die Eiferſucht. Nun kann noch Neid, und hundertfältige Lebens- und Geſelligkeits-Elemente ſich hinein ſchleichen und miſchen; bei jedem Fall anders. Aber der unſelige Mann fühlt ſie wie das unſelige Weib: nämlich, den eigentlichen Inbegriff davon; der Edelſte fühlt dieſe Scham am heftigſten.

aber er allein nur vermag sie in sich auszumerzen, wenn er sich seinen Irrthum ganz eingesteht. Sollten hier Männer und Weiber verschieden sein können? Verschiedene Denkfähigkeiten, Rechte, Herzen, Schmerzen haben? —

Freitag Abend, den 5. April 1822.

Ich glaube, es gibt nur sehr wenig Menschen, die, wenn sie empfinden, die große und elegante Welt nur für das anzusehen wissen, was sie ist. Gewöhnlich streiten sie sich dieselbe ab, daß sie nur irgend etwas sei oder schaffe; sind aber sehr von ihrer mindesten Gunst affizirt, und glauben von ihr zu empfangen, was sie nie leistet und giebt; erkennen und würdigen die Leute darin durchaus nicht; und lassen sich, wenn nicht jedesmal komplet, doch jedesmal von neuem, durch deren Aussprüche leiten und regieren, erschrecken, ängstigen, bestimmen, wider ihres Herzens Ubergeugung. Unter all meinen Bekannten war nur Prinz Louis Ferdinand, und L. R., welche die große Welt geliebt hatten, und wirklich von ihr unabhängig waren, denen sie nicht mehr schmeichelte, sondern sie ennuyirte. — Louis Ferdinand, weil er sie als ein Erster darin kannte; L. R., weil er klar wußte, was sie einem ihrer Leyten bietet.

Sonnabend den 18. Mai 1822.

Wissen ist eine Vorrathskammer, ein Vorrath; Wissen ist ein geistiges Haben. Durch Wissen ist man überzeugt: Liebe ist Uberzeugung. —

Richtig Eingeſehenes und Ausgedrücktes in der Gegenwart, paßt zur Vergangenheit und Zukunft: und iſt an dieſem Zeichen ſogar zu erkennen.

In das Stammbuch zu Graupen in Böhmen, 1822.

Was hier ich ſah, getreu berichten,
Das hieße wahrlich nichten.

Geſtern den 22. September 1822. einen Sonnabend Abend in Töplitz erzählte uns Herzogin von Cumberland von Goethe's Haus in Frankfurt und von ſeiner Mutter, wie ſie und die Königin als junge Prinzeſſinnen dort gewohnt haben, ſehr einnehmend und mit einer ihr ſo gefälligen Erinnerung, als die Frau Rath Goethe nur immer thun mochte, wenn ſie ihrerſeits von den engliſchen Kindern erzählte.

Unſre Königin und die Herzogin waren gleich den vielen andern während der Kaiſerkrönung zu beherbergenden Fürſtlichkeiten von Seiten der Stadt Frankfurt auf beſtimmte Wohnungen angewieſen, beide mecklenburgiſche Prinzeſſchen, als Nichten der Königin von England, im ſogenannten hannöverſchen Viertel, bei der Frau Rath Goethe; und das glückliche Haus hatte auch dies Glück. Frau Goethe empfand dieſes Glück ganz, wie aus der Herzogin Erzählung zu ſehen war; ſie that den Kindern ſo alles zu Liebe, zu Gefallen und zur Unterhaltung, daß die Herzogin noch mit dem größten Wohlgefallen, ja mit kindlicher Nachfreude erzählte, wie dieſe prächtige Frau ganz jugendlich mit ihnen ſpielte und ſchaffte, und ſie immer in ihre eignen Zimmer kommen ließ.

worauf die Herzogin noch einen nachträglichen Werth legte. Wie ziert und ehrt dies Gaſt und Wirth! Auch blieben die Damen mit Frau Goethe, ſo lange ſie lebte, in Verbindung, und ſahen ſie jedesmal, wenn ſie ſpäterhin nach Frankfurt oder in deſſen Nähe kamen.

Wie die beiden ſchönſten Fürſtinnen Deutſchlands, — holde, blonde, liebe Engel, — als preußiſche Bräute mit unſern Prinzen und dem hochſeligen König zu Frankfurt waren, ſo hatte dieſer ſeine Loge im Theater dicht neben der, worin die Frau Rath Goethe zeitlebens ihren Platz nahm. Das lebhafte Herz der vortrefflichen Frau triumphirte, daß ihre Prinzeßchen ſo ſchönen und vornehmen Prinzen vermählt werden ſollten, und ſie konnte es nicht unterlaſſen, ihrem Logennachbar, unſerm Könige, zu zeigen, wie wohl ſie den hohen Bräuten befreundet ſei. Sie beſaß nämlich eine ſchöne Doſe mit der Brillant-Chiffre des Herzogs von Mecklenburg zum Andenken für die ſo ſehr freundliche Aufnahme ſeiner Kinder. Und ſo gab die Herzogin die Worte wieder, mit denen Frau Goethe ihr die Sache nachher ſelbſt erzählt hat: „Ich nehme meine Doſe, geh' in's Theater, ſtelle ſie mit drauſdrückender Hand — feſt auf den Logenrand; der König ſieht nichts. Ich nehme eine Priſe, ſetze die Doſe näher an den König, und ſehe ihn an; er ſieht nicht auf die Doſe hin, er hat mehr dergleichen geſehen! Ich nehme ſie abermals, ſetze ſie noch näher, und ſehe wieder den König an: endlich blickt er auf die Doſe, und wie er ſie geſehen hat, ſagt er ganz gütig: „Ei! Madame Goethe, was haben Sie da für eine ſchöne Doſe!“ Ja, Ihro Majeſtät, antworte ich, die hab' ich auch

von meinen Prinzeſſinnen von Mecklenburg!“ Und ſo mußte der König ihre Freude wiſſen, und die Sache war gelungen. Herz hilft zu allem. —

Aber eine viel komiſchere Geſchichte fiel vor mit Frau von Guttenhofen, gebornen Gräfin Hatzfeldt, berühmten Schönheit am Mainzer Hofe, wobei Frau Goethe auch wieder kräftig auftritt. Als unſre Königin fünfzehn Jahre alt war, ſo wurde wohl ſie, aber noch nicht die Herzogin, manchmal von der Großmutter in Geſellſchaft mitgenommen: „Und ſo geſchah es einmal, erzählte die Herzogin, daß meine Schweſter einen Beſuch beim damaligen Kurfürſten von Mainz mitmachte; kaum iſt ſie aber mit meiner Großmutter hinein getreten, ſo ſtürzt Frau von Guttenhofen auf ſie zu, und ſagt: Wiſſen Sie wohl, Prinzeß, daß man hier nicht mit langen Aermeln herkommen kann? Die junge Fürſtin faßt ſich aber, und ſagt gleich: Ich thue alles nach den Befehlen meiner Großmutter, und ſo hab' ich auch angezogen, was ſie mir befohlen. — Ich ſehe meine Schweſter noch, — fuhr die Herzogin erzählend fort, — ſie hatte ein blauſeiden Kleid mit ſpitzen Aermeln an, wie man ſie damals nannte“ — (Ich wußte dieſes auch, und bejahte es mit einem Blick) — „mit ſchwarzen Perlen, wahrſcheinlich Schmelz — geſtickt. Aber es machte doch einen Eindruck auf meine Schweſter, ſo jung ſie war! Sie iſt auch nicht wieder dort geweſen“ Frau Goethe vernahm den Vorfall mit großem Unmuth, und ſprach lebhaft für ihr Prinzeßchen. Frau von Guttenhofen war auch gar nicht Oberhofmeiſterin, ſie fühlte ſich nur als ſolche. Ich habe eine Dame, die am Hofe des Königs von Weſtphalen

elen so geschaltet hatte, aber schon längst aus diesen Verhältnissen geschieden war, an ganz fremdem Orte sich ähnliches herausnehmen sehen, und der obige Zug befremdete mich daher weniger, als ihn die Herzogin erzählte. Späterhin, so fuhr die Erzählung fort, war unsre Königin mit der Herzogin zusammen in Wilhelmsbad, wohin auch Frau Rath Goethe aus Frankfurt eingeladen wurde; die dann mit der Königin in den Brunnensaal hinabging, und dort neben ihr saß, während aller Welt Menschen sich einfanden, und ihre Huldigungen darbrachten. Frau Goethe hörte nicht auf, nach den ihr unbekannten Personen zu fragen: „Wer ist die? Wer ist das?" und wie sie wieder nach dem Namen einer Dame fragt, die eben gesprochen hatte, antwortet die Königin: Frau von Guttenhofen! — „Die Frau von Guttenhofen? fährt Frau Goethe lebhaft auf, die so grob war? Lassen Ihro Majestät ihr nun gleich befehlen, sie soll sich ihre Ärmel abschneiden!" In der größten Wuth sagte sie das. Die Herzogin freute sich dieses Ausfalls noch. Jetzt tragen alle Menschen lange weite Ärmel; alles ist verändert: mit dieser Bemerkung fing auch die Herzogin ihre Erzählung an: „Wie man noch so auf Kostüme hielt." Jetzt ist es besser. Jetzt halten viele Fürsten auf Besseres. —

Den 2. November 1822.

Das Wort „Geist der Zeit" möchte ich außer Umlauf setzen können; es verwirrt entsetzlich. „Die allgemeine Überzeugung," möchte ich es nennen, was man im Guten damit zu bezeichnen denkt. Als man die vermeintlichen Hexen verbrann-

brannte; das war der Geiſt der Zeit: die allgemeine Überzeugung machte aber, daß dieſer alberne Gräuel aufhörte. — Und ſo herrſchen dieſe beiden ſehr verſchiedenen Zuſtände oft noch neben einander, wenn auch die allgemeine Überzeugung den Geiſt der Zeit immer verdrängen muß.

November 1827.

Es kommt mir ſehr gelegen, an Roſſini's tanti palpiti und Karl Maria Webers Jungfernkranz eine alte Behauptung bewähren zu können; daß nämlich nicht alle Melodieen, die vom Volke leicht aufgefaßt und geſungen werden, dadurch allein für ſchön erklärt werden können. Es giebt Melodieen mit einem bequemen Rhythmus, die zu keiner beſondern, und zu keiner höheren, ja nicht einmal zu einer betrachtenden Stimmung auffordern, wobei man im Hauſe, im Quickmarſchetritt umhergehen, Thüren ſchließen, ſpinnen, Taback rauchen, nähen, einen Gang machen kann; zu denen gehört offenbar die des Jungfernkranzes; wenn man ſich, ohne den Text zu beachten, Rechenſchaft von ihr giebt, ſo iſt ſie eine vergnügliche Melodie, durch einen kleinen Trotz erhöht: ſolche werden dann aus imitativer Schwäche allgemein geſungen; eine Art muſikaliſcher Strafe für höhere Muſiker, wie auch jeder, welcher ein ſolches Lied, faſt unwillkürlich, ſingen muß, an ſich ſelbſt erfahren kann. Ganz anderer Art iſt gleich das tanti palpiti. Es unterbricht ſchon jedes häusliche Geſchäft; es iſt eine Empfindung, die in Betrachtung ausartet, die ihre Pauſen macht, ſich in ſich ſelbſt variiren will, und ſich gezwungen wiederholt, von ſtärkerem Schmerz unterbrochen, als ſie

sich gegenseitig will, in offenbare Musik ausartend, die immer allgemeiner in ihren Beziehungen wird. Ein solches Lied wird in Deutschland nicht so leicht allgemein werden, wo das Volk Jungfernkränze haben will, und die Gebildeten diese Nachexempel für den Geist verlangen, dem das Ohr erst nachzukommen lernen muß, — von denen, die sich nur wollen imponiren lassen, gar nicht zu reden! — während der Italiäner z. B. schon lange die schönen Gondelnlieder hat, die Stimmungen fordern und hervorbringen, und zu Lande und zu Wasser vom ganzen Volke gesungen werden. —

November 1823.

Man mag das Wort Vaterland noch so oft, in die Gewehre der Blätter, Zeitungen, Recensionen und Bücher geladen, abschießen: kein Land wird dadurch eine National-Musik oder Mahlerei erhalten: noch irgend eine der Künste! Kunst erfordert das gesündeste, vollständigste Naturgefühl, ungeschwächte Sinne; einen unschuldigen, von Einflüsterungen der höheren Verbildung noch ungeschwächten Sinn; ein reges, bewegliches Gemüth: sie ist ein Behelf der höchsten Bedürfnisse des Menschen; sie ist eigentlich — am allgemeinsten gesehen — die Gabe, ich möchte sagen die Kunst, die Natur und all unsre Zustände unserm innersten Bedürfniß am angemessensten sehen zu lassen, und in Ermanglung, in der wir leben, darzustellen, wie wir Menschen sie eigentlich alle wünschen müssen, vermöge unserer Beschaffenheit; wenn uns nicht Noth und Bedürfniß verkehrt haben. Nur die gesammten Bemühungen der ganzen Erde in dieser Rücksicht, und seit

allen Zeiten, können die Reſultate dieſer Aufgabe liefern, ſie aber wohl nicht ganz löſen.

National werden alle Kunſterzeugniſſe der verſchiedenen Völker ſein müſſen: von ihrem Aufenthalt und Zuſtand wie von einem Element bedingt, in welchem ſie ſich befinden. Dies aber eben kann nicht vorgeſchrieben werden, nicht erboten, nicht durch Beweiſe hervorgerufen werden. Ufferente werden mit Schifferliedern anfangen, wo ſie ihre kleinen oder großen Mühen und Freuden ausdrücken, die Elemente beſchreiben und ihre Wirkungen werden angeben wollen; wo ſie ſich die Orte ihrer Sehnſucht, von denen ſie ſich entfernen, und zu denen ſie hin wollen, vorſtellen und mahlen werden; und ſo progreſſiv nach Umſtänden alle menſchlichen Lagen und Vorſtellungen da anknüpfen können. So auch ein Jagdvolk, ein Hirtenvolk, ein kriegeriſches, ein landbauendes, ein Gebirgsvolk: jedes aus ſeinem Zuſtand heraus; und eben ſo mit allen Künſten. Werden die Verhältniſſe komplizirter, gegen andere Völker zu, und nach innen, ſo wird Stolz, Eitelkeit, Muth, Konventionelles, ſich hinzumiſchen, zu dem, was ſie ausdrücken wollen. Religion und ihren Gottesdienſt müſſen wir auch dahin zählen, weil auch ſie unter allen Völkern nicht ohne Zuſatz bleibt.

Wenn man alſo Nationalkünſte verlangt, ſo können ſie nur in Nationalzuſtänden ihre Quelle finden; und weil nicht jede Kunſt bei jeder Nation dieſe Nahrung findet, ſo hat von jeher eine von der andern geborgt, und ſie haben ſich einander nachgeahmt. Es kann mit als eine kriegfolgende Neuerungsluſt angeſehen werden, wenn poſſierlich und gewaltthätig von

einer Nation gefordert wird, was eine andere nur ihrem Zustande angemessen längst geliefert hat. La chasse de Henri IV, von Schweden etwa, auf einen ihrer Monarchen angebracht und modifizirt; große Heiligenbilder in Mecklenburg, die nur unter Päpsten entstehn konnten; eben so mit Gebäuden: jetzt in Hamburg, was einst Venedig hervorbringen konnte; Schweizer Gebirgslieder in Holland. Wenn man auch antwortete: Das wird nicht verlangt; jedes Volk soll nur seine Zustände sublimiren; das wollen wir! Dies möchte ich auch; aber alle Zustände lassen sich nicht künstlerisch sublimiren: es giebt auch Völker, die in Zuständen leben, die nur einer rechtlichen, sittlichen Verbesserung fähig sind; auch sprungweise zu viel von der Gesammtbildung der Erde bekommen haben, und die Periode ihrer Kunst — die ich jedem Volke von der Natur zugestehe — überschritten haben. Wie ich denn glaube, daß sie überhaupt für jetzt überschritten ist. Die Untersuchung, welche diese Behauptung voraussetzt, kann jeder Einzelne in seinem eignen Leben anstellen: ob spätere Verhältnisse, kombinirteres Wissen, später sich entwickelnde Interessen, ausgedehnteres Ordnunghalten, in all diesen Dingen tieferes, vielfältigeres Studiren, der Kampf mit der Welt in reifern Jahren, eine traurigere und auch höhere Klarheit, ihn nicht von Kunsterzeugnissen und Kunstvorsätzen abhalten!

Die Welt bewegt sich aber immer; erzeugt immer neue Menschen und frische Verhältnisse; nichts ursprünglich Menschliches wird vertilgt werden; so wenig wie Wild des Waldes werden, oder als ein Mann in Amt zur Welt kommen wird; und so braucht uns weder um unsre Liebe zur Kunst oder

deren Werke bange zu ſein. Getrieben nur können ſie nicht werden: nicht einmal vom beſten Willen; von Eitelkeit und Liebhaberei an Nationalität gar nicht. Freien Lauf laſſe man ihnen; gute Zuſtände aller Art bereite man; und das ein jeder auf ſeiner Stelle; das iſt das herrlichſte Beförderungsmittel; und die Wahrheitsliebe pflege man zehnfach doppelt bedacht in ſich! Alle Werke der Kunſt zeigen ſich gleich als Karikatur ohne ſie. Das zeugt, wenn es noch nöthig wäre, von ihrem hohen Urſprung, und ihrer hohen herrlichen Verwandtſchaft: und ſo wären wir wieder zu dem Anfang, wo wir ſie als höchſtes Bedürfniß des Menſchen anſahen, als das Bild, welches wir von unſerm hieſigen Leben uns vorhalten; zum Erſatz, zur Luſt, zur Erhebung.

(Mündlich.)

Von einer muſikaliſchen Studie des jungen Felix Mendelsohn-Bartholdy:

„Sie iſt wie eine Maxime eines franzöſiſchen heitern bejahrten Landmanns, immer wiederholt und ſich ſteigernd, bis zur abſtrakteſten Spekulation.“

Den 10. November 1823.

Es giebt Zauberei aber keine Zauberer. Dieſe wenigen Worte enthalten mehr, als man denken ſollte. —

N. iſt ein ſehr ignoranter Menſch, er weiß nur, was er gelernt hat: und das iſt wenig, weil man nur lernen kann, was man ſchon weiß.

Er will keiner werden: jung soll keiner sterben. Daran kann man's sehen! —

Berlin, den 11. November 1833.

November 1833.

Saint-Martin sagt: Les hommes qui ne vivent qu'à la surface, n'ont que de petites peines et de petits plaisirs; ils sont aussitôt consolés qu'affligés, aussitôt affligés que consolés. Ce ne sont que des figures d'hommes. Aussi faudra-t-il que la vie de ces hommes-là recommence, lorsqu'ils auront quitté cette région visible et apparente, puisqu'ils n'auront pas vécu pendant le temps qu'ils l'auront traversée, *et c'est ce prolongement de temps* qui fera leur supplice, — wie jetzt, — parceque la combinaison de leurs substances ne sera pas dans une mesure si douce et si harmonieuse que dans ce monde, où tout est dans des proportions de miséricorde et de salut. — Das denk' ich auch immer; und das ist meine einzige Art von Todesfurcht; daß Unverhältnisse sich einfinden, die schwerer zu durchbrechen sind mit dem tief-ordnenden Geist; sowohl in dem — Houpt- — Begriff der Zeit, als sonst; und allerdings kann das entstehen, wenn man nicht fleißig genug war; wie auch schon hier: man muß nachholen. Der wahre Glaube, die wahre Hoffnung, bestehen aber darin, daß es noch ganz anders kommen und sein kann, als wir es uns vorzustellen vermögen: und dies ist mein festlichster Gedanke. Da ist Religion. Kein Bild; die leere Tafel; wo Bilder sind, schuf Gott unsre Welt; die für uns. —

Den 26. November 1823.

Aus Saint-Martin's oeuvres posthumes Vol. I. No. 635. „Il y a pour la prière un degré encore plus élevé que celui du No. 625. C'est de sentir que la seule prière que nous aurions à faire, ce seroit de travailler continuellement à ne pas empêcher de prier en nous celui qui ne peut cesser de prier pour nous: car c'est en nous qu'il aime le mieux prier: puisque nous sommes son oratoire; mais quand nous ne lui laissons pas l'accès libre, il va prier hors de nous, et il emporte sa paix avec lui." — Welch ſchöner Gedanke, ſich als ein bewußter Altar, worauf gebetet wird, vorzuſtellen! Eine ſchöne Vorſtellung! So ſagt man von einem ſchönen theatraliſchen Gedicht. Ein Gedicht iſt eine halbe Schöpfung: und darum Feſt, Spiel, keine Arbeit; halbe Freiheit: mehr als man gewöhnlich denkt. So ſehe ich dieſen ganzen Gedanken von Saint-Martin an.

Nr. 648. „Avant de nous livrer à des actes importans, nous aurons trois conseils à consulter: 1) si nous pouvons; 2) si nous voulons; 3) si nous devons. Malheureusement presque toujours ce sont les circonstances qui nous tiennent lieu de volonté ou de désir, et ce sont nos volontés et nos désirs qui nous tiennent lieu de devoirs. Voilà pourquoi il y a tant de déceptions et d'infortunes parmi les hommes." Mir fällt aber dabei ein: „Erlaubt iſt, was gefällt." Sollen und Wollen iſt Eins; und ſollte nicht geſtört ſein. —

Nr. 674. „Une de mes plus utiles voies a été de viser constamment et opiniâtrement au tout *à l'heure*, au *tout entier*, au *partout*, et au *perpétuellement*. Dahin zu zielen iſt die Beſchaffenheit der menſchlichen Seele. Leider

[illegible] die Kräfte im Weltverkehr ſo oft dazu; (mir, [illegible] der ſpaſſen Übertragung: das iſt, weil man nicht nur ſich, ſondern auch Andere zu zwingen hätte). Für den Plan, den wir nicht machten und machen — iſt geſorgt — wir müſſen unwillkürlich nach dieſer Regel verfahren.

[illegible] Montag Vormittag, den 28. November 1831.
[illegible] Wunderſchönes Wetter.

Saint-Martin, Nr. 694. „Parmi les douleurs spirituelles que j'ai si fréquemment éprouvées et qui semblent être ma destination dans ce monde, il y a une qui est journalière pour moi, c'est de voir les hommes si peu curieux de s'expliquer les choses. Cela me prouve ou qu'ils n'ont point en eux la moindre désir au-dessus de ceux qui sont de la classe de la bête, ou que s'ils ont déjà quelques apperçus des vérités supérieures, ils font qu'ils les jugent bien mal de croire qu'elles s'arrêtent au point où ils sont parvenus, et qu'elles ne procèdent pas à tous instants, et n'engendrent par sans cesse d'elles-mêmes des vérités nouvelles.“ — Die gefundenen Wahrheiten antworten aber nicht immer, und höchſt ſelten, man mag fragen, wie man will. Doch iſt ewiges Fragen recht und nützlich; der Menſch iſt eine Frage — ſagte ich ſchon lange — wenn er unſchuldig iſt.

Nr. 685. „On me dit toute la journée dans le monde: telle opinion telle idée sont reçues. On ne sait pas qu'en fait d'opinion et d'idées philosophiques j'aime beaucoup mieux les choses qui sont rejettées, que celles, qui sont reçues.“ — Alle Meinungen und alle Ideen ſind philoſophiſch: es giebt

gar keine andre: wenn man auch annimmt, ſie könnten ſich manchmal auf Gegenſtände beziehen, die nicht philoſophiſch wären. Grade den Umgang und das tägliche Leben betreffende Meinungen ſind verderbt, verderben ſich leicht; weil ſie nicht philoſophiſch genug behandelt werden, und müſſen immer wieder an's Sonnenlicht gezogen, und verworfen werden; eben wie untauglich gewordene Nahrung: Speiſe und Trank.

An Oelsner.

Berlin, den 28. November 1822.

Donnerstag, 11 Uhr, in meinem Bette. Dunſtiges, feuchtliches, graues Wetter: noch kein Froſt, noch kein Schnee. Dies Letzte, damit Sie nicht denken, daß Sie auch dies in Paris voraus hätten; das Erſte, um Ihnen gleich zu zeigen, daß ich Rheumatism zu pflegen habe, und Sie mir ſowohl mein Nichtſchreiben als mein Schreiben zu Gute halten! „Ich wünſchte meine Schuld in Perſon abzutragen, ſchreiben Sie mir in Ihrem letzten Briefe, denn die Empfindung bedarf der Gebärde und der Stimme.“ Sie bedarf — und ſie allein — der ganzen Welt, und vermißt am meiſten Gebärde und Stimme. Wie ſoll es mir nun aber gehen, da ich ohne weiteres ſtupid bin, wenn mich das Herz nicht aufrühret, was ſoll ich nun mit tonloſer Feder und ſtiller ſchwarzer Dinte anfangen, wenn ich einen Brief ſeit Juli habe liegen laſſen; in welchem Monat ich ſchon leidend und geſtört auf manche Weiſe war. Grau in grau kommt mir die Welt vor: hab' ich recht, oder ſtricken ſie mir meine Haare bloß an? Mich

dükt, die politischen Fragen und die dem geselligen Umgang beunruhigen, sind abgesprochen, abgewizt und abgelebt. Die Hüter und Verwalter der erstgenannten suchen sich zu sichern und zu schanzen, weil die heiligen Haine, hinter denen sie schreiten, durchschritten und gekannt sind. Die Arbeit geht nun an ein paar andere große Institutionen — die man für Religion ausgab, und hielt, und von ihr borgte — dünkt mich. Es wird nichts helfen; man wird in allen Winkeln des Geistes und des Herzens wahr sein müssen, und sich das große, allgemein herrschende Defizit, des Nichtwissens, eingestehen müssen. (Dies ahndet die größte Menge gar nicht; Viele von den Andern wollen es nicht gestehn; noch Wenigere denken sogar dagegen noch handeln und wirken zu können. Unnützes Versuchen! Erstlich ist man immer selbst in der wahren Schöpfung — Entwicklung — man drehe sich Kopf vorne Kopf hinten, mit einbegriffen; und Jeder mittendrin; und Zweitens, wo sollte es hinfähren? Rückwärts? Wir müßten wieder vorwärts.) Man wird aufhören müssen, da für die menschliche Gesellschaft bauen zu wollen, wo kein Grund, als selbstgemachte Fabeln, zu finden sind, und sich das Herbe eingestehen, daß man Mangel, für's Erste kennen muß, und ihm nicht mit Verläugnen abhilft. Seinen Himmel wird sich jeder Einzelne ausdenken müssen zur Unterhaltung — wahre Poesie — schaffen wird er ihn sich müssen, in seinem Gewissen: und daß er das muß, wird er wissen müssen. Gesetze für den Lebensverkehr werden klarer, intensiver — mit dem innersten des menschlichen Geistes und seiner ganzen Natur — treffender und wirkender ausgedacht werden; und das, daß niemand

einem Geſetze entgehen kann, ganz allgemein und herrſchend werden. Dahin, dünkt mich, will die Welt, und die häusliche Geſellſchaft: und vor dieſem großen Werke — groß nur weil es endlich erkannt wird — ſteht ſie jetzt ſtockend ſtill: und darum cunctiren wir uns! Das nenn' ich ausgeholt: weit ausgeholt! Aber ſo iſts: will man nahe kommen, muß man weit ausholen, mir geht's immer ſo. Ich hoffe, Sie cunctiren ſich auch. Nämlich, man wird weder erſchüttert, noch angenehm hingehalten; und muß auch dies für ſich allein übernehmen. Sie thun es gewiß; ich auch. Ich leſe: es fällt mir dabei etwas ein; das amüſirt mich. Ich gehe, iſt's möglich — nur irgend einträglich — in's Theater; ſehe wo möglich noch paſſable Menſchen; und liebe Gedanken, Denken und Einfälle immer mehr: ich glaube, je weniger ich habe; ſie ergötzen und ſtärken mich ungemein. Sie heilen und flicken mich aus. Schreiben Sie uns alſo! Ohne alle Hoffnung — weil das überhaupt am meiſten beruhigt — vielleicht ſehen wir uns doch in dem erſten oder zweiten Jahr. — — — Sein Sie gut gegen dieſen Unbrief! —

Mittwoch, den 4. December 1822.

Es iſt nicht allein ſehr ſchwer, die Wahrheit hier in der Welt zu finden; ſondern man muß ſie auch noch verläugnen!

Nur nicht denken, nur nicht denken!
Nur den Tag ſo ziemlich lenken!

„Und in allen Stücken billig sein, heißt sein eigen Selbst genießen.“ Genau unsre Lage und Eigenschaften kennen, gehört dazu: nichts ist bemerkenswerther. —

Countay, den 9. December 1822.
Vermittags, nach großer Erkaltung, grauses Wetter, welches Lust hat schön zu werden.

Saint-Martin Nr. 29. „Renferme-toi dans ton cercle atmosphérique spirituel, et demande sans cesse que l'on te remette tes péchés, c'est-à-dire, que l'on te rende ce qui te manque: car un péché n'est qu'un déficit ou un défaut!“ Dies schreib' ich des Wortes Defizit wegen ab; weil ich in diesem Sinne immer von einem großen Defizit spreche, in dem wir uns befinden. Da muß man hungern, oder lügen, oder man macht immer noch schlechtere Geschäfte. Alle drei Fälle werden angewandt.

Er sagt Nr. 30. nach vielem andern, vom Menschen: „Il n'avoit été émancipé que par la miséricorde. Il est devenu l'objet de la grâce, ayant cessé d'en être l'instrument. L'univers matériel avoit été formé par la justice: il en conserve encore le caractère.“ Er ahndet Nothwendigkeit: und will sie mit Gewalt benennen. Nicht er, sondern beinah' Alle. Aber diese Ausdrüke sind vortrefflich schön!

Nr. 66. Es ist merkwürdig, was er da sagt: „Toute la vie de l'homme devroit se diviser en deux parties, et ne s'employer qu'à deux choses: la première de manger son pain quotidien spirituel: la seconde de dormir. Hors ces deux occupations, je ne vois pour l'homme que misère, péril et

iniquité." — *Le pain quotidien spirituel n'arrive pas en esprit, mais sous l'enveloppe du pain ordinaire.*

Breslau, den 31. December 1822
Montags, beim schönen Wetter.

Saint-Martin Nr. 205. Vortrefflich! „*Ne croyons pas* que les joies de l'âme ne soient qu'une chimère, et que ces biens que nous lui acquérons dès cette vie, soient en pure perte. *L'âme ne change point de nature* en quittant ce corps mortel. Si elle s'est livrée au mal, elle en reçoit la punition en s'y plongeant davantage. Si elle a aimé le bien, et qu'elle ait éprouvé quelquefois les délices secrettes que donne la vertu, elle les goûtera avec encore plus de sensibilité, elle sent *ici-bas des ravissements causés par la contemplation des choses qui sont au-dessus d'elle.* Il lui semble, que rien sur la terre ne peut lui causer le même plaisir: il lui semble même que les plaisirs terrestres n'existent pas, etc." Die Seele ändert ihre Natur nicht, das bin ich überzeugt, das widerspräche ihrem Ursprung, aber wenn sie andere Geschäfte hat, ist das eben so gut; die sucht sie auch unaufhörlich, und, wie Saint-Martin sagt, immer in Dingen über den Bedingungen, worin sie gehalten ist. Die kleinste Unterhaltung, die wir suchen, suchen wir eben auf die Weise, und aus demselben Grunde; darum vertheidige ich die Unbeständigkeit; sie hat den beständigsten Grund. Nur wer nicht erkennen kann, was er hat, und nicht weiß, was er will, hat den Grund der Unbeständigkeit verloren.

Nr. 206. „Quelque sublime que soit un génie, même dans les élancers de l'esprit, il ne pourra se soutenir qu'autant qu'il se fondra sur la piété." — Die Spekulation muß bis dahin gekommen sein; sie darf davon nicht ausgehen.

Donnerstag, den 20. März 1823.

Thiers Buch über die Pyrenäen und das mittägliche Frankreich. Ganz vortrefflich! Gar nicht wie ein Franzose: es ist unglaublich, daß dies ein so junger Mensch und ein Franzose geschrieben haben soll! Es ist ein ordentliches Pulsfühlen, wie weit diese Nation fortgeschritten ist. — Wenn das Rousseau von seinen Landsleuten erlebt hätte! —

Man sollte sich wirklich alles von seinen Landsleuten gefallen lassen! denn je mehr sie uns tadeln und verfolgen, je mehr man in Disharmonie mit ihnen ist, je gewisser ist es, daß man auf sie gewirkt hat.

Das Buch ist voller Thatsachen, voller gesunder Ansichten; über das spanische Gränzland erhält man die größten Aufschlüsse; der Artikel Marseille ist vortrefflich. Thiers hat Anlage zu einem Staatsmann. Er sieht, was da ist, und mit der Sache ihren Grund zugleich: und Dichter ist er nur im Ausdruck; das heißt, er weiß, was er gesehen hat, nachzubilden in unendlichem Gebrauch seiner Sprache. —

Wenn Eltern oder Kinderpfleger etwa bis zum dritten Jahre ihren Zöglingen so gerne Züge von Verstand, Auffassungsvermögen, einer Art von Witz, kleiner List oder auch nur des Gedächtnisses, nacherzählen, so ist das nicht

nur aus Eitelkeit, oder Vorliebe für ein beſtimmtes Kind. Es iſt weit mehr das mit Recht wiederkehrende Erſtaunen, der unergründliche Zauber, das Wunder eines erwachenden Erkenntniſſes! Wo beginnt es, wo kommt es her? Das möchten wir immer von neuem wiſſen, von neuem belauſchen; und nie kann das aufhören, unſre Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen, und uns in Kindergeſtalt, als Unſchuld, zu rühren, zu erfreuen und zu gefallen; und in dieſem Fall ſcheint ſich ein reineres Intereſſe in Eitelkeit zu kleiden, wie dieſe ſo oft ſich das Anſehen höherer Motive giebt.

Freitag, den 18. April 1823.

Mittwoch, den 23. April 1823.

Schubarth über Goethe. S. XIII. Über Leſſing ganz falſch; ganz falſch und ohne Gründe behauptet, daß man nicht in entgegengeſetzten Gebieten etwas hervorzubringen im Stande ſei: und nichts damit geſagt. — S. XIV. Was er von Friedrich Schlegel und deſſen Vergleich Goethens mit Voltaire ſagt, nicht einmal zu verſtehen! —

S. 5. Verweilt er unendlich lang zu zeigen, bei was man nicht verweilen ſollte. Und ſagt Falſches. Nämlich wie nichts Tüchtiges könne hervorgebracht werden, wenn man falſche Talente auseinanderſetze! Verwirrt. — S. 7. Freilich iſt das eine allgemeine, konzentrirte Menſchenſeele, ein ſolcher Menſchengeiſt, der das in ſich aufnehmen kann, was das ſchwache Geſchlecht nur in Einzelnen davon verſchleudert hat: dies *nennt* man Genie: und kann ein ſolcher es Andern in Bildern aufdrängen, ſo iſt's ein Künſtler. Von außer-

menſchlichen Zuſtänden kann aber bei keinem Menſchen die Rede ſein: ſelbſt wenn er faſelt, kann er nur Zuſammengehörendes verwirren: Künſtler thun das oft ſcheinbar, ſind aber Herren ihrer Ausflüge.

S. 118. Über Natur. So? Alles Liebliche vergißt er? Alle Regelmäßigkeit? In der Natur iſt vielmehr alles, was wir zu faſſen vermögen: geſehen in dem Spiegel unſers Innern. Eins nur iſt anders dort, und anders hier. Recht braucht die Natur nicht zu haben. Und darum iſt ſie immer erquickend; der Betrachtung nach gewiß. Paßt ſie ſchön zu uns, ſo iſt ſie ſittlich in ihrer Art, lieblich. Sie iſt nur eine große Perſönlichkeit in ihrer Art; wir kennen aber uns ähnliche; das iſt der Knoten! — Nehmen wir alle Menſchen — wie wir müſſen — für Eine Perſon, und die Natur auch für Eine: gleich iſt der Kampf, die Mühe da; ſie weiß nichts davon: ich glaube als Menſchen erkennt ſie uns nicht an. Zum Glück haben wir auch keine Pflichten gegen ſie; ſie zwingt uns bloß. —

S. 191. Unter anderm falſch über Taſſo, und was er über den Dichter ſagt, und deſſen Reichthum und Mangel darſtellt. Taſſo's Unglück iſt das Unglück eines gutbeſaiteten Menſchen, ob er Lieder geſpielt hat, oder nicht: Geſetze, die nicht für ihn gemacht ſind, tödten ihn. —

S. 222. Ich bin ganz betäubt und verwirrt, daß Goethe, Kant, Fichte, ſo beſponnen werden können: mir iſt, als müſſe man ihre Werke wieder reinigen für die Welt. S. 225. Falſch über Gottes Geheimniſſe. Sie gehen uns allerdings an, da wir eines davon ſind. —

S. 269. Bravo! Nun bin ich froh, nun tadelt er Goethen. Nun wird's richtig: er zieht Shakespeare vor, er tadelt Raisonniren, Klaſſifiziren, alle Handlungen in ihren bei Goethen, und thut nichts anders ſelbſt; nur thut er's ſchlecht. Nun iſt er bis in's Klarſte in der Verwirrung gekommen. —

Freitag, den 2. Mai 1823.

Madam Guion konnte nicht ohne Bild leben — im gleichen Fall mit allen Menſchen — und wollte doch nichts mit der Welt zu thun haben; hatte ein erregbares Gemüth und philoſophiſchen Geiſt. Sie dachte mit großer Kraft in's Leere hinein, und bildete, weil ihr Herz Nahrung bedurfte, die ganz beſtimmte, erzählte Geſchichte von Chriſtus noch einmal nach. Sie führte gleichſam ſein Leben in ſich auf: lebte es noch Einmal, wurde zum Chriſtuskinde; weil ſie ſich nicht erlaubte ein anderes Leben zu führen.

Franzöſiſche Muſik zwingt die Empfindung, ſich nach der Wortbedeutung zu richten: italiäniſche bequemt ihren Wortvorrath nach den Empfindungen. Gluck litt beim franzöſiſchen Text.

Sonntag, den 4. Mai 1823.

Der meiſten Leute ihe Reden iſt nichtsnutziges Geſchwätz: es iſt ihnen auch ſelbſt nichts daran gelegen; ſie hoffen nur, es ſoll nur, es ſoll den Andern etwas daran gelegen ſein; und dies iſt der wahre Probierſtein weſentlicher und unwe-

sentlicher Behauptung und Erzählung. Nebenher, ein breiter verbreiteter Quell der Langeweile, die da Menschen ausgeschüttet haben, nämlich die, welche jeden Augenblick als einen ursprünglichen leben.

Montag, den 12 Mai 1823.

Ich finde den ganzen Unterschied in der Menschen Geister nur bei'm Fragen: antworten können sie alle nur auf dieselbe Weise.

Wer sich mit dummen Antworten begnügt, und keine Fragen anzuknüpfen weiß, ist dumm. Wer wissentlich, verwickelte, verfängliche Antworten giebt, listig. Listigkeit ist aber verkleideter Bettel; auch gesteht man sie nicht, und schämt sich: und immer bleibt dies ein Verdruß.

Verdammt sein, sich zu verdammen.

Die Welt ist so ordinair, als man will: man kann sie ansehn, wie man will. Sich wundern, gar nicht wundern: wie man's stellt.

Donnerstag, den 15. Mai 1823. Es war noch kalt, aber alles ganz grün.

Wenn wir in Lebenskonstellationen kommen, in denen die uns gegebenen Aufträge unserm Karakter nicht entsprechen, so haben wir schon Unglück, wenn wir auch dadurch noch nicht unglücklich sind. Dann können wir nicht thätig nach

Wahl und Einſicht wirken; und faſt immer fühlt man dann Moment auf Moment als Leiden; wenn auch der erſte Fall ſelten bedacht wird.

Des Menſchen Karakter iſt das Reſultat der einmaligen Miſchung, und des daher beſtimmten Verhältniſſes ſeiner Gaben und Beſchaffenheit.

Franzoſen nennen nur die Wahl eines beſtimmten Wollust Karakter; wir thun gewöhnlich darin wie ſie.

Schleiermachers Reden über die Religion. Ausgabe 1821. S. 58. Das Dialektiſche. — S. 60. ſagt er: Religion habe mit dem Wiſſen der Wiſſenſchaft nichts zu thun. Gut! Aber dieſes mit der Religion: und dies wird auch nur behauptet. — S. 61. Was iſt hier — auf dieſer Seite — Unendliches? heraus mit der Sprache! Wenn es kein zu erkennendes Geſetz und kein Wahrnehmen eines erhöhten Zuſtandes iſt. — S. 62. Alſo der Fromme weiß nicht recht: das ſag' ich auch; und ſolche Zuſtände hat jeder von uns, und das Bedürfniß, in dem wir dann ſind, die Vorausſetzung, die wir machen, iſt Religion. Wozu da ſo viel Reden? — S. 64. Wie Sittlichkeit, Wiſſenſchaft und Religion, eine nicht ohne die andere beſtehen kann. Nun?! — S. 65. Eine unverſtändliche Stelle. — S. 66. Endlich Definition. — S. 66. Geſchimpft ohne Grund. — S. 67. Schöne Definitionsfrage! — S. 67. Sehr ſchön über die Gränzen des Endlichen und Unendlichen. — S. 70. Schöne

Lehre über das Bewußtſein: wie man da ſuchen ſoll. — S. 73. Nach ſchönen Vergleichen, die mir nicht gefallen, die Thätigkeit der Seele ſchön definirt: wie ſie durch ihre Thätigkeit die Welt durch einen Theil derſelben fühlt. — S. 75. Gottlob! über das Wiſſen endlich! — S. 79. Klar über Wiſſen und Religion. — S. 80. Sehr richtig und deutlich über das Werk der Begriffe, und welches ihr Beſitz iſt. — S. 81. Sehr ſchön falſche Religion beſchrieben. „Trügen Herzen" gewannt. — S. 82. 83. Vortrefflich geſagt, was Religion iſt. Eigentlich je beſſer beſchaffen, je mehr Religion: ſie iſt allerwärts zu kriegen, ſag' ich. — S. 82. Was das Univerſum thut. — S. 83. 84. Wunderſchön über die Religion der Alten, und beiläufig erſchöpfend bewieſen, was Myſticismus iſt; wenn die Gränzen der Wiſſenſchaft nicht rein gehalten werden, ſag' ich. Vortrefflich! ſo einfach, klar, erſchöpfend. Unterſchied von Religion und leerer Mythologie. —

S. 100. Herrlich definirt, was religiöſes Leben iſt! — Das allein iſt Leben, ſage ich. — S. 136. Sehr ſchön geſagt: und ſchön, wenn man ſchon ſelbſt viel gedacht hat. Aber dennoch, hoff' ich, weiß ich ſogar, in einer Zeit wird dies wie Geſchwätz ſein Ganz platt. Wer wird's nicht wiſſen? und wer wird nicht die Fragen gemacht und beantwortet haben, die ſich eben da anknüpfen laſſen? — Viel geſagt. — S. 140. Iſt er trotz der Schönheit des Geſagten in ein anderes Gebiet gekommen; er ſcheint nicht mehr die Religion in uns zu betrachten, ſondern die Weisheit des Weltgeiſtes. Doch agirt der unter großen Hemmungen, von deren Grund, oder unſerer Uneinſicht in denſelben, nicht ge-

redet wird. Herrlich ſagt er da, was das Geſchäft des Jahrhunderts und des Augenblicks iſt. — S. 146. Von Reue ſpricht er. Darüber iſt viel zu ſagen. Er ſagt: Sittlichkeit bereut nur die verlorne Zeit. Nicht doch' das Unwiederbringliche der That, die in ihren Folgen nicht mehr einzuholen iſt. Reue, häßlich gehandelt zu haben, wenn ich die Möglichkeit davon zugebe, reiniget gleich die Seele. Hier iſt viel zu ſagen. — —

S. 154. Sagt er ſelbſt, Gnadenwirkung ſei der gemeinſchaftliche Ausdruck für Offenbarung und Eingebung. Überhaupt, weiter kann die Philoſophie nicht gehen in Erklärung der künſtlichen Ausdrücke! — S. 155. Spricht er über Glauben endlich, wie von allen Kanzeln ſollte geſprochen werden. Er zeigt, welcher verachtet werden ſollte, und welchen ich verachte. — —

S. 163. Er beweiſt, das Bedürfniß für Religion ſei welche: er ſagt dies aber nicht: ſondern nur, ſich Gott als Perſon denken, ſei unzulänglich: ihn ſich als ſtarre Nothwendigkeit denken, wieder. Alſo wie ich: als höhern Geiſt, von welchem ich nur das mir Zugetheilte faſſe. — Anmerkung Nro. 19. Wie ganz vortrefflich geſagt: wie tief, und wie in den verſchiedenen Menſchen geſchaut, wann ſie ſich Gott perſönlich, wann anders denken müſſen. Wie wenige Lehrer wiſſen dergleichen! wie wenige Leſer verſtehen es! Wie kann man ſich mit ſeinem Innern nicht abgeben!? —

Mai 1821.

An Reisner.

Berlin, Freitag Vormittag 12 Uhr, den 23. Juni 1820.
Locker, heiße Wetter, mit darüberm Ostwind.

Ist dies unwahrscheinlich, so ist's hingegen wahr. Ein solch Datum leg' ich gern vor den Briefen, als ihren Wetterstand, als Atmosphäre, in welcher sie wachsen; und dadurch, für den Verständigen, als Kommentar. Als Nachschrift dieses Datums sei nur noch gesagt, daß mir heute mein Schwefelbad sehr gelungen ist; ich mich nicht erhitze, nicht geschwächt fühle: und nun bin ich richtig bis an den Punkt, von dem mein ganzer Brief sich herschreibt, welches Schreiben ich ohne dieses gelungene Schwefelexperiment gar nicht hätte unternehmen können. —

Wie ist es möglich, in zwei Sprachen so vollkommen zu schreiben, wie Sie in der Pariser und Berliner! Sie können wieder fragen: wie ist das möglich zu beurtheilen, wenn man in keiner es so weit gebracht hat, wie das mittelmäßigst geschriebene Buch? Das ist möglich, muß ich behaupten, und will Ihnen den Beweis nicht aufdringen, bis Sie ihn durchaus wollen; demonstriren kann ich ihn. Außerordentlich schön ist das Buch über Mahomet geschrieben; der graziöseste Teil: gereinigt und sanft, wie ein angenehmer Bach. Jeder Franzose läßt ihn auch gewiß ungehindert durch sein Haus. Für mich ein großes prestige — ich weiß es nicht auf Deutsch geschwind — und eine große Schmeichelei, daß wir ihnen solche Landsleute liefern. Ganz darin eingegangen, wie man zu der Nation zu sprechen hat, damit sie einen verstehe,

und wie man anredend zu Einzelnen zu ſprechen habe; im Ganzen ihnen aber das ſage, was auf deutſcher Seelen Boden gewachſen iſt, und in den Tauſchhandel — eigentlich nur Tauſch — kommen ſoll. Daß Sie den Preis bekommen haben, ſchmeichelt meinem Berlinizism — ſo nenn' ich Deutſchſinn — ſo, als ob es heute geſchehen wäre. Das ſind ſiedoch gewonnene Bataillen: das Exercitium dazu, Leſen, Denken, Beobachten; ſchönſtes Leben: Lohn voraus! Der Ausſpruch der Akademie, Friedensſchluß, wo für beide Partheien Gewinn, durch einen wahrlich neu entſtandenen Beſitz, hervorgeht! Sagen Sie, wie iſt's möglich, daß bei ſo viel Bildung, wie ſchon auf der Erde da iſt, ſich ſo große Reſte der größten Rohheit nebenan, dicht nebenan erhalten? Manchmal ſchein' ich's zu wiſſen, wie es zugeht, manchmal entſchlüpft's mir wieder. Krieg, und die größten Schriftſteller, Chriſtenprahlerei, und Chriſtentugend, und Sklaven. Die feinſten Werke der Mechanik, und verwahrloſte Städte. Der tiefſinnigſte Kalkül, und die wichtigſten Dinge und Angelegenheiten dem Ungefähr überlaſſen. Luxus, Akademieen, Gallerien, und kraſſe, ſchmutzige Armuth. Und das bis in's privateſte; z. B. ſchlechtes Hausweſen, und große Gaſtereien. Es ſcheint beinahe leichter, hohe Gedanken und Geſinnungen zu haben, die ſchönſten Erfindungen zu machen; als alte Uebelſtände und Ruinen loszuwerden; und die Liebhaber dieſes Schutts davon abzubringen, und zu reinigen. Ich weiß gar nicht wie es iſt; heute. Ihr Buch bringt mich wieder auf dieſe Gedanken. Ich habe darin ſo viel Extrakte aus den wohlgerathenſten, reifſten, edelſten Früchten der Beobachtung

und des Nachdenkens gefunden, die mir meinen ganzen Vorrath von Gedanken und Betrachtung in Bewegung brachten. In einer gelaſſenen Zeile, einer halben, geben Sie oft unwiderſprechlich an, wie es mit den Welthändeln ſtand, ſtehen kann, und wie ſie ſich zur Natur, und zur Menſchennatur verhalten: mir iſt dies nicht entgangen. Und gefallen hat mir dieſe Art beſonders — die ich nur, als die einzige, Geſchichtliches zu verfaſſen, geſtatte — weil ich gar kein Raiſonnement für dumme Leute mehr ertragen kann; das heißt, ein langes, breites, weitläuftiges; ich habe zu irritirte Nerven dazu, und zu viel gedacht! Dabei bin ich ganz gehörig ignorant, und erfahre nun von Ihnen ſo viel Laits, die mich ungemein unterhalten. Ich bin Ihnen alſo ſehr dankbar; und weiß meine Erkenntlichkeit nur dadurch an den Tag zu legen, daß ich es ſage.

Ich habe auch dieſer Tage Hrn. Villers Buch über Univerſitäten an den König von Weſtphalen geleſen: welches wirklich eine ſtärkende Bekanntſchaft iſt: troſtreich. Das Buch iſt durchaus ehrlich, und alſo edel: es macht uns viel Ehre, und wir — Deutſche — können Villers nicht genug anthun. Einfach, unterrichtet, anſpruchslos iſt dies Buch; voller edlen Muth, wenn man die Zeit, und die Attitüde der Kronen in ihr bedenkt. Ein edler Europäer war Villers; was wir Alle werden ſollen! das wollen wir ihm nachſchreien. — Halten Sie Hrn. Thiers zum Deutſchen an!!!

— Nur noch dies Wort über Thiers! Ich vergaß Ihnen noch zu ſchreiben, daß beſtimmt ein Finanzminiſter in ihm ſteckt. Mir bürgt ſein Artikel Marſeille dafür. Er ſucht die

reinen sollte: oder vielmehr suche die nur: keine Parthei und Klasse hat Einfluß; nur das was eigentlich sein soll. Adieu für heute. Nächstens mehr! —

Sommer 1823.

— Ja, ja. Hier ist die Schrift. „Über Divinations- und Glaubenskraft, von Franz von Baader.“ Jetzt ist sie glücklicherweise dem Fürsten Gallizin, russischem Kultusminister, dedicirt. Anfangs sollte sie es mir sein; ich konnt' es aber noch verhindern. Du weißt, ich suche nicht genannt zu werden; ich scheue es, wo es nicht ganz von selbst kommt, oder durchaus nöthig ist. Aber denk dir das Geschrei, wenn bei diesem Inhalt mein Name mitgestanden hätte! Die Hauptsache aber ist, daß des Verfassers Artigkeit und Dank für mein Aufmerken hier zu stark ausgedrückt worden wäre, so stark wie nur die Befriedigung des vollkommnen Übereinstimmens ausgedrückt sein darf, welche auch der Leser voraussetzen würde; voreilig und unrecht, denn ich kann mich zu diesen Sachen nicht eigentlich bekennen, von denen auch vieles, ich will nicht sagen über mich hinaus, aber mir abseits liegt.

Baader hatte mir, als ich ihn eben persönlich kennen lernte, ein großes Interesse eingeflößt: und ich hörte ihn wirklich erhellende Blitzworte sagen; es nahm mich ungemein für ihn ein, daß er sich gedrungen fühlte, mit allen Menschen zu sprechen: ich fand es schön, daß ihm jedes Menschengebilde ein Mensch war, und daß er mit den etwas Bessern sich zu erörtern gedrungen fühlte, es zu lieben schien. —

(Mündlich.)

„Varnhagen! du mußt in den Garten! Nein, du glaubst es nicht, welche Rosen! Alle sind sie da, eilig und zugleich hervorgetreten, wie wenn die Schildwacht heraus ruft!“

Den 14. Juni 1823.

Sonntag, den 27. Juli 1823.

Seit vier Tagen kann ich erst in einem gestalteten Gedanken sagen, worin der Unterschied des A's der Italiäner in der Singelehre, und dem der Deutschen, besteht, obgleich mir die Verschiedenheit seit dreißig Jahren gewiß war, aber nur wie eine Wolke, die nicht zu fassen ist in der Sphäre des Wissens, vorwandelte. Der selige Musikdirektor Lehmann, und seine gelungenen Schüler und schaffenden Jünger, können als Repräsentanten derjenigen Deutschen gelten, die die Regel der italiänischen Schule ganz mißverstanden, und diesen Mißverstand auf's höchste ausgebildet haben: und mögen hier für die, welche sie kannten, als lebendiges Exempel dienen; sie haben unverschuldet in hiesiger Stadt — Berlin — einen großen Irrthum gestiftet, der in den unerträglichst albernen Dunkel ausgeartet ist, und starke Wurzel gefaßt hat. Ein größerer Theil des Publikums läßt sich nur aus Mangel an gesundem Hören, an Unterscheiden, mit fortschleppen; ohne weiter impertinent zu sein. Die falschen Kenner aber tödten Einen fast mit ihrem Gänse-A, und ihrem stupiden Stolz auf dies Gekrächze. „Auf den Vokal A soll gesungen werden,“ heißt's in der Schule. Das thut der Italiäner, und meint der Deutsche zu thun. Der Erste singt ein ne-

gatives A. der zweite ein positives. Dreißig Jahre wenigstens wollten mir diese zwei kleinen Worte nicht hier dienen; so lange konnte ich den ewig gehörten Unterschied nicht zwischen die Scheere, die hier aus den beiden Worten besteht, treiben. Man denke nicht, sie seien gesagt als ein Witz zum Behelf, weil ich noch nicht klar wisse, was ich zu zeigen habe; und bedenke lieber, daß man es ohnerachtet des Witzes, doch noch nicht weiß; man wird es aber gleich wissen! (Diese Wendung nehme ich hier, weil A. und E. zu anmaßend über Musik heute gegen mich sprachen; ohne im mindesten etwas sagen zu können: und nun schreib' ich meinen guten Gedanken, als sagte ich ihn ihnen. Schade!) Italiäner — und alle guten Sänger — sperren die Kehle auf, als ob sie A sagen wollten, und lassen so ihren Ton gemach hinaus; deutsche schlechte Sänger — nicht italiänische schlechte — schicken mit dem Ton, den sie zu singen haben, ein wirkliches A mit aus der Kehle; und nun muß der Quetschton kommen. Dieses ist das positive, jenes das negative A. Die Marchetti war vom letzten (wie Hr. Eunike vom ersten) die größte Repräsentantin, die ich je hörte; bei ihren unendlich vielen andern Eigenschaften, aus denen ihre Gesangkunst bestand. Impertinente Leute wollen nicht einmal lernen, was unschuldigen Seelen eingegeben wird, und denken, was als Einfall erscheint, ist nicht in vielen Jahren durch ehrliche strenge Beobachtung und Denken vorbereitet: auch geschieht solchen Gröblingen recht; bei ihnen geht's nicht so zu; und darum glauben sie, auch Andre sprechen um zu frappiren, und ihrer Seele seien ihre Behauptungen doch auch ganz gleich-

gültig, wie ſie es ſelbſt treiben. Mit ſolchen Leuten ſollte man nur Scherz treiben, worin ſie ſich wie in große Netze verwickeln müſſen, zum Spektakel des Auditoriums. Hab' ich heute gelernt. —

1823.

Wiſſen um unſer Wiſſen iſt Philoſophie. Ergebenheit und Vorausſetzung, wo wir zu wiſſen aufhören, Religion. Dies begreift in ſich, was alles nicht Religion iſt, und des Wiſſens Gränze auf allen ſeinen Punkten; und erſpart viel Reden. Beim Leſen der Schleiermacher'ſchen Reden über Religion S. 136. Hemſterhuis ſagt: Religion iſt die freie Beziehung jedes Individuums auf's höchſte Weſen.

Sommer 1823.

Bitter und Süß iſt: als ob ſie auf den Gemüthszuſtand wirkten: Salzig und Sauer, als den Geiſt berührend. Ein zu bitterer Geſchmack iſt eine wahre Kränkung; lange und zu ſüß, ein beinah geiſtloſer nicht zu ertragender Affekt, eine Art gedankenloſes Wohlbefinden durch die Zunge. Sauer bringt zu Nachdenken; ſchreckt es auf. Salz hat man ſchon lange zu Geiſt verglichen; und es belebt auch, macht umſichtig, plötzlich. Die Miſchung dieſer viere bringt alle Geſchmäcke hervor; ſie iſt purer Witz. Mir kommt es vor, jeder Geſchmack, das zu Schmeckende, iſt bedingt durch die Geſtalt und Proportion der Theilchen überhaupt, welche die Materien von ſich laſſen: und man wird Geſchmäcke und Töne auszählen und mahlen können, und immer mehr nachſpüren

können, wie Gemüth und Geiſt in letzter Thätigkeit nur eine und dieſelbe That ausüben kann und ausübt; und daß Menſchen überhaupt nur auf zwei Weiſen affizirt werden können. Wir werden finden, daß der ganze Witz, wie im Kleinen, ſo auch auf's Größte angeſehen, nur ein Behelf iſt. Dumme Leute ſollen aber doch wiſſen, daß er die größte Erdenmitgift iſt; und daß, wenn ſie keinen haben, ihnen ein unendlich Großes fehlt: nämlich die Handhabe zu dem Unendlichen; die er in unſerer Beſchränktheit darſtellt. —

August 1821.

Wenn Saint-Martin ſagt, die Seligkeit werde darin beſtehen, daß wir jeden Augenblick etwas Neues erfahren werden: ſo glaube ich nicht, daß ihn viele Leute verſtehn. Denn nicht Viele wiſſen, daß wir nichts Abſolutes kennen, und unſre ganze Thätigkeit nur Variazionen auf ein und daſſelbe Thema ſind. Wenn wir alſo in jedem Augenblick Urſachen erfahren könnten, wäre unſer Glück wirklich unendlich, weil es ſich immer neu ſteigerte, und in Erneuung unſers Selbſt. Der brillanteſte Gedanke in unſerm Dunkel.

Man darf den Menſchen wie den Fürſten vorſchmeicheln, wie ſie ſein ſollten; aber nicht wie ſie zu ſein wähnen, noch ihrem Wahn von dem, was ſein ſoll. Wer dieſen Unterſchied einmal kennt, wird ſchon wiſſen, welches Schmeicheln niedrig und falſch iſt, und den Namen als Ekelnamen zu tragen hat: da Schmeicheln an ſich eine liebliche Sache iſt.

Es muß ein jeder überschätzt werden, sonst wird er gar nicht geschätzt: da das Schätzenswerthe von Menschen und Natur geheim gehalten wird; wie auch die größten Opfer nur von dem gewußt werden, der sie bringt: sonst sind es keine.

Dienstag, den 19. August 1823.

Ich glaube, ein großer Bestandtheil des Kinderglückes ist der, daß sie sich kein Lebensbild, auch nur Eines Tag's, entwerfen können: und eine große Hülfe wäre es für Alte, die Jahres-, Monats- und Tagesbilder fahren zu lassen, und nicht zu glauben, wir könnten Lebensstoff aussuchen und uns zum Gebrauche vorlegen. Mir hilft es jetzt gleich, wenn ich jeden Tag, jede Stunde denke: sie sind die bedingt als Stoff gegeben; sieh, was du daraus arbeiten kannst: und frisch, fleißig, thätig, arbeitslustig! Und reißt man dir halbes Werk aus den Händen; der verliehene Tag, die Stunde will es so; Besitz giebt es nicht; das Wirken, das Werk, das ist uns zugetheilt. Man ist sehr verwöhnt, und falsch erzogen; ich muß mir's spät anders einlernen; aber es hilft sehr. —

Berlin, Dienstag den 25. August 1823.
Mittags, bei großer heller Hitze.

Es ist ein krankhafter, schwächlicher Geistes- und Karakterzustand, auf Lob, und nicht auf Inhalt des Lobes zu halten. Das thun die Menschen, die auch von dem Lobe gethmeichelt sind, das ihnen von solchen Leuten, die sie ver-

achten, gezollt wird; von Lob über Eigenſchaften, die ſie überzeugt ſind nicht zu beſitzen, oder die ſie ſelbſt verachten. —

Tugend muß Unſchuld ſein: ſonſt ſind wir ein Schlachtfeld. Viele Leute wollen nur auf einem Schlachtfeld ruhen. Dabei fällt mir ein, was Goethe (vor fünf und zwanzig Jahren) in Karlsbad ſagte: „Beſſer das ſchlechteſte Theater, als die ſchönſte Langeweile!“ So die Tugendprätendenten: Getümmel für's erſte! Und ſchlechter Stolz!

„Illuſion iſt Gnade.“ —

Wie paradox! —

„Nur was iſt, iſt Gott; alles was geſchieht, Illuſion; und Illuſion iſt Gnade, Verliehenes.“

Sonntag, den 31. Auguſt 1823.

1823.

„Geiſt haben“ kann doch nur bedeuten: unſern Verſtand nicht nur auf nöthige und nächſte Dinge richten, ſondern den Trieb, ihn dieſe immer von neuem auf entferntere wirken, und immer neue Vergleiche und Kombinationen machen zu laſſen. Unſer Gemüthszuſtand giebt auch unſerm Verſtändniß neue Aufträge; und es iſt nicht unrichtig Geiſt zu lieben, unabhängig von der Unterhaltung — im höchſten Sinne — die er uns gewähret. „Leidenſchaft macht witzig,“ iſt eine alte Bemerkung; daß aber Leidenſchaften durchaus mit Vernunft verſetzt ſind, und nur in Vernunftbegabten entſtehen können,

iſt nicht ſo bekannt. Beweislich angeführt — iſt Frau von Staël darüber, in ihrem Buche sur les passions, gar nicht klar, und eben dies von Vielen bewundert. Verſtand haben die allermeiſten Menſchen, ſie gebrauchen ihn nur ſo verſchieden; Unſchuld und guter Wille machen ausgezeichnete gute Menſchen; alle Tage muß ich mich darin mehr beſtärken: rechts und links drängt es ſich auf. Auch muß man gleich verſtummen, wo der fehlt: da die letzte raison, die Kanonen, nur zum größten Umgang vorhanden ſind: der geſellige iſt durchaus den Unwürdigen, und dem Unwürdigſten überlaſſen.

Mit Unrecht bin ich verſtuzt, und wundert man ſich immer von neuem darüber, daß in Gaben untergeordnete Menſchen Begabte haſſen und denigriren: dies geſchieht aus dem gerechteſten, aber unverſtändigen Neid. Weil ſie gar nicht zu begreifen vermögen, warum denen Auszeichnung, Lob, Beachtung, und manches Wünſchenswerthe begegnet, und nicht ihnen: ſie müſſen es für offenbare Willkür, Eigenſinn, blindes Glück halten, welches die Begünſtigten nur immer kühner, ſeltſamer, ausgelaſſener, ſelbſtzufriedener macht; da ſie unfähig ſind, ſich einen geiſtvollen Zuſtand zu denken, noch Geiſtbegabten zu den Gegenſtänden je folgen können, die der Geiſt ſich auswählt, für wichtig erachtet, liebt oder haßt. Dies Gebiet iſt den Unbegabten rein verſchloſſen; und ſie meinen zu thun wie die Andern, aber ohne Dank.

Berlin, 1821.

Es iſt dumm und ehrwürdig von mir, daß ich mit allen Menſchen gründlich ſpreche. Ich ſehe es ein.

Die arbeitende Klaſſe iſt größer, als man denkt. Pflichtmäßig wollen ſie handeln (aber es muß ihnen ſehr ſauer werden: und eine Art Feiertags-Akt ſein — das kann man nicht täglich! —), pflichtmäßig, aber nicht ſchön.

Vom körperlichen Tanz weiß man ſchon etwas: ſo arbeitslos nach ſchönſter Muſik will die Seele ſich bewegen; von ihr lernen wir den Tanz. Muſik iſt Geiſtes- und Empfindungsfreiheit. Melodie, unſre Empfindungsfähigkeit ohne zwingende Beziehung nach eigner Luſt und Wahl bewegt. Harmonie, fertige Rechnungsreſultate, unſerm Geiſt durch's Ohr zur genießenden Schau geliefert. — Welche Geiſtes- und Seelenzuſtände der Vergangenheit, dem jetzigen Gedächtniß entſchwunden, ſetzt dies voraus! Darum liebt der Menſch Muſik. Je höher und reiner ſie iſt, je weniger liegen unſere Zuſtände auf ihr; — oft muß ſie unſere mittragen; alle Leiden und Leidenſchaften — je weniger Publikum hat ſie dann: und noch Einmal ſei es geſagt, „vve pipe de tabac“ und jedes Lied, was zu gemeinern Zuſtänden paßt, wird Volkslied. Vor der Hand.

Berlin, den 4. Januar 1821.

Es kann nichts helfen ein großes Schickſal zu haben:

wenn man nicht weiß, das man eines hat. Es hat ein jeder ein großes Schicksal, der da weiß, was er für eines hat.

(Mündlich.)

„Der junge Graf X. ist ganz unzufrieden gegen die Welt gestellt. Er fühlt überall höchst unbequem das Vornirte, und daß es in ihm liegt, weiß er noch nicht."

Januar 1821.

9. Januar 1821.

Die Seele ersetzt gleich wieder, wie an Wurzeln; sobald sie aus ihren Tiefen das Geheimste an's Tageslicht gesagt hat, so bilden sich gleich wieder in ihrem Grund neue Geheimnisse. Der Vergleich ist ganz richtig, und läßt sich weiter führen. Daher hat man wohl mit Unrecht die Scheu Langverschwiegenes, erst spät und heimlich Fertiggewordenes mitzutheilen; fühlt man nur Boden und Sonne: behalten wir nur Herz und Geist!

Berlin, den 16. Januar 1821.

Sehr schwer ist es über einen Irrthum zu sprechen; beinah gar nicht! Jeder Irrthum setzt viele andere voraus, und hat Nachkommenschaft; und allermeist geräth man auch im Verfolg eines einzigen auf immer neue, man müßte denn mit einem gerechten Gegner bis zu einer von den Grundwahrheiten kommen können, die eine ganze Legion solcher Irrthumsanschößlinge mit ihrem Erdreich aufhöben, und so die schwachen Wurzeln der Dürre übergeben. Mit wie wenigen

Menſchen dies möglich iſt, wiſſen dieſe wenigen. Alſo muß man ſchweigen, grade wo recht viel zu reden wäre; weil man in Gegenwart der Meiſten allein iſt; je plumper aber Einer iſt, jemehr er Abgetragenes, Hergebrachtes, rein Verbrauchtes, nicht mehr Paſſendes zu Markte bringt, je breiter legt er's aus, und je reicher hält er ſich. Es gehört noch ein beſonders Genie dazu, das Geniale an Mann zu bringen; dieſes hatte Mirabeau. Solche Leute müſſen ſich aber zuerſt mit ihren Nächſten brouilliren; auch das geſchah Mirabeau'n. Es wäre Moliere'n, es wäre Lafontaine'n geſchehen, hätten ſie nicht Komödien und Fabeln geſchrieben, hätten ſie ihre Werke leben wollen. Große Litteratoren brouilliren ſich immer mit ihren Zeitgenoſſen. Die Menge iſt geneigter, Bilder in ſich aufzunehmen, als Gedanken; die oft inſofern Zerſtörendes in ſich tragen, als ſie ſo vieles Falſchgeſtellte umſtoßen; das iſt unbequem, weil es mühſam iſt, und wir für's erſte dabei etwas einbüßen. So laſſen ſie ſich lieber die ungereimteſten Geſchichten gefallen, als ſich den beſten Beweis demonſtriren. Alſo ſtellt ſich die Menge gleich feindlich gegen neue Beweiſe, und der Beweiſer muß ein Krieger werden, und ſehr verſchiedene Talente in ſich vereinigen, z. B. die tiefſte Ruhe des Denkens, und dann wieder die immer rege Laune des Angreifens, die Geduld und Nachſamkeit des Vertheidigens, die Standhaftigkeit gegen Überdruß, Langeweile, und Ekel vor Liſt, Stupidität, Dünkel, und Fliegen-Behartlichkeit. Wieder Mirabeau's Gabe!

Den 17. Januar 1824.

Wir haſſen eigentlich alles in einem Karakter, was wir nicht verſtehn; und das Unſittliche iſt auch eigentlich unverſtändlich. Es iſt nicht zu verſtehn, warum ein Menſch dem andern unangenehme Empfindungen machen will: da er durchaus für ſich angenehme verlangen muß. Will Einer den Andern Gutes zufügen, ſo iſt das immer ganz verſtändlich: er will das für den Andern, was er für ſich will. Bosheit, die nicht Rache iſt — dieſe ſtammt von Gerechtigkeit — iſt komplet unverſtändlich.

Montag, den 19. Januar 1824.

Durch Rouſſeau's Emile erfährt man, wie eine ganze Welt dazu eingerichtet ſein müßte, um ein Kind zu einem — in allem Sinn — geſunden Menſchen zu erziehn; wie weit wir aber von dieſer Bedingung ſind, und alſo nur ſehr ſtückweiſe und wenig in Erziehung auszurichten vermögen.

Fichte zeigt uns in ſeinem geſchloſſenen Handelsſtaat, eben ſo, durch eine nicht zu erfüllende Bedingung, was für einen Staat zu thun wäre, könnte man alle andere mit einrichten oder abſchließen. Großer Beweis von Konſequenz in den beiden Büchern! ſie ſind beide bis zu dem erſt zu beſeitigenden Punkt gekommen. Und es wird geirrt, wenn man den Autoren nicht dankt, und ſie durch die Darlegung des Unmöglichen, das ſie klar gemacht haben, zu widerlegen meint.

Berlin, den 7. Februar 1834.

Ich habe mich heut recht geſchämt, als ich es mit einemmale einſah, daß die meiſten Menſchen, wie „all die andern Thiere der Erde, wandeln und weiden im dunklen Genuß.“ Ohne einen Gedanken an höhere Möglichkeit; ohne Ehrfurcht vor Erſchaffenem, und ohne wahre Ergebung in Unverſtändliches, wahrhaft Unendliches. Ohne Herz für Geſchöpfe; ohne Freud' und Leid eigentlich; weder verabſcheuend, noch entzückt. Wahrhaft nur den Schritt vor ſich wandelnd, und weidegierig, und weideberuhigt; und beglückt, je nachdem Küchenweide und Zimmerweide. Dürftig, oſtentativ; kalt, kalt! dünkelvoll. Zum Todtſchämen, wenn man ſich ein wenig beſſer finden muß.

Wenn wir nur wiſſen, wie eingeſchränkt wir auf der Erde ſind! Deſſen müſſen wir uns in allen Stücken immer wieder erinnern.

Ein Stein kann eine Geſchichte haben, aber nur eine Kreatur mit Bewußtſein ein Schickſal. Die meiſten Menſchen haben nur eine Geſchichte.

Was uns geſchieht, im Gegenſatz betrachtet von dem, was wir thun können, iſt wieder nur geiſtige Thätigkeit; und den Theil, den wir als nicht unſerer That anheimfallend in unſerm Erlebten anſehen, nennen wir Schickſal. In einem höhern Sinn müſſen wir uns dem ganz entziehen können. Für die Betrachtung iſt es beinah ſchon ſo. Und da tritt wieder Goethens: „Iſt es nicht ſonderbar, daß uns nicht allein das Unmögliche, ſondern auch ſo manches Mögliche verſagt iſt!“ ein. Dieſer Knoten bedingt all unſer Leben: folglich, das be-

liebige Bild davon, den Roman. Wollen wir dieſen Knoten auflöſen, ſo wird ein Leitfaden zum göttlichen Willen; wir leben nicht weiter, und beugen uns im Herzen. Dies ſind Gebete; dieſe ſind aber nur Aufflüge — élans —, die Erde grünt, wir ſtehn darauf, die Sonne ſcheint: wir haben ſie und nichts gemacht: und ſie genießen und betrachten iſt ein anderes Beten. Alles iſt recht, wenn man nur ehrlich iſt; und ſich Verwirrung abwehrt. Dieſe Stelle aus Jean Pauls Titan hat mich ſehr betroffen: „Solche Unähnlichkeiten" — er hatte ſie benannt, ſie waren tiefer als groß — „ſchlagen unter gebildeten Menſchen nie zu offenen Fehden aus: aber ſie legen heimlich dem innern Menſchen ein Waffenſtück nach dem andern an, bis er hartgepanzert daſteht und losſchlägt." Daß er hartgepanzert mit einemmale daſteht, traf mich ſo ſehr. Mild, und gepanzert, fand ich mich ſeit ganz kurzem. Einſehend, warum man nicht ſo viel fordern muß; und ſehr geneigt zu leiſten, was nur gebraucht werden kann; das andere aber nicht. Wenn ich milde ſage, ſo meine ich das wie von einem Wetter; mir wird dabei gut zu Muthe: ich ſtimme mich nicht milde gegen Menſchen; ich finde bloß gutes Wetter in mir; zur Erquickung und endlichem Ausruhen. Heilſame Gedanken bereiten ein ſolches Gemüthswetter, ſie kommen wie belebende Lüfte aus unbekannten Welten; und finden bearbeiteten Boden. Ich ſehe grade jetzt meine ganzen Lebensſchickſale als eine Bereitung zu andern an; und zur Ruhe. Wenn auch nur zur Ausruhe. Je mehr ich ſage, je mehr ſehe ich ein, daß ich das nicht ſage, was ich eigentlich mittheilen möchte. Vielleicht ein andermal! In zwei Worten.

Berlin, den 9. Februar 1821.

Was uns unſere Irrthümer bringen — was wir in ihnen befangen wählen und thun, was ſich daraus entwickelt — ſchickt uns Gott ohne uns; was wir mit Sinn, Verſtand wählen, ſchaffen und behalten, ſchickt er uns durch uns. Beides muß der Menſch mit Sinn annehmen; davon kommt ruhigſte Ergebung, und Heiterkeit im Sehen.

Ancillon ſagt (Vom Glauben und Wiſſen in der Philoſophie S. 82.): „Wenn man ſagt, daß die Seele für uns ein bloßes Phänomen iſt" u. ſ. w. Das könnte ſehr gut ſein, daß ſie ein Auftrag für einen Geiſt wäre! Geben wir unſerm Geiſt hier keine Aufträge? Wir wiſſen darum nur nicht, wer wir ſind, weil wir ein parzielles Geſchäft haben, und von der Sendung nichts mehr wiſſen: ich glaube, das ganze Geſchäft iſt nur unter dieſer Bedingung des Vergeſſens möglich; und alſo die große Frage über die Perſon aufgelöſt: wir ſollen uns für eine halten. Die Gränze, die uns zu einer macht, iſt darum undurchdringlich: und es wird richtig, daß die Perſönlichkeit nur ein Phänomen für den Geiſt iſt. Durch den Geiſt theilen wir uns unſre gegenſeitigen Perſönlichkeiten einander mit, und uns unſre eigne. Ich bin überzeugt, wir ſollen hier eine Fertigkeit gewinnen, eine Einſicht; die der Perſönlichkeit wird wohl ſchwer ſein. Der Geiſt mag ſie ſich ſelbſt, oder mitgewählt haben. Iſt man nicht ſchon jetzt mehr, mehr Perſon, umfaſſenderen Geiſtes, je mehr Perſönlichkeiten man umfaßt und einſieht? Geiſt iſt nicht Seele, iſt nicht Perſon; mit dem ſehen wir nur unſre Perſon.

Es iſt mir ganz unbegreiflich, wie Novalis über Wilhelm Meiſter ſpricht. Hingegen erklärt mir dies mein ganzes Mißfallen an ſeinem Ofterdingen. „Die Muſen im Meiſter werden," nach Novalis, „zu Komödiantinnen gemacht;" — „Es läßt ſich fragen, wer am meiſten verliert, ob der Adel, daß er zur Poeſie gerechnet, oder die Poeſie, daß ſie vom Adel repräſentirt wird;" — „Wilhelm Meiſter iſt eigentlich ein Kandide, gegen die Poeſie gerichtet; das Buch iſt undichteriſch in einem hohen Grade, was den Geiſt betrifft, ſo poetiſch auch die Darſtellung iſt." Es entſchlüpft ihm, unter dem Guß von Reden, zu ſagen: „Die Ökonomie iſt merkwürdig, wodurch es mit proſaiſchem wohlfeilem Stoff einen poetiſchen Effekt erreicht."

Im Ofterdingen und ähnlichen Unternehmungen herrſcht das Bemühen zu zeigen, was Poeſie iſt: und daher werden dieſe Anfertigungen grade höchſt unpoetiſch. Poeſie iſt in der Natur: das will ſagen: da, wo unſer Geiſt ein Freies, Bedeutungsvolles wahrzunehmen vermag; alſo auch in der Natur der Begebenheiten und den Vorfällen des menſchlichen Lebens, und folglich in der Schilderung derſelben. Dieſe täglich zu ſchauenden Weltereigniſſe, in einem beliebigen Raum, wie in Email, zwar klein und fein gemahlt, doch faßlichſt, farbeglänzend, deutlichſt und klar dargeſtellt, in Weitblick erfaßt, aus langer, vielfältiger Beurtheilung ergriffen und erwählt, aus den tiefſten Betrachtungen hervorgegangen, und mit ihnen geſchmückt, obgleich nur damit bekleidet, in gebildetſter, noch lange nachzuahmender — denn noch lange wird die Nachahmung neu bleiben — Sprache vorgetragen: das

iſt ganz gewiß Dichterwerk und Poeſie; und mit dieſer Skizze von Erörterung iſt es hier ſchon unwiderleglich, daß Wilhelm Meiſter etwas anderes iſt, als wofür der größte Geiſt, Novalis, ihn hält.

Er, Novalis, konnte das geſellige Leben ſeiner Zeit nicht erfaſſen; und mochte es nicht, hauptſächlich. Ihre Denkmaſſen, ihre Wiſſenſchaft, ihr Naturzeitpunkt, ihre Hiſtorie, wie ſie zu den andern ſtimmt und zu ſtellen iſt, alles dies war ihm mehr als klar: er bewegte dies alles, und mehr, und ſeinen und aller Zeiten Geiſter, möchte man faſt ſagen, nach Willkür, beflügelt, als Hellſeher; ehrlich und in Unſchuld. Aber ſein Geiſt war zu mächtig: er zu ſehr in ſeiner Jugend, und von dieſem Geiſte getrieben und bewegt, um den geſelligen Zuſtand anders, als ſehr en gros zu erwägen: da ſchien er ihm freilich klein, oder vielmehr, erſchien er ihm kleinlich bis zum Ekel, zum Wegwerfen: und das wollt' er denn auch thun, in der poetiſchen Arbeit wenigſtens; und dies that er im Oſterdingen: war aber doch vom Unternehmen ſelbſt bezwungen, und wählte, mußte eine andere, vergangene Zeit wählen, die er ſich nach Willkür hochſtellen zu können glaubte. Aber dieſe Zeit war in dem Falle, iſt der unſre iſt: mit unendlichem Unedlen, anſcheinend Unweſentlichem, zerſetzt; das konnte er großherriſch, edel, jung, kühn, überſehn; als den Vorwurf eines Dichters aber, und wenn er ſelbſt dichten wollte, es ſich nur zum Schaden anders zurechtſtellen. Er wollte überhaupt nicht allein dichten, ſondern neue Gegenſtände für die Poeſie erfinden, aus großem Geiſt!

Gar zu oft zeigen uns edle, hochfahrende dichteriſche

Gemüther den Prozeß ihres ganzen Kopfs und Gemüths, wie sie zum Dichten kommen, anstatt der Gegenstände, die sie darzustellen meinten. Daß auch so etwas Novalis begegnen konnte, bleibt mir unbegreiflich: so sehr stell' ich ihn hoch, seh' ich ihn hoch in allen Stücken. Eins nur tröstet mich dabei, daß sein Urtheil über Meister und seine Ausführung des Ofterdingen ganz aus Einem Stück sind: nämlich aus eben und demselben Irrthum. Das Wort sieht hier! von meinem verehrten, unsäglich geliebten Hardenberg. Schade, daß er so Viele darin noch verführen wird!

Donnerstag Abend, den 11. März 1830.
Lange hatte ich das auf dem Herzen.

Um Novalis Aphorismen zu verstehen, muß man außerordentlich viel Einfälle gehabt haben: und sie sehr gehandhabt haben. Sonst ist's nicht möglich. Ich mag aber jetzt lesen, was ich will; es mag mir noch so viel einfallen, wenn es mir einleuchtend ist und gefällt, so kommt es mir vor, als möchten nur ein paar Wahrheiten dargethan, und immer dasselbe gesagt: das tritt besonders bei dem Vielfältigen und Geistreichen von Novalis ein. Variationen auf nur wenig Eingeführtes, und auch gezwungen Vorausgesetztes. Durchaus Anwelsung auf Anderes, Unbekanntes, und doch — durch und mit großem Witz — hier in Armuth Erkanntes; wie geringstes Almosen auf höchsten Reichthum kann schließen lassen. Novalis sagt: „Wir sind auf ein unbekanntes Kapital angewiesen." Ich spreche von einem Defizit, welches wir hier finden. Alle Geister haben nur Ein Thema bekommen. Fichte,

Goethe, Rouſſeau, Saint-Martin, Jean Paul, Alle, Alle, die etwas Gutes ſagen, ſagen daſſelbe: lauter Variationen auf das einfache, im höchſten Witz erſonnene Thema. Ich fühle mich und uns arm, wenn mir dies deutlich wird: es iſt wie ein Spiel, von Karten, oder Schach: wenig feſte Bedingungen, und die größten, unendlichſten Kombinationn. Nur wenn wir uns irren: das heißt, eine gemachte oder uns von der Natur vorgelegte Kombination für etwas Abſolutes, Unveränderliches halten, und uns darüber zufrieden geben, es nämlich lieben, dann fühlen wir uns reich; das iſt nichts, als uns in einen Zuſtand finden und ſetzen, in dem wir hier nicht bleiben können: ein simulacre von Liebwerthheit vor uns zu haben meinen. Liebe, Zufriedenheit, Approbation, Wohlgefallen, Zuſtimmung, muß frei aus uns ausſtrahlen können, nicht gebrochen von Widerſpruch; dieſe Liebe in uns iſt ein Beſitz, den wir gar nicht kennen, und eine Fertigkeit, die wir nicht, wie die des verſtändigen Geiſtes, erſt hier machen: ſie iſt gemacht, und auch die Vollſtändigkeit ihres Beziehungsgegenſtandes haben wir verloren. Dieſe müßte können ergründet werden, die Liebe in uns; was ſie eigentlich ſucht. Verſtand, in allen Ableitungen, ſucht auch nur Liebenswerthes, Vernunft- Ordnung- Zuſammenhang-Gemäßes; kurz, Gegenſtände der Liebe. Alſo lauter Anſtalt, Hinhalten. Noch hat unſre Philoſophie nicht in dieſen Körper hinein operirt. Darum wird auch jede von den neuſten hart angegriffen. Was der Geiſt vermag, und nicht vermag, kann ſie zeigen: vom Andern wiſſen wir nichts, und kennen doch ſeine Exiſtenz; heißt, ſein Wirken. So angeſehn, iſt Liebe der Inbegriff von

allmenſchlicher nicht das bischen auf Nebenmenſchen und Vornehmigkeit angewandte: ſondern jene vielſtimmigſte Zuſtimmung, von der wir ein bewußtvoller, gefühlvoller Ton ſind; der ſich ſelbſt nicht kennt.

Sonnabend, den 13. März 1824.

Wir haben eine Freiheit, die hier nicht anwendbar iſt: daraus entſtehen die Täuſchung und die Frage; Täuſchung über Freiheit; Frage nach Freiheit.

Es giebt einen freien Weg, bis nach dem gefeſſelten Willen — Wollen — zu gelangen; den der Vernunft, wo man mehr ſein muß: und anſtatt den anzutreten, nennen ſie den Willen frei.

Sonntag, den 4. April 1824.

Heute den 7. April 1824. freute ich mich ungeheuer, in Jacobi von Spinoza zu finden: „Ich bin fern, alle Freiheit zu läugnen, und weiß, daß der Menſch ſein Theil davon hat. Aber dieſe Freiheit beſteht nicht in einem erträumten Vermögen, wollen zu können: weil das Wollen nur in dem wirklich vorhandenen beſtimmten Willen daſein kann. Einem Weſen ein Vermögen, wollen zu können, zuſchreiben, iſt eben ſo, als wenn man ihm ein Vermögen, daſein zu können, zuſchriebe, kraft deſſen es von ihm abhinge, ſich das wirkliche Daſein zu verſchaffen.“ u. ſ. w. — Ich verſtehe es. Einmal ſagt Spinoza: „Kurz, wir wiſſen was wir thun; und weiter nichts.“

Spinoza ſagt: „Wir irren uns über den Willen. Wir ſehen auch, daß ſich die Sonne um die Erde dreht. Laſſen

wir die Erſcheinung, und beſtreben uns, die Dinge zu erkennen, wie ſie ſind.“ Die Wahrheit kann nicht von außen kommen; ſie iſt in uns. Aber wenige Köpfe ſind für vollkommene Abſtraktion gemacht; das heißt: für eine Aufmerkſamkeit, die nur auf das innere Sein gerichtet iſt. —

Berlin, Mai 1831.

— Dr. Börne in Frankfurt a. M. ſchrieb ein Journal, die Wage. Mir empfahl es Genz. Als das Geiſtreichſte, Witzigſte, was jetzt geſchrieben würde; er empfahl es mir mit dem enthuſiaſtiſcheſten Lobe; ſeit Leſſing, ſagte er mir, — er meinte einen beſtimmten Artikel darin, — ſeien ſolche Theaterkritiken nicht erſchienen! Ich glaubte natürlich Genz. Aber weit übertraf das Werk ſein Lob: an Witz, ſchöner Schreibart. Er iſt ſcharf, tief, gründlich-wahr, muthvoll, nicht neumodiſch, ganz neu, gelaſſen wie einer der guten Alten; empört, wie man ſoll, über Schlechtes in der Kunſt. Und ſo gewiß ich lebe, ein ſehr rechtſchaffener Menſch. Wenn Sie ſeine Theaterkritiken leſen, und nie die Stücke geſehen haben, ſo kennen Sie dieſe, als hätten Sie ſie vor ſich. Den Stükken zeigt er ihren Platz an. Machen Sie ja, daß Sie ſeine Kritiken leſen. Sie lachen ſich geſund! — Andres von ihm kenne ich nicht. Genz tadelte ſtark ſeine politiſchen Meinungen, fand aber begreiflich, daß er ſie hätte. —

Sonnabend, den 19. Juni 1831.

Schleiermachers Dogmatik. S. 242. „Denn es müßte ſonſt mit der Vollendung unſerer Erkenntniß der Welt

die Aufforderung zur Entwickelung des frommen Bewußtseins [illegible], und also auch schon vorher jeder Weiseste um [illegible] fromm sein, ganz gegen die Voraussetzung, daß die Frömmigkeit der menschlichen Natur wesentlich ist.“ Was ist Frömmigkeit? Der Trieb, ein reiner Wille, alles gut finden zu mögen; entweder wir entdecken neue Gründe für dieses Resultat, oder wir wünschen sie noch; gleich fromm. Die höchste Einsicht und Zustimmung kann also diesen Frommheitstrieb nicht aufheben. Im Gegentheil ist er befriedigt und wird er gesteigert durch Einsicht in Weisheit. Das Tiefste in uns ist aber dieser Trieb oder Wille. Dieser Wille selbst aber ist eine große Begränzung: obgleich jetzt unser Höchstes. Ein Thier, unter seinen Masken wie wir unter den unsrigen, will dasselbe. Nur wissen wir schon von Wollen: und genealisiren die verschiedenen maskirten Willen unter Einen: das kann das Thier nicht. Und es kann absolut nicht zu diesem Akt kommen: wir auch wissen vom Zweck unsres Willens nichts, oder besser: von seiner fernsten Beziehung. Könnte nicht unser bester Willen in einem andern Zustand etwas Unvorgesehenes werden, der sich selbst noch auf Absoluteres, Bewußteres und von uns Empfundenes und Gewußtes bezieht? Dies behaupt' ich gewiß an: so kommt Leben und Vernünftigkeit in unsre starre Gränze, aus der und meiner Voraussetzung wir bestehen. Warum der abgestreckte Stolz, der uns verfinstert, im Finstern läßt? —

Dienstag, den 17. August 1824.

Viele Menschen können einen recht ärgern, wenn sie einem den Verstand bewilligen, den man uns etwa vorzugsweise zugestehen muß. Sie machen, als wäre das so eine Art von Narrheit und Extravaganz, der man nun einmal freien Lauf lassen müsse; die man nicht stören kann! Aber wie schön paßten sie zur ganzen Welt; zu allem, was nun einmal wimmelt, und benamt ist; wie werden sie gelobt, und wie schön loben sie?! und haben die wahre Vernunft, wie sie in die Welt gehört! — Mit welchem Geist sollten sie auch höheren fassen, als mit hohem? —

Den 19. August 1824.

Es wird nicht Gerechtigkeit geübt, wenn einer bestraft wird, der sein Unrecht nicht einsieht: das wußt' ich immer, wenn auch nur dunkel, wenn ich Strafe in solchem Fall nicht liebte, und mir es dann jedesmal schien, als seien der Verbrecher und der zu Bestrafende verschiedene Personen. Heute dachte ich an einen besondern Fall, mußte ihn sogar befürchten; ich stellte mir eine bestimmte Person in Noth und Gefahr vor; wollte ihr gerne beistehn und helfen: und hatte die tiefste Konviktion, daß, wenn es geschehn sei und auch vorher, dieselbe Person mich in ähnlichem Fall — ich wußte sogar einen bestimmten — würde untergehn lassen. Aus den allerschwächsten, kleinlichsten Gründen. Und diese tiefe klare Überzeugung stimmte mich wieder nicht um. Ich dachte mich in Streit darüber mit Varnhagen, weil wir schon oft über dieses Kapitel stritten. Aber mir ward endlich deutlich: daß

es wirklich zwei Personen sind, und nicht dieselbe: die zu retten, und die feige, nicht helfende. — Nur Bewußtsein überhaupt konstituirt Persönlichkeit. — da wo der Feige nicht hilft, weiß er nicht, daß er Hülfe bedarf; wo ihm geholfen wird und er nur Noth fühlt, nicht, daß er nicht helfen würde. Es sind wirklich zwei verschiedene Wesen. Solcher ist in der That nicht so weit wie eine Person: es ist nur eine Kreatur. Und nun u. s. w.! —

Zu einem Talent gehört Karakter; Gemüths- und Geistesfertigkeiten, in Naturanlagen begründet, machen es nicht. Was hilft die reinste, klingendste Stimme, die beweglichste Kehle, das schnellfassendste Ohr, das beste Gedächtniß, die größte Nachahmungsgabe, wenn nicht eine einmalige tiefe persönliche Ansicht der Natur, eine solche Gemüthsstimmung mit ihren Varianten, ein helles, geistiges Auffassen hoher und tiefer Zustände der menschlichen Natur, die Seele und der Diktator dieser physisch materiellen Gaben wird? Diese eben genannten Gaben, noch so geübt und gut zusammengeübt, würden z. B. einen imitativen Sänger bilden, der bald in Eines, bald in eines Andern Manier vorzutragen suchen wird, bald wie eine Milder die Töne ziehen, bald wie die Catalani trillern und schreien wird, Italiänern ihr parlando, furioso, affettuoso und ihre Komik nachmachen, und sogar den Franzosen etwas von dem gestörten Tonwesen ihrer Deklamation absehn wird. Ist dies ein Talent zu nennen? ein ausgebildetes? Dies sind ein paar Gaben, die, wie geschäftige Tischgeister, den Fremden oberflächlichen Beifall abschöpfen! Dies

ist

iſt nicht ein Talent, wie es ſoll, welches an alle Kunſt erinnert und heran führt, die höchſten menſchlichen Zuſtände offenbart und betrachten lehrt, uns wieder vor das Gemüth führt, was uns nur je in Naturerſcheinung anregend und verſtändlich werden konnte, uns über elende Bedingungen und noch elendere Prahlſucht und Eitelkeiten hinwegführt, uns erinnert an Dinge, die wir nie ſahen und hörten, und von denen wir doch Erinnerungen in uns tragen, mit Einem Wort: uns zu dem Unausſprechlichen verſetzen; worunter alles Hohe, alles was Ehrfurcht gebietet und Freude ſchafft, verſtanden werden kann. Ein Komponiſt, der nur aus Eitelkeit und Imitationstrieb arbeitet, beleidigt noch vollſtändiger und dauerhafter, wirkt noch verderblicher, da ſeine abgedruckten Machwerke alle unkundigen Nachredner und Nachahmende leicht und ſchnell als Verderbniſſförderndes immer weiter ab von aller wahrhaft belebenden Kunſtausübung und Beurtheilung führen. Ein abſcheuliches, prahleriſches, dünkelvolles Scheintreiben ſetzt ſich in die Stelle der ächten Kunſtübung und Liebe; welches, wie wirkliches Unkraut, den reichen genußſpendenden Pflanzen Ort, Kraft und Leben raubt; es iſt erſt ein Krieg zu führen gegen dieſe Geſchlechter; ein Beweis, daß ſie ausgerottet werden müſſen, ſo geſetzlich und alles Schutzes ſich erfreuend, wie in einem Gehege, ſtehen ſie da; ſo wußte ein Kunſtjargon ſie Fürſten, Regierungen, Vornehmen, Eleganten und Geldbeſitzern unermüdlich vorzuſchreien! Das beſte Bild für dieſen Zuſtand, der in den Künſten jetzt herrſcht, möchte gar eine Galerie von den Werken der neuern Mahler liefern. Dieſe beſehen! und dann ſtumm! Welche

unbefangene Leſſingsnatur wird wohl zuerſt ſprechen? Und wo? —

Dies iſt noch den 19. Auguſt 1831. geſchrieben.

August 1831.

Bei Louvet's Memoiren fiel es mir auf, wie mitten im Zuſammenſturz der bisherigen Welt, wo faſt jeder als Einzelner zu handeln hatte, und Gutes und Böſes aus den dunkeln Buſen der Menſchen eben ſo hervorgelaſſen war, dieſer Mann, gleich unzähligen andern Franzoſen, ſo vielen Schutz erhielt, ſo große Wohlthaten, ſo vielfältige Opfer; oft von Unbekannten, und am öfterſten mit Gefahr ihres Lebens und der eines gräuelhaften, ſchmachvollen Todes. Bei dem beſſern Theil dieſer Nation überhaupt, kann man bemerken, welch ein Geſetz Freundſchaft bei ihnen iſt; wie geſetzlich ſie ſie behandeln. Wie Aufopferung und Hingebung in mehreren Verhältniſſen bei ihnen feſtgeſtellt erſcheinen: wie ausgebildet ſie auch die ernſtern Lebensformen beſitzen und behandeln. In dem Ausbruch ihrer großen politiſchen Krankheit war das beſonders zu bemerken; und für ihre Anerkenner, in ihrer Ruhe, wie in ihrem Kampf. Wir andern aber ſtehen ihnen in Güte, und der Überzeugung deſſen, was wir ſollen, nicht nach: und doch finde ich uns ſo verſchieden von ihnen; auch in der Ausübung, die man die moraliſche nennt. Faſt möchte ich ſagen, der Deutſche verſteht ſeine Gedanken, der Franzoſe ſeine Worte beſſer. Dévoûment, sacrifice, les sentiments de la nature, das ſind Sturmglocken für ein franzöſiſches Ohr; darauf kommt ſein Herz zu Hülfe. Alle

Franzoſen verſtehen alle ihre Worte — wie oft hatte ich dies in der Revolutionsgeſchichte zu bemerken, und zu bewundern! — Wie könnte man wohl eine deutſche Volksmaſſe anreden, um ſich verſtändlich zu machen, wie ihr einen Begriff, von nur ſtädtiſchen Verhältniſſen zum Beiſpiel, geben, wie ihr eine zu zerſtörende Intrigue klar machen? Wie geſchwind wußten jene all dies, wenn auch oft verkehrt; es war ihnen doch eingänglich, bekannt. Sie ſind die durchlebteſten, abgelebteſten Europäer — was die ſind, iſt ein Zweites! — ein Votvolk; und haben unſer Aller Leben durchſprochen: daher auch ihre Sprache ſolch geübtes Werkzeug. Dies iſt wahr; wenn auch noch Unendliches anzuknüpfen. —

September 1831.

Im ganzen Leben, wie in Kunſt, deren Übung und Anſicht, müſſen ſich immer mehr Beziehungen darthun (dies allein heißt weiter leben), und dies nicht, weil dadurch mehr gelebt würde: das könnte keine Wiederholung ſchaffen. Aber in jeder beſondern Beziehung wird etwas Neues erſchaffen; und deßwegen iſt deren Vermehrung allein wünſchenswerth, belebend, freudebringend, würdig, reel.

Saint-Martin ſagt, die Seligkeit würde darin beſtehen, daß wir in jedem Moment etwas Neues erfahren werden. Wer in muſikaliſchem Vortrag keine neuen Beziehungen hört und zeigt, iſt nur ein Inſtrument. —

An Frau von Goethe.

September 1824.

Kann man ganz abkommen von dem, was man eigentlich iſt; ab, weit ab: wie ein ſchwaches kleines Schiff getrieben auf großem Meer weit hin von Wind und Sturm! Das Einzige, was mich wahrhaft noch perſönlich angeht, was mir tief in's Herz geſunken iſt, unten granitſchwer und dunkel liegt: da ſeh' ich nicht hin, das laſſe ich liegen; wie ein armer Arbeiter, der die ganze Woche ſich in Mitteln verliert, vielleicht den Sonntag ſeinen Lebenslichtern nahe kommen zu können! Der arme Arbeiter ſtrebt doch einem beſtimmten Zwecke nach, iſt noch von ſich ſelbſt getrieben; für ſich. Ich nicht ſo. Ein Rechtſchaffenheitsgedanke im Ganzen, dann die tauſendfach zerreißende und rein daniederſchlagende Erfahrung, wie jeder den andern in Mißgeſchick verläßt; ja, nicht anhört; wie die menſchliche Natur dahin neigen muß; — machen mich zum geneigten Vertrauten eines jeden; und Alle mißbrauchen mich, und alle meine Stunden. Dieſer Raub entwendet mich meinem eigenen Leben. Lokal; Stellung; alte disappointments, Wurzelſchäden, mein eigner hochfahrender, und darum biegſamer Karakter thun das Ihrige. Man vergeſſe nicht, daß ein biegſamer Baum im Boden feſt ſein kann. Gleich als ich ihren theuern Brief las, hatte ich eine Antwort fertig. — Aber — ich mußte das Wichtigſte verſchieben, und erſt alles obenaufliegende Leben ableben. — — Ich Arme hatte Ihnen dieſen Sommer, ehe Sie in Emds waren, ein Vergnügen zugedacht; und mit heimlichen Wünſchen und

Stolz dem Vater. Uns war ein junger, für den erſten Abend ſchüchterner fremder Mann, Dr. Grüneiſen von Stuttgart, aus Bremen empfohlen. Dieſer hübſche junge Mann ſang ſo ſchön deutſch, wie ich es auf allen unſern Theatern — nur das Ihrige ſah ich nie, doch kenne ich Ihre Sänger — nie hören, und überhaupt nie. Ich ſelbſt wagte nicht, Ihnen deßhalb — eine von den abgetragenen Dummheiten — zu ſchreiben, weil ich noch keine Antwort von Ihnen erhalten hatte; bat aber Frau von B. ſtürmend, es zu thun; die eben ſo eingenommen von dieſem neuen Geſang in unſrer Sprache war, und die es mir feſt und heilig für den andern Tag verſprach: und viele Wochen hinterher ſagte, es ſei nicht geſchehn! Ein Strom von Zorn entfuhr mir; in dem Fall hätte ich geſchrieben, das ſagte ich ganz hart. Genießen wollen ſie Alle. Verſchaffen muß man's doch auch, wo man alles Gute hinhaben möchte! Solche Art auszuſprechen erahndete ich nicht einmal. Der junge Mann war ſchüchtern; und ganz unbefangen wenn man ihn zu ſingen bat, und wenn er ſang: und doch zurückhaltend. Dabei ſah er einem Bilde aus Leſſings Jugend ähnlich, das die Hofräthin H. hat. Das Bild hat eine blaue Rechts- und Feuerſeele. Nämlich, prächtige blaue Augen. —

(Allmälig.)

J. Was ſiehſt du ſo grimmig aus? Sanft mußt du ſein; ganz ſanft!

X. Ich bin nicht ſanft gemacht.

J. Nun, das läßt ſich verbeſſern. Du mußt umgeſchmol-

zu machen. Ich laſſe dich ſchmelzen, in ganz neue Form gießen.

R. (Nach kleiner Pauſe, raſch:) Und wenn ich geſchmolzen werde, weißt du, was ich dann thue?

J. Nun?

R. (Mit komiſcher Raſchheit des Trotzkindes:) Dann — ſpritz' ich aus der Pfanne!

Den 23. September 1834.

An Ludwig Robert, in Karlsruhe.

Berlin, Freitag den 28. November 1834.

Schon vorigen Winter hörte ich mehrere Muſiken von Händel, und jedesmal war ich gleich erhoben und begriff nicht, wie auch nur drei Töne, für den Geſang von dieſem Manne geſetzt, unausbleiblich dieſe Wirkung hervorbringen! Buchſtäblich drei Töne. Er weiß ſie anfangen zu laſſen, in eine Folge zu bringen, daß ſie uns jedesmal entheben und auf ein Feld der Wehmuth, der Erhabenheit und Ergebung verſetzen. Lagrimas möchte man ausſprechen! Was iſt das? frag' ich mich ſeit einem Jahre, wodurch bewirkt er dies; mit ſo kärglichen Mitteln! Welche ungeheure Eingebung, welcher tiefe, reife Witz läßt ihn immer neue einzige Kombinationen für die wenigen Töne, für die ſparſame Abweichung finden! Ich begriff und begriff es nicht! beſonders nicht, daß kein Komponiſt, nicht einmal der metaphyſiſche, gottesfürchtige, mit höchſtem Witz begabte Sebaſtian Bach mir dieſe gewaltſam-ſanfte Verſetzung und Erhebung unmittelbar bewirke.

Ich hörte vor wenigen Wochen wieder die Makkabäer von ihm und empfand das alles wieder durch, ohne Aufſchluß. Geſtern Abend ſang bei Fr. v. Redtel Fräulein Reichardt eine Arie von ihm, (die du auch gehört haſt und die man mir durch deinen Beifall empfehlen wollte,) vortrefflich. Dieſes Stück, ein Meiſterſtück von gehaltener, gelungener Vollendung brachte mich auf die Spur, wie es mit Händel iſt, und ich danke es Fräulein Reichardt unendlich. Nämlich, es iſt diesmal wie mit uns Kreaturen immer, und wir irren über uns ſelbſt immer von neuem, weil wir uns nicht recht, in allem Sinne recht — betrachten. Witz: der Geiſt, den wir haben, der wird nicht mehr, nicht minder, nicht ſtärker, nicht ſchwächer. Nur ob wir ihn freilaſſen oder nicht; das iſt die Frage. Freilaſſen iſt hier: in das Gebiet ſtellen, wo er wirken ſoll: denn er wirkt ſtets. Händels Muſik ſtellt uns in das Gebiet höherer Wehmuth: ſie weint, ſeine Muſik: aber les larmes de la charité. Nicht Leidenſchaftstehränen über Zuſtände hieſiger Lebensverhältniſſe, ſondern die großen Thränen der Kreatur überhaupt; die der unmittelbaren Sehnſucht nach einem Urzuſtand; er führt uns in die Gefilde der Ergebung, des ſtillen Nachſpürens, der höheren Hoffnung und einer andern Ruhe, als die des Ausruhens: in eine Vorſeligkeit, deren Atmoſphäre, — Lebensbedingung, — Unſchuld, reinſtes Wollen und Streben, und daher ſchon Ruhe iſt. Er iſt mit ſeinem Talente auf das Gebiet des eigentlichen Witzes hingeſchwungen, wo wenig viel iſt, alles immer mehr Eins wird; er, Händel, braucht keinen Witz mehr; er iſt erhaben.

Mag dies, was ich über Händel nun erdacht, ausgeführt werden, oder nicht! So muß es angesehen sein; das ist mir gewiß.

Glaube nicht, daß ich das Wort: „der metaphysische" Sebastian Bach, nur à tout hazard gebraucht habe; es scheint so und darum will ich mich deßhalb rechtfertigen. Manchmal gebraucht man bei einer Gelegenheit einen exagerirten Ausdruck aus einem heterogenen Gebiete mit Bedacht, um sowohl für sich selbst, als Andre verständlich zu werden; diesmal ist das nicht der Fall. Metaphysik ist doch: Uberphysik; wenn wir die handhaben, so ist das doch nichts anders, als die Natur unserer Gedanken erwägen, ermessen, mit Gedanken; und die Gesetze, die wir da entdecken, sind reine Harmonie und am Ende Beziehung auf ein Unbekanntes, Gesetzgebendes, — welches nicht nur allein Gesetzgebendes in dieser Beschränkung sein wird. — So ist es, wenn ein Meister, ohne Gemüthsbeziehung in den Tönen untereinander selbst, wirkt und dichtet; so thut Sebastian Bach oft, und darum nenn' ich ihn den metaphysischen. So ohne Gedanken geschah es nicht. Punktum!

Donnerstag, den 15. December 1831.

Ich war irre, mit Vielen, bis jetzt über Freundschaft, oder vielmehr über Freunde. Nicht muß ein Freund dem andern so viel leisten, als dieser ihm. Solches handelsmäßige Verfahren mag in allen übrigen Verhältnissen Statt finden! Unsre Freunde sind die Gleichgesinnten, die wir, wie uns selbst, müssen ehren können; Freunde sind Menschen, die von einander überzeugt

ſind; aber bald muß der eine, bald der andere alles leiſten, ohne Kalkül anzuſtellen, und je etwas dafür zu erhalten, noch zu erwarten, noch in ſich zu fordern. Und ſo iſt es auch in der Welt; wir haben Freunde, denen wir leiſten, und Freunde die uns leiſten; und dies nach den verſchiedenen Naturen der Menſchen und ihrer Lage gewähren zu laſſen, grade darin beſteht die Freundſchaft. In allen andern Verhältniſſen herrſcht ja ein offenbarer Handel. Ein Freund kann nur ein verehrtes Weſen ſein, von dem wir, der Natur der Verehrung nach, nichts verlangen. Was wäre er ſonſt?

---

den 17. December 1824.

Es wird faſt unglaublich, wenn man Belmonte und Konſtanze hört, daß es nicht an einem ſüdlichen Meeresufer und üppigen Aufenthalte komponirt ſein ſollte! So durchaus herrſcht nur ein und dieſelbe Eingebung und Stimmung darin, die auf ſolche Lokalität bezogen ſein wollen. Dieſe haben ſo mächtig gewirkt, und gleichſam eine organiſche Geburt zur Welt gefördert, daß auch Mozart die wenigſten Mittel zur Ausführung dieſes Werks vor allen ſeinen andern gebraucht hat. Vollſaftig, möchte man ſagen, fließt ihm eine gleichſam von Sonne gereifte üppige Sprache der Muſik zu! Hitze, Liebe, das Wälzen in Pracht und Müſſigkeit, Luxus, Zorn, Sklavenwohlſein, Waſſerfahrt, orientaliſche Hofunterwerfung, Wetter, Freude, Liebesſtandhaftigkeit, die Ironie darüber, ein ganzes Wühlen von Leben auf einen gewöhnlichen Text, erſchuf ſich in dem Dichter, und ohne ſeine, ohne unſere Anſtrengung theilt er uns dies freudige Werk mit, ſein einge-

hungenmäßige) Muſter von Heiterkeit, weil ſie voller Leben ohne Suchen danach iſt. Nach den vielen durch Mozart hervorgekommenen Nachahmungen eine wahre Erholung noch obendrein! —

An Frau von Groetthauß, in Oranienburg.

Berlin, Mittwoch Vormittag 12 Uhr. December 1821.
Trübes, graues, naſſes Herbſtwetter; wärmliche, unbeſtimmte Temperatur. Sehr ſchwarze Straßen.

Seit vorgeſtern, oder vielmehr vorvorgeſtern Abend, als ich deinen Brief erhielt, theure Grotta, will ich dir antworten, und — iſt's glaublich — bin ich daran verhindert! Ein groſſer Beſtandtheil aller Verhinderung iſt meine poſſirliche Geſundheit. Mit kürzeſten Worten: nicht zweimal die Woche mehr — ſo wechſeln bizarre Übel, Reiſen, Nerven- und Rheuma-Tollheit in mir ab — hab' ich drei- bis vierundvierzigweiſe ein Erinnerungsgefühl — und gleich, und mir alsdann nicht gleich erklärliche Munterkeit — von Geſundheitsgefühl! Auf Ehre und Gewiſſen, leider! buchſtäblich wahr! Das Abgeſchmackteſte iſt aber, daß ich die Feder ohne höchſtes Echauffement nicht führen kann. Welches mich in meinem ganzen geiſtigen Wirken und Treiben ſtört, meine Korreſpondenzen ſo gut wie aufhebt; alles, was ich ſonſt zu Papier brächte, ſo gut wie getödtet hat; und ſchlimmſtens, das, was ich dennoch ſchreibe, komplet entſtellt. Da ich nur zu ſchreiben vermag, wenn eine gewiſſe Entzündung in mir Statt hat, die Geiſt, Erinnerung, Kombination und Einfälle

hervorbringt, in Licht und Bewegung ſetzt; ſo ſtört ein körperliches Hinderniß vollkommen dieſe ganze Operation; ich habe keine fertige Gedankenpläne zur Ausarbeitung in mir verliegen: ſondern Einfall, Anregung, Gedanke, Ausdruck, iſt alles eine und dieſelbe Exploſion und ein Fluß. Hab' ich nun eine ſchlechte Feder — die mich noch mehr irritiert — oder bin nervenzitternd bis zur Bläue — welches nach der erſten Seite Statt hat — erhitzt, ſo wird Phraſe, Wort, Ausdruck, Form und Reihe der Gedanken, Periode, Ton des Ganzen, davon afficirt; kurz, holprig, fließend, gelinde, ſtreng, ſcherzhaft, ruhig: je nachdem! Und beinah immer brech' ich mitten im Erguß, ihn ſelbſt, oder ſeinen Ausdruck ab. Dieſes für mich große Übel hat auch dir oft die ſchönſten Briefe vorenthalten: und einmal, Freundin! wollte ich dir es doch vorſkizziren. — So hätte ich dir vorgeſtern gewiß ſehr gut geſchrieben, denn ich war ganz voll von deinem Brief. Freundſchaft iſt kein leeres Wort! Goethe definirt ſie in der Elegie ſo: „Freunde, Gleichgeſinnte, nur herein!“ und ewig frappirte mich dies Wort; und gleich, für ewig. Was ſind Freunde? Gleichgeſinnte. Und wo kann der Menſch, die Kreatur, am Ende aller Dinge hin, als zum Geiſt der Geiſter. Über dieſe Gegenſtände müſſen Freunde — wie wir ſelbſt — ſich beſprechen; der Tod, als das Aufhören alles Seins, welches aufhören kann, muß uns an das Abſolute mahnen, und dies an unſre höchſten Gedanken: und in und bei dieſen müſſen wir Gleichgeſinnte haben; dies iſt der höchſte Punkt der Geſelligkeit, und der tiefſte: und daher der Quell und das Mobil aller, noch ſo geringfähig ſcheinender. Alſo, Liebe, iſt es na-

rötlich, und mit Recht, daß du an mich dachteſt, als du dein Übel für ernſt halten mußteſt; und das iſt mir ein großer Troſt. Dazu iſt Sprache, Mittheilung, und ihr Werkzeug, Vernunft — ohne ſie kein Verſtändigen, keine Bürgſchaft — und das Herz, die große Uhr, die auf Wohl und Weh zeigt. Kurz, das höchſt-Menſchliche und das Höchſte für den Menſchen. Pauvre humanité! ſagt Mad. Staël. Laß dieſe Männerworte, wie ſie mir gerathen ſind, dir als Zärtlichkeiten dienen! Es geht! da du weißt, daß ich auch zärtlich bin. Gewiß, liebe Sara, wäre ich gekommen; ſo wie du's ernſtlich wünſcheſt, und es dir wahrhaft Troſt iſt. Nur damals, als du ſchreiben wollteſt, war ich ſelbſt ſehr übel. Doch iſt es auch mir genug, daß du mich wollteſt. — Wir haben einen ſehr originellen, verſtandvollen Fremden hier; Fürſt Koslofſeky, Ruſſe, geweſener Geſandter in Turin, Stuttgart, Karlsruhe; in Frankreich, England, Italien zu Hauſe; voller Leben und Geiſt. Er iſt weit über die ſogenannte große Welt hinaus; bedarf ihrer aber, ſo wie großer Konverſationen, und eines großen Intereſſe's. Seine Geburt öffnet ihm alle Salons, da hat er die große Welt, die große Konverſation macht er dort ſelbſt, und für ſich allein; und bei ſeinem ungeheuern geſellſchaftlichen Ehrgeiz ſchafft er ſich, ebenſo für ſich allein, auch ein großes Intereſſe, mit kleinen Mitteln. —

„L'n homme croit avoir tout fait quand il a épousé une femme; et cela n'est que le commencement de l'oeuvre; il

doit lui faire oublier qu'il l'a épousée!" Hört' ich einmal im Streit ſagen; wer's geſagt hat, ſag' ich nicht.

Mittwoch, den 2. Februar 1825.

(Mündlich).

„Die Reſultate der Weltweisheit ſtehen bei mir immer aufgeſchirrt, die müſſen ſich vorſpannen, und mich fortziehen; ich ſitze bequem im Wagen. Sie haben mich wahrhaftig genug anzuſchaffen gekoſtet, jetzt müſſen ſie dafür auch Dienſt thun."

den 4. Februar 1825.

---

den 1. März 1825.

Es giebt ganz gewiß eine Kombination, in welcher man auch hier als Menſch noch ganz glücklich ſein kann. Auch nach dieſer ſchmachten wir; und mit Recht. Ich laß es mir nicht ausreden. Glückſeligkeit iſt in, außer, neben uns, durch uns und ohne uns zu finden. Wer dagegen ſtreitet, vergißt bloß die Bedingungen dazu: und denkt, ich habe ſie auch vergeſſen. Die Bedingungen ſind ethiſche, und auch andere.

Iſt wohl je ein ſchöneres Wort gegen die Lüge ausgeſprochen worden, ein gründlicheres, naiveres zur Natur ſtimmenderes Wort für die Wahrheit — immer gefunden von der Wahrhaftigkeit — als das: „Die Lüge befreit nicht die Bruſt, wie jedes andre wahrgeſprochene Wort!" von Goethe's Iphigenia. Ehre alſo der deutſchen groben Redensart, die daſſelbe ausdrückt: „Das lügſt du in deinen Hals hinein!"

Freiburg, den 18. März 1825.

(Mündlich.)

Im kleinen Garten, am Sonntag Vormittag, bei warmer Frühlingsluft, als eben die Sträucher im Begriff waren zu ergrünen; wir hatten davon gesprochen, wie einem das Leben vorkommt, daß einem das eigne fremd erscheint, daß man es in seiner Vergangenheit nicht faßt, nur weiß: von größerer Erinnerung, die noch als verhüllte Vergangenheit vor dem Anfange dieses Lebens zurückliegt; da rief Rahel in schwermüthiger Trauer schmerzlich: „Ach, wir sind nur ein Tropfen Bewußtsein! Ich will auch ja so gern wieder zurück in's Meer, will gar nichts besonders sein!“

den 24. April 1835.

An Ludwig Robert, in Karlsruhe.

Donnerstag, 12 Uhr, den 12. Mai 1835.

Ein Wort vom Wetter und dann dein Brief. Kälte seit gestern Nachmittag. Heute kalt mit Fenster zu. Der Himmel grau verschlossen. Himmelfahrtstag auf den Straßen, gestern die Zauberflöte als Konzert bei Schleiermachers: wunderschön. Der Meister! dieser Zauber in dem Kopf! Tausendmal angenehmer, als mit Luten und Kostümen auf dem Theater! Schade! wie oft spreche ich dreiviertel Stunden lang über Spontini: und nun du mich danach fragst, weiß ich grade nichts; oder äußerst wenig. Lichtenberg hat Recht: man sollte unaufhörlich aufschreiben (ein Sonnenkal), so rückt man, sagt er, die Lücken zusammen, in denen einem nichts

einfällt: u. ſ. w. ſehr ſchön. Lies einmal wieder ſeine Apho-rismen. Sie lagen in der Gartenſtube; ich habe einen Theil durch. — Zwei Akte von Alcidor hörte ich. Große Schön-heiten. Die Inſtrumente vortrefflich behandelt. Nebeneinan-der gebraucht er ſie wie keiner; immerweg klingt es wie Ein großes Orgelinſtrument: wenn er es nicht durchaus anders haben will: daß ſich eines los reißt oder windet, wie ein klagender, tobender, ſuchender Geiſt, oder daß er ganze Muſik-ſätze übereinander ſtürzen läßt; wo der alte den neuen, oder mehrere neue, mit fortreißt; aber ſie dann mit einander ein neues Ganzes bilden, welches beſtätigend, und vollſtändiger fortwühlt; wie ein großer Strom, der zum immenſen allge-meinen Muſikmeer führt. Mit eben ſolcher Meiſterſchaft ſind auch ſeine Sätze, bis auf die kleinſten Phraſen und Aus-drücke, behandelt: er wiederholt auch den kleinſten nicht: wie alle Muſiker bisher nicht ganz unterließen; und die ſchlechten und ſchlechteſten nie — aus Müſſigkeit, Verlegenheit oder Verführung des Ohrs, im leeren Moment: ſondern, wenn er etwas wiederholt, ſo geſchieht's durch neue Eingebung, die man oft nicht von ſeinen kunſtreichen und kunſtgehörigen Überlegungen unterſcheiden kann: er gebraucht ſolche Tongruppe zum Weiterſchreiten, in einem neuen Rapport, und ſie muß ihm andre Gefühls- und Gedankengefilde erſchließen und Neues bedeuten; — wie alle ſchöpferiſche Autoren; in Rede, und Muſik: wie auch Mozart Andre und ſich gebrauchte; im höchſten Witz und reinſter Eingebung. Sieben Töne giebt es ja nur: auch nur eine gezählte Wortanzahl; der wahre Gedanke, der Seelenzuſtand geht vorher; und Töne und Worte

diesen dem Schöpfer zum Ausdruck seiner Konzeption. — Daher kommt's, daß Spontini nie ennuyirt; wenn wir nur aufmerksam sind: daß wir das aber immer nur mit Verlust bleiben können, ist sein Fehler. Aber ein Fehler, den er vermeiden kann, wenn er will; weil er darin liegt, daß er sich nur zu sehr selbst zwingt: und ich möchte wohl sagen, seine wahren Eingebungen bezwingt. Dies, glaub' ich, hat er leider in Frankreich mit großer Mühe gelernt, wo Sujet, Text, Glück, den sie sich dort sowohl, als er sie erzog, eine so große Rolle spielen; und wo sie — und wir jetzt mit! — grade in der Musik das dramatisch nennen, was es nicht ist; nämlich, Worten ihren Redewerth zu lassen, und nicht vielmehr nur die Empfindung, welche die Worte eben gebrauchen will, zu bedenken; oder vielmehr walten zu lassen. Man höre nur mit Aufmerksamkeit, wie viele Lieblichkeiten in seinen Musiken wider seinen Willen hervorsprossen: ganz italiänische, freie, üppige, liebliche, reiche, graziöse Gewächse. Alle Tanzmusik; Einzelnes nicht zu rechnen; und nur Olimpia's Wunderouvertüre! Er überlegt zu viel; und das will doch nur sagen, da wo er nicht sollte: er sollte überlegen, daß er sich gehen lassen, und nicht so sehr influenziren lassen muß! Alle zu häufige militärische Musik ist nun wieder von hier u. m. dgl. Sein eigener tiefer Irrthum — von Frankreich geboren; und von Eitelkeit erzogen — der, daß er's mit Lärm und Instrumentenzahl zwingen muß: und was? Beifall von Leuten, die sein wahres Wesen nicht faßten! Überließ er sich s. seinem eigenen Genius: könnte er ihn noch finden, so wäre er gewiß im Stande, Liebliches, Tiefes, Neues und Abstraktes,

und

und immer Meiſterhaftes, zu liefern. Er beſitzt eine Melancholie, er iſt melancholiſch; die müßte er einmal frei darſtellen. Seine komiſchen Opern ſollen vortrefflich ſein. Er zwingt ſeinen eignen Genius in allerlei Wahn, das iſt wahr: aber welchen von all den ſich zwingenden Komponiſten, die jetzt notiren, und oben an „Oper" ſetzen, bleibt ſo viel Reichthum und Schönheit in ihrem Zwang! Er nimmt uns ganz in Anſpruch, wenn wir ihn hören: wenn wir ihn unterſuchen, wozu er auch zwingt — durch Bedächtigkeiten und Vorſätze aller Art, die er nicht genug verbirgt — ſtellt ſich Tadel ein; wenn wir darin fortfahren in größerer Dimenſion und größerem Detail, große Bewunderung. Hier wird er ganz verkannt — von den prôneurs; und von der Heerde, die den Tadlern nachſpringt — und das iſt faſt gerecht: da Righini wenig erkannt war, und vergeſſen iſt; obgleich ich bei jeder Schönheit in Spontini's Muſik gleich Righini anrufe, und mir ſage: wie würde der das ſchön finden! Spontini iſt ihm ſehr unähnlich; und oft höre ich doch Righini in ihm. „Es winken ſich die Weiſen aller Zeiten!" Über die weg, von denen ſie nicht erkannt werden. Liebe, wie ſie Righini dichtete, hat er noch nie geſchildert. Auch den Olymp in ſeiner Sonnenklarheit und wahligen reinen Höhe nicht: auch gli Inferiali nicht mit poetiſcher Ahndung des Schreckens und wühlenden Grauſens. Auch daß er Liebe ſchildern kann, glaub' ich; hätte ſie ihm nur nicht zu oft in Frankreich geſeſſen! wo ſie, wie auf der ganzen Erde, empfunden wird; wo aber die Nation ſie ſich erzogen hat, daß ſie ſoll in Geſellſchaft gehen können, und noch wohlerzognet

auf den Theater zu erſcheinen hat. Aber eine Artigkeit tragiſch und leidenſchaftlich darſtellen, muß monſtrös oder lächerlich ausfallen. Alſo große réparation de talent an native Spontini. Heute bin ich nun zu echauffirt. Alſo Adieu! B. findet das hier über Spontini ſehr gut.

Sonnabend, den 13. Mai 1826.

Heute Nacht träumte mir, ich ſei auf einem ganz gewöhnlichen Ort mit vielen nahen Bekannten zuſammen; von Ludwig Robert aber nur weiß ich deutlich, daß er dabei war. Plötzlich wird ein Unwetter mit Blitz und Sturm; doch gar bald blitzt es nicht mehr, ſogar erinnre ich mich nicht deutlich eines Blitzes. Aber eine Röthe entſtand am Himmel, und bald umfloß die den ganzen Raum, dick war er davon erfüllt; kein Gegenſtand mehr zu ſehn; meine Freunde waren in dieſem herrlichen Abendroth, — mit Staub oder vielmehr Dunſt untermiſcht — verſchwunden, obgleich mir ganz nah, eine Stubenweite nur entfernt. Die Erde ſchwankt, das Roth immer ſchöner, allgemeiner. „Wo ſeid Ihr?“ ſchrei ich; „das iſt ein Untergang,“ denk' ich; „oder Tod!“ Ich will aufpaſſen, wie er kommt, wo meine Seele bleibt! „Robert, wo biſt du?“ ſchrei ich; greife mit der Hand nach ihm; vergeblich. „Wir wollen Alle zuſammen bleiben; kommt zu mir; wir wollen zuſammen ſterben.“ Die Erde ſchwankt noch mehr. „Robert, komm her! denk' an Gott. Denk nur an Gott; ich denke an Gott.“ Und ſo paſſe ich auf meine Seele, und ſchreie das immer, weil ich weiß, Robert iſt ganz nah. Vom Geſchrei erwache ich — Iſt das nicht ein troſtvoller

göttlicher Traum? Ich hatte mir gestern Abend einen bedeutungsvollen erbeten, — — weil ich sehr am Rande war. Solcher Traum ist mir so lieb als Leben, und solche Gnade nach dem Gebet, daß ich mich schäme und scheue. Gott weiß es. —

Mai 1825.

Wir sind eigentlich, wie wir sein möchten, und nicht so, wie wir sind.

Widersprechen ist nicht widerlegen! Möcht' ich oft erwiedern; aber ich schweige dann ganz, weil das Widersprechen kein Ende nähme.

Ich habe schon manchmal eine Vorstellung von Heilig gehabt; schon Augenblicke, in denen ich wußte, was das ist: Heilig. Erhaben über allen Wandel, rein absolut, unerreichbar.

Unterpfand.

Da mir durch den dunklen Mutterleib geholfen ward, so habe ich alle Hoffnung.

Unser ganzes Lebenselement ist verwirrt.

Wir machen die Jugend klug, das heißt alt. Wir rauben ihr den Genuß; vertilgen die Hoffnungen; was schadet es, wenn sie falsch sind? die man gar nicht hat, sind gewiß

todt; und eigentlich wollen wir ſie ihr nur geringer laſſen. Haſſen ſoll ſie, aber Elendes, was ſie nir wünſchen kann. —

„Il a vraiment de l'esprit à lui," heißt auf Deutſch: Er hat eigne Wege, Gedanken zu finden: wenn ſie auch ſchon alle längſt von den vielen Vorfahren ausgeſprochen ſind. Die Hauptſache iſt Selbſtthätigkeit; Leben. —

Es ſagte jemand: „Ich will gar nichts im Himmel, als mich von der Erde ausruhen." Ein Wort, welches aus einer Tiefe kommt, wo Menſchen nicht hinkommen; und wo er es auch nicht hergeholt hat; es iſt eins von denen, die von ſelbſt aus der Tiefe kommen, und ihren Witz mitführen.

(Mündlich.)

Den 26. Mai 1826. wurde Rahel plötzlich ſehr krank; die heftigſten Zufälle traten ein, ſie konnte glauben, es ginge zu einer großen Entſcheidung. In dieſem Gedanken erhob ſich ihr Gemüth inmitten aller Schmerzen und angſtvollen Spannungen des Körpers zu begeiſterten Ausbrüchen. Sie bat Gott um einen nicht allzu ſchweren Kampf; ſie verſicherte, ganz ruhig und gefaßt zu ſein, wie immer. Dann ſagte ſie: „O, ich liebe alle Menſchen; ſie ſind alle wie von meinem Fleiſch und Blut; ſo zuckt es mir, wenn einem von ihnen was iſt." Über ihre Schmerzen: „Ich verſtehe ſie nicht; aber ein Andrer. Schmerz iſt Gottes Geheimniß; der verſteht ihn." Ferner: „Könnte man ſich nur recht zu Gott wenden, ſo wär' einem gleich geholfen. Mit ſeiner Hand hebt der einen

heraus; ich habe ſie ſchon an mir gefühlt, ſeine Hand. Aber ſo *recht*, wie man kann und ſoll, ſich ſo *ganz* mit dem Auge an ihn anſaugen, das gelingt nicht immer, man will und kann nicht immer ſtark genug.“ Und dann: „Höhere Geiſter ſehen und hören jetzt meinen Jammer. Gott ſelbſt hört und ſieht mich, er weiß um mich, und um jeden Schmerz in mir; er iſt *nicht* zu groß dazu.“ Später äußerte ſie: „Solche Krankheit, ich fühl' es, iſt jedesmal eine Gnade. Es wird einem ein Ruck gegeben, ich fühl' es, zum Beſſern, zur Entwicklung. Man muß dafür danken, und gute Gelübde thun.“

Ich wollte noch vieles der Art feſthalten und bewahren, aber das Gedächtniß konnte in der vielfachen Bewegung des Gemüths der einzelnen Gegenſtände nicht Meiſter bleiben. Der innig ſüße und zugleich ſchauerlich kräftige Ton der Stimme ergriff mehr noch als die Worte ſelbſt, ihr ganzer Inhalt lag ſchon in ihm. —

An Auguſte Brandt von Lindau.

Berlin, Juni 1825.

Eben hatten wir vorgeſtern Abend von Fräulein von Brandt geſprochen, und noch Einmal die gediegenſte Liebenswürdigkeit auseinandergeſetzt; als auch geſtern Mittag die liebe Botſchaft von Ihnen kommt! — Genug, unſre Bekanntſchaft *ſoll* gepflegt werden (wir ſchätzen und lieben Sie ganz beſonders; ich ſage es doppelt gerne, weil es unſerm Sinn Ehre macht): eine ſolche edle ſchöne Pflanze ſoll gedeihen auf der Erde, wo man doch ſo viel Unkraut zu bekämpfen hat!

Ihr lieber, theurer, beſcheidener Brief freute mich unendlich, obgleich ich nicht nach Ihrem und meinem innigſten Wunſch antworten kann! — Den Winter war ich unwohl, wie das Wetter; und mein Nervenſyſtem faſt ſo toll, als das Wetter im Herbſte war: im Sommer nun war ich vor vierzehn Tagen ernſtlicher krank. Ich bin geneſen; und wir werden künftigen Monat eine Reiſe über Wittenberg, Weimar u. ſ. w. machen. Reiſte ich allein, käme ich grade zu Ihnen. Ich reiſe mit Mann, Bruder und Mädchen. — Gott geſegne Ihnen Ihre ſchöne Reiſe! Mit den theuren Schweſtern und den edlen Auffprößlingen! Den 6. Juli in Wittenberg in der Traube ſchrei' ich Ihnen glückliche Reiſe nach. — Glücklich würde mich eine mit Ihnen, theure Auguſte, machen. Ihr leiſes, redliches, feines Weſen ſagt mir ganz zu. Wir wollen dieſe Sache für unſer ferneres Leben nicht verloren ſein laſſen. —

Weit öfter halten ſich die Leute untereinander für das, was ſie ſein möchten und vorſtellen wollen, als für das, was ſie wirklich ſind. Mir iſt das mit einemmale ganz klar geworden, als mir einfiel, wie ſehr ich Kinder liebe; wie ich mich mit ihnen abgeben kann; zeitlebens welche zu beſorgen hatte, und ſie mir ſchaffte. In allen Häuſern, in allen Städten: Geſchwiſter, Nichten, Freunde, Nachbarn; alle Sorten. Nie iſt es Einem eingefallen, mir den Titel Kinderfreundin zu geben, oder mich dafür anzuſehen; mir ſelbſt iſt es nicht eingefallen.

Sommer 1828.

Unbedeutende Perſönchen, ſolche mit geringen Gemüthsanlagen, bilden ſich — wenn es geſchiehet — zu Härte und kleinen Bosheiten aus; bedeutende Menſchen, zu Milde, Güte, Nachſicht. Nichts macht ſo nachdenkend, ſo einſichtig, als ſtäte Bewegung im Gemüth, großer Verkehr darin.

Freitag, den 1. Juli 1825

An Henrich Steffens, in Breslau.

Berlin, den 6. September 1825.
Kühles Regenwetter, nach ſchwachvoller Verbreitung. Vormittag 12 Uhr.

Liebes Kind! So ſollte man Sie nennen, wenn Sie Excellenz werden, und Ihren wahren Titel bekommen. Wie ſchön, wie frei, wie aus dem wahreſten Steffens haben Sie über das Thema „Briefſchreiben" phantaſ're! In welche liebliche Seele ließen Sie ſchauen! Welche ehrliche Wanderung nahmen Sie in ſich vor! Auf ſolcher würde jeder Geſell Meiſter. Bei ehrlichen Menſchen bringt ein biechen Qual immer etwas Guter zu Tage; ich kenne die Leiden, die mir den Brief erſchufen: Sie hatten welche, bevor Sie ihn beginnen konnten. Da er geboren iſt, vergötter ich ihn, wie jedes Geſchaffene: und bilde mir noch obendrein ein, ich würdige ihn: denn, da ich aus allen meinen Kräften liebe, ſo kann ich mir über dieſe Liebe, und dieſe Kräfte nur nichts denken: und dennoch bitte ich Sie, ſchreiben Sie mir nie nur deßwegen, weil Sie glauben, Sie hätten mir ſchreiben müſſen. Ich weiß, es kommt, da Sie mich kennen, ein Moment, wo Sie mich wirklich zu

ſehen umfangen, und da werden Sie ſchon ſprechen; machen Sie mir keinen Beſuch, weil Sie mir lange einen ſchuldig ſind. Sie ſchreiben mir ja auch, wenn Sie Bücher ſchreiben. Verſtorbenen großen Männern danke ich ihre Bücher, ihre Ausſprüche, ihre hinterlaſſene Schätze und ihren Anbau mit thränendem Dank, als Briefe an mich! „Es winken ſich die Weiſen aller Zeiten;“ und daß ich ſie erkenne, und überſchwänglich liebe, iſt der Segen, die Mitgift, die ich genieße. Ich vergeſſe es nie; eben ſo wenig, als wenn ich ſchön wäre. Aber auch ich bin in dem Fall, Ihnen heute nur ſchreiben zu können, wie ſo ich nicht kann. Sonſt hätten Sie ſich vor dem Rauſchquell meiner Geſchwätzigkeit in Acht zu nehmen. Ich war in Weimar, Frankfurt, Baden, Heidelberg, Straßburg. Habe Goethe, Voß, Mlle. Mars, die Franzöſin, ſpielen ſehn; den gut gewordnen Sänger Wild gehört: Berg und Thal, Buſch, Gras, Wald, Wolken, Schein; Sonne in aller Art Thätigkeit geſehen; Luftarten gerochen, Pflanzen aller Art, das liebe Korn, den ſäckenden Hanf; den Rhein erhaben geſehn; Quellen, Waldflüßchen, Waſſerfälle, Fußſteige, Wälder, Kaſtanien, alles. Und wie würde Steffens das alles finden; dacht' ich täglich. Iſt das ein Brief? Von dem allen könnte ich mit der Zunge Wunder erzählen; auch mit der Feder. Aber ich habe nach einer Augenblendung, die ich den Sonntag hatte, und die drei Viertelſtunden aus ſilbernen, zuckenden Blitzrändern beſtand, und während deſſen ich nur den oberſten Theil der Gegenſtände ſah, und nur deren Farbe, nicht Form, — Kopfweh übrig, und kann weder ſchreiben noch leſen, ohne es zu vermehren. Ehe aber aus. Heute

Mlle. Sontag in einem Konzert zu hören; aber wie die Jungfrau dies: „es iſt nicht meine Wahl.“ Ich hätete lieber Schafe. Mad. Beer iſt in Mlle. Sontag, und etwas in mich verliebt; und nimt mich mit. — Von unſerm Williſen hatte ich in Baden die letzte Spur, wo er meinen Bruder Ludwig und ſeine ſchöne Frau Rel ſah: ſie fuhren mit ihm und dem Grafen Yorck ſpazieren, loben den ſehr, und auch Williſens Munterkeit und mittheilungsvolles Weſen. Der Menſch muß reiſen; „da wird es ihm angeſtrichen,“ ſagen ſie bei uns; heißt, nichts nachgegeben! „Der Menſch“ hat aber doch Recht; nur in der Fremde iſt er er; zu Hauſe muß er ſeine Vergangenheit repräſentiren: und die wird in der Gegenwart eine Maske; ſchwer zu tragen und das Geſicht verdeckend. — Beſchämen Sie mich nicht, werthe Frau von Steffens. Nehmen Sie mich, wie ich bin; und nennen Sie mich nicht geiſtreich. Erlauben Sie mir lebendig und beweglich zu ſein; und Klärchen und Sie herzlich zu umarmen, und Ihnen meine treue Anhänglichkeit beweiſen zu dürfen: dann muß ich Ihnen danken. —

An Ludwig Robert, in Paris.

Berlin, den 19. September 1825.

Die vorige Woche ſah' ich, wie alle hieſigen Einwohner, die Italiänerin in Algier; du weißt es, ich ging mit der günſtigſten Meinung hin: für Roſſini, für die Mimen, und Sänger; ganz unbefangen wenigſtens. Solche reine Langeweile, bloß mit höchſter Ungeduld bis zum Aufſpringen — (wenn

bins in den ſtuhlloſen Hühnerverhältniſſen ginge), habe ich meines Erinnerns beinahe noch nicht erduldet. Dies, bei oft mir laute Bewunderung entlockenden, vollkommenen Geſangstheilen. Fangen wir bei Dem. Sontag der Italiänerin unter den Barbaren an: Engländer erfinden gewiß nächſtens eine Maſchine, die ſo vortrefflich ſingt. Kein Fehlerchen! Überlegung des Effekts, wie nur bei Moſcheles gefunden werden kann! Höchſte Leiſtung des Kehlchens! Aber („die Aber koſten Überlegung, ich ſage: ſie ſind auch deren Ertrag) — auch nicht die leiſeſte Überraſchung, nicht das ſanfteſte Fortreißen, oder auch nur Mitziehen des geringſten — auch nur von der Kunſtausübung ſelbſt hervorgebrachten Affekts. Glücklichſtes Intoniern, immer fertig bereitet Ton der Kehle, dabei ofaſle Ausübung, glücklichſte Reminiſcenz der Lehrer und Vorbilder, mit Intelligenz aufgefaßt, mit künſtleriſcher Ruhe bewundernswerth wiedergegeben! Leiſes Gehör! richtiges Horchen eigner Leiſtung. Aber, die Seele, die Leidenſchaft, die wechſelnde Gemüthsſtimmung nicht mit aufgenommen, nicht mit angebracht. Alſo, der tiefbelebende Herzpuls fehlt: und ſo das, was leicht angebende bewegliche Kehle, lobenswerthe Überlegung, richtiger Unterricht, im Nothfall, erſetzt; oder vielmehr dies alles erſt recht werth und wünſchenswerth macht. Aber welcher Held wäre wohl der, der in unſrer großen Stadt, auf unſern großen Plätzen, bei unſern großen Thees, dies, unſerm großen Publikum ſagte! „Schweigen iſt der Reſt“ und ſchreiben: drum ich's die mein Freund — nach Frankreich. Es drängt die Bruſt das auszuſprechen, was wir für wahr halten müſſen, und worüber prachtvoller Wahn

herrſcht. Auch bin ich nicht ganz einſam in meinem Urtheil: drei Herren und eine Dame hab' ich ſogar auf meiner Seite. Es iſt aber genug für mich, wenn ſie nicht wie ich ſo gequält ſind, bis ſie in Worte gebracht, was ſie meinen, um daß ich es thue, welches ich eigentlich gerne — je mehr je beſſer — Andern überließe. Auch mit dem Spiel der jungen Schönen war es nicht ſo, wie ich aus den paar Bewegungen und Mienen, die ſie ſehr ſchön im komiſchen Duett eines früheren Konzerts anbrachte, ſchließen mußte. Es blieb in der Rolle der Italiänerin in Algier bei dieſen paar Bewegungen und Mienen, und das war durchaus gar zu wenig. Hätte ſich das Körperchen ein Exempel an den Augen genommen, ſo wär' es ſchon beſſer gegangen; die waren allen ſeinen Theilen und dem Ganzen im Spiel weit voraus; die ganze Perſon aber durchaus angenehm, und hätte ſie noch weniger, das heißt, gar nicht geſpielt. Angezogen war unſre Schöne allerliebſt: ganz exakt wie Franzöſinnen, als ſie noch in dieſer Tracht gingen, welches nun unſer Publikum wieder nicht goutiren wollte: es wäre nicht reiſemäßig; ſo ſtiege kein Menſch aus dem Schiff — ſie ſind zu weit vom Meere! — Warum nicht? kann man fragen, und ich frage es mit. Ein blauer, von ſtarkem Seidenzeug ſchön gemachter Überrock, ein weißer, vollkommen modiſcher Hut, mit wohlangebrachten Marabouz; Schuhe von der Farbe des Kleides auf dem wohlgebauteſten Fuß: welches Lob man den Schuhen ſelbſt auch geben kann; die weißen Hände in weißem Handſchuh hielten das ſchneefarbige Batiſttuch. Das Ganze vollkommen Dame. Nicht vortheilhaft war ihre Kleidung als Türkin. Zu viel Silber

darauf aufgeſtreut, welches kein Ganzes bilden wollte: dies noch darüber roth und weiß, welches ſich zu oft abſchnitt und durchbrach: von der Fußſpitze bis zum zweifarbigen Turban, Mißverhältniß; keine Fresko-Maſſe für's Auge kam zum Vorſchein, der Kaftan von einem ſteifen Zeuge kurz geſchnitten und dabei nach jetziger Mode, mit vielen Falten auf dem Kreuze, anſtatt gratis flach, wie ein türkiſcher Schnitt exiſtirt, den man zur Abwechſelung lieber hätte beibehalten können. Nichts weiter Aſiatiſches, ein wenig nur von uns Wegverſetzendes beibehalten! Das Ganze ein kleiner verwirrender Anblick. Das Letzte empfand ich erſt; die auseinandergeſetzten Details, die du hier findeſt, gab mir eine Frau, die vor drei Wochen aus Italien hier ankam und Theater ſtudirte, möchte man ſagen. Dies nun, was hier ſteht, hätte mich nicht in die Ungeduld verſetzen können, die ich dir äußerte; wohl aber das Ganze der verfehlten Aufführung. Man läßt es Italiäner-Opern nach, daß ſie ein lockeres Gerüſt für Scherz und Muſik ſind, welches Muſiker und Schauſpieler mit Luſt und Liebe und ununterbrochener Befliſſenheit ausfüllen. Wo ſoll man aber das Gleichgewicht finden, welches zum Anhören und Sitzenbleiben gehört, wenn ein ſolch loſeſtes Machwerk von Deutſchen in ihrem Idiom ſo aufgeführt wird, daß man jedesmal, wenn ein Muſikſtück anhebt, ſich verwundert, wo das jetzt herkommt! So wenig wußten ſie alle — außer Spitzeder — einen Einfall des Komponiſten vorzubereiten. Weder Ironie der Muſik noch Munterkeit, noch eine der Perſon angemeſſene Schwerfälligkeit oder Leichtigkeit, Leichtfertigkeit; kurz nichts, nichts! Als ob ſie's gar nicht merkten,

als ob dergleichen gar nicht exiſtirte, als ob ſie ſich deſſen ſchämten! als ob es nicht ſchon genug wäre, daß die Rezitative wegbleiben, und nur geſprochen wird; worauf Roſſini gewiß doch keinen Anſpruch eingerichtet hat. Es ging ſo weit, daß ſich viele Zuſchauer wunderten, als gegen das Ende ein ſonſt ernſter Dei eine mitgeſpielte komiſche Perſonage wird. Von einer Dame, die aus übler Laune, oder Nichtbeachtung gar nicht ſpielte, mag ich eben ſo wenig reden, als ſie ſich bemühte. Jedoch war dies in ſeiner Art komplett, wie wir Berliner ſagen; und wenn man wieder zu Hauſe iſt, werth, es geſehen zu haben. Die Herren Wächter und Jäger ſangen gut. Der arme Spitzeder ſpielte ganz allein (und erinnerte ſehr an Ellevion im Iroko). Eine ſo völlig auseinander gehende Vorſtellung, bei meiſt ſo gutem Geſange, kann man wohl ſelten zu ſehen bekommen. Was die Ungeduld darüber ſtrigern mußte, war der, ich möchte ſagen Wirner Beifall des Publikums, welches mit der Schönheit, die der Geſang beſtimmt enthielt, alles mit hinunter ſchluckte und, in unverdautem Beifalle ſich ſelbſt betäubend, wiedergab. Dem. Sontag wird behauptet, und ſehr gerne glaub' ich es: ſoll noch in ganz anderem Genre vortrefflich ſingen. Ich freue mich darauf.

Dienstag, den 30. September 1823.

Mémoires de Madame de Genlis. Vol. VI. — S. 344. vertheidigt ſie die Autorſchaft der Frauen ſehr gut: und macht auch dabei die Bemerkung, wie viel Talent überhaupt in der Welt verloren geht, und nur im tiefſten Keim

hätte. — Weiterhin fragt sie endlich: „Und die Frauen, so empfinden bei uns von denen der Wilden: sind sie wirklich das, was die Natur wollte, daß sie sein sollen?“ Ja, sagt sie „parceque les sauvages ne sont que dans un état de dégradation et d'anarchie“, vortrefflich das Wort hier — „Dieu qui n'a rien fait en vain, n'a pas donné à l'homme tant de facultés intellectuelles pour que ces facultés admirables restassent enfouies; les développer, les étendre, c'est remplir le vœu de la nature: l'homme est évidemment fait pour vivre en société, pour avoir un culte, des lois, et pour cultiver les sciences et les arts. Chez les sauvages toutes les lois de la nature sont outragées, *tous les droits usurpés en faveur*, *parcequ'ils y sont méconnus*:“ wie einfach, prus sund, glücklich gesehen und glücklich ausgedrückt. Sage man nicht, es sei oft gesagt! Welch ein großer Streitpunkt war das zu J. J. Rousseau's Zeit und lange nachher: und wie oft noch jetzt alle Tage in allen Weltern wird dies noch im neuen Lichte, klar weil es nicht sophistisch, kurz und faßlich gesagt wird. „De profondes réflexions, l'expérience des siècles, l'accord unanime de tous les peuples civilisés, ont fixé les idées sur la véritable destination des femmes, et par conséquent leur état dans la société.“ Wenn man für die Autorschaft behaupten könnte: man solle eine gute Schrift ehren und sich ihrer freuen, und käme sie aus einem Thiere oder einem Felsen; so könnte dagegen geantwortet werden: eine Frau aber, hätte die Welt noch so großen Gewinn von ihren Schriften, verfehlte nichtsdestoweniger ihre weibliche Bestimmung, und die Zeit, sie zu erfüllen. Zugegeben! und

nicht einmal geſtritten über dieſe Beſtimmung: es verfehlen ſo viele Weiber ihre Beſtimmung, daß es wohl wird mit eingerechnet werden können, wenn einige ſie durch Schreiben verfehlen: und es wird noch Vortheil herauskommen, und viel von dem ſonſt nicht vergeudeten Mitleid mit ihnen erſpart werden." —

Montag, den 17. Oktober 1825.

Saint-Martin beſſert mich immer: er macht mich nicht beſſer, als ich bin, aber ſo gut, als ich ſein kann. Ja, wenn ich nur an ihn denke. —

Leute mit noch ſo geringem Grade von Witz und Einſicht möchte ich ſehr gut zu leiden, wenn ſie nur nie etwas Unringeſehenes nachſagten: dies aber iſt Prätenſion, Narrheit, Lüge; und die ſind nicht zu ertragen. Angelus ſagt:

Die Einfalt ſchätz' ich hoch, der Gott hat Witz beſcheret;
Der aber den nicht hat, iſt nicht den Namens werth.

Ich möchte gerne ſagen:

Die Dummheit ſchätz' ich noch, die rein für ſich beſteht;
Die aber Narrheit heißt, mit Recht zu Grunde geht.

Der beſte Wille, die höchſte Pflicht, die größte Kreaturenliebe, wird in Anſpruch genommen, wenn ein Armer das Wort ſagt: „um Gotteswillen!" Das ſoll uns immer erſchüttern.

Oktober 1825.

An Wilhelm von Willisen, in Paris.

Freitag Vormittag halb 12. Sonnenschein, aufgetrocknete Boten, Frühlingswetter, dem ein herbstliches Süd-Ost-Nord-West-Wehen doch nicht ganz fehlt; den 11. November 1825. alles dies in Berlin.

Eben weil ich Ihnen gar keine Antwort schuldig bin, ist es möglich, daß ich Ihnen einen Gruß schreibe, — andre Briefe laß' ich unbeantwortet; mein Bedürfniß nach wahrhaft freiem Handeln, aus wahrhaft mir angehörigen Motiven, nimmt zu: wie soll das werden? da mit jedem Tag Älterwerden die fatalen Bedingungen des geselligen Lebens zunehmen! — Seit einigen Tagen besitz' ich Ihre beiden Briefe aus Nürnberg und aus der Schweiz. Sie haben mir überaus wohlgefallen. Voller Wahrheit: unschuldig gesehen. Die haben Sie für mich geschrieben. O! lieber Freund, so fahren Sie fort, so bestreiten Sie Ihre ganze Reise! Nur so ist sie werth, daß Sie sie machen. Streifen Sie alle angewöhnte, vorgefaßte Luxusmeinungen — der in der ganzen Welt jetzt ohne wahre Wohlhabenheit wuchert, wie schlechte verderbliche Pflanzen — Landesgesellschafts-Kunstzunft- und Religionsmeinung — vom Blasebalg des Dünkels und der Unsicherheit aufgeschwollen — ab; werfen Sie sie weit weg. O! dann werden Sie alles so richtig sehen, so vortrefflich beschreiben können, wie den lieben verkannten Esel. Ohne allen Scherz. Von jeher hatte ich nur noch bei unsern ordinairen Vögeln ein solch Vergnügen, als ich eins empfand, wenn ich einen Esel sah: aber den Esel liebt' ich mehr, er rührte mich: Vögel

ergötzten mich nur, und ich wollt' ihnen wohlthun, wie allen Thieren: ſie gerne freilaſſen; gerne beobachten. Der aber emotionirte mich. Dieſen Sommer hab' ich in Baden-Baden ſeine perſönliche Bekanntſchaft gemacht, und bin viel mit ihm im Gebirge umhergeritten. Tauſendmal beſſer als fahren. Er verſtand mich gleich; ich ihn auch. Sie müſſen wiſſen, ich bin der größte und ungeſchickteſte Poltron — und darum froh eine Frau zu ſein —, als ich zuerſt mich auf das Thier ſetzen ſollte, und nun drauf war, mußte ich fragen, was ich nun thun müßte, um rechts oder links zu kommen?! Bald aber waren wir einig: er merkte mir alles, ich ihm alles ab: ja mir kam's vor, er liebe mich. Wenn ich im waldigen duftenden Gebirge ſo etwas voraus ritt, war ich ganz tief innen überzeugt, ſo hätte ich ſonſt in Spanien unter ſchönen Umſtänden, ſchöner Begleitung, in guter Lage, geritten, und erinnerte mich jetzt nur daran! Sind Sie wohl ſolchem unabweisbaren Wahnſinn unterworfen? Bei dieſer Gelegenheit muß ich Ihnen auch noch ſagen, daß ich überhaupt als Reſultat, und letzten Punkt aller Anweiſung meiner Unterſuchung, endlich und immer nur gefunden, daß all unſer — meines gewiß — Suchen nur ein Wiederfinden iſt von dem, was wir ſchon wußten, waren, hatten. (Hier ſind zwei Kinder gekommen mich zu ſtören: ich liebe ſie zu ſehr: ſie ſind herrlich.) Ich nehme mit Saint-Martin an, oder vielmehr, mir iſt einleuchtend: „daß wir einen entſetzlichen Fall thaten bis auf die Erde, die uns aufnahm; von dem wir uns aber gar nicht erholen, von deſſen Zertrümmerung und Zerſchmetterung wir uns nicht wieder zuſammenfinden können: aber es ſollen."

Ein Sündenfall iſt es bei mir aber doch nicht: ein Emancipationsfall vielmehr: wie auch das Koſten vom Baume der Erkenntniß. Scheußlich! und alle Tage zu wiederholen. Iſt ein Kind nicht unſchuldig, wenn es etwas wiſſen will? Nur Unſchuld darf gefordert werden: Heiligkeit iſt glücklicher. Aber heilig iſt nur Gott: darum unerreichbar; enthoben. Manchmal weiß ich einen Augenblick, was heilig iſt: dann wieder nicht. Das, was gar nicht unheilig werden kann; ich habe ſchon ein paarmal ein Wiſſen, ein momentanes, ein Gefühl darüber gehabt, als wär' ich für eine Sekunde dahin geſchwungen worden. So viel von dem Eſel: möchte ich ſagen, wenn es nicht zu Jean-Pauliſch wäre: und doch weiß ich — wie er — keine andre Wendung hier zu finden in der Geſchwindigkeit. Wir beiden, er und ich, pfleg' ich zu behaupten, können nicht ſchreiben. Von Peter Viſcher bin ich auch ſo eingenommen; ich ſah ſein Werk in Magdeburg und das in Wittenberg: aber dieſe großen haben mich nicht ſo in die Seele gefreut, als ein Bauerlief hinter dem Altar, in einem ſchmalen doch hellen Gang der Hauptkirche im letzten Ort. Gott und Chriſtus krönen die Muttergottes. Die Wahrhaftigkeit, die Reinheit, das Menſchliche da hineingebracht! Man möchte ſagen, in Menſch überſetzt. Andere Übernatürlichkeit erkenne ich auch gar nicht an: denn ſie iſt gelogen. Gelogen bis zur neuen Exiſtenz. Wenn die Künſtler mit dem hier zu leiſtenden Menſchlichen nicht begnügt ſein wollen, ſo müſſen ſie bis zu einer neuen Zeit ſchweigen. Entweder: das eleganteſte Menſchendaſein ausgedrückt, wie der Griechen: oder, ergebene, verſtändige Unſchuld, wie

dieſe Deutſchen! Alles andere ſind Nüancen, Stufen, Mittelbildungen, Irrthümerchen, kleine Nationalkoſtüme der Seelenregimenter (*dem finem entéglmentem*, daß Sie mich verſtehen!) Adieu bis morgen! — Nun iſt morgen, Sonnabend. Erbärmlich grauen, fruchtlich wärmliches Wetter, 10 Uhr morgens. Aber wie habe ich geweint! Dienstag wurde Gorchens Ankunfts-Jubiläum in Weimar, von Hof, Land und Stadt — wahrhaft gefeiert. Das las ich heute ausführlich in der Spener'ſchen — thun Sie das ja auch — und alle Schleuſen meines gelebten Lebens öffneten ſich, ſprangen auf; alle Ehrfurcht in mir ſtand unterm Gewehr, alles was Dank in mir ſein kann: gegen Gott, Fürſten, Erkenner, Menſchenfortſchritt, Gutes auf Erden, Freude ſeines Gedeihens, Freude über Einſicht in mir alles deſſen, und über meine Nationalität, — die nur ſo mir erſetzt werden kann, — über mein Uremigrantenthum, welches nur ſo irdiſche Verſtändlichkeit in mir erlangt. Aber auch brüllende — ich weinte mit Tönen, wie Waſſer bei Schleuſen lärmt — Thränen des Neides weint' ich, und der Zerknirſchung; und bat Gott, dies große Opfer mir ja anzurechnen. Ich war fern, die Goethen am meiſten liebt: ihn ſeit dreißig Jahren vergöttert; deren Hofmeiſter, Freund, Vertrauter, Vermittler er iſt: mein Hochbild: an dem ich meine Verkrüpplung meſſe; und durch den ich ſie doch ſtolz ertragen gelernt habe. Welch' elende, irreführende Worte ſprech' ich hier aus! Sie wiſſen es auch. Aber wie weiß ich es! Dieſen Sommer wechſelte ich Pferde in Weimar, als ich mit Geſchichte dort erleben konnte,' den Tag vor des Großherzogs Jubelfeſt, den ich perſönlich

kennt, welches Goethe feierte. Weiter ſage ich nichts. Ich mußte. Ich reiſte mit Varnh. und meinem Bruder. Ich äußerte meinen Wunſch gar nicht. So habe ich auch — ich hätte damals nichts mehr anzubieten — Gott in ſchwerer Krankheit Anno 10, die ich nicht mehr ertragen konnte, angelobt: „ich wolle auch Italien nicht ſehn! Er ſoll mich loslaſſen!“ Ich genas alsbald; natürlich. Und die Luſt, Italien zu ſehn, war weg. Den Verluſt aber ermeſſe ich ſo gut, als es einer kann, der Italien nicht geſehn hat. Hätten Sie ſo etwas von mir geglaubt? Ich wollte, Sie hätten eine Stelle geleſen, die ich einmal dem Grafen Euſtine über Goethe ſchrieb, — da würden Sie ſehn, daß ich doch nicht vermocht bin. Dieſen ganzen Thränen-Vorfall ſchrieb ich Ihnen aber nur, weil ich ſie noch in den Augen hatte, und auf der Seele: und Sie hätten Sie doch, in dem was ich geſchrieben, gemerkt, und unerkannt als Störung bemerkt; und ob ich Ihn oder einen anderen mit portofrei herausſchinde, iſt gleich! Dieſen ganzen Brief ſchreibe ich auf letzte Veranlaſſung, nämlich weil ich vorgeſtern bei dem hannöverſchen Geſandten Baron Reden den Hrn. von Wildermeth ſah; der mir ſagte, er ſei an mich gewieſen wegen Ihrer zwei Briefe: ich ſagte ihm ein wenig, wie ich ſie fand. —

An Fanny Tarnow.

Dienstag, den 6. December 1815.

Hier, liebe Fanny, haben Sie einen Brief, der Sie in Frankfurt am Main bei der vortrefflichſten Familie einführt.

Die Familie Louis G. iſt tüchtig, gütig, unterrichtet, unaffektiert, heiter, geſellig, freiſinnig; antheilnehmend an allem Würdigen und Lebendigen; behaglich, wohlhabend; kurz, eine ſolche müßte man ſuchen! Die Mutter eine edle Matrone. Was ich mir unter einer Bürgerdame denken kann. Ordentlich weiſe; in ihrer einſichtsvollen Ruhe, in dem freiheitgewährenden Regieren! Voller Weltkenntniß, wovon nie geſprochen, und wonach immer ohne Unterbrechung gehandelt wird. Liebenswürdig in gediegenſter Selbſtſtändigkeit, weil ſie auch alle andere Selbſtſtändigkeit neben ſich gedeihen läßt, das beweiſen die lieben und doch ſehr verſchiedenen vier Töchter. Hr. G. iſt in ſeinem reifen Alter ein guter junger Menſch von einem geſetzten Mann. Eine liebe, geſellige, wohlthuende Natur; ein engliſcher Mann, dem man es abmerken muß, was er alles weiß, geſehen, erlebt, gelernt hat, weil er es ſelbſt nicht achtet, und nur Schritt vor Schritt alles, was ihn umgiebt, und ſich ſelbſt durch thätiges, aber ſtilles Wohlwollen und Wohlthun erheiternd beglückt. Empfehlen Sie mich ja auch der ältern verheiratheten Tochter — auch eine Frau von G. — die drei unverheiratheten Töchter heißen Sophie, Roſalie, Klotilde. Eben werde ich geſtört. In allen Fällen muß der Brief beſorgt werden. Gehen Sie aber hin. —

(Mündlich.)

Man ſprach von der Begier des Menſchen nach Erkenntniß, und daß er von den verbotenen Früchten des Baumes der Erkenntniß durchaus habe freſſen wollen. Rahel ſuhr

mit Ihr fort: „Der Mensch ist ein Geist; der soll nicht vom Baum der Erkenntniß fressen wollen! Wovon soll er denn fressen? Das wäre noch schöner!“ Ein Anwesender erinnerte zustimmend an den alten Spruch: felix culpa!

den 18. Januar 1834.

Charfreitag, 1835.

Jede Wissenschaft ist ein abgerissener Strahl von der Sonne alles Wissens und Seins: ein Behelf, bis zu ihr zu gelangen, und unzulänglich, nach seinem Ende zur Sonne, und nach seinem Ende zur Welt, wo Wissenschaft sich mit Wissenschaft verwirrt; und gearbeitet wird; wie denn wissenschaftliches Arbeiten auf Ruhe abzielt, zu seiner Sonne, wohin wir auch nicht gelangen. Dies ist alles nicht zu läugnen. Alle Wissenschaften sind Eine, und durch jeder gründlichste Bearbeitung werden sie zu Einer werden. Das Wissen frommspekulativen Menschen ist, das alles in der Sonne, in Gott finden. Das Finden ist schon recht; aber das Erklären geht nur, ich möchte sagen, durch den Weg der Strahlen. Trost und Verlaß giebt die Sonne, wo wir an's Unerklärliche kommen.

Sonnabend, den 13. Mai 1836.

Als Frau von Arnim bei uns war, und über vieles viel und schön sprach, sagte sie auch: Beim Einschlafen könne man dem Geist eine Art von Weg vorschreiben und gleichsam Regionen anweisen; hätte sie lange versucht, und auch in Plato bestätigt gefunden: da erinnerte ich Varnhagen, was ich immer

ſagte: Im wahren feſten Schlaf ginge die Seele zu Hauſe; ſich ſtärken; ſonſt hielte ſie's nicht aus: das ſei ihr verſprochen. Sie badete ſich in Gottes See.

Frau von Arnim hatte auch beklagt, daß ſo viel Talente und Thätigkeiten im Menſchen wären, die nicht in Anſpruch genommen würden, und nie zur That würden; man fühle das deutlich; und oft ſchmerzhaft — freilich ſchwieg ich. — Als ſie weg war, wiederholte V. das, und ſetzte hinzu: Das iſt aber bei allen talentvollen Menſchen, ſo auch bei den anſcheinend Unbegabteſten; was ſchlummert nicht alles in jedem! — „Ja, ſagte ich, es muß ſo ſein; es iſt wie Öl auf der Lampe, ſo wie es weg wäre, ginge das Licht aus; aber es muß mehr Öl da ſein, als die Flamme braucht; der letzte Tropfen am Licht muß von den andern getragen ſein." Und nach einer nachdenklichen, faſt Schmerzenspauſe: „A—ch! es iſt alles richtig, wir verſtehn's nur nicht!" V. wollte das aufgeſchrieben haben. Er hat Recht. Selten wohl iſt eine ſolch innige Miſchung von intellektuellen, allgemein-tiefen Gedanken, und tiefſter Trauer, mit ihrem wahren Grunde, zugleich ausgeſprochen worden. —

(Mündlich.)

Ein Muſikſtück, von Felix Mendelsſohn-Bartholdy großartig geſetzt und meiſterhaft geſpielt, gefiel Rahel außerordentlich; ſie ergoß ſich in Lobſprüchen: „Ein gebildeter Sturmwind," ſagte unter andern.

den 13. Auguſt 1826

An Leopold Ranke.

Dienstag, den 18. August 1835.

Sie haben mir ein großes Vergnügen verschafft. Dies möge Ihnen der beste Dank sein, den ich Ihnen geben kann. Welch schönes Gedicht! Es bewegt sich aber auch schon in einem Gedichte, und kann nur Stoff ergreifen aus Dichtung überhaupt. Ist verliebte Liebe nicht schon ein Gedicht und nur darum ewig wiederholt, weil wir ohne Dichtung nicht leben können, mit dem Leben nicht auskämen? So sind mir auch die vielen Blumen und Edelsteine nicht zuwider, die schon in der hiesigen Natur wie aus einer andern Welt niedergelegt sind, und das richtigste Spielwerk — dies Wort im buchstäblichsten und edelsten Sinn — für uns sind und bleiben: Werkeltagsnaturen geht der Sinn dafür ab: ja, er ist das Maß, wonach sie auf- und abwärts geschätzt werden können. Mich entzücken, und beschäftigen sie ewig. Dieses indische Gedicht hat im genausten Sinn einen Gedanken in mir erweckt, über dem nur noch ein Schlummer waltete; es ist einer über Geschichte — und was wäre nicht Geschichte am Ende —, ich denke nämlich, es giebt zwei Arten Nationen, vornehme und andere. Vornehm sind alle die, deren Entwickelung auf einem Wahn beruht; einem mythologischen, religiösen, selbsterfundenen, dichterischen. Seien auch solche Nationen in noch so befestigten Kasten abgetheilt; die letzte niedrigste, schaut doch durch alle über ihr hindurch nach der höchsten, und participirt davon in ihrem Unglück, in der niedrigsten geboren zu sein. Das Leben solcher Nation bezieht

ſich nicht mehr auf die Nothdurft, deren vernünftiges Produkt Nützlichkeit iſt; und auf Vernünftigkeit, die uns ergeben macht, die Schranken anzuerkennen. Iſt es nicht beſſer, in Spiel und Wahn hier zu leben, da wir keins und keinen zu erfinden vermögen, der ganz vernunftlos wäre, und ſo der Vernunft näher zu kommen; als in lauter Nutzen und Zweck uns zu bergen, und dadurch zum Wahn und Spiel zu gelangen? Das darf man natürlich keinem Narren weiß machen: aber die Nationen ſehe ich ſo an: die nie als ſolche über ſich klar wiſſen, und ſich ihren Platz anweiſen können. Welch herrlich Spiel in dem Gedicht! unter Blumen, Steinen, Liebe, Sternen. Was wollen wir denn am Ende? Erleuchtung: weil wir nicht erleuchtet ſind; und Fragen zu thun haben: iſt nicht der Zuſtand, wo ſie beantwortet ſind, der ſchönſte? und wo wir ſpielten und ſchafften: und, in Ermangelung deſſen, ſolchen vorausſetzen, iſt dichten.

Sehen Sie, ſo ſchrieb' ich, wenn ich mich gehn ließe: darum ſchreibe ich nicht. Ich denke ganz umgekehrt von allen Leuten: und alle Tage umgekehrter. Aber ſo ſelten Sie mir ein ſolches Gedicht mittheilen können, ſo oft darf ich Ihnen auch ſo ſchreiben, und meine innerſten Gedanken zeigen.

Sie ſollen nächſtens indiſche Bilder ſehn; ganze Geſtalt, aber nur wie dieſer Bogen groß; die werden Ihnen dies Gedicht völlig ergänzen: ich verſtand es beſſer daher. Frau von Helvig ihr Vater hat ſie aus Indien mitgebracht. Adieu. Sie kommen bald, baldigſt.

V. will das Gedicht nun auch erſt leſen; ich gedachte es Ihnen jetzt mitzuſchicken.

Ich hätte noch lauter Erläuterungen für meine Meinung, aus des Beſten, Goethens Gedichte geben können. In ſeinem achtbarſten, Iphigenia, mußte er in die Fabel gehen: ſein nationalſtes, Hermann und Dorothea, können nur edle biedre Geſinnungen ſein; und nur, als Schmuck, der draus ſitzt: ſchöne Naturbilder; und die ſind? Blumen, Pflanzen, Liebe, Wärmung. Und ſo könnte ich alle unſre Dichtungen durchgehn. Beſtehen Sie mir das Ehre, mit mir zu ſtreiten.

1826.

Niemand iſt gnädig gegen uns, als Gott und unſer Gewiſſen. Weil kein Anderer uns und die Weiſe, wie etwas in uns vorgeht, kennt. Auch wir lieben nur die, welche wir kennen; und müſſen Alle lieben, die wir kennen. Gehäſſiges bleibt uns immer fremd; und Tadel und Haß ſind nur eine gehäſſige Bemühung und Probe zur Liebe; die dem leidenden ſowohl, als dem thätigen Gegenſtand [illegible] thun. Darum Manche wir nicht zart und behutſam genug damit umgehen: und wir lügen nicht, wenn wir ſie verbergen, und dieſe Verſuche ſo zart anſtellen, als der weiſe Arzt die Werkzeuge ſeiner Kunſt gebraucht. Überhaupt thäten wir gut, einander als erſt Geneſende zu behandeln, da wir ja Alle erſt die völlige Geſundheit des geiſtigen Lebens zu erſtreben haben. Welches wir immer vergeſſen. —

1826.

Es giebt nur Verwunderung, aber keine Wunder. Alles, was endlich geſchieht, muß geſchehen können; alſo hört das Wunder auf mit dem Faktum ſelbſt. —

Wer ſich recht beſinnt; ſtill und ehrlich in ſich; muß gewahr werden: Es ſei mit dem Urſprung und dem Auftrag der Seele wie es immer will, ihr ſind Gränzen zugemeſſen, in denen ſie jetzt lebt. Es fehlen ihr mittenin Stücke heraus, aus ihren Fähigkeiten; wie herausgebrochen. Beſchränkte Farben; beſchränkte Töne; beſchränktere Antworten auf ſchon beſchränkte Fragen, die ſie ſich ſelbſt vorlegt, — und doch ein ſchwaches Wiſſen eines klareren Seins, welches uns wie gleichſam wieder aus dem Gehirn entfällt, — daher Wunder; Wunderbares; Vorausſetzung aller Art; und die höchſte: die eines abſoluten Geiſtes, der Grund ſeines eignen Daſeins und Wirkens iſt; welches wir ſelbſt ſind. —

Das iſt keine Kleinigkeit, die wir erfahren werden! Probe davon iſt: Bewußtſein, unabläugbares Bewußtſein haben; wie ſchon jetzt.

Logau:

„Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt für Früchte Blumen handeln."

Antwort:

Kein Andrer kann mein Thun ermeſſen;
Ich liebe Rieſen mehr als Eſſen.

Winter 1826.

1826.

Ich ſag' es ja ſchon längſt, daß mich bei weitem die meiſten Geſchichtſchreiber zu ennuyiren; zu leſen ſind faſt nur kurze, ächte Chroniken, und ſchwatzhafte Memoiren. Solcher Mann in ſeinem Bücherzimmer hat ſich nur mit dem bekannt gemacht, was dieſe enthalten: und was enthält denn am Ende

ein Buch für den, der den Hergang des Geſchehenen ſich nur zuſammen lieſt, und nicht ſieht und hört, und das Drängen im Gedränge fühlen und ſich abwehren mußte! Im Leben kommt wohl das vor, es iſt wahr, was in den guten Büchern der Geſchichte ſteht; aber in den beſten Büchern ſteht nicht alles, was im Leben ſich ereignen muß. Und gleich fehlt auch ein Mann, ſobald er nur deßwegen handelt, um in den Geſchichtsbüchern vorzukommen; und ſo iſt auch das herrlichſte Geſchichtsbuch komplet leer für den, der ſich nicht in der Welt ſelbſt erſehn hat, was darin aufgezeichnet worden, und beſprochen iſt. Die Wahrheit dieſer Behauptung wird ein jeder an ſich ſelbſt erprobt haben, der ein ſolches Buch zweimal lieſt; in der Jugend, und dann in vorgeſchrittenen Jahren. Auch iſt als Thatſache nachzuweiſen, daß alle wahrhaft große, weiterlebende, auf die Nachwelt gekommene Hiſtoriker und Dichter mitwirkende Männer im Staate, und im Leben mit Andern vielverflochtene Menſchen waren. Bloße Bücherleute werden immer nur wieder zum Bücherwachen gebraucht werden können; und am Ende iſt ihr beſtes Glück, einmal die Nahrung lebendiger, lebenverbreitender Menſchen zu werden. Ich glaube nicht, daß Einer das Daſein der Griechen, Römer, Indier, der Menſchen des alten Teſtaments, verſteht — kennt er auch Zahl der Kapitel, Namen, Jahreszahlen, geographiſche Lage, Pſalmen, Lieder und Sprüche ohne zu Stocken auswendig — wenn er ſich nicht ihr Leben aus unſerm überſetzt; und jene Schätze ganz in dem Schatz und Reichthum des unſern gefunden hat, zu finden weiß; wie er fremde Sprachen auch nur durch ſeine jetzige lernt. Sprache und Leben iſt nur

Entwickelung der Mitgift; die alle Erdenkinder bis jetzt gleich zuertheilt bekommen. Wir können nicht Fragen genug an uns selbst stellen; das Beantwortete immer wieder von neuem erwägen! Nur so schwinden alle vorgefaßten Meinungen, die sich polypartig immer wieder von neuem ansetzen; unverarbeitete Denkmaterie, unorganisirt wie die andere, aus Fleisch und Blut; wildes Organisiren, dem entgegengearbeitet sein muß. Nur gedruckte Geschichte studiren, ist ein solches wildes Gewächs! —

1826.

Das kommt davon, wenn die Aussprüche der Religionsvorsteher in Vernünftigkeit der allgemeinen Überzeugung so weit nachstehn! Daß jeder Schritt des besten Priesters im Sinn seiner Kaste ein falscher sein muß! So hat der Erzbischof von Paris bei Talma Besuche abgestattet, dem er doch den Ausdruck der seiner Überzeugung nach höchsten Nothwendigkeit und gottbedürftigen Unterwerfung zu verweigern einstimmte, und hat erfahren müssen, wie der Sterbende und seine Freunde laut darthaten, daß sie das Verweigerte nicht bedürfen, wie das Angebotene nicht mögen und brauchen können. — Wenn nur ein Punkt Freiheit auf der Erde ist, wo Vernunft eingestanden wird, werden darf, so wird sie sich von da aus schon Platz machen, wenn es auch langsam ginge, und lange dauern sollte. —

1826.

Dramaturgische Blätter, von Ludwig Tieck. Vorrede S. 14. „Wo Natur und Wahrheit in der Dichtung

völlig mangeln, da kann der Schauspieler zwar überkleiden und verhüllen, um die Karikatur wieder zu einem Gemählde gerecht zu machen" u. s. w. — Nur der Bethmann schadete der ungezähmte Beifall, den sie in der Curly z. B. erwarb, nicht. Die Rolle ist ein Unsinn, weil solch Mädchen unmöglich ist, und doch gelang es ihr; „es" als ein Unbestimmtes bezeichnend, ist ihrem Talente besonders angemessen. — Und obgleich man sagen könnte, eben diese Rolle sei der wahre Beweis ihrer vielfältigen Talente für die Bühne, die zusammen genialische Eingebung bildeten, so hat Tieck doch ganz Recht; solche Mißgeburten verführen die Darsteller, und sind sehr verderblich für ein Publikum.

S. 15. Die großen Schauspieler ahndeten nicht allein, daß durch den neugebrauchten Vers die Freiheit, in der sie sich bewegten, gehemmt werden würde, sondern sie fühlten, daß es selten der richtige Vers war, den man ihnen bot. Es kann bestimmte ein ganz zur Situation erforderlicher, in ihr gegebener Vers nicht hindern. Allein zu leicht sind wir Alle mit einem dramatischen Vers aus Vorurtheil zufrieden. Das Vorurtheil besteht darin, daß eine Kunstform dasein soll, unter jeder Bedingung; da doch einen Karakter darzustellen in einer bestimmten Lage die erste vernünftige Bedingung zu einer Zusammenstellung von Karakteren, und deren Handlungen zu Einer verschlungen ein Theaterstück ausmacht. Dies ist so wahr, daß die Bürleske auch darin mitbesteht, daß die Rede und der Vers öfters gezwungen erscheinen, und so der Autor willigend mitspielt: welche Thatsache umgekehrt dies eben bei ernsten Werken als ganz unstatthaft darthut.

Wohl hat Schiller unſern Schauſpielern unendlich geſchadet; wenn er ihnen auch empor geholfen hat. Sage es Tieck nur dreiſt! Aber man kann ſo etwas nicht dreiſt ſagen; nicht weil man als Ketzer verſchrieen und angeſchrieen würde: das wäre zu ertragen; nicht aber die Mißverſtändniſſe und üblen Folgen, in den Heeren von ungehobelten Machwerken, die der Erſte der Boſſe, nicht nur ein anerkannter Tieck, durch ſolch Wort hervorriefe. Schiller, wie geſagt, hat unſre Schauſpieler erhoben, aber nicht immer auf rechter Bahn: und dies eben gefiel dem Publikum und ihnen. Hätte doch Tieck dies Wort vor fünfzehn, achtzehn Jahren geſagt. Möglich war's, denn ich dachte es; und vielfältig habe ich dies ſogar geäußert. Es wäre ſehr heilſam geweſen: wenn man auch ſagen kann, es war ein Weg, den die Nation gehen mußte; ſie wäre auch einen andern gegangen; und von dem hätte man eben ſo geſagt; und mir ſcheint, er wäre ein richtigerer geweſen, und warum ſollte der nicht auch ein ergiebiger ſein? —

Ich las in einem aufgeſchlagenen Werke: Gründe, aus welchen der Untergang der Römer hergeleitet werden ſollte. Da fiel mir auf, was mir immer bei Ergründungen auffällt, die nicht bis auf den Urgrund alles menſchlichen Strebens gehn: und mein Autor kam mir vor, als Einer, der Bewegung erklären wollte, und nun ſagte: „Der Herr ſchickt die Bedienten; dadurch gehen ſie.“

Weimar 1828.

Über Ludwig Roberts Macht der Verhältniſſe. — Wir haben in unſerer Sprache, in dieſer ganzen Art, kein beſſeres Stück: und die Art iſt ächt deutſch, und dienlich und richtig auf der Stufe, wo wir noch ſtehn — mit Europa zuſammen; könnte man auch noch behaupten, — und es reicht mit den Verhältniſſen, die es behandelt, bis an die äußerſten hin, die die Geſellſchaft der Menſchen und ſie überhaupt zu behandeln haben; und ſo iſt es wohl wichtig und erhaben genug. Dabei hat es im Einzelnen ſogar große dramatiſche Schönheiten. Als wo die Mutter zurückkommt; und endlich, aus ihrer Verſchüchterung vor dem feſten Gemahl, und aus ihrer tugendhaft gemauerten Sitte heraus, gehandelt hat; und beim Fürſten war, zu ſpät das Herz gefaßt hatte! — höchſt richtig und tief tragiſch, eben weil es Werkeltag vor Werkeltag ſo geſchieht, und doch in der Tiefe des Muthes, der alle Tugend iſt, ſeinen Sitz hat. Ebenſo, die Scene, wo Weiß am Fenſter ſteht, den Obriſten zum Schuß und zur Entſcheidung erwartet, und die Sterne feſt und lyriſch, und höchſt natürlich, nur glücklich vom Dichter getroffen, anredet. Und ſo iſt eigentlich der ganze Gang des Stücks geſtellt: wie Räder greift's auf die natürlichſte Weiſe ineinander: organiſch richtig, lebendig und fortwachſend in ſeiner Geſchichte. Irrthum gebiert Irrthum, Gräuel Gräuel; und reißt die beſten Keime mit hin: muß ſie verderben. Eine herrliche, ſittengebildete, gelobte Familie; gelungen in der Weltlüge! würde nicht ein Zipfel verrückt von der geordneten Lüge, und entdeckte und erhöbe ſich dadurch nicht die gemordete Wahrheit, die geſtreckt als vermeinte Leiche ſchon

lange

länge zum Schweigen gebracht dalag: aber nun ihrerſeits mordet, um ſich Platz zu ſchaffen! Höchſte Tragödie! Wenn auch „Schickſal", „Vergeltung", Nemeſis" u. ſ. w. nicht genannt werden, und kein Koſtüm nach Alterthum herhalten und Reſpekt einflößen muß! Nicht zu gedenken, was der Dichter Negatives leiſtete: welche Leiden er uns erſparte; durch einfache, derbe, gute, geläuterte, faſſende, wirkliche Proſa. Nichts unnützes wird geſagt, nicht ellenlange Sentenzen; kein lyriſches Zuckerwaſſer von leerer Luft zu hohen Wellen gepeitſcht: kein Goethe, kein Schiller zum hundert- und tauſendſtenmal verkappt, und entſtellt hin- und hergeſchleppt, von einem treulosen Gedächtniß, welches der Dichter Werke nicht einen Augenblick vergeſſen kann; aber in keinem Augenblick ſich dieſes Verfahrens erinnert! —

Donnerstag, den 8. Januar 1827.

— Den Schmerz des Andern kann man einſehen; fühlen kann immer nur jeder auf ſeiner Stelle. Und ſo ſoll's ja ſein, bei der Perſoneneinrichtung! — Mir ſcheint endlich das Reſultat des ganzen hieſigen Lebens für den Geiſt nur dies —: ich ſoll lernen, eine ganz andere Vorausſetzung für die Exiſtenz überhaupt machen, als hier nur irgend eine zu ergründen iſt. Und da ich ſie gar nicht zu machen im Stande bin; ſo kann ſie das Herrlichſte, Göttlichſte ſein! Das iſt mein Paradies, mein Himmel; meine Hoffnung; meine Zuverſicht auf den Geiſt, der meinen ſchaffen konnte und wollte! Lauter jüdiſche Worte indeſſen: bis wir das allerklärende gefunden haben! Bis dahin wundre ich mich über meine eigne Fähig-

keinen Wünsche und Bedürfnisse: das Bedürfniß zum Glücke — ist uns doch der höchste Bürge für dessen Existenz: und so auch mit unserm Schimmerchen von Vernunft.

Den 25. Januar 1827.

Spanisch.

Alles Lügen sind, als Träume;
Ach wie dumm war Nahchen da,
Nur die Träume waren klug!
Außen ist man nur verwirret,
Innen ist man klar und deutlich,
O wie hatten Träume Recht!
Könnten wir nur recht erwachen,
Uns besinnen, Trug verscheuchen;
Ja dem wahren Traum hinab!
Alle Geister sind nur Träume,
Träume Eines Geistes nur.
Uns zurück in diesen finden,
Ist Erwachen nur zu nennen;
Dort auch: das höchste Denken.

1827.

Berlin, 1827.

Es existirt ein großes Desizit. Wir sind abgeschnitten, und leiden Mangel. Und dieser Mangel drückt sich im irdischen Bedarf und Besitz noch Einmal aus. Es ist nicht genug vorhanden für unsre Bedürfnisse: langsam schaffen wir es erst uns selbst, durch Anwendung des Gegebenen. Wir handeln sogar — möchte man sagen — mit Raum und Zeit: die Aufgabe eines Staats, sagt Fichte daher, ist die, den Bürgern Muße zu verschaffen. — Im Denken nur sind wir schon

von einander unabhängig; es kann Einer ſo viel denken, als nur immer möglich, ohne den Andern dadurch daran zu hindern. In allem übrigen aber muß Einer für den Andern leiden; Einer ſo viel als der Andere. Darein willigen, iſt in's Ganze willigen und einſtimmen; das Leiden mindern; welches aus Mangel beſteht. So können wir uns phyſiſche, und andere Schmerzen, deuten. Elemente und ihre Modifikationen können nicht in's Organiſche kommen: phyſiſche Schmerzen; die Leiden, der Mangel, nicht richtig vertheilt werden: Seelenſchmerzen. Sie mit dieſer Einſicht einwilligend tragen, mildert ſie. Ich übernehme etwas in Gottes Natur, wenn ich leide: es wird wohl richtig ſein; am beſten, mildeſten ſo: lindert ſehr.

1827.

Die Gewißheit, daß andere, intenſiv reichere Geiſter exiſtiren müſſen, aus dem unläugbaren Bewußtſein einer Zerſtückelung in uns, eines Abgeſchnittenen — nicht nur Begränzten — welches aus dem Beziehen in uns, ohne auf ein Bezogenes kommen zu können, hervorgeht, dieſe Gewißheit begnügt uns durchaus nicht: und wir ſind rein iſolirt. Mir aber zum Beweis und Troſt iſt die Betrachtung unſeres Verhältniſſes zu den Thieren; auch ſie ſind abſolut durch ihre Beſchaffenheit von unſerm Geiſt geſchieden, — nicht in Raum und Zeit. Wohlthun aber können wir ihnen; nicht allein wir haben das Vermögen dazu, ſondern dem Vollführen ſtellt ſich nichts entgegen, wenn ſie nur vernunft- und gutartig genug dazu ſind. Auch, finde ich, haben ſie einen Vortheil vor uns voraus.

Wenn ſie auch ihren Gott, den Menſchen, nicht verſtehn, ſo ſehn ſie ihn doch; ihr gröberer Geiſt muß mehr unterſtützt werden, kann man ſagen. Ein mich ſehr aufklärender Gedanke iſt der für mich, daß es unmöglich für uns wäre, die Idee von Recht und Unrecht irgend zu imaginiren, wenn wir ſie nicht in uns vorfänden — und die der eben ſo kunſtvollen Beſchaffenheit der Thiere fehlt —; dies bürgt mir für wieder nicht zu imaginirende, höhere Zuſtände und Beſchaffenheiten, und gelangte ich nie dazu!

Hierbei fällt mir das Wort „Bürgen, Bürgſchaft, Bürge“ auf! Einer bürgt für den Andern; die Bürgſchaft dazu iſt ganz gleich in jeden gelegt: Sinn für Gerechtigkeit; Vernunft; und das ſinnloſe, nur Einen Sinn beſitzende, alles belebende Organ, das Herz! Das Herz weiß nur Eins: „Es iſt wie es ſein ſoll, oder wie es nicht ſein ſoll.“ Es nimmt nur blind die Summe auf, und giebt die an. Es beſtimmt, was wir ſollen ertragen können.

An Henrich Steffens.

Mittwoch, den 7. März 1827. 11 Uhr Morgens.

Sonnenſchein; ja, aber melancholiſch iſt er, ſo hell er auch macht: er erregt Vorſtellungen, Erinnerungen, die er nicht erfüllt; durch die Scheiben die angedunkelten Dächer gegen erhelltes Blau zu ſehen, iſt ſchön; und das Ganze der Luft, der Helligkeit, zieht wie Lichter und Lüfte des erlöſten Frühlings durchs Herz; denn, jede Jahr- Monat- und La-

gezeit hat ihre eigne Proportion von Licht und Luft. Aber dies alles geht in unorganisirtem, formlosen, krampfvollem Wetter vor sich, wo eine Art Wind, wie ein toller böser Hund, bis tief unten gekommen ist, und die Erde mit seiner Schnauze gepackt hat und zaust. So ist er — hat man so etwas erlebt! — seit längerer Zeit, jetzt heftig kalt, wenn er aus Süden kommt. Seit mehreren Jahren giebt es nur noch erlöste Augenblicke, wo eine Jahrszeit herrscht, und frei ist, ohne bis in Minuten hinein mit — beinah allen — andern gemischt da zu sein, zu wirken und zu kämpfen. Ich bin der Kampfplatz, und meine ganze Lebenssaat ist endlich davon fast aufgezehrt, zerstört, und hin. Dies fühle ich viele viele Jahre nun schon mit gesteigertem Bewußtsein! Und nun, herrlicher „Arzt des Leibs und der Seele!" werden Sie dies lange Datum verstehn und verzeihen. Auch wird es Ihnen erklären, warum ich nicht gleich nach Empfang Ihrer Antwort an uns schrieb, so nöthig ich dies auch hielt; so vorgesetzt ich es mir auch zum nächsten Tage hatte! Ich leide, und kämpfe mit allgestaltigem Rheuma, der in einem sehr richtig und fein organisirten Körper tobt und haust; wo er das all- und anstimmigste Instrument für seine Phantasieen findet: die nicht er, aber ich begreife. Nichts ist mir daher so wichtig, so gegenwärtig, als Wetter: ja, ich habe die Überzeugung, daß diese Kunde bis zur Wissenschaft steigen wird: d. h. man wird ihren Zusammenhang mit allem übrigen Wissen rein darthun können: und ganz gewiß einst Wetter machen können, wie jetzt schon etwas Medizinen.

Nun will ich, wie ich es immer mache, lieber junger

Ihren Brief Punkt vor Punkt beantworten, indem ich ihn wieder dazu nach und nach lese. Jung, ist ein Liebesbrief hier. Wenn ich mir Sie im Ganzen, in Eins vorstellen will: so habe ich eigentlich ein Herz zu lieben: eines, was jung, offen, lebendig da liegt; von keinem Gerümple der Jahre, oder Klug- und Weisheitseinbildungen verschüttet ist! — denn meines Bedünkens ist das Herz und die Sphäre, welche es belebe, bei Ihnen immer da, — frei ist der Weg von diesem gesunden Herzen nach dem Gebiete der Gedanken! keine Absicht, kein Plan ist gruft- und thurmartig dazwischen; und so muß ich Sie als einen jungen Freund lieben; da ich Sie so sehe.

Dies ist schon die Antwort, auf das Wort, welches Sie aussprachen, daß Sie nie auf äußern Antrieb schrieben, daß Sie alles innerlich erlebt haben. Ich bin ganz beleidigt — verletzt, meine ich — daß irgend eine falsche Berührung Ihnen eine solche Äußerung über Ihr Wesen auspressen mußte, das nicht nur die freundlichen Seher von ewig her von Ihnen kennen müßten; sondern was gar nicht mehr in Frage gestellt sein müßte. Varnhagen — und auch ich — kann es gar nicht verschmerzen, daß er Ihre Rede am Grabe Blüchers nicht hatte, und nicht in seinem Buche hat. Welche Glorie, mit so bewährten Männern wahre Geschichtserzählung verbürgen und verschönern zu lassen! Welch Vergnügen, wahrheitsliebenden Nachkommen Zweifel zu ersparen, indem man ihnen verwahrt, was wissenswerth ist, und zur Klarheit beiträgt; und ihnen in Einem noch mehrere geschichtliche Geschenke zu machen! Ich habe Blüchers Leben noch nicht gelesen. Nur eini-

ges davon während dem Druck.) Welche ganz herrliche Stelle ſteht von Ihnen da, in Ihrem Briefe, über Biographien, über Helden und Männer, und deren Geſchichtsbehandlung! Sie iſt grundwahr: aber nicht wie mit Dinte, nicht nur mit Worten ausgedrückt; ſondern wie Türken mit Blumen ſchreiben, iſt ſie auch in lebendigen Naturgegenſtänden ausgedrückt. Sehr flüchtig, ſehr ſchön, ſehr gründlich? Verzeihen Sie, daß ich Sie ſo loben will. Loben iſt mein dringendſtes, innerſtes Bedürfniß: mein Lob iſt immer ein Beleg des Verſtehns, und das halte ich für ſehr nöthig. Nöthig überhaupt: und noch nöthiger, da ihn ſo wenige gern geben: da es faſt ſo ganz unterbleibt; und ein guter Autor — es ſei welchen Wirkens und Schaffens es ſei — faſt ganz einſam bleibt: und, wird er gelobt, nur von ſchaftiger Partei; ohne Grund, ohne von Ihm erregte Liebe, oder Verſtändniß. —

Lieber, ehrlicher Steffens! Laſſen Sie ſich doch von keiner Kritik anfechten! — Bei Ihnen, der Sie aus innerem Grund ſchreiben, wie Sie ſelbſt ſo klar und wahr zu ſagen wiſſen, einem ſolchen kann man nur eine unweſentliche Kritik machen, eine, die nie dem innern Zuſammenhang, Grund und Kern ſeiner Werke zu nahe kommen, nahe kommen kann; alles was man ſolchen Produktionen, wie Ihren, zu- und abwünſchen mag, iſt Ihnen und Ihrem Werke unbeſchader, ab- und zuzunehmen, je nachdem man Sie überführet haben wird. Mögen die, die aus Plan und Abſicht, aus Eitelkeit, Ehrgeiz, innerer Müſſigkeit ſchreiben, ſich ängſtigen, was Akademieen, Gelehrten-Gruppen, Pachtſchwänzer von ihnen in den Blättern für Volk abdrucken! Hat man denn in mancher Leute

Lobe nicht ſchon angefühlt, daß es gleichbedeutend mit Tadel iſt? Alles beides ohne Herzensblut, welches durch den ganzen Körper muß und will und ſoll; ihn bedingt, und von ihm bedingt wird. — Sie haben nicht ein zu großes Thema, wie Sie ſagen, in eine zu enge Form geſchnürt. Laß ſie brechen! Auch ein ſchönes Schauſpiel! Sie können auch andre erfinden, andre Formen: aber kein „leider" ſoll Ihnen entſchlüpfen! — Laſſen Sie ums Himmelswillen keinen Einfluß dadurch auf die Vorhaben Ihrer Arbeiten einſchleichen! Auch in jedem Freunde ſtoßen wir auf Maſſen, die ſich nie mit ihm, mit uns einigen wollen; die ſind ſchon die Glücklichen, die Begünſtigten, die ſolche Maſſe nur erkennen: machen Sie ſich dieſen Vortheil ganz zu Nutze! Umgehn, umfliegen Sie ſie; gehn Sie nie heran, als an ein ſchon verarbeitetes belebtes Glied, welches mit dem Herzenskern in lebendiger Verbindung ſteht, ſie umarmen zu wollen; wobei nur das harte Anſtoßen die richtige Strafe des Irrthums, des Selbſtſchmeichelns, zu gewinnen ſcheint. Verzeihen, verzeihen Sie verehrter Freund, daß ich Sie belehren will! — —

1827.

Ein in unſerm ganzen Daſein gegründeter Mangel, und alſo ſich immer wiederholendes Grundunglück, beſteht darin, daß wir nur gleichſam die einzelnen Gaben des Zuſtandes der Unſchuld zu genießen bekommen, den Zuſtand ſelbſt aber und das köſtliche Glück, welches in Reinheit, in Ungeſtörtheit, beſteht, nicht eher zu faſſen vermögen, als bis wir in dieſem Zuſtande nicht mehr ſind, und er nur noch für unſere Betrach-

tung, aber nicht für unſer Wirken vorhanden iſt. Daher auch unſer Geiſt immer unſchuldig bleibt; da wir aber hier nicht nur als Betrachtung da ſind, und jeden Tag auf's neue von allen Lebenselementen berührt und ergriffen werden, und ſie wieder behandeln müſſen, ſo erneuert ſich das Unbehagen, und die Sehnſucht nach einem angemeſſenen, reinen Zuſtand für unſere Seele, auch unaufhörlich wieder. Für dieſes eigentlich unerträgliche Verhältniß iſt mir ein Troſt eingefallen; nämlich ein Mittel, den Zuſtand der Unſchuld wirklich mit Bewußtſein zu genießen. Mir iſt es ausgemacht, wenn wir nicht vergehen, und nach unſerm Tode noch uns perſönlich fühlen, ſo werden wir verhältnißmäßig doch wieder in einem großen Mangel ſein, und wenn auch geiſtreicher und im ganzen Daſein beziehungreicher, ſo werden wir Größeres im guten und ſchlimmen Sinn für uns erfahren; dieſes Größere noch gar nicht zu wiſſen, iſt ein Stand der Unſchuld: ſich mit dieſer Unwiſſenheit begnügen, ſich ihrer freuen, heißt dieſe Unſchuld mit Bewußtſein genießen. Dieſen Genuß verſchafft die Thätigkeit des immer reinen Geiſtes. Sollte unſer Zuſtand nach dem Tode bloß ſchlimmer ſein, als hier, ſo gilt dieſelbe Betrachtung. —

1827.

Vernunft iſt das Vermögen — oder beſſer ausgedrückt — die Regel in unſerm Geiſte, nach welcher wir jedesmal von neuem die Regel zum Verſtehen erfinden können. —

Das iſt nun ſo zu verſtehen: Vernunft iſt eine Regel in uns, nicht die wir machen, wir beſitzen ſie nur leidend, wie

ſondern ſie in uns vor; wir gebrauchen ſie nur thätig, als Maß. Sie iſt außerperſönlich, ſie iſt ein Mitgift in uns, die uns antwortet. Die Vernunft antwortet uns z. B. auf die Frage: Was ſollen wir auf unverſtändliche Dinge, als etwa zu einem Wunder, ſagen? Da antwortet die Vernunft: Es muß eine mir unbekannte Regel geben, nach der auch dieſes zu verſtehen iſt, oder nach welcher das Verſtehen unnöthig wird; alſo der Sinn jener noch zu erfindenden Regel iſt ſchon erfunden; nur die Materialien dazu fehlen noch. Daraus folgt nun Demuth, Spekulation u. ſ. w. —

(Mündlich.)

Es war von Frau von Staël die Rede; Fürſt Koslofſky meinte, ſie ſei im Grunde auch eine recht gute Frau geweſen, von ächter Herzensgüte; „Oh certainement, ſagte Rahel, c'est-là tout son esprit!"

Von Talleyrand wurde geſagt, auch er ſei eigentlich gutmüthig, ſeine Eigenheiten abgerechnet, wie die Wechſelwirkung ſeines Weſens und der Welt ſie ihm auferlege, ſei er gar nicht böſe; „Je le crois bien, ſagte Rahel, il n'a pas besoin d'être méchant, la nature l'a été pour lui."

Mai 1827.

---

den 20. Juni 1827.

— Keine Schechner, keine Heinefetter hab' ich gehört: wohl aber einen Halbgott von neapolitaniſchem Tänzer geſehen; Camenga. Der wie ein Merkur herab zu fliegen

ſcheint, wie der ſich etwa in Öde und Stille eine Nymphe haſcht. Er flattert mit den Beinen und Füßen; bei ihm lernt man verſtehen, was das Drehen bedeutet. Ein Erdenfliegen aus Freude der Überkräfte, des Wohlſeins. Welch Biegen bei dem Drehen! Welcher Wuchs aus den Schultern! Wie verliebt, wie rückſichtsvoll gegen ſeine Partnerin; wie ſtolz auf ſie, wie neckend! Verhältniſſe, Zuſtände werden ausgedrückt, nicht ſchwere Pas hergeſagt und mit Füßen buchſtabirt! —

Hegels Encyclopädie. Ausgabe 1827. S. XXIX. „Daß die philoſophiſche Wahrheit nicht etwas nur Einſames, ſondern die Wirkſamkeit derſelben in allen Geſtaltungen (reinern und trübern der Wahrheit) wenigſtens als Gährung vorhanden geweſen." Die wird der Dümmſte nicht los; ja, in den Dingen ſteckt ſie. Geiſter erobern ſie. — Ebendaſ. Anmerk. letzte Zeilen: Hier auf dieſem Punkt paßt nur ein Geſtändniß: keine Sorte Erklärung.

S. 13. „Theils ſind die Anfänge allenthalben Unmittelbarkeiten, Gefundenes, Vorausſetzungen." Die Leiter des Gedächtniſſes weggezogen. — S. 14. Da aber hier „das Inſtrument unterſuchen" nichts anderes bedeutet, als erkennen, wie wir zu erkennen vermögen; ſo wird doch nichts anderes übrig bleiben, als das Erkenntnißvermögen unterſuchen. Friſch drauf los zu denken, bevor wir dieſen Prozeß unternehmen, dazu brauchen wir keinen zu ermahnen: das kann ſogar niemand unterlaſſen. So bleibt doch nichts, als mit Fichte'n anzufangen; nämlich mit der Frage: Wie find' ich mein Ich

vor? — S. 31. „Ich ist in sofern das ganze Abstrakte, das abstrakte Freie.“ Reiht sich hinauf, an das Gewiß-Freie, sich selbst und seines Daseins Grund Fassende. —

Sprüche.

1.

Du sollst nicht rechten und richten,
Du wirst es doch nicht schlichten.

2.

Die Welt ist reizend, dich zu lieben drin.
Sich damit begnügen, ihr innerster Sinn.

3.

Mit Liebe willst du die Welt umfassen?
Du kannst es nicht: sie will sich gar nicht lieben lassen.

4.

Magst du dich nie verstehn!
Die heil'ge Jugend Ihnen nie vergehn!

5.

Vergeblich ist der Wunsch, der Segen!
Lebst du, musst du durch alle Welten dich bewegen.

6.

Von hohem fremdem Geist sind wir besiegt.
Und unser ganzes Dasein so erregt.

7.

Wir können uns nicht lieben lassen!
Ergeben müssen wir uns gehen lassen.

8.

Wenn auch das Ganze mir nicht verstehn;
Desto mehr werden wir auf nächste Schritte sehn.

Mittwoch, den 26. September 1827.

Alle Menſchen waren dereinſt Ein Menſch. Die ärgſte Folge des begangenen Irrthums iſt, dies vergeſſen zu haben; und glauben zu müſſen, wir leiden ungerecht willkürlich. Den tiefern Urſprung aber, den der Möglichkeit des Irrens, müſſen wir einer höheren Einſicht anheim ſtellen. — — Mittwoch, den 26. September 1827. Längſt ſchon erdacht. —

Alle begabten Geiſter und denkende Menſchen haben von je an nur immer daſſelbe ausdrücken können, ſo verſchiedener Bilder ſie ſich bedient; von ſo verſchiedener Weiſe ſie die Welt, oder was ſich in ihr bewegen kann, durch Einfälle darzuſtellen vermochten; und ſo lange nicht anders organiſirte Geiſter erſcheinen, wird das ſo bleiben müſſen. Ein Syſtem erfinden, kann doch nun nichts anders heißen, als die Fähigkeiten des menſchlichen Geiſtes ſelbſt ergründen, benennen, klaſſifiziren, und ihm die Ordnungen anweiſen, nach denen er handeln muß, und worunter auch alle Einfälle (oder Eingebungen), die er haben kann, zu ſtellen ſind. Dies thut Fichte. Wie der Menſch aber ſich das vorſtellen mag, worin er gar keine Thätigkeit ausüben kann, nämlich das Vorgefundene; ſeine Fähigkeiten, die Natur, ſein unwillkürliches Handeln: gehört nicht mehr zu ſeiner Philoſophie und Thätigkeit, zu dem, was ſein Kopf ſich zu ſeinem eigenen Genügen auseinanderſetzen, zum Verſtehn darlegen kann. Das ſind lauter parties de plaisir im höhern Sinn; generöſe Vorausſetzungen; Dichtungen. Alles im höchſten Sinn: wie denn in dem überhaupt nur gelebt

ſein ſoll. — Donnerstag, den 27. September 1827. Bei Franz von Baaders religiöſer Philoſophie.

Immer Gerechtigkeit für Andre: Muth für uns ſelbſt. Das ſind die zwei Tugenden, worin alle andern beſtehn.

den 11. Januar 1828.

Unſer Wollen iſt der Gang,
Nach dem Zwang.
Immerhin, es ſei!
Einſicht macht uns frei.

Montag, den 16. Februar 1828.

1828.

Geſtern den 25. Februar dachte ich morgens in meinem Bette an Frau von °, weil ich ſie nur approbiren kann, und ich doch ſo ſonderbare Eindrücke von ihr erhalten hatte; ſo, daß ich nicht einſchlafen konnte, nachdem ich ſie geſehen hatte. Immer ſtand mir ihr Geſicht vor meinen geſchloſſenen Augen; ja, ich verſuchte mir andere Menſchen Geſicht vorzuſtellen, und es ging nicht: immer kam ihres wieder. (Par parenthese: iſt mir dies nie mit einem Geliebten geſchehn: was doch ſo häufig erzählt und als ſo bekannt angenommen wird. Äußerungen, Arten, Unarten, die konnten mich wohl halbe Nächte und Tage beſchäftigen.) Ich will mir den Eindruck hier aufſchreiben, um ihn in Zukunft an meiner Kenntniß ihrer zu prüfen. Jetzt gefällt mir alles, was ſie ſagt und äußert, ſehr wohl: ſie hat durchaus einen bearbeiteten Kopf — ſeltenſtes Begegniß! — iſt geübt in Dialogen mit ſich ſelbſt; und noch

obenein ſehr gebildet und gewandt im Ausdruck, ohne im mindeſten affektirt dadurch zu ſein, oder an Nachdruck verloren zu haben; zeigt im Geſpräch ſich reich in Beziehungen, und Wendung von einem Gegenſtand des Denkens auf den andern. Iſt gerne wahr; denn ſie iſt es leicht, wo ſie ſieht, daß es angebracht iſt; belebt und belebend, und gewiß noch fähiger, als ſchon ausgebildet. Mit Einem Wort! ich weiß in mir ſelbſt nur Lobendes von ihr; und fand ſie weit, weit beſſer, als ich ſie mir nur irgend, nach allen Erzählungen von ihr, denken konnte. Ihr Geſicht aber iſt ſonderbar: und noch find' ich in ihr nichts von dem: und deßwegen will ich es hier feſthalten. Im Profil kann ſie faſt wie garſtig ſein: fixirt man ſie en face von dem Haar herab — engelhaft ſchön! Das aber iſt das Sonderbare nicht: es liegt in der Formation der Geſichtsknochen, die ſich eben im Profil nicht ſchön zeigen; an den an ſich ſchönen Augen, die den ſüßeſten, vortrefflichſten, freudigſten, unſchuldigſten Ausdruck von ihr annehmen; und an den zu ſchönen Farben für den Bau des Geſichts — welches jedesmal eine grelle Beleidigung zuwege bringt. — Was mir aber ſonderbar vorkommt, weil es mir noch unerklärt iſt, und ſogleich wahrnehmlich war, iſt der wechſelnde Ausdruck ihres Geſichts von drei, vier, verſchiedenen Perſonen, die ungemiſcht hinter einander erſcheinen; (das hab' ich in ihrem Weſen nicht finden können, obgleich ſchon geſucht, eben nach dem Geſichte;) bald ganz hart, leidenſchaftlich, unharmoniſch, nicht von Bildung — innrer — gemildert, gezeert faſt; bald himmelkundig, kinderhaft, ſanft, freudig, vollkommen gebildet. Sollte das doch von den ſchö-

von Höhen, und den minder ſchönen Formen, nachſinnt und Dankt, von Kopfwendung, und der Richtung unſerer eigenen Augen auf all dieſes kommen? Eins iſt ausgemacht: Ihr Mund iſt nicht gebildet — was oft ein faſt unförmlicher doch ſein kann —, aber in ihr habe ich noch nichts geſehn, was dem entſpräche. Es iſt eine ungemeine Frau: und kann auch eine liebliche Kreatur ſein. Es ſoll ihr wohlgehn! ſie verdient es gewiß noch beſonders. —

An Wolfheid Fürſtin von Carolath.

Berlin, den 12. März 1818.

Ihr Geburtstag!

Geliebte Freundin! Unter allen Segen, Wünſchen und Gebeten, ſind Sie auch von den meinigen überzeugt; ſie erſtrecken ſich auf das ganze Jahr und auf Alle, die Sie lieben! Das wiſſen Sie. Koſtbare Eigenſchaften, die Sie vor mir voraus haben, und die den lebendigſten Liebespunkt in meinem Herzen eben deßwegen in entſchiedenen Anſpruch nehmen, möchte ich ſagen, und mit Einer, die ich voraus habe, bewachen; hüten, beſchützen. Mit bändigender Wachſamkeit, — la force de la prudence, auf Deutſch — mit der leidigen prudence; ſie macht leiden, wenn wir noch etwas Beſſeres beſitzen und ſind, als ſie. Sie tödtet: und vieles in uns abtödten, iſt unſre leidige Aufgabe: iſt die Bedingung, wenigſtens die Hälfte davon zu genießen. Wer aber kann dies Grauſame ertragen! ich nicht! Darum wünſche ich: meine

Eigen-

Eigenſchaft möge Ihre Gaben, Ihr Sein, bewahren können: wie denn menſchliches Wohlwollen, Freundſchaft, nichts anderes, als Vertrauen, und Ergänzen ſein kann. So viel iſt gewiß: das Schöne, das Gute in Ihnen hat ſeine Ruheſtätte in meinen Augen, in meinem Herzen: und wie Sie ſich äußern mögen; ich weiß es daher zu leiten, und muß es als von daher fließend anſehn: und nicht ich allein; Sie haben noch andre Freunde; wenn auch jeder das Schöne nach ſeiner Herzensweiſe ſieht. Ich gebe meiner den Vorzug, weil ich ſie eben fühle; das thun die Andern wohl auch. Sehn Sie, theure Fürſtin, dieſe gewichtigen, ſüßen Worte als mein Angebinde an! Sie enthalten Frühlingsblumen; und Früchte — durch innigſte, entſchiedene Wahrhaftigkeit. —

Geben Sie ſich in dem gewühl- und gefühlvollen Tag keine Mühe mir zu antworten! Wenn es angeht, komme ich noch einen Moment: ſehe Ihnen in die guten Augen; und küſſe Ihnen, wie ich Kindern thue, die Hand.

Dienstag, den 18. März 1828.

Frau von K. iſt von allen Frauen, die ich je gekannt habe, die geiſtvollſte; ihr Geiſt hat wirklich wie Flügel, mit denen ſie ſich in jedem beliebigen Augenblick, unter allen Umſtänden, in alle Höhen ſchwingen kann; dies iſt ein abſolutes Glück, und ſie fühlt ſich dadurch ſo frei, daß ſie nach dem erhabenſten oder tiefſten Geiſtesblick öfters lacht, wo es gar nicht hinzugehören ſcheint: gleichſam, in dem Gedanken, daß es etwas Komiſches hätte, nur in der eben erblickten Sphäre verweilen, oder gar bleiben zu wollen: flugs nimmt ihr Geiſt eine andre,

öfters entgegengeſetzte Richtung, und thut da wieder Wunder. Auf dieſe Weiſe giebt ſie ſich auch getroſt, und eben ſo frei, hergebrachten Meinungen, Vorurtheilen, beliebten, herrſchenden Formen des Seins und Denkens hin: ſie kann doch lachen und vergnügt ſein. Ein wenig lüftet ſie die Flügel: und die leere Laſt ſinkt zu ihren Füßen, an den Boden: und die edlen Gedanken nehmen ihren Flug.

Frau von A. iſt von allen, die ich kannte, die geiſtreichſte Frau. Man möchte ſagen: ihr Geiſt hat die meiſten Wendungen. Ihr Geiſt hat ſie, nicht ſie ihn. Was wir Ich nennen können, iſt nur der Zuſammenhang unſrer Gaben, und die Regierung derſelben, die Direktion darüber. So wie Frau von K. jeden Geſichtskreis als ſolchen verlaſſen und in der Gewißheit, einen neuen zu finden, freudig ſein kann: ſo leuchtet, oder blitzt wenigſtens, bei Frau von A. Mißvergnügen gegen das eben Gefundene hervor, und dieſes ſpornt ſie an, um jeden Preis Neues hervorzufinden; — dies Verfahren aber kann nicht immer ohne Störung vorgehen.

Den größten weiblichen Karakter, den ich je gekannt, hat Gräfin Joſephine P. Nichts hat ſie abgehalten, nach ihrer Überzeugung zu handeln; und nie war ſie darin geſtört. Auch die iſt freudig: und durchaus ehrwürdig.

Der einzige methaphyſiſche Kopf, den ich je unter Weibern kennen lernte, iſt die Großherzogin Et. v. B. Unter allen Umſtänden zum Denken aufgelegt, und fähig. Unwillkürlich zu jedem Geſpräch darauf hinarbeitend. Und auch, wie die andern Hohen, nur ſtörungsweiſe nicht immer in

den höchſten, heiterſten Geiſtesregionen; in jedem Augenblick aber dahin zu verſetzen.

Alle dieſe Frauen haben noch tauſend angenehme, liebe Eigenſchaften: jede nach ihrer Art modifizirt; Talent, Verſtand, alles. —

(Widerruf.)

Ein geiſtreiches Fräulein, in ihrem Kreiſe ſeit langen Jahren wegen ihrer unerſchöpflichen Witzworte und ſcharfen Wortſpiele berühmt, heirathete endlich einen ſehr wackeren jungen Mann, den ihre Lebhaftigkeit ſehr angezogen hatte. Nach einiger Zeit ſprach man gelegentlich von dieſem Paare manches Günſtige. „Aber ſie iſt gar nicht witzig mehr!“ bemerkte jemand. — „Was hat ſie noch nöthig, witzig zu ſein, fiel Rahel lebhaft ein, ſie iſt ja glücklich!“

Den 29. März 1820.

An Adelheid Fürſtin von Carolath.

Dienstag Vormittag, den 28. März 1820. 12 Uhr. Dichter, großfleckiger Schnee, von Norden getrieben.

Theures, liebes, herzvolles, hier geliebtes Adelheidchen! Sehen Sie, liebe Fürſtin, an dieſer überſtrömenden Anrede, wie es bei uns ſteht. Gleich geſtern hätte ich Ihnen geſchrieben: ich konnte die Gewißheit, Ihnen nichts mehr ſagen zu können, nicht ertragen, und hätte das leidige Erſetzungsmittel gleich gebraucht; aber bis 9 Uhr glaubt' ich, jeder Wagen ſei der Ihrige. — Bald kam V. zu mir, dann ich zu ihm:

immer Adelheid und Adelheid. Wie Sie ſind, was Sie werth ſind; was wir verlieren, wie einſam wir ſein werden, wie bevſerlt ſie war, iſt. Dieſe große Freude hatt' ich in meiner Wehmuth (ja, Wehmuth erfind' ich hier, das iſt der Zuſtand; Wehmuth des Verluſtes), daß B. ſeine noch weniger verbergen konnte als ich. — Wir beſtärken uns alſo in der reinen Liebe für die lebendige, zarte, liebe, menſchenfreundliche, gottgeſinnte Adelheid. Das freut mich für Sie und mich! Bleiben Sie ſo, geliebte Fürſtin: bilden Sie das Beſſere immer ſtärker, reiner in ſich aus: pflegen Sie es halsſtarrig, möchte ich ſagen: die Welt überhaupt, die vornehmere beſonders, hindert uns daran, ſtört uns darin. Generaliſiren Sie Ihre Zeit, möchte ich wieder ſagen: ſehen Sie nicht auf einen Abend, eine Stunde, ein Erſcheinen, ein Rechtbehalten, eine Zuſtimmung, einen Sieg. Fragen Sie beſonders ſich: in uns iſt die wahre, die einzige Antwort, auf die wir hören ſollen. Nie hab' ich eigentlich einen Andern beleidigt, oder ihm Wort gebrochen, (antworten Sie mir auf dieſen Punkt nicht'), aber mir ſelbſt: und mit harter, langer Strafe; d. h. mit nothwendiger, unausbleiblicher Folge. Sei Ihr Leben ein Ganzes, wo Ein Augenblick dem andern in richtigſter Folge entſpricht! das wünſcht die Freundin, das möchte ſie Ihnen ſchaffen helfen! und dies allein verführt ſie zu dieſer Ermahnung. Sie ſind ſo vielbegabt; ich möchte dieſe ſo herrlich-koſtlichen Geſchenke pflegen helfen; und Ihnen erſparen, was ich durchmachen mußte, und wohl verſäumte. Pardon! —

Frühjahr 1828.

— Varnhagen lieſt in ſeiner Krankheit mit wahrer Begier und zu genußreichem Troſt in Humboldts Reiſe; viele Bände! Er iſt ganz entzückt und geſtärkt davon, und ſagt zu mir: „Weißt du, was Humboldt eigentlich iſt? Man lernt ihn hier ganz kennen: ein Held, — ein Menſchenfreund, — und dazu noch ein Wiſſer; was man zuerſt und zuletzt nennen kann, da er durch dieſe Eigenſchaft überall voranſteht, ohne daß man ſie in ihm voranzuſtellen braucht.“ — Wie mich das freut! —

1828.

Es iſt köſtlich, das Leb Mi geſalle,
Doch ſei es der Inhalt des Lebens,
Und nicht ſein Erlalle!

1828.

Laß es! dein liebes Herz, laß es geſunden!
Der erkennende Freund, er iſt geſunden.

[illegible]

Von einer geziertten Dame: „Sie ſieht aus, wie ein in Weingeiſt aufbewahrtes Nieſen einer ſchönen Frau.“

E. Was ſagen Sie dazu? N. heirathet die junge D!

N. Es geſchieht Beiden Recht!

Man ſagte von einem Fräulein, ſie ſei gemüthskrank, und zwar aus Liebe zu einem alten General: „Da iſt ſie ja nicht toll aus Liebe, ſondern liebt ſchon aus Tollheit.“

1828.

In ein Stammbuch.

Möcht' ich doch ſchier verkehrtem Rath die geben,
Der paßt für das verdrehte Leben;

fand ich vor langer Zeit in einem Buche: es fiel mir auf, weil ich es nicht ganz verſtehen konnte. Aber: wird dem Eiteln nicht willfahren? Werden große leere Anſprüche nicht meiſt erfüllt? Gelingen nicht die dümmſten Pläne? wird Beſcheidenheit nicht vergeſſen; bleibt ſie nicht unbeachtet? Iſt irgend ein Ereigniß zu berechnen? Herrſcht nicht der Hartherzige, der Strenge? Rechnet Einer in der ganzen Natur unſre Leiden, unſre Opfer? Behalten wir ſie nur ſelbſt im Gedächtniß? Scheint nicht alles verdreht, bis wir es umgekehrt?

Jetzt las ich wieder in einem Buche:

Es iſt nichts zu verändern hier auf Erden,
Wir ſelber nur, wir müſſen anders werden.

Dieſer Spruch half mir den erſten verſtehn: und vielfältigen Gewinn erlangt' ich dadurch in mir: an dieſen wünſch' ich Ihnen Antheil, darum erhalten Sie dieſe Zeilen von mir. —

1828.

An Ludwig Robert.

Herbſt 1828.

— Ich muß dir doch ſagen, daß Varnhagen von Graf B. ein Exemplar kleiner Gedichte geſchenkt bekommen hat, die zwar gedruckt, aber nicht für's Publikum beſtimmt ſind. Ich ſchreibe dir einige ab. Einige, zarte Überſchriften für Gräber, ſowohl der Heiden als der Chriſten; im ſchönſten menſchlichen Gefühl gedacht; in reiner Klarheit anſpruchslos ausgedrückt. Der edle Geiſt ſpricht überall daraus an, wenn auch der Dichter es damit nicht auf Überſchwängliches angelegt hat. Soviel weiß ich, auch als Dichter möcht' ich dieſe ſinnvollen, aber gediegenen Sprüche noch immer lieber gemacht haben, als die meiſten der künſtlichen, in der Treibhaushitze gezogenen Gedichte, die man mir jetzt zu bewundern geben will. —

Oktober 1828.

— Haben Sie die vollendete Rede Humboldts geleſen, zur Eröffnung der Geſellſchaft der Naturforſcher? Ein gelungenes Meiſterwerk; eine Ehre; erſtlich für unſre Sprache; dann für unſre Nation, dann für uns Preußen. Vive le Roi! Vive *notre* constitution! wo ſolche Früchte wachſen. O! wie ſtolz, wie glücklich konnte man durch und für Andre ſein, wenn das Ganze immer ein Ganzes wäre: berechnet wie eine Organiſation, für alle Theile; weiſe, gütig, glücklich. Nun, es rückt ja! Machen Sie ja, daß Mama, und auch Fürſt P., die gehaltene, elegante, gediegene, abgefaßte Rede leſt! —

An Leopold Ranke, in Venedig.

Berlin, den 7. November 1829.

Guten Morgen, in Italien! In Venedig iſt es in den Zimmern unleidlich kalt, weiß ich von einer Freundin; wegen Ofen- und Kaminloſigkeit. Hier, jetzt, Sonnabend, Dreiviertel auf 12, haben wir, nach unleidlichem Nordoſt-Wind, Schnee, Trübe, Glätte. Mich zerwühlt dies, wie ſchlappe Gewitterhitze; unſer täglich Sommer- und Winterbrot. Nichts war gut als Muskau. De plein pied aus einer Glasthüre in für mich gebraute Luft: erquickende: liebe Freunde, keine göne; mein Kind Elischen mit mir: viel Fahren: genug allein: hinlänglich Zerſtreuung. Viel für's Aug; und, da das Ganze von Fleiß und Gedanken herrührt, Nahrung für die. Alſo Erholung, von der mein Körper, den ich dort erſt wieder als ſolchen kennen lernte, noch lebt. — Ich freue mich, daß Sie ſo vergnügt ſind: genießen Sie ja die Luftſorten recht! Ich weiß nichts Beſſeres. Lernen Sie recht ſchön Italiäniſch ſprechen! Daß Sie Menſchen und Dinge gehörig ſehn, das weiß ich. Ich konnte bei all meinem Geiz Ihnen doch vom Miniſter von Reden keine dünneren Briefe ſchaffen: ich ſagte es, und ſchreib's den andern Tag: vergeblich. Schleiermacher war ſchon gewitzigter, alſo auch weichöhriger. Nicht wahr, ich bin expeditiv? Ritſch ratſch; in zwei Tagen hatte ich meine Briefe: eine Migraine dazwiſchen von einem in Roſenöl getränkten Brief von Frau von Zielinski; die mir definitiv abſchreiben mußte. Ein Feſt war es für mich, ſie wie in Abrahams Schooß Einmal ohne Wirthshaus, Lärm, Koſten, mit

Bequemlichkeit bei mir ruhen zu laſſen. Alles ſtand drei Wochen eingerichtet: heute wird es demolliert. Ich habe die reiche Gabe vom Himmel zur Mitgift: daß ich Menſchen durchſchaue; und da liebe ich vor Vielen, auch Viele. Die Z. hat an mir ihren Mann gefunden. Ein verſatiler, vegetations- und kombinationsreicher Kopf. Wahrhaft in Selbſtunterſuchung; noch zu viel Meinung von Andern. Sie iſt beſſer und eben ſo gut: das müßte ſie wiſſen; und im ſich Gleichſtellen, würde ſie mit Eins feſter, und feſt ſtehn. Sie iſt eine intellektuelle Büßerin; ganz ohne Sünde: d. h. nur mit unſer Aller. — Bettine verführt mich, ſo wie ich ſie ſehe: ich ſehe ſie jetzt nicht. — Viel Glück! und meinen beſten Segen! —

Januar 1820.

Der Kunſt Beſtreben iſt, alle Bedingungen, unter welchen die Forderungen der menſchlich-geiſtigen Natur befriedigt werden, zu erfüllen; vornämlich durch Vorſtellungen eines beſſern Zuſtandes, als der iſt, in welchem wir uns befinden können, — wenn auch nur durch ſolche Bilder gezeigt, die uns an dem Zuſtand, den wir ewig erſtreben müſſen, verhindern. Dies geſchehe nun durch Bilder — jeder Art — oder durch die Rede — jeder Art —, durch Vorſtellungen, die ſich auf leibliches Daſein, oder auf das von unſern Gedanken hervorgebrachte beziehen. Kunſt iſt nichts als das Kinderſpiel der Erwachſenen. Sie ſind bemüht, ſich ein Daſein vorzuſpielen, welches ſie nicht erreichen können, über welches ſie keine Herrſchaft haben. Dieſer große Trieb, dies unabweis-

bare Bestreben, dieses Suchen nach einem Surrogat, dies Neubilden — ist auch schon in Kindern höchst ehrwürdig, gar nicht scherzhaft, sondern tiefer Ernst.

An Braunbagen, in Bonn.

Frankfurt, den 7. März 1829. 11. Uhr Morgens.
Vielliebes Bettel — alles gut: Bitte zu hören.
Auch der März wird nasse. Aber in Einigkeit
und Freuden ist es auch so.

— — Deine Briefe aus Bonn erquicken mich; da du es darin zu sein scheinst — eine Phrase, die dir nicht aus der Feder gehoben wäre: erquicken, und erquickt, unter Einer Kappe: siehst du, ich lerne was; „haben mich erquickt," hätte ich setzen sollen. Habe Vergnügen, freue dich, lebe: Sonnenschein kommt dir zu, und frisches Leben! Dann habe ich Vergnügen; und wir werden das alles zusammen haben! Ich habe Mittwoch Paganini gehört. Lies womöglich was gestern in der Spener'schen Zeitung darüber steht. Ich kann gar nicht errathen von wem: und das ist ein Trost. In nichts könnte ich dieser Beurtheilung widersprechen: manches noch hinzufügen; alles anders ausdrücken (ich werde es auch aufsetzen). Ein Wesentliches hat der Verfasser, wie noch alle Beurtheiler, nicht bemerkt, und ein sehr auffallendes, befremdendes! Paganini spielt durchaus auf einer einzigen Saite besser, als auf allen. Richtiger, sicherer, reiner, heimathlicher, kühner: und daher mit der meisten Laune, mit dem dramatischesten Ausdruck. Seine Geschichte mag sein, welche

ſie wolle, ſo iſt mir gewiß: er befand ſich längere Zeit nur im Beſitz einer einſaitigen Geige. Er ſpielt auf dieſem Inſtrument eigentlich nicht Geige. Er hat nicht Rode's, nicht Durand's, nicht Haake's, nicht Biornowich's Ton, noch Töne. Aber er ſpricht, gradezu; er wimmert; er ahmt Wetterwetter nach; Nachtſtille; Vögel, die vom Himmel kommen, nicht die zum Himmel fliegen; kurz, Poeſie. Er ſpielte die Preghiera aus Moſes von Roſſini; alle Stimmen, wie ſie nach und nach einfallen, und dann zuſammen. In Himmelsſphären. Und ich ſchwöre dir! daß ich gezwungen war, immer des Harfenſpielers Lied: „Wer nie ſein Brot" dabei zu wiederholen, zu ſchaudern, zu weinen. Es war es ganz. Und nun genug. Das Parterre im Saal war nicht geneigt zu applaudiren. Aber mußte. Ich habe die, die ich, als er empfangen wurde, vor mir ziſchen ſah und hörte, in Applaus ausbrechen ſehn: der Hof, alles hieb in die Hände, der * in „les autres aussi," wie l'avare von Molière. — Er liefert jedem Bewunderung: und ſollte es auch nur Verwunderung ſein. Er ſieht alt aus, betrübt, verhungert, und luſtig. Eine Miſchung vom ſeligen B., Oken und Wieſel, und meinem Leinewandsjuden, dem alten Mann; das Ganze neigt mehr zu dem letzten. Dieners wie aus der Urwelt: alles lachte; er auch. Pantomime dabei; im Ganzen beſcheiden. —

— Wie ſchön beſchreibſt du die Herren Gelehrten und alles aus Bonn! Wenn Hr. von Schlegel denkt, daß er mir nicht zu antworten nöthig hat, irrt er: ich nehme dergleichen übel, und nehme meine Rache. Exempel R. —

Das arme liebe Kind! Geſtern, als ſie kam, ſagte Dore,

du seist da: hat sie sich ordentlich erschrocken. Ich leide den häßlichen Spaß nicht mehr. Adieu, mein lieber einziger Freund! Weißt du, ich komme mir ordentlich wichtig vor, seit du mich so lobst, so missest, mich deinem Glück so nöthig preisest. Ich will auch recht artig sein; und immer besser werden. Gestern Morgen war erst H. dann G. bei mir. Ersterer, wie er war. G. komplet liebenswürdig. Bloß um mich Lügen zu strafen: nun wird er wieder unleidlich sein. Er grüßt schönstens. —

März, 1829.

Nur durch Liebe und wahre Gottesfurcht können die Menschen in das Herzenselement zurückgeführt werden. Gottesfurcht besteht in der Einsicht, daß wir Alle von ihm herkommen, und gleich sind, und gleich gut und schlecht behandelt werden sollen! Täglich bekomme ich mehr und mehr Belege dafür; ein empfindlich Herz ist eine Gottesgabe: das öffnet die Pforten dieser Einsicht; das brachte ich mit. Dies ist aber auch mein ganzes Talent; für alle andre, die ich nicht habe. O welch Surrogat!

April, 1829.

Rosen wurden Brücken, sie führten mich in's Leben,
Rosen waren Wunder, Heine hat so mir gegeben.

(In großer Krankheit, wo die unaufhörliche Erfrischung des Gesichts und der Hände mit befeuchteten Rosen, welche der Genannte in schönster Pracht und Fülle gesendet hatte, die ersten Empfindungen eines heilvollen Übergangs bewirkte.)

Freitag, den 1. Mai 1829.
7 Uhr Morgens, in meinem Bette.

Ich war vor Gericht, liebe Minna; ich ward frei gesprochen. Das große Leiden; meine inneren Zustände; mündlich. Ich grüße Sie aus beſtem Herzen! Ich dachte an Sie. Aus dem Frühling iſt nichts geworden: aus unſerm gar nichts. Gott will es ſo: und ſomit ich auch. Ganz ſtill und ergeben. Für Sie mit; Menſchentochter! Ich habe wahrlich gelernt ergeben ſein, und alles Gewünſchte Gott — mehr vertrauender, als meinen Herzensſtrömen — zu Füßen zu legen. Grünes ſehen (!!!) — auch. Mehr hab' ich nicht; mehr kann ich nicht. Aber Athem holen, das muß ich. Der war weg. Sagen Sie ja niemanden, daß ich dies ſchrieb! Vor einigen Tagen konnt' ich's noch nicht. Adieu. Im Laufe des Sommers führt uns Gott wohl zuſammen. Von mir kein Plan mehr! Adieu Minna! Ich denke Ihrer, wie Sie ſind. — Grüßen Sie Mama und Frau von Wiſmann. —

III.

Wilhelm Meiſters Wanderjahre. Zweites Buch. Neuntes Kapitel, gegen Ende. (S. 170. der kleinen Ausgabe). „Solche Gaukeleien fanden wir durchaus gefährlich, und konnten ſie mit unſerm ernſten Zweck nicht vereinen." Darum ſag' ich immer: Ein Europäer kann nur zur Erholung in's Theater gehn. Weil Europa noch nicht eingerichtet, wie dieſe Provinzen, ſonſt, wirklich, fiele Theater aus. Und, dennoch nicht: hätten die Provinzen auf's gewünſchteſte gewirkt, ſo

bliebe doch noch Raum für Wünschenswerthes, und Drang zu Bewegung der Seele: und wo dieses besser finden, als in Darstellung, im lebendigsten Stoff — des Menschen selbst — in Anschauung der bewegten Menschenseele selbst; welches Anschauen zu bewirken alle Künste und Handwerke Unterstützung bieten müssen. Theater kann sehr schön sein, wenn es sich auch jetzt so verkehrt zeigt. —

S. 172. „Denn so wunderlich ist der Mensch gesinnt, daß er von dem Unwerth irgend eines geliebten Gegenstandes zwar überzeugt sein, — aber ihn doch nicht von Andern auf gleiche Weise behandelt wissen will; und vielleicht regt sich der Geist des Widerspruchs, der in allen Menschen wohnt, nie lebendiger und wirksamer, als in solchem Falle." Nicht aus Widerspruch möchten wir in solchem Fall widersprechen, sondern weil wir einen — oder viele — nicht leicht auszusprechenden, oder leicht angehörten Grund haben, die gründlich verworfene Sache, wovon die Rede ist, auch zu lieben, zu wünschen, zu schätzen. Oder kann leicht ein Zustand gefunden werden, in welchem unsre Gerechtigkeit, Neigung und Überzeugung mehr in's Herz zurückgescheucht wird, als in solchem Fall? Daher der falsche Schein des „Widerspruchs-Geistes," der „in uns Menschen wohnen" soll. Wir thun uns oft Unrecht. Wie lange schon möchte ich solche anscheinende Fehler der Menschen wie ein französischer Advokat die Verbrecher vertheidigen; aber nichts verkehren, wie die oft müssen.

An die Gräfin Egarre, zu Stockholm.

— „Daß man die Unſchuld und ihr Bewußtſein nicht zuſammen haben kann, das iſt das Unheilige in der Welt —. Ich nenne Unſchuld, wenn man das rechte Unglück nicht kennt: dieſe Bekanntſchaft infamirt: ich laſſ' es mir nicht ausreden! Man iſt kein reines Geſchöpf der Natur mehr, kein Geſchwiſter der ſtillen Gegenſtände mehr; wenn man einmal aus Schmerz in Verzweiflung gern ſeine Exiſtenz gegeben hätte, um nicht ſchmerzfähig zu ſein: wenn man alles, die ganze Natur, für grauſam gehalten hat. Nun ſind zwei Anſichten der Welt vorhanden, und die uns am natürlichſten iſt, die natürliche, iſt eine künſtliche geworden! — Wie viel Frauen können wohl dadurch unglücklich werden? Und die dummen Dirnen ſprechen alle!" — Vor dreißig Jahren geſchrieben und noch Wort für Wort zu beſtätigen! —

— Ich habe nie aufgehört, theure Freundin, auf dich zu rechnen. Du biſt es, die mir fehlt, die mir immer fehlen wird. Leb wohl! Vielleicht ſchreib' ich einmal eine ſchöne Laune für dich ab, wenn ich ſie habe. —

Es ſcheint noch gar nicht bekannt, daß zum Verliebeſein ein immerwährendes Verlieben erfordert iſt; ſo wie dies nicht mehr Statt finden kann, geht der Zuſtand ein. Liebesleute — verehlicht oder nicht — verlangen meiſt eine unbedingte Liebe; ſie mögen ſein und machen was ſie wollen; der Andre ſoll vor Empfindung krepiren. Angelus Sileſius ſagt: „Gott ſchafft die Welt annoch," und ſo thut Amor der Bube.

1829.

An Adelheid, Fürstin von Carolath.

Berlin, den 18. Juni 1820.
Schönes, dunkles und helles Wetter, nach einem gestrigen Gewitter erkühlt.

Theuerste Fürstin! Liebe Freundin! Ich finde es frevelhaft, auf einen so lieben Brief, als der Ihrige, nicht eher geantwortet zu haben; nicht grade von mir frevelhaft, aber daß es geschehen mußte. Wie in eine schöne Landschaft, in ein gerettetes Still-Leben darin, mitten in Frühlingsarbeit der Atmosphäre, ließ mich Ihr erwünschter Brief hineinschauen, und mitleben — fast mein ganzer Frühling — dankenswerthes und erkanntes Gemählde: doppelt müssen wir dem Himmel danken, der Ihnen diese Insel von Glück verleiht, und auch das Anerkennen dieses großen Looses in die Brust gepflanzt, und Ihnen die Einsicht dazu geschenkt! Möge dies so bleiben! Gerne hätte ich das mitgenossen! Aber ich war noch zu hülfsbedürftig nach meiner großen Krankheit. — — Amüsant ist's jetzt nicht bei mir; bloß sehr gute, gut gepflegte Luft, offene Zimmer, Blumen. Menschen sehe ich wenig: sie haben sich's während meiner Krankheit und Konvaleszenz abgewöhnen müssen; und leicht geschieht solches. Doch hatte ich acht Tage eine Freundin vom Lande, Fräulein von Brandt, aus unserm Sachsen, aus Schmerwitz bei Kroppstädt, bei mir. Sie blieb acht Tage — zu Pfingsten — und es war mir ganz bange, als sie weg war; komplet gebildet — nicht nachsprechend, eingelernt, verständig, vernünftig, lesend, urtheilend, praktisch auf dem Lande bei dem begüterten Bruder thätig; die Güte, Ein- und Nachsicht selbst; zu schweigsam für den

in-

innern Vorrath. Sanft, nicht ganz jung; war ſehr hübſch. Generalin Zielinski iſt auch zur Brunnenkur hier: ich ſehe ſie viel: ſie fährt öfters mit uns aus: ich alle Tage, da ich nicht weit gehen kann, aus muß, ſoll, und will. Auch werde ich wohl noch eine Reiſe machen müſſen nach einem Bade. Nicht Muskau iſt mir verordnet! — So lenkt Gott alles nach ſeinem Willen, und gewiß am beſten. So denken Sie ja feſt, und fromm. Ich habe ſehr dem Himmel zu danken, nicht nur für mein Geneſen, ſondern für die guten Gedanken, die mir Gott erlaubte in meiner höchſten Noth: in unleidlichen Zuſtänden; ſechszehn Tage und Nächte ohne Luft. V. und Dore flehend mich gehalten. Jetzt weiß nur Gott, was ich litt: in der Krankheit nur zwei; Er, und ich, die einzige Kreatur; kein Arzt, kein Pfleger, trotz daß ſie vergehen wollten! meine Seele iſt zu klein und ſchwach, dergleichen zu behalten. Auch iſt es unnatürlich: unſer Organismus iſt für einen beſtimmten Zuſtand; ſinnvoll, zum Sinnvollen eingerichtet; der auseinandergeriſſen — iſt Unſinn; den zu fühlen, Schmerz. Genug! — Ich bin etwas im Innern verändert nach dieſer Krankheit, benennen und bezeichnen kann ich die Veränderung noch nicht. Ich fühle mich wie beleidigt; und bedarf einer Satisfaktion durch ein événement: und doch bin ich bis zum Tod reſignirt und gefaßt: mitteninne ſehr munter, alſo ſchwankend, und unausſtehlich. So etwas wie ein Geiſt, der ſich noch ſeinen Reſt leben ſieht. Kurz, nicht zum beſchreiben: noch nicht wenigſtens. — Gerne möchte ich Ihnen würdig für Ihr Schreiben, Ihren Antheil danken: und doch kann ich's nicht: es preßt ſich im Herzen und will nicht

heraus, glimpf und ſchön, wie bei Ihnen. Dafür will ich Ihnen unterdeß ein Vergnügen ſchaffen: leſen Sie die Gedichte des Königs von Baiern, die haben in der Konvaleſcenz meine Seele erfreut. Nicht eine Flauſe, nichts Nachgeſagtes. Alles ſelbſt gefunden, erfunden, durchaus edel, voller Herz und Leben. Liebe iſt eine wichtige, die wichtigſte Angelegenheit für dies Herz: Menſchenliebe ſteht ihr nicht nach. In den Jahrbüchern der Litteratur iſt er würdig recenſirt (von Wilhelm Neumann), wie jeder andere Litterator; dieſe Ehre verdient er ganz. Ich nahm die Gedichte mit dem größten Vorurtheil zur Hand; ich dachte: neueres Geſchwätz, wie alle: aber das iſt an ihm herabgefloſſen, wie Regen und Wetter an einem hohen, feſten Fels. Ihr Landsmann wird Sie freuen. — —

An Frau von Horn.

Sonntag, den 11. Oktober 1829.

Meine wohlgeneigte und wohlbegabte Freundin! Sie ſollen ſelbſt ermeſſen, wie lieb mir Ihr Schreiben ſein mußte, wenn ich Ihnen eine kurze Rechenſchaft gegeben habe, wie das, was Sie laſen, entſtanden iſt. Obgleich ich ſeit einer Anzahl Jahre beinah nicht mehr ſchreibe, ſo hat wohl Voltaire und ſeines Gleichen nicht mehr Briefe und Billete ausgehn laſſen, als ich in früherer Zeit. In dieſer Zeit aber wußte ich nicht, was ich that: und hätte ich darüber etwas gemeint, ſo wär' es wohl dies geweſen, zu glauben: ſo ſchrieben alle Menſchen, ſo viel, und was ihnen einfiele. In die-

ſem, vom Himmel verliehenen Unſchuldswetter lebt' ich bis auf den kleinſten Reſt meine Jugend durch; obgleich ganz im Anfang derſelben, zum zwölften und dreizehnten Jahr, meine Handbillettchen und Geſchwiſterbriefe Lachen und Redens genug erregten: ich glaubte ſtets — welch Glück! — dies läge nur an den andern Leuten: die wären ſo ſonderbar, und verſtänden nicht recht was ich ſagen wollte; auch weil ich's nicht ſehr gut ſagen könnte; übrigens wären ſie und dächten ſie wie ich. Dabei blieb ich — bis zur Schande lange —, nur jeden Fall ſah ich einzeln ein, wo das anders war. Mein Glück! einziges, größtes. Von Jugend an, ging es reich, und der Wahrheit gemäß in mir her; Natur wirkte ſcharf und richtig auf ſcharfe Organe; ein felſenfeſtes, empfindliches Herz hatte ſie mir mitgegeben, das alle andre Organe immerzu, und redlich belebte; — der Kopf war für tieferes Bedenken und Auffaſſen gut; — beinah keine Grazie nach außen. Da konnte es denn nicht fehlen, daß ich alle Kelchchen und Kelche, bitter und ſcharf gefüllt, austrinken mußte; kein Keulenſchlag, kein Nadelſtich, kein Nagel, kein Haken, wurde mir erſpart; nichts Verkehrtes verſäumte mir zu reichen; doppelt verkehrt, weil ich's nicht immer dafür nahm; und erkannt' ich es, nicht immer abwies. Kurz, ich machte die Univerſität durch; und dieſe Sprüche, aus einer Unzahl Briefen genommen, und aus wenig Merkbüchern — von Varnh. geſammelt — ſind der Ertrag von ſtummen, langjährigen, ignorirten Schmerzen, Thränen, Leiden, Denken; Freuden der Einſamkeit, und Langeweile der Stöcung. Perlen, die ein halbes Jahrhundert aus einer ſturmbewegten Menſchenſeele warf. Schätze, die ſie wie

das große Meer enthält: wenn sie sich nicht zum affektirten Gartenteich einsperrt, wo ihr Schicksal Stagniren wird: unfehlbar: wenn auch nicht bald bemerkt, und von Unkundigen bewundert, (wie so viele Figura zeigen!) Das Meer ist oft stürmisch, graulich, häßlich; besonders fügt sich's nicht. — Und lang wurde ich gescholten, und getadelt: ich meine es müßt' so sein. Konnt's nicht beachten; nne gestreichelt fühlt' ich mich nicht: obgleich viele auf mir herumfuhren; zur Lust, und Bequemlichkeit, wie auf einem wirklichen Meere; auch ohne Dank. —

Als die Sprüche und Auszüge nun gesammelt waren, freute es mich, daß doch etwas Sichtbares, Faßbares, zur Mittheilung Taugliches, außer ich selbst, von so reicher, einträglicher Zeit übrig geblieben sei; ich ermaß die Freude, den Genuß, den es schaffen kann, an dem, den mir Ähnliches gewährt, wenn ich's finde. Das sind die Brüder, die wir auf der Erde haben, und hatten; diese Brüder, diese „Gleichgesinnten" (Freunde, ruft Goethe in der Elegie, Gleichgesinnte, herein!) sind einer dem andern der Magnetkompaß, der Büege, daß er recht segelt: der Trost, in Leiden ohne Trost; und der ist so erhabenen Ursprungs, und Wirkung, daß er schon über die Zeit hinaus wirkt! „Es winken sich die Weisen aller Zeiten" sagt wieder Goethe. Und Sie geben mir nun auch das Glück, bei meinem Leben, zu erkennen, und zu sagen: „Hier hat ein Mensch gesprochen, und gelebt: ich Mensch erkenne das, und sage die es gern und freudig." Das freut meine Seele: und ich sage es Ihnen gerne; darum dankbar.

Wohl, meine Liebe, ist es, wie Sie sagen, „Eitelkeit und

Beſchränktheit, wenn Leute ſich in eines Menſchen Geſellſchaft gedrückt fühlen.“ Aber noch eigentlicher: Lüge. Sie wollen nicht ſein, wie ſie ſind: und davon werden ſie Leute; gemachte Fabrikweſen. Jeder Menſch iſt ein Original; ſonſt wär' er nicht geſchaffen: iſt es noch immer in der Tiefe, wo der Wahrheitsquell wogt; er verſchütte ſie noch ſo ſehr mit Lug und Trug, und Fälſchlichkeit, die gegen ihn ſelbſt gekehrt Irrthum wird. Am Ende iſt's eine Tugend, eine Gemüthseigenſchaft, der Muth, der uns erſchafft: uns ſelbſt iſt es überlaſſen, Menſchen aus uns zu machen; oder vielmehr, uns gegen die immer vernichtend-anſtrebende ganze Welt — nicht nur Leute — dazu zu laſſen. Dies erfordert Muth; unendlichen Muth; Vernunftmuth (nicht den, gegen Unvernunft zu handeln; der wird abkommen): denn die Unvernünftigſten geben vor, in Vernunft zu handeln.

So lauter mein Dank! Auch ſchweres Geſchütz: in Ihrem Zeughaus paßt es: drum laſſe ich mich gehn. Nichts kajolirt mich mehr, liebe Frau von Horn, als daß Sie ſich behaglich bei mir fühlen; und mich gutmüthig finden. Dazu gehört Vorurtheilsloſigkeit — das ſo Seltene! — Auf guten Glauben halten mich die Beſſern für ein Wunderthier von ich weiß nicht welch unbegreiflichem Zeuge! Ich aber bin zufrieden, wenn die Andern zufrieden ſind!

Hätten Sie gehört, was ich V. von Ihnen ſagte, als wir allein waren: „So unbefangen! ſo bequemend! ſo theilnahmvoll. So empfänglich! der ſchönſte Umgang!“ Und das war gewiß vor Ihrem Brief: es war geſtern Abend.

Vor dem Dienstag kann ich nicht die Freude haben Sie

zu ſprechen. Dienstag ſchicke ich zu Ihnen. Ihrer Frau Mutter will ich mich gerne mit Gegenwart und Vergangenheit empfohlen wiſſen! Ich umarme Sie herzlich, liebe Frau von Horn! —

Vorgeſtern war die Rede vom Gewiſſen bei uns. Frau von Arnim fing ſo an: „Neulich ſagte Einer, das Gewiſſen ſei wie ein Vorpoſten auf einer hohen Zinne, der umherſchaue, ob Recht geſchehe;“ ſo, glaube ich, erzählte ſie. Varnhagen, Hr. Bartholdy, Robert, alle ſagten etwas: ich konnte gar nichts ſagen. Denn mir däucht, des Gewiſſens Thätigkeit wird bis jetzt zu ſehr beſchränkt, und mit ſeiner Tiefe und Einfachheit verwechſelt. Das Gewiſſen ſagt uns nicht allein, ob wir recht oder unrecht thun, ſondern auch, ob uns unrecht oder recht geſchieht; ob wir eine Behauptung, ein Ereigniß, einen Zuſtand, der Wahrheit gemäß finden, oder nicht. Es iſt das letzte, einfache Wollen in uns, welches wir eingepflanzt in uns vorfinden, von einem höheren, uns unbekannten Prinzip; es iſt eine von den Vernunftwurzeln der Intelligenz überhaupt. Es ſchien mir, es iſt wie Vernunft, ein letztes Ja oder Nein: man kann ihm vorſchwatzen, was man will; es antwortet auch auf einen Lügenvortrag, aber von ſeiner Seite immer ehrlich. Nur auf Einem Punkte iſt es in unſerm — überhaupt künſtlichem — Daſein mit unſerer leiblichen, individuellen Perſon zum höchſten Organismus, zu Eins erſchaffen, verwachſen. Wir können über alles betrügeriſch ſein, oder über alles uns irren, und dem innerſten Wollen, dem Gewiſſen, einen falſchen Bericht erſtatten: nur nicht über Leiden des

Körpers; für deſſen Wohl iſt noch eine anderes, ſchon in unſern Körper übergegangene Wache geſtellt: das Zucken unſerer Nerven, das Zuſammenziehen unſeres Herzens bei Leiden, die wir einer Kreatur anthun, oder anzuthun ſuchen. — Strafen müſſen, iſt hier Vernunft; alſo gewiſſengemäß, und tilgt dieſes Zucken und Beklemmen — hier kann kein „ſo oder anders denken wollen“ mehr wirken; und hier wird unſre ganze Perſon Gewiſſen, Bewußtſein: hier auch tritt das unmittelbare Recht weltlicher Strafe ein. Weil keine Frage mehr obwaltet; und, wer Menſch iſt, richten kann: der Prozeß von hin und her, und für und wider, iſt aus. Und Milde im weltlichen Richteramt, iſt die That klar, muß da ganz aufhören; das einmalige Geſetz vollzogen ſein. Der Thäter tritt ſelbſt aus der Menſchheit. — Dies alles iſt lange noch nichts Klares und Beſtimmtes: aber auf dieſem Wege wird es gewiß gefunden werden, was das Gewiſſen iſt. Eigentlich, wir ſelbſt: unſre Nabelſchnur an einer hohen Mutter, von der das Kind nichts weiß. Da allein fängt Perſönlichkeit an. Mitteinſicht. —

Donnerstag, den 15 Oktober 1829.

Oktober 1829.

Wo zwei oder drei im Namen des Herrn verſammelt ſind — verheißt er — er wolle mitten unter ihnen ſein. Der gute Geiſt iſt da ſchon mit ihnen. Da kann ſchon Liebe und Gerechtigkeit wirken. Menſchen gehören zuſammen; um das Maß, Vernunft, anzulegen; um lieben zu können, Gerechtigkeit empfinden zu können. Das Herz iſt die Zunge,

womit wir die Nahrung unſeres Geiſtes gleichſam ſchmecken. Welche große, geiſtreiche Anſtalt! Aus dieſem Punkt her iſt zu hoffen. —

Den 23. Oktober 1829.

Er iſt nicht zu finden: ich kann eigentlich nichts über ihn ſagen. Es geht nichts Rechtſchaffenes und nichts rechtſchaffen in ihm her. Er iſt unbeſchämbar. Und ſollte er auch nur lachen, wo die Augen herabſehen, das Blut die Wangen beſuchen ſollte. Beſſerung ſeiner ſelbſt iſt bei ihm eine neue Koketterie, ein Stickarbeiten auf dem Rahmen einer dummen Dame, zum Prahlen; der Begriff iſt ſeiner Seele fremd, wie dem Thier das Gewiſſen. Dumpfe Ahndung hetzt ihn in faſt beſtändige Verlegenheit, die er mit dummer gelogener Heiterkeit ſich abläugnet: nicht mir. —

Bei dem Vorfall im Wilhelm Meiſter, wo Lotharie die Pächterstochter wiederſieht, und der Stelle, wo es heißt: „Ich gab dem ehemals geliebten Geſchöpfe die Hand, und ſagte zu ihr: Ich habe eine rechte Freude, Sie wieder zu ſehen. — Sie ſind ſehr gut, mir das zu ſagen, verſetzte ſie: aber auch ich kann Ihnen verſichern, daß ich mir gewünſcht, Sie nur noch Einmal im Leben wiederzuſehn: ich habe es in Augenblicken gewünſcht, die ich für meine letzten hielt.“ Welch ein Vorfall, wenn unſre ganze erſte Natur zerriſſen wird: und mit einer zweiten fortgelebt wird! Die wenigen Worte dieſer

Pächterstochter enthalten Rousseau's ganzen Brief, den St. Preux nach Julie's Tod erhält. —

Freitag, den 13. November 1829.

Wenn wir irgend ein Ding benennen, so bezeichnen wir mit seinem Namen irgend eine oder mehrere Eigenschaften desselben, oder wohl gar keine davon: wir besinnen uns aber vermittelst des kategorischen Gedächtnisses des ganzen Dinges durch seinen Namen. Was heißt aber hier: des ganzen Dinges? Auch nur: das Bild einiger Eigenschaften dieses Dinges. Wir haben keine Sprache, die das wirkliche Wesen eines Dinges besagen könnte: und wenn wir uns bedenken, so haben wir selbst keine Vorstellung von irgend einer Centraleigenschaft: ja, wir müssen Centraleigenschaft sagen, um ein Annäherndes eines Absoluten, Eigenschaft gebenden zu denken. Und deßhalb wird so viel um den Begriff Leben herum gesprochen, weil er der einzige ist, in dem wir uns als uns selbst fühlen, aber in Thätigkeit zersplittert, und in Zeitaugenblicken begriffen. Zersplittert sind wir: in einer Arbeit begriffen: in eine Arbeit, in eine Zersplitterung gegangen — aus dem Paradies; zum Verständniß; — in eine Arbeit vertieft, in einen Theil unseres Vermögens: wie hier, wenn wir uns in einer Wissenschaft augenblicklich verlieren. Dessen bin ich gewiß: bis Zauberschlag — des Denkens, zum Beispiel — uns nicht rettet, hilft nichts als Ergebung, — oder Spiel, im weitesten Sinne dieses Wortes, — die Gewißheit aber, daß wir nur mit einem Theil des Verständnisses hier hausen, die habe ich: und dies ist Trost und Religion.

Unfreund ſind wir auch ſo nicht abgegangen, ſo zerſplittert. Es iſt ſchlimm: aber hat gewiß einen guten Grund; wie all unſre Thorheiten noch immer. — Dieſer Gedanke war vergeſſen Nacht der Anfang meiner vielen mir wie zuſtrömenden; erleuchteten, hätte ich ſie ihrer Hellheit und Umriſſe wegen nennen können, — inmitten welcher mich ein Krampf und eine Unfähigkeit überfiel.

Freitag Abend halb 6 Uhr, den 14. December 1827.

Einſicht macht uns Menſchen zum Sklaven der Pflicht; wie zum Statthalter auf der Erde. Wir dürfen uns nicht damit tröſten: „Wollte es der liebe Gott anders haben, würde er's anders machen;“ wir ſollen es anders machen. Wir haben Mit-einſicht.

Mittwoch, den 17. Februar 1830.

Schöner Mutter, nimm mich auf
Nimm mich in die Heimath!
Mach' ein Ende meiner Qual,
Führe zu dem Tod mich hin.
In Verzweiflung leide!
Ach ich Heimath, habe ich nicht,
Und mich hier nicht schmachten.
Schöne, Heere mußt du sein,
Aus dem Schlachtfeld, todten.
Dies ich hier erlernen soll,
Muß ich zu Ihnen kommen.
Schöner Mutter nimm mich mit,
Nun bleibe bei dir!

Mittwoch, den 24. März 1830.
bei eisigkaltem, windem, sonnenleuchtendem Wetter,
11 Uhr Morgens.

An Adelheid Fürſtin von Carolath.

Berlin, den 18. März 1830. 12 Uhr.
Blasmus Regenwetter.

Warum iſt es möglich, einen ſolchen Frevel zu begehn? (Sechsmal hab' ich nun ſchon eine nicht ſchreibende Feder!!! das begründet bei meinen Nerven die Möglichkeit; ſonſt hätte ich ihn gar nicht begehn können:) auf einen Brief wie der Ihrige nicht zu antworten: auf ſolch Geſchenk nicht! Welches mir mein Haus beliebt macht, verſchönt. Unzähligemal, zwanzig- dreißigmal ſehe ich es des Tages an, und betrachte es; und liebe es. Alle Menſchen bewundern es. Geſtern Abend Gräfin York, Mlle. Solmar, die ſchöne Robert, General Pfuel, Willisen. Alle Abend Andere. All Ihr Liebes, all Ihre Grazie, all Ihr Gutes, alle weibliche und menſchliche Empfindungen, finde ich darin; die Frau, das Mädchen, die Dame, welche ihre große Welt kennt, und von ihr erzogen iſt, finde ich darin; Taille, Anzug, alles. Und endlich vermiſſe ich, durch das lange und viele Betrachten — à force de le regarder — doch etwas. Einen großen hervorſtechenden Verſtandestheil des ganzen Adelheid; einen, der allem andern Reiz — für mich —, aller Weichheit, des ganzen Karakters erſt ſeinen beſonderen eigenthümlichſten Werth giebt: die helle Klugheit, und das militairiſche, ich möchte es vornehmer Wollen nennen, welches bei dem für das Beſte Gehaltenen bleibt, und nie verzweifelt, Mittel zu ſeiner Ausführung zu finden; ſie deſſhalb immer erhält; und ſie, ungeachtet der größten Weichheit und kinderartigen Nachgiebigkeit, richtig und beharrlich anwendet: mit Einemmale, das Kind, und das Weib

weit bei Seite gelaſſen! Dieſe Eigenſchaften drücken ſich mitten im ſanfteſten Auge aus; öffnen es mehr, als im Bilde, und machen es zu einem ſehrendern. Es iſt mehr als möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß Sie während der Sitzung den Mahler nur ſo anſahn, wie er ſie dargeſtellt: aber er muß auch andre Momente in ein Konterfei hineindrängen, als nur die der Sitzung. Dies abgerechnet, hat er ein Meiſterwerk geliefert. Weil er wirklich das Vielfältigſte, wie es in Ihrem Geſicht und Weſen vereinigt iſt, hineinpreßte, und mit Lieblichkeit und größter Wahrheit zu beleben wußte. Dieſes liebe Bild der lieben, theuren, tief erkannten Freundin iſt ſeit vierzehn Tagen gefaßt, und ſteht auf einer Kommode, die nun im Wohnzimmer da ſteht, wo ſonſt der Sopha geſtanden. Es hat es herrliches Licht. Auch iſt es gut umgeben; mit Gläſern, Vaſen und Blumen. Dort, wo Sie es hin wollten, — und auch ich —, hatte es kein Licht. Als ich Ihren Brief, und dies Geſchenk erhielt, war ich ſehr krank zu Bette; zweimal ſah ich den Künſtler: ich konnte ihn nicht einladen! — B. lag noch zwei Wochen länger, als ich. Seit vierzehn Tagen ſehe ich wieder aus. Meine erſte Fahrt nach einem Rahmen; den ich von keinem Andern beſorgen ließ. Ehe das Bild unter Dach war, wollte ich nicht dafür danken; und dann war es vierzehn Tage ſchon im Rahmen, und ich dankte doch noch nicht! Die Tagewachen; viele ſehr leidende Stunden auch in meinen beſten Tagen: aufgehäufte Lektüren, Nachrungen, Kaltgeſchäfte, Geſellſchaftspflichten, die Kinder: meine Nervenverſtimmung beim Schreiben — und doch Briefe in Geſchäften — Andrer —, und Tagebücher, und Beſuche, und

Anforderungen ohne Zahl, und ohne allen Zuſammenhang denn zu welcher Klaſſe gehöre ich nicht? wenigſtens ſo lange ſie etwas von mir wollen. Und wer giebt ſich, mit der hellſten Einſicht darüber, mehr dafür her, als eben ich: und in der Schwäche der Konvalescenz nur noch unwiderſtehender. Wie müßte mein Bild ausſehen, wo alles dies ausgedrückt wäre! —

Theure Fürſtin! Sie zweifelten nicht an mir?! Nein. Nein. Alle Tage ſuchte ich in den Zeitungen nach der Aufführung der Oder: immer Carolaths wegen: heute wieder, und da finde ich das Elend von Moskau. Eine Betrübniß für mich und Viele, als träf es uns ſelbſt. Und noch anders! Der Verdruß der theuren Freunde: die Zerſtörung des menſchengeſchaffenen Paradieſes; die Armen dort. Ihr Antheil, noch zu dem Leid von Ihren Beſitzungen! Die Hülfsunfähigkeit wird zur Angſt. Auch dies ein Grund, der mich oft hinderte, einen Brief anzufangen. Was ich nur irgend miſſen konnte, war weggegeben. — Ich hatte keinen Winterhut; noch Mantel: alles weggegeben, was ich gebraucht hätte; Noth von allen Seiten. Alte Ammen meiner Familie; Studenten ohne Feuerung. Kurz, alles war weg. Mündlich könnte ich es Ihnen ſagen, und zeigen. —

Als ich vor eilf oder zwölf Jahren Tancredi in Karlsruhe hörte, fiel es mir gleich auf, daß das Recitativo von tanti palpiti nicht zu der Kavatine paßte; und ich ſagte es. Mehrere Jahre nachher hörte ich, daß Roſſini dieſes Recitativ zu einem andern Muſikſtück gemacht habe, und daß eine Sän-

gerin dies nicht singen machte, oder konnte, und er ihr dieses tanti palpiti setzte. —

Karl Finkenstein sah ich zuerst in der italiänischen Oper, wo die Marchetti in einer Righini'schen Oper sang: ich war in der Loge der Gesandtschaftssekretaire, er neben mir in der Gesandtenloge. Weil die Logen ziemlich leer waren, fiel er mir auf, wegen seiner Blendheit; noch mehr wegen der Art, wie er zuhörte. Ich sah ihm an, daß er ein Mensch sei, der sich einbilde, all dergleichen viel besser gehört zu haben: der Musikdirektor Anselm Weber war auch neben mir; dem machte ich die Bemerkung, und fragte, ob er den Menschen kenne. Da erfuhr ich seinen Namen; aber nicht, daß alle seine Geschwister und auch er das Singen so ernst und nachhaltig trieben, und er wirklich meinte, in der Welt würde nicht besser gesungen, als in Madlitz. —

Als der Musikdirektor Anselm Weber hier angestellt wurde, — nach Weisse, der zuerst hier die Mozart'schen Opern mit sparsamen Orchestermitteln auf die Berliner Bühne brachte, und sehr gut aufführen ließ, — und ich mehrere der von ihm dirigirten Opern hörte, fand ich, daß er alles in dem Sinne der Ouvertüre der Zauberflöte, — die damals eine Revolution zu nennen war, und die Weber vortrefflichst geben ließ, — vortragen ließ: und ich sagte es, erstaunten Leuten, die nur höflich genug waren, mir nicht zu antworten: warum nicht gar! — Bedeutend lange nachher lernte ich Weber persönlich kennen, und er kam sehr gerne, und also viel zu mir, spielte mir vor, — er war nächst Kalkbrenner der Erste im Vortrag des Pianospiels, — und ich war in Musikangelegenhei-

ten ſein Konfident. Er erzählte er mir einen Tag ſeine ganze Entwicklung in muſikaliſcher Hinſicht: und ſchüttete mir ſein Herz aus, wie er die Komponiſten liebe, was er an ihnen liebe, was er an ihnen liebe, wie er zu ſeinen Erkenntniſſen gekommen ſei; er endigte ſo: „Ich kam zu Vogler (dem Abt, ich glaube es war in Köln), unter dem muſſt' ich ſtreng ſtudieren," und er lobte ihn als verehrten Meiſter viel; auch konnte man ſehr deutlich hören, daß deſſen Manier in Vortrag und Kompoſition unverkennbar und unvertilgbar in ihn eingedrungen war: „dann reiſte ich aber nach München; und ging unterfangen in die Zauberflöte; und wie ich die Ouvertüre hörte, glaubte ich umzuſinken, zu ſchweben; ich war nicht mehr im Schauſpielhaus, nicht auf der Erde mehr: das iſt die Muſik! ſchrie ich, nun weiß ich, was Muſik iſt, was Muſik will: und ich fand mich völlig umgewandelt!" — Dieſe Erzählung von Weber ſchmeichelte mir ſehr. —

Mein Freund M. war in ſeiner Jugend ſehr verliebt in eine Demoiſelle aus Köthen; junge, hübſche Tochter eines Pferdehändlers, die er in Leipzig zur Meſſe hatte kennen lernen, wo er mir ſie immer zeigen wollte, welches nicht gelang; ich konnte ihr nie begegnen. Zwei Jahre ſpäter kam ſie hierher nach Berlin; er war noch ziemlich verliebt, und ſehr beſſiſſen, mich die Schöne ſehen zu laſſen, von der er eine Menge guter Meinungen hatte. Hier gelang dies Vorhaben beſſer; wir begegneten ihr in einem ſchönen Winter Vormittag auf dem Opernplatz. „Da iſt ſie! da geht ſie! da drüben mit dem Federhut!" — Ich ſehe hin. „Nun? wie finden Sie ſie?" — Recht hübſch; aber wiſſen Sie, wie ſie ausſieht? —

„Nun?“ — Als ob ſie eine Liebſchaft mit ihrem Friſeur haben könnte. „Er!“ ſchnalzte er mit der Zunge; „Einfälle!“ ſollte das heißen. — Die Woche drauf eſchappirte ſie mit ihrem Friſeur. So gut ich auch geſehen hatte, ſo ſchmeichelte mir doch das Ereigniß zu ſehr, en détail; und ich wäre eben ſo ſtolz mit weniger Pünktlichkeit von ihr geweſen. Wir müſſen aber zu ſehr geſchmeichelt werden, um es genug zu ſein. —

Dieſe Geſchichten wollte ich doch nicht untergehen laſſen.

Berlin, den 29. April 1830.

An Frau Hofräthin Herz.

den 13. Mai 1833.

Einen Fehler haben Sie, und hatten Sie von je, liebſte Freundin: Ihre zu große Beſcheidenheit, die Ihnen nicht alle Selbſtthätigkeit erlaubt, deren Sie durchaus fähig ſind. Aber Ihnen ſchadet das weniger bei Ihren hohen Tugenden, denen Sie mit dem größten Talente Folge leiſten. Haben Sie die Gnade, ſich die Blätter von unſerer Lotte geben zu laſſen. Dann kommen ſie mir ohnehin näher. — Vermehren Sie deſſe Kurakteriſtik.

An Gentz, in Wien.

Sonntag Morgen 6 Uhr, den 2. Oktober 1831.
Das Schreiben Gentz- und Mentzendorf.

— Und welch ein Glück haben Sie mir noch verkündet! Wie fehlte mir dieſes Glück. — Sie ſagen mir: Sie haben

***

nun meinen letzten Brief verſtanden, der die Antwort auf die großen Urfragen enthielt; der eigentlich ausſprach, daß wir nur ſo viel Gottheit erkennen könnten, als uns im Buſen mitgegeben iſt; daß unſre Vernunft, oder vielmehr der Duft danach, der einzige Bürge für Unvernunft überhaupt ſei. Das, geliebter Freund, wollten Sie mir zur Zeit etwas enträthſeln: und jetzt getraue ich mir Ihnen zu ſagen, daß kein Syſtem der Philoſophen — ich kenne ſie — kein Urpunkt einer Religion — zu einem andern Ergebniß hingelangen kann. Philoſophie kann nur den Zuſtand und die Fähigkeit unſeres Geiſtes klar darlegen (und, wie Goethe ſagt: „den düſtern Wegen unſeres Geiſtes nachſpüren," dies iſt wenigſtens der Sinn ſeiner Worte —): die Religion ſich nur am Ende dieſer Unterſuchung einfinden, und mit — aus uns ſelbſt geſchöpftem — Vertrauen gnädigſt, gütigſt, und durch inneres Gefühl zuverſichtlich, weiter verweiſen; auf neuer Offenbarungen, die ich nicht hier den alten entgegenſetze, ſondern — wünſche. Tief abgeſchnitten hielt mich Ihre letzte Antwort an Varnhagen auf dieſen meinen hier erwähnten Brief: was konnte ich ſagen, weiter ſagen, wenn Sie dieſe Worte, tief aus Herz und Geiſt geſchöpft, nicht verſtanden! — —

Welche Ehre, daß Sie in dem Zuſtand, in dem Vornehmen, beſten, mir ſchreiben mußten! Keine Zweite exiſtirt, ich weiß es ſelbſt; und läugne es Würdigen nicht. Aber woher das? Jeder könnte ſo ſein; einzig ſein. Wenn er den Muth, den Sinn hätte, „original," er ſelbſt zu ſein: wenn ihm an fremder Zuſtimmung nicht mehr läge, als an ſeiner: wenn er ſein tiefſtes Wollen abſtröge. Wie einem aber dieſer Muth,

diesen Sinn abgehen kann, ist mir eigentlich durchaus unverständlich: gestehe ich's nur! Menschen, denen diese bedeutend fehlen, sind mir eigentlich vortreffliche Marionetten; zur Verwunderung aus Fleisch und Blut. — Nochmal Glück, zu unserer Frische! Unsre Jugend war kein Blendwerk. Wir lieferten ihr Grüne und Leben: sie bestand nicht nur aus Unkunde, und ungekränkter Haut; sondern aus Fülle, Tiefe, Leben, und Kraftdrang; zum ewigen Weiterleben sind wir aufgelegt; vermögen zu lieben; und begründeter nur wird unsre alte Freundschaft, die nicht altern kann. Einen Tempel möchte ich in ewiggrünem Hain stiften, um für Ihre erneute Gesundheit zu danken: ja, mit Ruhe und Ungestörtheit (Grundlage aller Pflege) kann man sie wieder erlangen; sogar die verlerne.

Auch ich habe noch ein Liebeherz. Ich liebe mit neuer, eingekannter Zärtlichkeit einen reinen Thautropfen des Himmels, ein [illegible] Kind. Aber auch in dieser Liebe erfahre ich Störung, Kontradiktion. Und muß meinen Gegenstand oft leiden sehen!! Das Mädchen gehört mir nicht. — Aber das Kind gehört, höheren Orten her, mir. Mein Blut, meine Nerven: meine Schnelligkeit: hergewöhnt, und hergestark. Dennoch kennt ich es; fremde Tochter. Aber sie ist hübsch, graziös: eigend, leichtsinnig: und ganz anders, als ich. Vor Gott und Menschen angenehm. Sechs Jahre sorgte und pflog' ich sie mit allen meinen Kräften. Ich denke in meiner tiefen Überzeugung und Religion: daß das Kind und ich immer wieder zusammenkommen werden.

Wie Schönes wußte ich Ihnen geſtern darüber zu ſagen; aber leider hatte ich keine Feder in der Hand.

Nur ſoviel in dieſem Brief. Den Ihrigen erhielt ich geſtern Abend. Von Heine, von allem andern künftig. Sie ſollten nur geſchwind Antwort haben. Wie ganz kindiſch, lieblich Ihre Furcht, Ihre Zweifel! Von mir könnte ich Ihnen nur mündlich Rechenſchaft geben: wie ich bin, hab' ich Ihnen geſagt: wie es mir geht, könnte ich nur erzählen. Wiſſen Sie ſoviel: noch find' ich mich immer wieder; und bin ich nur einigermaßen ungeſtört, find' ich auch einen ſtillen See in der Seele: Natur, Luft und Wetter fühl' ich wie zu fünfzehn Jahren; und Menſchenferien auch; wenn ich ſie finde. —

---

xxx.

Gebrecht von Ed. Gans. Dritter Band. S. 17. Ei! das freut mich, daß es geſagt wird; nämlich gedruckt; was ich immer ſage; nämlich ſtumm. „Daß es nicht wahr iſt, daß das Reich Chriſti nicht von dieſer Welt ſei.“ Wohl! dieſes lügenhafte, jetzt allgemein wiederholte Geſtändniß iſt Folge lügenhafter Verſchweigungen von den Meiſten derer, die es ablegen. Die Forderungen der vorgeblichen Religion ſind nicht rein, fromm und wahrheitsvoll; und darum verweiſt man ſie lieber von unſerer nach einer andern Welt. Aber, nur hier, und gleich ſoll Religion herrſchen.

S. 153. Gemeinſchaft der Güter iſt ein Unſinn. Unſre Güter ſind nichts anders, als eine Erweiterung unſrer Perſon überhaupt. So wenig man unſre Perſon gänzlich weggeſchenkt

oder abgegeben werden kann, ohne Sklave zu werden, eben so wenig können wir unser Vermögen einer Andern Willkür überlassen, ohne es verloren zu haben. Zwei können keine Summe besitzen, wenn sie nicht getheilt wird. Verschenken können wir jede. Dies eben wird beinah immer verwechselt mit Gemeinschaft der Güter. So, und eben so, kann von unserer Person, wenn es ein- für allemal heißen soll, nur zwangweise, äußerlich Besitz genommen werden. Durch unsern Willen und Neigung können wir nur in einzelnen Momenten und Gelegenheiten „sie verschwenden."

An Gruß.

Sonnabend 11 Uhr, den 9. Oktober 1830.
Tobtes Regen-Nebelwetter.

— Als ein unerwartetes, nie erhofftes Geschenk erschien mir Ihre Erwähnung Heine's. Ich denke gerade wie Sie über alle Punkte, denen Sie erwähnen; finde aber viele vortrefflich; und ihm noch obenein eine große Gabe des Stils; mit Bedacht sage ich Gabe. Eine von dieser Art hatte Friedrich Schlegel (ohne seine Kunst und Gedanken); ich nannte das immer: ein Sieb im Ohr haben, welches nichts Schlechtes durchläßt. Außer diesem hat Heine noch viele Gaben. Auch Vermögen will, ich soll Ihnen von ihm sagen, er fände seine Verse nicht schlecht, mit noch etwas, was mir jetzt nicht klar ist. B. wird's Ihnen wohl selbst in besseren Zeiten schreiben. — Heine wurde uns vor mehreren Jahren zugeführt, wie so Viele, und immer zu Viele; da er fein und absonder-

lich iſt, verſtand ich ihn oft, und er mich, wo ihn Andre nicht vernahmen, das gewann ihn mir; und er nahm mich als Patronin. Ich lobte ihn wie Alle, gern; und ließ ihm doch nichts durch; ich tadelte mitunter ſcharf. Wir blieben uns aber hold nach wie vor: und Sie haben mir jetzt durch ihn ein großes Kompliment gemacht. Mir gefällt von ihm beſonders das eine Gedicht, wo er in den Wolken die alten Götter zu ſehen glaubt; wunderſchön. —

Anmerk. Gruß hatte nämlich geſchrieben:

— „Wie weit ich es in dieſer Lieblingsbeſchäftigung, Dichter zu leſen, gebracht habe, werde ich Ihnen an einem Beiſpiel zeigen, welches namentlich für Sie nicht ohne Intereſſe ſein kann. — Im vergangenen Jahre fielen mir die Reiſebilder von *Heine* in die Hände. Sie können ſich leicht vorſtellen, daß ich in der *politiſchen* Geſinnung des Verfaſſers die meinige nicht wiederfand; und daß mir überdies manches Inkorrekte, Witze-Haſchende, in dieſer Schrift gewiß ſein mußte. Nichtsdeſtoweniger las ich die drei Bände mit vielem Vergnügen, weil ein großer Theil der eingeſtreuten Gedichte (nicht alle!) mich im höchſten Grade angezogen. Erſt vor einigen Tagen entdeckte ich ſein bereits im Jahre 27. gedrucktes, mir aber bisher unbekannt gebliebenes Buch der Lieder, wovon ein Abſchnitt Ihnen gewidmet iſt; und ſchon ſchon hatte mir jemand — ich weiß wirklich nicht mehr wer? — gelegt oder geſchrieben, daß Heine bei Ihnen in beſonderer Gnade ſtehe. Ich entſchloß mich daher auch ſogleich, dieſe Lieder zu leſen. — Eine gewiſſe Angſt wirkte auf mich mit einem unbeſchreiblichen Zauber; und an dieſen ergötze ich mich feſtmährend, Morgens und Abends; ſie ſind meiner heutigen Gemüthsſtimmung vorgeſetzt hervorgen, daß ich mich ganz davon verlieren und verſenken kann. — Wenn ich erſt wiſſen werde, wie Sie den gegenwärtigen Brief aufgenommen haben, und ob Sie mich nicht etwa zum Teufel erſt erklären, will ich Ihnen alle die Nummern beſchreiben, von denen hier Ausgeſprochenes gilt. Vor der Hand begnüge ich mich, auf ein einziges zu deuten, es ſteht S. 126.“

Wien, den 21. September 1830

[Nachher ſchrieb er noch:]

„Noch immer lebe ich mich an dem Buch der Lieder. In Wien iſt nur Ein Menſch, der mit mir über dieſe Gedichte völlig ſympathiſirt, der Maler Pr., D. kennt ihn gewiß. Mit dieſem habe ich mich Stunden lang in meine melancholiſchen ſüßen Gemächern. Das Gedicht, welches Sie loben, iſt mir ſogar lieber, als das von Schiller über denſelben Gegenſtand, ſo ſehr ich dieß auch immer bewundert habe. Selbſt die, welche an wirkliche Gottesläſterung ſtreifen (wie Götter-Dämmerung, Fragen u. ſ. w.) leſe ich doch nicht ohne die tiefſte Emotion, und klage mich manchmal ſelbſt darüber an, daß ich ſie ſo oft und ſo gern leſe. Solche, wie in dem lyriſchen Intermezzo: No. XXXIII. und XXXVII. — möchte ich den ganzen Tag wiederholen hören. In meiner friſcheſten Jugend war ich nie ſo auf die Poeſie verloſſen, als heute. Nie würden wir uns beſſer verſtanden haben, und aus vollem Herzen rufe ich mit Ihnen aus: Welche große ſchöne Urſach muß der Himmel haben, uns getrennt zu halten?“ —

Preßburg, den 19. Oktober 1830.

Heute iſt mir klar geworden, daß keine Stadt eigentlich groß zu nennen iſt, und wäre ihr Umfang der von Neapel, Paris und London zuſammen; Leben und Weben dieſer Städte konzentrirt in der Einen; Kunſt, Vergnügen und Nützlichkeits-Anſtalten noch ſo reich! Wenn ſie nicht Fremde zuläßt, und, als Vorbild, einladet, ſo muß ſie mausoleum bleiben, und thürmen ſich ihre Häuſer zu zwanzig Stockwerken, und ſteige die Einwohnerzahl zu einer nie gehörten. Alle Bewegung muß auf ein Menſchliches bezogen werden können; das heißt hier, auf Allgemeines, alle Menſchen Betreffendes: ſonſt wird aller Bewegen am Ende pagodiſch, kinderhaft, lächerlich, bedeutungslos. Das, woran nicht alle Menſchen am Ende Theil haben können: iſt nicht gut: das, woran ſie nicht Theil haben ſollen: ſündigt.

Paris und Rom ſind die größten Städte wegen ihrer Fremden, und des allgemeinen Intereſſe's wegen, welches ſie ihnen zuführt. Sie ſind nicht vollkommen; faſt in nichts: aber bis jetzt noch Vorbild. Eine, für Kunſt, geweſene Macht, und Politik; die andere, für neueuropäiſches Leben.

Freitag, den 23. Oktober 1830.

In dem heute angekommenen Courrier français, vom Donnerstag den 9. December datirt, leſe ich die Anzeige von Benjamin Conſtant's Tod. Ich war nicht aufgelegt, und eingerichtet ſolches in mir aufzunehmen: am wenigſten, daß er nach heftigen Leiden — après de vives souffrances — ſtarb. Er wird ſehr gelobt; und richtig, nach ſeiner Thätigkeit und Wirkung. Eine ſeiner liebenswürdigen Eigenſchaften iſt ſehr glücklich in dieſer Anzeige benannt; ſchade, daß ſie nicht als vollendeter Hochpunkt all ſeiner andern hier bezeichnet ward! „L'enjouement ironique qui donnait un grand charme à sa conversation", — welches ihn aber tiefere Gemüthsbewegungen, wie gerechten Zorn, nicht entbehren ließ u. ſ. w. Alles gerecht und wahr. Wie oft hat er mich mit dieſem enjouement ironique erfreut, ergötzt und unterhalten; wie tauſend kleine Rinnen floß es durch den ganzen Umgang, den man mit ihm haben konnte. Er brachte ſich ſtets dem ſelbſt zum Opfer: ſeinen Geſchmack, ſeine Wahl der Abendbeluſtigung, all dergleichen kleinere Beſtimmungen, und auch Meinungen, ſeine ganze Perſönlichkeit und deren Angewöhnungen: und das auf die anſcheinend trockenſte Weiſe; aus Laune, Witz, und Komik, mit den kürzeſten Worten. Ein Nachgeben war

das Komischste, was er hervorbrachte: er wußte mit dem kleinsten Worte, immer mit Miene und Ton, darzuthun, und auf — sogar gröber, Breite zu zeigen, wie das Gegentheil des Beschlossenen, Beliebten, Gewählten, wohl leicht viel besser sein und besser vertheidigt werden könnte! — er zeigte sich durchaus gut; gütig: gänzlich arglos, vollkommen liebenswürdig, — aber daß an allem nicht viel läge; und daß, bequemlich, geschliffen und einsichtig neben einander zu leben, die zu beabsichtigende und zu erreichende Hauptsache sei. Leider kamen ihm die wichtigsten Punkte der Untersuchung eben so vor! dies zeigte er immer: und sagte es mir oft: „les questions vitales de toute notre existence." Welch liebenswürdiges Gemüth! bei *solchen* Resultaten aller Untersuchung so gütig und wohlwollend zu sein, und zu bleiben. Er war dabei stehen geblieben, daß ihm sein guter Verstand aus allen seinen einzelnen Einsichten das Resultat und die Bürgschaft für die Richtigkeit und Güte des Ganzen schaffen müßte. Das thut sein Verstand, und seine Einsicht, in allen, was wir außer uns wahrzunehmen im Stande sind. Da ist Bruch auf Bruch, Elend, Leid, und Unrecht, und Unverständliches zu sehn: und dies ist allerdings zu ironisiren. Aber in uns tragen wir den Bürgen alles Vernünftigen, Guten, Gerechten, Glücklichen: das Bedürfniß zu allem diesem ist es, das ist der Bürge; der ist nicht zu ironisiren. Von diesem fand ich in dem liebenswerthen Benjamin keinen *bewußten* Anklang; von dem innern Gott sprach er nie; alles, jede Meinung, alles Meinen, stellte er in gleichsam urbar gewordenen Zweifel, den die Verzweiflung schon wie abgeschliffen war. „Je n'en sais

rien, absolument rien," ſagte er von den wichtigſten metaphyſiſchen Angelegenheiten, mit der ironiſchen Hilarität, mit der man in tollen Zeiten Tagesneuigkeiten aufnimt; nicht mit der erhabenen Gewißheit, womit wir die „décrets du ciel" zu erwarten haben. Ewig werde ich es bereuen, daß ich nicht in ein ernſteres, längeres Geſpräch mit ihm kam; ich hätte ihm dies alles ſagen ſollen!

Schade, daß ſein enjouement ironique aus ſo tiefer Quelle kam; und daß er da nicht tiefer ſchöpfte. Wo iſt er nun? —

Donnerstag, den 16. December 1830.

An Frau von Conſtant, in Paris.

Berlin, im Januar 1831.

Wenn Sie, verehrte Trauernde, in der Entfernung mein Schweigen nicht auch anders deuten könnten, als daß Scham mich abhält, unter den großen Reigen Ihrer Freunde zu Ihnen zu treten, und Sie gewiſſermaßen zu zwingen, auch auf mich die Entfernte zu blicken, ſo hätte ich jetzt noch nicht zu Ihnen geſprochen. Aber, auch eben, daß ich nicht in Ihrem Lande lebe, beſtimmt mich, Ihnen unſer Beileid zeigen zu wollen. Schmerzlich getroffen waren wir auch hier von dieſem Schlag: da wir hier nicht einmal ſeine kurze Krankheit vermuthen konnten, weil er noch ſechs Tage vorher geſprochen hatte! Daß er viel litt, hat mich am meiſten gekränkt. Den Tod überhaupt müſſen wir ja mit dem Leben herunter

ſchlucken. Der iſt ein Stein in der Mauer der Unbegreiflichkeit, die uns umzingt. Aber Leiden, und beſonders Körperſchmerzen, fordern faſt Rechenſchaft! Nicht ein Wort, was Troſt ähnlich ſehen kann, theure Trauernde, mag ich Ihnen ſagen; Sie werden Ihren Schmerz an's Herz drücken: er wird Ihnen Geſellſchaft ſein; und vertrauteſter Freund; mit demſelben Recht, und derſelben Tiefe, werden Sie empfinden, daß Ihrem Mann ein vollſtändiges Leben gelungen iſt; nach Willen und Überzeugung; und daß dies die anerkennen, die ihm die Liebſten ſein müſſen; und deren ſich in dieſer Zeit eine Großzahl geſellt. Ein größeres Monument, als Meinung, kann niemanden geſetzt werden; ſchneller kann kein Randſchreiben in der civiliſirten Welt umhergehen! Seinen Umgang, feinen aus lauter Gütigkeit reizenden, und alle Ecken des Geiſtes geſchmeidigenden, werden Sie vermiſſen, ſich ihn ſtündlich wiederholen; und ihn ſo fortſetzen. Könnte es helfen, Eingang finden, würde ich, verehrte Frau von Conſtant, ſagen: Schonen Sie Ihre Geſundheit! wo möglich: man ſtirbt nicht: man muß krank leben, wenn man alles in ſich fortnaturt. Ich habe es an mir ſelbſt erlebt. — Verzeihen Sie mir, meiner Talentloſigkeit wegen, dies lange Schreiben: ich kann nicht kurze Briefe ſchreiben; deren Schönheit Sie uns jetzt bewundern ließen, in denen an den Président de la Chambre und an den Préfet de la Seine. Nichts fehlte darin; die ganze Organiſation Ihres Zuſtandes war darin: wie in einer Blume, klein und vollſtändig. Geſtern Abend laſen wir ſie, Ihre Couſine und ich; ſie zeigte ſich voller Antheil, liebt ſie ſehr: und wird Ihnen ſchreiben. Wir

ſahen uns mehrere Tage nicht: Varnh. und dann ich waren krank; man hört jetzt zu viel Erſchütterndes. Der Nebelwinter: und Kranke in meiner Familie; und dies alles bei meiner immer kleinen Geſundheit. Ihre Couſine, ich, meine ſchöne Schwägerin, wie Alle empfehlen uns Ihnen einſtweilen herzlich und antheilvoll! — Ich bitte Sie, dem erſten beſten Freund ein Wort für mich aufzutragen; nur ob Sie wohl ſind, und einigermaßen einen ruhigen Tag leben. — Keine neue Verſicherung! erinnern Sie ſich meiner alten, und der Anerkennung, die bleiben muß, ſo lange ich lebe. —

An Gentz.

Berlin, Montag Abend 9 Uhr, den 7. Februar 1831.
Dunkles Theaterzettel.

Geküßt hab' ich Ihren Brief; nach tiefer Verſtummung, regungslos in meinem Bette aufrecht bleibend; aus Rührung, Liebe, Zärtlichkeit für Sie, Drang und Plan zum Helfen, Staunen, Betroffenheit. *Liebes*, theures — wie es ſein muß — *ewiges* Kind! So wirft ſich nur Goethens Taſſo Andern hin, in die Hände, an den Buſen, nur Sie, und die Beſten, und ich, wenn ich einen beſſern Buſen wüßte, als den meinen! (*Großes*, hartes, ein noch nie *ausgeſprochenes* Wort.) Sie *ſind* nicht unglücklich; *glauben* Sie es mir, bis Sie dieſen Brief ausgeleſen haben. Laſſen Sie mich mit dem Unabweichlichſten, Wunderbarſten, Schwerſten anfangen, mit dem Tod. *Sind* wir es nicht ſchon? Iſt er wunderbarer, als das Leben? Dies Leben, mit den *innern*, gei-

ſtigen Lücken? Dieſes zerriſſene Bruchſtück? Wo er am Ende doch ſteht? Wer mir durch den dunklen Mutterleib half, bringt mich auch durch dunkle Erde! Ich will leben; alſo muß ich auch leben. Mein Lebensgefühl, mein Glücks- Ordnungs- Vernunftbedürfniß, ſind mir auch die Bürgen für dies alles; wie käm' ich ſonſt darauf? dieſe ſind mein Gott in mir und außer mir; mein letzter Winkel, wo auch mein Tempel und meine Religion iſt. Wenn ich jeden Augenblick ſterben kann, ſo bin ich ſchon todt; d. h. ich lebe todt weiter. Und ich fühle ja mein Leben, und nicht den Tod; wie ſträubt ſich unſer Innerſtes bei jeder Probe, wo ihm nur Einhalt, Hemmung gethan werden ſoll; jeden Widerſpruch eines gerechten Anſpruchs von uns fühlen wir nur darum ſo empfindlich, ja eigentlich ſo unleidlich! — Gewiß werden wir wieder jung. Herrliches phyſiſches Gefühl: nämlich ganz fertiges, nicht erſt zuſammengedacht, gemacht, von uns ſelbſt erſt bereitet, ſondern gleich paſſend, gehörend zu dem Ort, wo wir zu ſein haben: das iſt Jugend; darin beſteht ſie: einſchlürfend das Daſein, ausſtrömend, erregend wieder ausſtrömend: und eine neue viel geſteigertere Jugend müſſen wir wiederkriegen: in ihr fortleben: und in einer, in einer innern, leben wir ſchon fort! Und nur vielbehäutete Köpfe können es lächerlich finden, wenn Alte noch wollen, wie Junge. Wollen ſollten ſie auch nicht? Iſt es nicht Ende genug, daß ſie nicht können? Soll im Leben ein Oberceremonienmeiſter wie an Höfen herrſchen? Wahrhaftig, das Volk aller Klaſſen verſiegelt ſein Leben, und alle Pulſe, und ergiebt ſich darein; noch ganz voll Sittlichkeitsſtolz. Wir

ſtupid ſehen Sie auch Alle aus! Über vierzig nicht mehr zu ertragen. Ich will ſie auch nicht ſehen, nicht kennen. —

Sie ſind jung, lieber Freund; lieben, ſind glücklich, haben eine reizende Geliebte; einen Freund — mich —, das herrlichſte Kindergemüth; alle Ihre Jugendſchwächen; wollen Rath und finden Rath; wie vor dreißig Jahren auf meinem Kanapee, ehe Sie zu Ihrem Vater gingen, um aus Berlin zu gehen. Nichts iſt verloren; Einkünfte kommen wieder; andere. Die Welt — die olle politiſche — ſchwingt ſich um: und Sie ſtehen ihr wieder en face. Nur mißkennen Sie ihre Entwickelung nicht ſo, daß Sie ſelbſt ſagen, Sie kennten ſie nicht mehr. „Dieſer paradoxe Satz wird bald ein Gemeinplatz werden," muß man von Hamlet nie vergeſſen. Es ſind jetzt andere Gemeinplätze in Umlauf; nie wird man die wieder für Paradoxe halten wollen. Der Geiſt der Zeit iſt nichts als die jedesmal allgemein gewordene Überzeugung. Horchen Sie dahin: agiren Sie mit der, durch die! —

Dienstag früh.

Ich Ihnen Politik! — Sie, die allgemeine Überzeugung muß Ihnen dienen, ſie ſei Ihnen ein Inſtrument. Überwinden Sie den Abſcheu; kommen Sie ihr zuvor: Lenker bedarf eine jede. — Machen Sie face; laſſen Sie das Heft nicht aus den Händen, ſenken Sie Kopf, Feder, — wie Krieger das Schwert — nicht als überwunden: ſprechen Sie ſich das beſonders nicht ſelbſt aus!! und ſehen Sie nicht nur die Unordnung, ſondern — eben nach „den vierzig Jahren Arbeit" — was die in der Zeit ſich folgenden Menſchen

nun jetzt zu wollen haben. Denken Sie nicht an das, was Menſchen ewig wollen ſollten: ſondern faſſen Sie in's Auge, was Weltwirrwarr, alte Sünden, längſt Verfehltes nun erlaubt, und wohin eben dies drängt. Im Ganzen gewiß auch nach dem, was der Menſch ſoll: aber maskirt. Scheuen Sie dieſe Maske wie jede andere nicht! Behalten Sie das Heft in Händen! Sein Sie großartig. „Vous en parlez bien à votre aise!" werden Sie denken. Fanny lebt noch, fragen Sie die; ſie war zugegen, als ich aus blauem Himmel Warſchau's Revolution erfuhr, — Graf Morenigo kam, und nach halbſtündiger Tagesunterhaltung ſagte er uns das —, ich glaubte zu ſterben. Ein Bruſtkrampf befiel mich, aufſpringen mußte ich, noch bin ich nächtlich krank davon. — — In der Welt fürchte ich nichts ſo, als Pöbel, Hornvieh, Unvernunft, bis zur Beſinnungsloſigkeit, und Krämpfen, — ich will nichts mehr als Ruhe. Ich habe längſt meinen „Bankrutt" gemacht; ich könnte nur noch gemartert und blutarm werden; und hoffe doch. Und nun Sie! — Ein Lenker, wenn Sie wollen. Wem gehören denn die Länder, wer ſind denn die Regierungen, als ſolche? O könnte ich mit dem Munde zu Ihnen reden! — Nur eine Frau! Keine Maintenon, und keine des Urſins, und doch nähmen Sie einen Rath von mir in Gebrauch. Wie viel ſah ich früh ein! wie viel ſagt' ich vorher von den Dingen, mit denen Sie hantieren. Aber verweſen mußte meine gute Einſicht. Erinnern Sie ſich noch, wie Sie mir in Prag erzählten, Sie hätten ſolchen göttlichen Plan erfunden, ſolchen herrlichen Gedanken, und, wie Sie ihn dem Fürſten Metternich mitgetheilt, wäre

er an ſein Bureau getreten, und hätte aufgeſchrieben herausgelangt, was Sie ihm geſagt? Sie wollten nie ſagen, was es war. Es war der deutſche Bund, dachte ich nachher. Damals war der gut. Erfinden Sie wieder etwas. Ich zweifle nicht. Verzweifeln Sie nicht; und alles iſt noch gut.

Lieben Sie denn Ihre Blumen nicht mehr? Nicht Luft, Wetter? Das Gefühl Ihrer ſelbſt, das Wetter in Ihnen? Wie krank bin ich! Wie geſtört! welche Debouirs habe ich Decennien lang verſchlucken müſſen, welche Leiden! Und Phönix nach Phönix ſtieg empor! Nicht, daß es mir ſo gefällt; nicht, daß ich's annehme: Nein! Nein! Nein! und ewig Nein! Aber ehrlich verarbeitet hab' ich's. Ich mag wohl in zwanzig Jahren keine perſönliche Satisfaktion gehabt haben. Und weiß es wohl. Und ſchaffe mir menſchliche: durch Theilnahme, durch Meditation, Einſicht, Schwung, Fröhlichkeit, Güte, Unſchuld — je ne parle pas à mon aise —. Und Sie ſprechen von vierzig Jahr Arbeit. Genuß war die: und was brachte ſie Ihnen ein! Allen Lebensgenuß und Wohlhabenheitsfülle, Perſönlichkeitsbefriedigung; Ehre, Anſehn, Wohlhabenheit, Geſelligkeitsgenuß; Reiſen, Garten, Pferde, Anregung, Leben jeder Art. (Ich ſollte Ihnen erzählen!!) Wie beſcheiden gucke ich aus meinem Winkel hervor und hinauf! Wie tief- und frohſinnig! — Ich tröſte mich und Sie. Und bin überzeugt, daß es mit zum Erdenleben gehört, daß jeder in dem gekränkt werde, was ihm das Empfindlichſte, das Unleidlichſte iſt: wie er da herauskomme, iſt das Weſentliche. — Shakſpeare ſagt ſehr klar, klug und erfahren: „Oft iſt ein Fall das Mittel, deſto glücklicher wieder aufzuſtehn;“

deſſen ſeien Sie eingedenk. Ich hab's öfter geſehen, kürzlich erfahren. Glück auf, lieber Freund! Muth oben! Einſicht frei! Sie können alles zu allem überreden. Wagen Sie das Neuſte, die neuſte Behauptung. Sie ſollen einmal ſehen! — —

An G....

Den 10. März 1931.

Wo nimmſt du den Muth zu ſo viel Feigheit,
Solch verbrecheriſcher Schlauheit her? —
Nenne eine Freundin mir,
Meine Freundin die ſie noch.
Dein getrommt Herze liebte niemand als dich ſelbſt;
Und ſo haſt du niemand denn geliebet.

Wie ein Kind zum Manne alles fuhret,
So biſt du geblieben kindiſch;
Ganz im Anfang, dich erfühlend nur geblieben.
Überrindet, ausgehöhlet von den Jahren,
Wie da hinter mir Gebäuden ſchlöſſerlich;
Dämmernd immer mehr des Überganges Dunkel.

Und mit Recht, möcht' ich faſt ſagen;
Weil du keine Beute machteſt,
Zu dem Einſatz neuen Lebens. —
Haſt das alte auch nur vor dir,
Das du ſterbiger geworden.
Böſes altes Kind! —

Der

Berlin, den 21. März 1831. Vormittag 11 Uhr.
Sonne will aus leichtumzogenem Himmel hervorbrechen, und mich dünkt — ich weiß es nur aus dem Fenster — heute herrscht zum erstenmale nicht Ostnordwind. Dies haben Sie doch in Paris nicht; nicht wahr?

— Sie kennen mich freilich, meine liebe Freundin. In meinem hohen Alter bin ich noch die Detail-Liebhaberin. Ich habe mich von unten hinaufgedacht: und arbeite noch immer so. Absolutestе Natur: denn, ich kann nicht anders: und diese Anlage in mir danke ich dem Schicksal; da es eine Methode ist, der ich meine höchste Zustimmung gebe. Also haben mich die Details der beschriebenen Pariser Anzüge sehr interessirt. Ich sehe für's erste daraus, in welcher Ökonomie wir hier verfallen bleiben; und wie ewig schöpferisch, exakt und neu sie dort sind — und wie dies jene verbietet; — und wie dies sogar ewig neue Benennungen erzeugt, die auch schon unterhaltend zu lernen sind. Ich bin der größte Franzosenleben-Schätzer. Wir gehn, wir Deutschen, in lauter Mitteln, in Zukunft, unter. Ich fühle es heftig; weil ich sehr deutsch darin bin; der gesellige, nur auf Geselligkeit angewiesene, und nach ihr und ihrer Ausbildung sterbende Franzose will im Augenblick scheinen und sein: scheinen was er ist, und sein möchte. Dringendste Anforderung des nun auf Erden einmal gehemmten Menschenthums! Ich verstehe das hohe Prinzip, was in dieser Nation ununterbrochen, unter allen Gestalten und in allen Augenblicken, fortwirkt: wie ein heftiger Strom, der aus einer Himmelsquelle erspringt, geht dies Prinzip — der dringendste, tiefste Geselligkeitstrieb; wenn man es bedenkt, höchste Menschenaufo-

gabe — heftig, betriebſam, und manchmal ſogar anſcheinend liſtig, ſeinen ewigen Weg; hell, breit, gemach, edel, klar, ſonnenhell, über ſchöne Ebnen: aber auch durch Klüfte, Moraſt, Höhlen, Geſtein, Ruinen, und durch jeden andern Fluß, dem es begegnet. Wer mag die Hemmungen tadeln, und das Anfärben davon, — außer die, die nichts zu ſehn verſtehen, und ihre Unfähigkeit Nationalität nennen, Patriotismus. — Es ſind die der Menſchheit. Wenn Sie dieſen Inbegriff, den ich Ihnen hier ausgeſprochen, bedenken mögen, ſo wiſſen Sie alles was ich von Franzoſen und all ihrem Beginnen halte und denke. —

Weh dem, der mit ſeinen Einſichten und Gedanken dem Allgemeinen vor iſt! Für den kann dies Allgemeine nichts thun: für den wird das nie ein gutes Schickſal. Wie wohl für den, welcher gleich mit ihm ſteht, oder gar nach! —

Der Denkende, in Wahrheit Erwägende erhält ein anderes Glück, muß es wo anders her ſich ſchaffen; nicht durch ein Allgemeines, Vorhandenes. Aber ſein Glück ſelbſt iſt etwas Allgemeines; nämlich auf das Höchſte ſich Beziehendes, von dieſem Beſprendetes, und darum generell in der Anwendung. Hauptſächlich beſteht dies Glück der Forſcher und Erwäger darin, daß ſie einer ganzen Art von Unglück enthoben werden: die Erde nicht als etwas Vereinzeltes anzuſehn brauchen; und deren Leben und Empfinden mit — wenn auch unbekannter — Vergangenheit und Zukunft ſich in Zuſammenhang vorſtellen können: heißt eigentlich, als ein Ganzes. Und die größten Momente des Lebens ſind die, wo es auch ſo empfun-

den wird. Solche Momente müſſen ſich gewiß bis zum heiligſten Daſein, dem untaſtbaren, immer gleich hohen, ſteigern! —

Dritter Oſterfeyertag 1831.

Beſchränkt zu ſein, das iſt nicht genug; wenn wir uns nicht beſchränkt machen können. In Ermanglung deß aber, iſt ſich beſchränkt wiſſen ſchon ein großer Beſitz. Abends dank' ich Gott, daß ich nicht mehr Arges, Verwirrtes weiß, und für jedes bischen Kinderunſchuld; die kein Defizit einſehn, nach allem wie nach einem Ganzen greifen, und es glücklich ſo ſehen und zum Genuß gebrauchen kann. — Höhere Geſchöpfe, Weſen, leiden gewiß noch mehr, vermiſſen mehr; und müſſen ihr Glück immer mehr ſelbſt machen. Ja ich kann mir Regionen denken, wo die Weſen nur Anderer Glück bereiten und Unglück abwenden. Iſt es nicht hier ſchon ſo? Das Reinſte geht in etwas über, was für uns *Nichts* wird. Daher in allen Philoſophiern der Punkt, den die unphiloſophiſchen, nicht denkfähigen Menſchen ſo leicht lächerlich finden. Leicht iſt dies allerdings; aber nicht ſo, den Philoſophen bis dahin zu folgen: und wieder nicht recht von denen, dies Nichts auch noch erklären zu wollen: dazu iſt kein Inſtrument im Kopf vorhanden.

Sonntag. Erſter Oſterfeyertag, den 3. April 1831.

(Mündlich)

„Ich habe mir nun auch eine Grabſchrift erdacht. Sie ſoll heißen:

Gute Menſchen, wenn etwas Gutes für die Menſchheit geſchieht, dann gedenkt freundlich in eurer Freude auch meiner. —"

April 1831.

Eine groß-bedenkliche Geſchichtsanſicht hab' ich heute Gelegenheit gehabt mir vorzuſtellen; — als ich in Familienangelegenheiten, über manche Glieder der meinigen zu ermögen hatte.

Als Chriſtus für einen Ketzer, Frevler und Rebellen gehalten wurde, waren ſeine Ankläger und Verfolger die Herrſchenden, Betitelten, Uniformirten, mit dem ſiegenden großen Volke Alliirten. Deren Nachkommen aber, die Juden, ſind bis heute, durch ihren bloßen Namen, noch aller Schmach Ausgeſetzte; und die Nachkommen der Anhänger Chriſti ſind die ſiegenden Verächter geworden. Der Reſt gläubiger Juden hält ſich aber noch für alte Ariſtokraten, und verachtet die ganze Chriſtenheit: auf dieſe Weiſe gehen die Juden als warnendes Beiſpiel umher.

Dienstag, den 7. Juni 1831.

An Auguſte Brede, in Wien.

Juli 1831.

— Ein Wunder iſt's, daß ich lebe. Gewiß ſoll ich. Noch vor acht Tagen dacht' ich nie wieder gehen zu können: nämlich auf der Gaſſe. Jetzt fühl' ich mich wieder dem Sonſt

ähnlich. Vorgestern war ich auf der Potsdammer Chaussée ausgestiegen: und B. schrie mir zu: Nicht so geschwind! Und ich antwortete in Eil: „Ich bin nicht mehr so alt!“ Alles lachte. Aber — das Unendliche habe ich gelitten: auch Langeweile. Alles!! Schreiben konnte ich gar nicht. Eben schrie mir B zu: Nur wenig! ruhe dich! — Und er wußte, es ist an Auguste: — So habe ich auch die allerliebste Julie — so nenn' ich Mlle. Gloy — nicht bei mir gesehn, als auf flüchtige zwei Morgenbesuche. Ein liebes natürliches Mädchen, mit edlem großartigen Antlitz. Ich, die ich seit Elslers hier waren, nicht im Theater war, will sie dieser Tage im Stern von Sevilla sehen, wenn es mir gelingt, im Isflands-Theater Plätze — bei größter Leerheit zu erlangen. Von dem Seligen und seinen eitlen Luxuseinrichtungen leiden wir noch; Und mir, wie Goethens Tasso, „verlieh die Natur in meinem Schmerz Worte, zu sagen was ich leide,“ und so sagte ich denn, als dieser Mann noch unselig war und lebte: — dieser verdirbt uns die deutschen Theater auf fünfzig Jahr hinaus; der Geruch, den der nachließ, ist für Publikum und Höfe und Intendanten beneblend, betäubend, todbringend, bei mancher Ordnung der Scene, und gesellschaftlichem Vortheil ihrer Mitglieder; — und nur die Künstler gedeihen dabei, die auch Histrionen, Pedanten, Lügner in der Kunst, und auf der Bühne sind, wie der Schöpfer dieser Affektation. — Muß ich nicht rasend werden, auf allen Theatern Deutschlands, Wien nicht ausgenommen, Einen zu finden, der ganz wie er spielt, schnarrt, glupt, spricht, die Hände dreht, singt, pausirt, einzelne Worte kurz vor oder mitten aus einer

Phrase wie verlorne Schildwachen hinausschickt, und als solchen ihnen keine Lebensmittel, d. h. keinerlei Accent und Beziehungston mitgiebt, es in seiner Verlegenheit den Hörern überläßt, was sie damit machen sollen, und diese Verlegenheit noch für künstlerische überlegte Absicht ausgeben will. Solche verfolgen mich noch, wo ich ihn schon lange vergessen hätte, und hetzen den alten Ärger wieder in mir gegen ihn auf. Woran liegt es, daß das Falsche vielmehr um sich greift, Nachahmer, Vertheidiger und Lobredner findet, als das Ächte? Frag' ich mich ewig. — So herrschte Iffland nicht durch sein Besseres; durch sein Schlechtestes. —

N. ist ein Exempel. Ein Exempel, wie die menschliche Natur in einem Menschen ausgerottet werden kann; welches man sonst nur bei mißhandelten Sklaven sehen soll. — Unser geliebter Tieck behauptet, alle Menschen haben mimisches Talent in sich; ja, sogar die Thiere: und er hat Recht. Wo käme sonst alle National-Gebärde, Ton und Benehmen her? Wie so sänge der Sachse, schnarrten und schnauselten wir, drückte der Schlesier u. s. w. In N. ist der Quell alles Nachahmungsvermögens rein verschüttet, durch lauter Lehren von dem, was nicht existirt: er sah die ganze lichte Welt nicht mehr, und nur seinen Lehrer, und auch den in völlig blindem Glauben bei ganz geschlossenen Sinnen; nun ist er auch vollkommen Marionette, trotz Fleisch und Blut; wenige Gebärden, wenige Töne, ohne alles Leben. So etwas ist mir nie vorgekommen: dies konnte nur Iffland gelingen; und diesem nur bei N. Alles ist Negation bei ihm; zum Glück hat er die Knochen erhalten, daß die wohlgemachten Mäntel haften.

Ein Wunder iſt dieſer Lieblingsheiling ſeines verſtockten Meiſters. Verſtockt war Iffland in ſeinem Direktions-Glück, unter dem Götzendienſt, geworden. Und nun ruhe er ſelig! Ich bin ihm nur in Andrer Seele böſe, wo ſie ihm ſo Unrecht thaten; und den armen R. bedaure ich wahrhaft, er war ein Opfer. — Dieſen Nachruf erlauben Sie mir meiner Bühnenleidenſchaft nachzuſenden. Was dem Bühnenrathe davon gebührt, nehme er hin! —

Ich freue mich, daß Sie dieſen weichen, erheiternden Umgang des lieben Mädchens haben. O! hätten Sie meinen! Und ich denke nicht bei allem an Sie, wie Sie an mich?! —

Theure Auguſte, was ſoll man wohl jetzt anders ſagen, als was wir immer denken müſſen: daß der Tod ein Moment, ein Hauptmoment des Lebens iſt: daß dies ein Räthſelgeſchenk iſt; Gottes tiefſtes Geheimniß; weil es auch den Grund unſerer Erſchaffniß enthält; ſeiner Tiefe nach, auch die größte Beruhigung. Bin ich doch gut und vernunftbedürftig: wie muß ſich das bei höhern Geiſtern ſteigern; ich unterwerfe mich in Neugierde — im höchſten Sinne — und im Mangel des Vorſtellungsvermögens; welcher Mangel, bei unſern andern, eine ſchöne, gnädige Gabe iſt. Sonſt wär' ich lange vor Cholera-Furcht in Krämpfen todt. Dieſer Tod, an ſich, iſt nur der Eine, und derſelbe: aber die Anſtalten, die Leiden, der Unglücksaufruhr! — Feſt aber bin ich entſchloſſen hier zu bleiben, gab jede Reiſe auf, und tauche in Gedankenloſigkeit und des Tags Gewöhnlichkeit — Wellen genug! — unter. — Ich hoffe auf Wunder, habe ich doch ſchon welche erlebt. Ja, theure Auguſte! „Ruhe" tritt im äußern Leben nicht

ein: Ruhe können wir nur innen gewinnen. Leben und Tod iſt daſſelbe: hier iſt nicht zu bleiben; ſehen Sie nur die Deteriorirungen an! Ambition muß man gar nicht haben; durchaus muß man nicht denken: ich bin der und der. Nichts bin ich. Ein Athem- und Gewiſſensruhe-bedürftiger Wurm. Hunger geſtillt, und geſund! das hab' ich in großen Krankheiten gelernt; wo mir Luſt fehlte, und Eſſen und Trinken vergebens da war. Liebe für Andre, inkommodirt noch: und einen Punkt in der politiſchen Welt behaupten wollen. Dies weg! und wir ſind rein Gott gegenüber: dies noch da: unrein. —

Sie thun mir einen Gefallen, theures Kind, wenn Sie dieſen Brief, ſo wie er hier iſt, einſiegeln, und ihn Hrn. von Gentz zuſchicken. Ich kann heute nicht doppelt ſchreiben, und er ſieht wenigſtens daraus wie es mit mir iſt. —

An Frau von V.

Freitags, den 29. Juli 1831. Morgens 10 Uhr.

Warmes ängſtigendes Wetter mit Feuchtigkeit, und jetzt Sonne. Ich ſage, die Krankheiten kommen rein daher. Es iſt ſeit Jahren, die ich fühle, und leide, die größte Wetterrevolution!

Wer giebt Ihnen dieſen Brief, theure Einzige? Ludwig, Rike. Ja, die kommen nach Baden: die bleiben dort. Ich gratulire euch Allen. Und — unmöglich iſt es nicht, daß wir uns dieſen Herbſt noch ſehen. Kommt die Cholera nicht her, ſo mache ich noch eine Reiſe. Fragen Sie Robert, Rike, aus, die werden Ihnen alles von der armen Rahel ſagen. Unglück-

lich iſt ſie nicht. Die Zeit iſt vorbei. Sie glaubt und hofft nicht mehr auf Glück: kennt die Erde, und was ſie heut, und bieten kann; ſie iſt aber glücklich, glückſelig, wenn ſie nicht grade gequält wird. Und flammend glücklich, ſich in dem Zuſtand zu befinden, Sie alle Jahre beſuchen zu können; wenn vom Himmel herabſtrömende Seuchen es nicht verhindern wollen. Denke meiner; ich bin bei euch. So auch noch nach meinem Begräbniß. Ein Traum; ein Schwindel: keine Hand hält die Vergangenheit, ſie rinnt durch; keine greift die Zukunft; ſie iſt nicht da. Aber die Ewigkeit iſt da: in den wirklichen Lebensmomenten, in Leidenſchaft, in Zorn, Liebe, in edler Überzeugung, und ihren Wirkungen, haben wir ſie ganz; darum handeln und wollen wir auch in ſolchen Momenten ohne Rückſicht auf Zeit; darum Glück und Leid der Liebe unendlich. Verſtanden? Ja. Leſen Sie's Robert. Meine Einverſtandene! Naturfreundin. Wahrheitstochter, die auch mich dafür erkannt hat. Adieu. Bei allen Gelegenheiten denke ich an Sie: rufe Sie laut in Gärten, bei Blumen und Stauden, Wipfeln, Himmel und Scheinen. Solche Gebete hört Gott; — ſie kommen bis zu ihm. Die Wahrheit und Natur erkennen, ſind ſeine anerkannte Kinder; ſind Geſchwiſter: und, ich denke, bleiben zuſammen. Adieu! Adieu!

Sommer 1831.

— So lieb' ich von Staatsgeſchäften reden zu hören, wie Hr. von Henning ſprach, und ich es zufällig mit anhörte. Ich dachte gleich an den wackern Holländer, der mir vor vielen Jahren einmal ſo gut gefiel, weil er, nach vielen Phraſen

den Augen über damals beliebte Gesichtspunkte, so die Versammlung ermahnte: „Meine Herren, ich überlasse Ihnen diese wichtigen Gegenstände ferner in's Reine zu bringen; ich aber meinerseits muß Ihre Aufmerksamkeit auch einer ganz andern Richtung erbitten; ich werde Ihnen nicht von der Unzweckmäßigkeit der Minister, nicht von der Preßfreiheit, nicht von monarchischen oder republikanischen Prinzipien sprechen, aber ich muß Ihnen von Schiffen sprechen!“ So redete Hr. von Heuning ohne weiteres von den Sachen, und ich verstand es gleich; sein Bericht war klar, bündig, nichts überflüssig, und ganz hinreichend. So zeigt sich der ächte Beruf immer, ganz unbefangen und ungesucht; und ich begreife nicht, wie man den oft so lange vor Augen haben, und nicht erkennen kann. Bei so großem Bedürfniß und eingestandenem Mangel, gerade in diesem Fach!

Briefe Bettinens von Arnim, in Frankfurt a. d. Oder.

Sonntag Vormittag, halb 11 Uhr, den 25. September 1831. Halbes Sonnenwetter; sie ist hinter einem grämmelichten Himmel; bald da, bald nicht; nach einer ängstlichen Mondnacht, die ordentlich nahrhaftes Wetter in sich hatte: aber Wind bringt bei uns jedesmal Regen in den ersten sechs Stunden.

Wie muß diese Nacht erst bei Ihnen gewesen sein! — wenn die Oder etwa nicht zu stark duftet, und man nicht schlechte Luftklumpen zu befürchten hätte, welche die Atmosphäre nicht verdauen kann, und wie Erbrochenes es für sie müssen, aber nicht können; (meine Phantasie dieses Gemäl-

heit) —. Wie gönne ich Ihnen Ihr Zuhause! Ihre Muße, Stille, Aufgeräumtheit der Zimmer, Möglichkeit zum Fleiß, den Horizont, die Lichter, den Umriß der Bäume, den Himmel, das Wolkenſpiel, die freie Luft, den Geruch, die Farben, das Schwanken der Bäume und Gewächſe, des Windes Töne, das Waſſer, den Garten, alles, alles! Es iſt eine Erholung, wenn ich mir Sie in dieſem Rettungs-Aſyl denke! Genießen Sie es in Ermanglung von etwas anderm! und — glauben Sie, liebe Minna, es giebt nichts anderes; es giebt es wohl, aber man bekommt es nicht: oder vielmehr man kann es nicht haben; heißt, nicht behalten, nicht anwenden. Ein Gefühl, ein Wohlgefallen, ein Augenglück muß keine Situation, kein Verhältniß, kein Bedingniß werden: nicht in Ökonomie — in jedem Sinn Ökonomie — gemiſcht werden: der wie es im Lagerlauf nicht vorenthalten, ihm nicht abwehren können. „Die Menſchen kennen einander nicht," ſagt Werther: ich ſetze hinzu, „und lieben ſich zu verſchiedenen Stunden." Und, und, und: es geht nicht. Schönes Lokal, und ungeſtandene Liebe, und uneigennützige Freundſchaft, das geht; weil es ſteht: geht's, ſo geht's über ſeine Schranke: denn noch iſt die Welt ein Chaos, und alles rinnt untereinander. Soll ich noch mehr ſagen? Sie wiſſen es eben ſo gut; und es wäre doch nur Variationen auf das tiefe, große, alte Thema: unſern Erdenaufenthalt; den wir nur im Geiſte richtig machen können; dadurch, daß wir ſehen, daß er nicht richtig iſt, und ſich auf großes Richtiges beziehn muß: denn wie kämen wir zu dieſem ewigen Bedürfniß dazu? Alſo, recht gründlich innig freute ich mich, als ich höre, Sie ſeien ab-

geſchenk: und auch nicht einen einzigen Moment war es mir eingefallen, daß Sie hätten Abſchied von mir nehmen ſollen: ich dankte Gott, je geſchwinder Sie wegkommen konnte mir!!! Denn, konnte ich Sie nicht während der ganzen Dauer des großen Übels — ich nenne nie den Krankheitsnamen — wie ich mich bei mir habe, aufnehmen, hüten, pflegen: ſo will ich Sie nur in Ihrem Hauſe, bei Mama wiſſen. Wie gerne ich Sie aber eine Zeit lang hintereinander geſehn hätte, werden Sie mir gewiß nicht glauben; weil ein Winkel in mir Ihnen unbekannt iſt. Zwanzigmal wollt' ich dieſen Sommer eine Zeit lang zu Ihnen: war es ganz gewiß zu thun; vom Zahnweh aus. Aber nirgends kam ich hin: ſo hatte mich die Influenza danieder gebracht: gleich nachher die große Hitze: und nun das Übel ſelbſt. Ich wollte Sie bei Ihnen überreden, eine Reiſe mit mir zu machen: ich ſollte allein reiſen. Alles nichts! Aber ſagen will ich's Ihnen doch, damit Sie mir über mich und meinen Kummer glauben. Je länger Sie leben, je mehr werden Sie mir glauben. Sagen Sie, liebe Tochter, was ſind das für Leute, die Sie irre über mein Übelnehmen oder Nichtübelnehmen wegen Abſchied und Abreiſe machen konnten? Daß mich mein ganzer Kreis nicht kennt, iſt eine alte, herbe, verhärtete Privation. Alle Tage ſehe ich es mehr. O! und dürft' ich's ſagen, ſo würde ich Ihnen ſagen: es weiß keiner aus ihm, daß es eine ſolche Perſon giebt, wie ich eine bin. Nicht von Geiſt, oder Güte; oder Talenten, und Verſtand: aber von ſolchem Zuſammenhange in Gemüth und Überzeugung. Das entgeht ihnen Allen ſo, daß ich ſie ennuyire; ennuyire; (denn ſie vernehmen mich

nicht; und hören in meinen Äußerungen lose Worte, in denen nicht Einmal ſo viel ſitzt, als in ihren; denn ihres ſitzt wirklich nicht darin; alſo für ſie nichts;) ſonſt ließen ſie mich — bei meiner Nachſicht, die ich übe, und nie übelnehme! — nicht rein ſitzen. Sie denken, meine Eitelkeit iſt ſo kompakt geworden, daß ſich ein Horn vor meiner Stirn gebildet haben muß — wie ich immer ſage —; ich gebe mich preis; unterſuchen Sie, richten Sie; fragen Sie mich jede Frage; ich will antworten, berichten, erzählen, geſtehn: und wir wollen ſehn, was herauskommt: wäre hier ein jüngſter Tag nicht zu wichtig, beſonders für einen Andern, als mich. Aber auch mein Herz iſt ganz unverletzt; nur indigniert bin ich noch, in gänzlicher Verachtung, Anerkennung deſſen, was ich kenne. Könnten Sie mir glauben: oder, wäre eine durchſichtige Scheibe auf meiner Bruſt!

— Nehmen Sie ſich auch recht in Acht? Abendthau iſt die Cholera — da ſteht das Wort: es muß hier ſtehn — wenn die Sonne noch ganz da iſt, müſſen die Fenſter zu: und mit Bernſtein alles geräuchert; nachts die Binden umbehalten: keine Sorte Tranſpiration unterbrochen: nie, nicht Tag, nicht Nacht. Nie zu kalt getrunken: nur bei wirklichem Durſt; mehr Kaffee als ſonſt; kein kaltes Fleiſch; nie; etwa beim Thee. Hat man leiſes Abweichen, ordinairen Thee; ſchon Vormittag. Kein Fenſter geöffnet, bis die Sonne hell ſcheint, und aller Morgenthau weg iſt; iſt flaue Luft, mit Bernſtein geräuchert, ſacco! iſt es ſonnenheiß — ſie iſt jetzt trügeriſch, immerfort — mit Eſſig geſprengt. Nie ganz ſatt gegeſſen. Vor-

mittag einen Schluck Biſchof; nie bloßes Waſſer; dies abgekocht. Privation! Ja, ja, ja: dies iſt die Abwehr. Knoblauch auf den Magen, oder Kampher; abſolut. Und Gottes Segen von mir angerufen immerdar! Meine Furcht, mein Schrecken wären gränzenlos, ſich inſizirt zu wiſſen u. ſ. w. u. ſ. w. Ich litt das wiedervergeſſene Gränzenloſe, war auch krank, lag fünf Tage an Nerven, Fieber, Erbrechen — wie immer — zu Bette, als Ihr Brief kam. Und doch: ich habe ſchöne Stunden gehabt: mir wird bei Leiden das Herz offen; und, wie eine Schleuſe, ſtrömt Liebe ein, Liebe aus: und viele, die beſten Gedanken werden rege. Wär's nicht Sünde, würde ich ſagen: ich weiß dann mehr von Gott; dem ich knieendſt danke. Auch thut mir die Einſamkeit, in der man mir keine falſche Vergnügungsvorſchläge machen und geben kann, wohl. Ich ſehe niemand, als die Kinder, und dann und wann Morgens die Nichten; leſe; ſorge für alle meine Leute den ganzen Tag, für deren Kinder; Nachbarn, Kutſcher, Waſchfrauen, arme Leute: das nur macht mich wohl. Dreimal bin ich nach meinem Unwohlſein in Schöneberg geweſen; vorher nicht aus göttlich iſt's dort, und dahin! Geſtern auch: mit den Kindern. Roſen, alles, alles in Fülle. Dort iſt keine Krankheit. Ich genieße, empfinde, bedenke alles; und bin nach meiner Art wieder wohl. Leſe viel. Notre-Dame von Victor Hugo: das Merkwürdigſte als franzöſiſcher Roman, was exiſtirt. Das Erbe, von Frau von Woltmann, ſuchen Sie auch zu leſen: und laſſen Sie ſich den erſten Theil nicht verdrießen; eine ſchöne Religion iſt in dem Buche. — Fichtens Leben, von ſeinem Sohn herausgegeben, müſſen Sie ja leſen. — Adieu,

Charlaa! Schreiben Sie mir; aus Ihrem Ruhetempel! B. grüßt gewiß mehr als Sie denken: ich weiß es. Adieu. Zweifeln Sie nie an mir; und grüßen Sie Mama!

An den Fürſten von Pückler-Muskau.

Sonntag, den 9. Oktober 1831. halb 12 Uhr.
Morgenwolkiges Wetter; bald mit Sonne beſchienene Wolken, bald nicht. Friſcher Südweſt!

Auf der Stelle will ich ſchreiben, nachſichtiger, vielerfahrner, in Freundſchaft ſtandhafteſter Fürſt; ſo trifft Ihr ſo eben angekommener Brief „die ſchadhafte Hälfte meines Herzens,“ — wie Hamlet zur Mutter ſpricht —, ich werf ſie weg; wie er anrathet; da ſie mich gegen Sie in Sünde verſetzte. Was verdarb aber dieſes Herz! Elend. Influenza, harte, mit Nachwehen: Influenza auch von mancher andern, als Krankheitsſeite. Stockiges Berlinerleben: und dann die grauelmachende, dumpfe, unbekannte, verſchrieene Annäherung des großen Übels — ich nenn ſie nicht, die infamirende Krankheit; ſich angeſteckt zu fühlen, zu meinen: nicht mehr fliehen wollen, könnte man es auch noch: dies iſt mir, war mir ein neues, lähmendes, nie bedachtes, ganz verworfen fremdes Bewußtſein. Und was hab' ich alles entdeckt! Daß ich der größte Ariſtokrat bin, der lebt. Ich verlange ein beſonderes, perſönliches Schickſal. Ich kann an keiner Seuche ſterben; wie ein Halm unter andern Ähren, auf weitem Felde, von Sumpfluft verſengt. Ich will allein, an meinen

Übeln ſterben; das bin ich; mein Karakter, meine Perſon, mein Phyſiſches, mein Schickſal. — Nie bleibe ich mehr in ſolcher Peſt, wenn ich fliehen kann. — Jetzt iſt alles gut; bloß noch ennuyanter. Viele Wohlthaten — richtig: ſogar klug —, alſo viele Ökonomie; ſogar eingeſtandene. Stille Stagnation. Straßenleere. Theater geht: dieſe große Maſchine —. Kommen Sie ja bald, lieber Fürſt! Der Brief ſollte noch groß werden: aber ich kann einen Krampf auf dem linken Auge nicht bezwingen; er wird ſtärker, und zwingt mich. — Wir leben faſt eingemauert in unſerer Mauerſtraße; außer Fahrten nach Schönberg. Pardon der vielen Nebentinten: mein Auge erhitzte mich bis zur Unfähigkeit. Schade für den Brief, den ich ſchreiben wollte!

(Diktirt).

Montag, den 10. Oktober. Eben ſolches Wetter wie geſtern, nur noch leichter Nebel zu überwältigen, erfriſchter Luft und holdige Sonne. Nach 10 Uhr Morgens. Inzwiſchen bin ich noch nicht ſo verliebt in einen Brief geweſen, als in den, welchen ich Ihnen hätte ſchreiben können, wenn meine Augen nicht noch tückiſcher geworden wären: ſie verſagen mir alles, Billete und Zeitungen, und haben wirklich etwas Verrücktes an ſich, denn im Winde beſſern ſie ſich, und den ſollen ſie auch heute wie geſtern genießen. Goethe iſt nicht allein des Schreibens wegen zu beneiden, ſondern auch um ſeine Diktirkunſt, welche ich jetzt als ſolche kennen lerne: mein Geiſt wird ſtätiſch vor einer fremden Feder: und bekömmt, nicht von der Seite, ſondern grade vor den Augen Scheuklappen.

Je-

Jedoch müſſen Sie noch eines von mir wiſſen: ich bin unheilbar überzeugt, daß nur die Unart Stettins uns vor einem gräuelhaften Aufruhr ſchützte; dem eingefleiſchten Abſcheu vor dieſer allein verdanken wir die weiſen Maßregeln, in denen wir athmen. Muth gegen Unvernünftiges hielt ich von jeher für Tollheit, und endlich geben mir hohe Regierungen Recht: und ich ſehe, bald kommt die reife Zeit, wo man in großen Ehren ein Poltron ſein darf. Ernſter gemeint, als ein alterthümlicher Held nur irgend glauben kann. Apropos vom Fortſchreiten! Sie dürfen Victor Hugo's Notre Dame nicht ungeleſen laſſen; ein Meiſterwerk der Natur im Menſchen, wenn auch nicht des Menſchen, der es ſchrieb, und auch dies Geſagte möchte ich gleich wieder zurücknehmen, weil man viel darüber ſprechen kann und doch nicht ausdrücken, wie vortrefflich es iſt; Ihnen muß es beſonders gefallen mit Ihrem ausgebildeten Sinn für Gebäude. Mir Laien mißfiel es im erſten Augenblick, wie ſonſt ſchon bedeutende gothiſche Gebäude, nur nach und nach wurde ich entzückt von dem kleinen und großen Zuſammenhang des Kunſtwerkes. Jedenfalls iſt es mir ein lauter Beweis, wie ſehr die franzöſiſche Nation umgemiſcht worden iſt. (Wieder eigenhändig:) Adieu, adieu, lieber Fürſt! Nicht *eine* Phraſe wurde natürlich beim Diktieren. Auch ſoll hier der Brief aus ſein. Aber Sie kommen gewiß bald. Alle Freunde warten darauf!

Freitag, den 4. November 1831.

Das Herz — der Wille — begreift keine Zukunft: der Geist — das Urtheil — hebt ſie auf, macht ſie zur Gegenwart. Nur er iſt frei, ſelbſtthätig, auf Unbekanntes gerichtet; jenes gebunden an ein feſt ſchon Gegebenes.

An Frau von Zielinski.

(Diktirt.)

Mittwoch, den 9. November 1831. 1 Uhr Mittags. Graues Wetter, feuchter Boden, die Sonne ſchiebt die Wolken ein bischen zurück; der Herr Poley will sous la dictée ſchreiben.

Ich aber kann nicht diktiren, Sie gewiß auch nicht, das kann gewiß nur Goethe. Anſtatt ein bewegtes, organiſches, blutadriges Kind wird mein Brief eine lederne Puppe werden, der man nach und nach die Gedärme einſtopft. Ich habe nie gewußt, daß mein Kopf eigentlich das Dintenfaß iſt, worin ich meine Feder eintauchen muß, und daß keine fremde Hand dazwiſchen ſein darf. Alſo nur das Wichtigſte, theure Minna, liebe Tochter, wie Sie es gern hören.

Auch ich leide an den Augen, und habe ſeit vierzehn Tagen, oder länger, Dr. Jüngken. Nervenverſtimmung, Rheumatismen, alte und neue Choleraluft, krankhafter Druck auf dem Auge, der durchaus kein Schreiben erlaubt; Leſen kann ich Abends, wenn ich mich zwinge; mouche volante obenein. Alſo verordne ich, was ich ſeit drei Tagen mit größtem Erfolg thue. — — Dann und wann, vielleicht die Woche zwei-

mal, nehme ich ein Malzbad mit Schwefel, aber vor meinem Bette. Denn es iſt Rheuma, Rheuma. Die Atmoſphäre will keinen Menſchen mehr dulden, und ſo viel möglich muß eine geſchaffen werden. Nun kommt der zweite wichtige Punkt. Sie kommen, und müſſen nach Berlin kommen. Soll ich Ihnen in meiner Nähe ein Quartier miethen? Gerne ſorge ich für alles: was ſo überflüſſig und nöthig iſt. Auch ich komme gern, gern, zu Ihnen; und gewiß. Ich denke es mir ſo ſchön! Auch V. iſt von Ihrer Einladung geſchmeichelt. Auf mich und Dore können Sie rechnen. Zuerſt aber müſſen Sie hierher kommen, und wir reden alles ab; auch für den Sommer. — Glauben Sie niemals jemanden über mich, als mir und Ihnen, ja ſogar hören Sie niemanden an, denn wie oft muß ich lügen, und wie oft, ſehe ich, wird meine tiefſte Wahrheit dafür angenommen; und das liebe Leutevolk ſollte beſſer wiſſen, wie es iſt, als Sie, die Sie mich kennen? In jedem Falle aber bin ich zu jeder vernünftigen Rechenſchaft zeitlebens bereit, welches ich hiermit als Wechſel gebe. Ihr Brief war vortrefflich, wie alles, was Sie ſchreiben, und beſonders wenn Sie nur ſo ſich und mir gegenüber ſchreiben. Er ſoll ſchon nach und nach durch Leben und Schreiben beantwortet werden. — Der Herr Poley iſt von Ihrem Anblicke ſo vergnügt, erſtaunt, verwundert, entzückt und erfreut geweſen, als wenn ein ſechsundzwanzigjähriger Menſch zum erſtenmale eine Roſe ſähe, und bis dahin alle andern Blumen geſehn und geliebt hätte. Mehr will ich ihm doch nicht diktiren. Er ſoll das Glück haben, ſelber die Roſe zu pflegen. — Dore ſteht auch grüßend da, und ich werde dieſen Brief eigenhändig endigen.

Adieu, liebes Kind! Haben Sie klare Augen für mich! — und klar wird Ihnen meine Werthschätzung und Zuneigung zu Ihnen sein! Kommen Sie nur bald. —

Noch hat mir keiner die Ähnlichkeit des Bildes abgestritten; ich erwarte aber auch solche Geschöpfe, denn was ist leider evident, als Idealismus! Mit dieser Melancholie will ich enden, die für Plebejer nur ein Scherz ist, wovon alle Mystiker aber entstehen. Sur ça Dieu vous bénisse! —

An Gentz.

Mittwoch, den 23. November 1831.
Dunstiges, trübes, feuchtes, nebliges Novemberwetter; hinter weichem, wirklich wie hinter einem weiten Schleier, die Sonne sichtbar.

Und so ist es mit allen uns bewußten Dingen: das Schöne will hervor, das Gute, das Reine, das Freie, Glück (unverletztes), Heiligkeit! Alles ist gestört: Chaos lebt noch. So sehe ich endlich im Alter unsern Zustand, in intellektueller, naturhistorischer, ethischer, politischer Hinsicht an. Das Wort steht da: Alter. Aber nicht unglücklicher bin ich, als in der Jugend. Keinen heftigeren Herzenszustand giebt es in dieser Welt, als den, glücklich sein zu wollen; dies zu erhoffen; noch zu glauben, daß solche Zustände für irgend jemand existiren, der ganz feinsinnig, tief, und blühend intelligent ist, und ein starkes, und zartes Herz hat. Darunter verstehe ich das ganze Faser- und Nervensystem, mit allen seinen Dependenzen. — Einsamer ist man nicht, als ich nun in allen

Stücken. Ich ſehe noch hie und da Menſchen; leſe, höre. Aber lebe ohne Pairs. Und denke an Vergangenes wie ein Verſtorbener. Aber wenn ich mich bedenke, war es zu ſechszehn, zwanzig, dreißig, vierzig Jahren nicht anders mit mir: auch wußte ich es in der Tiefe immer: nur überſchrieen meine neuen Wahrnehmungen, Empfindungen, den Himmel, Natur und Welt belagernde Forderungen an all dieſe, die in der Tiefe immer zu findende Evidenz: und, Stück vor Stück mußte mir das Ganze genommen werden, ehe ich den Muth, die Kraft, die Möglichkeit faßte, daß ich nichts haben ſollte. Nur mich ſelbſt. Auch darauf bin ich nicht ſtolz: wie weiß ich, daß ſchon Krankheit uns uns ſelbſt entreißt, zerſtört! Es giebt nur Einen groſſen Lehnherrn: und wir alle Kreaturen ſind Vaſallen. Nur durch Miteinſicht erahnden wir Freiheit, — von der denke ich anders, als die Kämpfenden, als je ein Publicist! —

— Da ich Glück und Vergnügen miſſen kann, ſo müſſen die beiden mir die Cour machen, wenn ſie etwas mit mir zu thun haben wollen — es ſei unter welcher Menſchenmaske es wolle! — Sie wollen aber nicht: und ich bin einſam. — — Unter reinen Menſchen müßte ich wenigſtens ſein. Nur ein Punkt Menſch im Menſchen, und ich hebe uns wie mit dem berühmten Hebel nach allen Welten. Sprechen müßte ich Sie können: und in zwei Worten kennten Sie auch meine politiſch-geſellige Lage. Ich rücke und rühre an nichts mehr: ſeit vielen Jahren; und ab fällt, was nicht hält: wie Blätter von einem gegendbeherrſchenden Baum. — Der groſſe Todesgedanke — das viele Sterben aller Be-

kannten, das man im Alter erlebt — iſt das ganze vollſtändige Gegengewicht dieſer Phantasmagorie, dieſer gezwungenen Anleihe von Illuſion. Dieſer, der Tod, iſt Eins mit dem Leben; wir werden's in dieſem nicht los. Dieſes Räthſel, dieſe Aufgabe des Denkens und des künftigen Seins, löſcht mir alle Vorfallenheiten des Lebens, außer Blindheit, Kerker, Martern, überhaupt Schmerzen, ganz aus. Ich verachte nicht das Leben; das Gefühl von Daſein, die Denk- die Fühlfähigkeit, das große, heilige, amüſante Räthſel: dieſe Zerſtückelung iſt zu koloſſal, zu augenſcheinlich: auch für ſolche Augen, mit denen wir hier hauſen und unſern Verkehr treiben. Ich habe Momente von wahrem Erſchauen, wo mir blitzlang alles klar iſt; wo ich weiß, was das iſt, heilig. Eins iſt gewiß, und das kann man hier mit den Jahren ſchon ergründen und finden. Es ſteigert ſich das Schlechte und Gute: und da das Schlechte doch nur eine Negation iſt; ſo tritt es zurück: und ſelbſt wählen werden wir ſo die Steigerung. Ganz gut kann nichts werden: warum — da es eigentlich keine Zeit giebt — wäre es nicht jetzt ſchon ganz gut? — Das alles humainement vû. Wir können ja ein neues Begreifungsvermögen bekommen, oder werden! — Schon längſt bin ich ſo durchdrungen, ſo überſättigt von Geduld und Abſcheu: daß ich Abends dem Himmel danke für das, was ich nicht weiß: und ſo mich auf die einzig mögliche Weiſe der Unſchuld freue. —

An Adolph von Willisen.

Sonnabend den 10. December 1831.

Ich habe dieſe Blätter (deutſche Denkwürdigkeiten von Rumohr) ſehr bewundert. Geſpickt mit lauter Gedanken, und Geſehenes; äußerſt geſchickt gearbeitet; daher amüſant, im gebildeten Stil zu leſen. Es iſt ja ein Troſt für Deutſchland, daß immer noch ſolche auftauchen können, die verborgen waren. Mich hat es ſehr unterhalten; nur die Arkadia fürcht' ich etwas — ich bin ſo ennuyable — doch verlaſſe ich mich auf den Autor. Bleiben Sie nicht aus!

An Schall.

Zum Sylveſter-Abend 1831.

. . . Inſomniſten
Werden durch der langen Nächte Qual
Artiſten;
Im Erfinden, im Beſinnen, in der Wahl.
Vermiſſen
Schlafes Balſam, gradus Ruhm der armen Glieder,
Finden müder, als am Abend, ſo den andern Morgen wieder.
Nun erdacht' ich uns die kurze Schonung,
Momentane Haupteswohnung,
Dieſes Kiſſen.

An Erneſtine Rebert.

Mit einem Strauß und einem Schleier.

zum 1. Januar 1831.

Auf der Höhe Januars
Sehn wir ſchon nach Mai hinab;
Sehen ſeiner Lüfte Klarheit,
Sehen ſeine Blumenwieſen,
Trinken nahrhaft-gute Düfte,
Fühlen die Bewegung lauer Winde;
Aber auch der Sonne Blendung,
Und das Nahen ihrer Hitze.)
Darum ſend' ich dir den Schleier,
Deßhalb kommen auch die Blumen;
Daß du Maies Freuden wirklich ſeheſt,
Daß du Maies Schutz ſchon habeſt,
In dem hochgelegnen Jänner,
Dem du überliefert wurdeſt,
Als die Mutter dich gebar.
Mög' das Leben alle Januare dir
Auch als Mai erſcheinen laſſen!

Von Kindheit an hab' ich die Viſion über die Monate, als läge abwechſelnd einer hoch, und der andere tiefer; mit Januar, der hoch liegt, fängt's an. Ich bitte Sie, dieſen Artikel nachträglicher Mythologie einen Augenblick mit mir anzunehmen: nachſichtig, wie alles Übrige!

Heute Freitag den 20. Januar 1832. kam X. mit dem Globe vom 13. zu mir herein: „Sie müſſen den Artikel sur les femmes leſen; über die Ehe ganz neue Gedanken; aber zuletzt ganz myſtiſch." — Sagen Sie mir nur den Inhalt! — „Es ſoll eine Ehe Statt haben; und bei der auch Freiheit.

Man ſoll in und außer der Ehe leben können. Eine Muſterehe ſoll exiſtiren, die das durch die That beweiſt.“ — Voreilig! ſchrie ich: ich verſtehe das! Wie von einem kurzen Blitz war meine alte Gedankenmaſſe auf einen einzigen Augenblick beleuchtet. — „Leſen Sie nur; es iſt ganz myſtiſch; wer weiß, was noch für Gedanken zur Weiterbildung dieſer Ideen entſtehn: ſie fordern Frauen auf, ihre Inſpirationen mitzutheilen u. ſ. w.“ — Ich verſtehe; ſagte ich: es iſt ſchon in den Ehen ſo, wie ſie ſagen, die Saint-Simoniſten, in den ſchlechten ſchon: ſie fügen ſich, und wollen auch frei ſein; der ganze menſchliche Zuſtand iſt ſo: unbedingt — von innen —, und bedingt — von außen. So iſt auch, und kann nicht anders ſein, die Ehe: aber mit Bewußtſein ſoll dies geſchehn; und ich ſetze jetzt hinzu: daß dies überhaupt der Inbegriff höchſter Bildung, religiöſer, iſt: Einwilligung, durch Einſicht und Herzensübung, in das Gegebene, Vorgefundene, Mögliche. Anſchließen an das, was wir Höchſtes kennen. Nun will ich den Globe leſen. —

Abends. Ich habe nichts hinzuzuſetzen. —

Wie ſonderbar iſt es: daß die Menſchen im Einzelnen weiter ſind, als ihre Geſammtheiten, die Staaten, die uns regiren ſollten, und uns wirklich beherrſchen! Wenn ſich zwei ſchlagen, ſo werden ſie ſchon ganz allgemein für roh, unmenſchlich, ſittenlos, und dem Geſetz verfallen, gehalten: und derſelbe Staat, der Heere ausſendet, bringt ſie zur Ruhe und Haft. Und dieſen Zuſtand laſſen wir uns gefallen: und nur Wenigen fällt er auf! Dieſer aber ſcheint mir der wahre

Maßstab, an welchem wir, wie wir sind, gemessen werden müssen: dann haben wir, wie die Franzosen sagen, notre vraie mesure. Vor vieler Zeit schrieb ich schon: „Sie haben noch Sklaven und Krieg; und wundern sich noch." Wundern sich über Versuche! —

Freitag, den 3. Februar 1832.
Abends 11 Uhr.

Man kann es gleich merken, ob Einer zu seinen Gedanken zuerst aus einem Buche — Schwarz auf Weiß —, oder unmittelbar aus der Welt, in allen Farben und Formen der Natur, gekommen ist; nie korrigirt sich das. (Für nichts sollte ein Kind so gehütet werden, als viele Dinge zu lernen, wenn man ihm nicht die Fragen nach diesen Dingen einzugeben weiß). Noch schlimmer ist es aber, wenn Einer ein ganzes Gedankengebäude in sich aufgenommen hat, wo viele hohe Fragen beantwort werden, die er sich nicht selbst würde vorgelegt haben. Trauriges Exempel! welches ich oft vor mir habe. Kommen solche Fragen vor, so werden sie von solchem Schüler nicht erkannt; sie und ihre vielfältigen Beziehungen schneiden bei ihm nicht ein: als äußere Zeichen regen sie nur die langen — hier leeren — Antworten, Deduktionen des Lehrers auf; von dem man nur ein Wort brauchte, welches aber solche Schüler nicht auszuwählen wissen, weil sie's nicht erkennen, und aus den großen Reden, — die der Lehrer, ohne Gespräche, halten mußte, — nicht auszuscheiden wissen. Trauriges Spektakel erstickter Köpfe! Langweiliges Aushalten für ignorante Selbstdenker!

Februar 1832.

An den Fürſten von Pückler-Muskau.

Montag, den 6. Februar 1832.

Sie ſind jetzt, lieber Fürſt, mein wahrer Troſt (ein Freund, Gleichgeſinnter, wie dies Goethe in der Elegie Hermann und Dorothea bezeichnet) in der gebildet-unverſtändigen Welt, der das geſunde, unſchuldige Verſtändniß ganz abhänden gekommen iſt! Erſcheint ein großes neues, auf neue Beziehungen ſich richtendes Kunſtwerk, von welchem ich den Gram haben muß zu ſehn, zu hören, daß es auf das Publikum wie Regen auf Marmor herabfällt, der den nährenden Tropfen widerſteht, anſtatt ſich neues Leben aus ihnen zu ſaugen; und welches Publikum zu beurtheilen vorgiebt, was es erſt zu begreifen erlernen müßte; wenn ich dieſe Menſchen fein und dummdreiſt ſchnattern höre, und verzweifelt in Schweigen verfallen muß: ſo kommt ein Brief aus Görlitz, der mich tröſtet, erheitert: der Victor Hugo'n und mich rechtfertigt; mich aus der Einſiedelei errettet. So kam heute Ihr Billet an V., und Troſt ſprach es in meine Seele. Für welchen ich Ihnen hier danke. Danken möchte ich Ihnen für das, wofür Sie zu danken haben: für Unſchuld. Es iſt Verderbtheit, und nicht Mangel an Verſtand, wenn der Menſch keine neue, ihm unbequeme Gedanken in ſich aufnehmen will: Stupidität, wenn ſie vor ihn treten, und er nicht merkt, daß es neue ſind; höchſte Infamie, erkennt er ſie, und läugnet ſie doch. Erfreulich, der ganzen Seele wohlthuend ſind Sie; der, mit wahrer Kinderart, Neues merkt, aufnimmt, anerkennt: — wo ich noch das herrliche Schauſpiel habe, zu ſehn, wie es ſich all der

vorbereiteten, großen Gedankenmasse willig und schnell nur anzuschließen hat! Wir vergessen immer: mich meine ich; daß diese schwere, mühsame, ehrliche Vorbereitung durchaus nöthig ist; und daß deßwegen das, wofür ich Ihnen danken möchte, so sehr selten gefunden werden kann.

Kommen Sie nächstens: heute, wenn Sie können, daß wir über „Spandau" ein wenig sprechen: mir ist es ein großes Bedürfniß; und mich dünkt immer, ich hätte viel darüber zu sagen: Sie wissen gewiß viel. Kommen Sie also wo möglich.

Februar 1832.

Sein Geist, seine Seele und sein Herz haben keine Gespräche miteinander. Der einzig amüsante Umgang.

Mein Körper ist vergnügt, wenn ich mich wohlbefinde; ich bin unterhalten, wenn man mich nicht ärgert. Ein Fest wird gestört, wenn man dies thut? —

Mittwoch, den 8. Februar 1832.

Vor mehr als acht Tagen behauptete ich, alles von den Saint-Simonisten möchte sein, wie es wollte, nur Religion könnten sie's nicht nennen; das wurde mir hart abgestritten, und gesagt: dies habe man früher auch behauptet, und es wurde so viel dabei geredet, daß ich als Ignorant schweigen mußte: da ich sah, daß ich nicht verstanden ward. Gestern getraute ich mich zu sagen: sie nennten sich wohl nur Religion, um unantastbar zu sein: das fand bessern Eingang, da es praktischer zu verstehen war. Aber meine eigne Meinung

ward mich gelehrt: und wahrſcheinlich überhört, daß ich ſagte: eine Religion könne nicht deducirt werden; (ſie muß offenbart als Gebot werden: oder bewieſen durch Wunder, wozu ſich Chriſtus fremde große Lehre noch bequemen mußte;) ſonſt iſt ſie eine Lehre der vorhandenen Vernunft angereiht.

Das iſt aber das Schöne unſeres jetzigen Zuſtandes, daß das Gute und Heilſame bewieſen werden kann, — und alſo bewieſen werden muß —, und daß das für Recht Anerkannte uns zum Höchſten in uns führt, und ſo von uns geehrt wird, wie die unerwarteſte Offenbarung, von Chören von Engeln aus den Wolken gereicht! Dieſe unumſtößliche Anerkennung des Rechten, dieſe heilig gewordene Verehrung dafür, iſt jetzt religiös, aber nicht mehr Religion. Das iſt jetzt das heilige Antlitz Gottes, welches wir erkennen: eine Evidenz, der nichts widerſtehen kann, die alle Geſichte nach und nach ausſchließt. Jeder muß ſeine bildlichen Privatvorſtellungen ſeines Verhältniſſes zum großen Gott aus den Mitteln ſeiner eignen Phantaſie nehmen.

An den Fürſten von Pückler-Muskau.

Sonnabend, den 18. Februar 1832.

Küßt man doch eine gelungene Pflanze — zartere in Gedanken — lobt, grüßt man ſie! Wie ſelten iſt mir in der Welt ein Kern des Menſchen, ſein Herz, ſo gelungen und rein erhalten vorgekommen, daß er, willig und freudig, ihm perſönliche und momentane Vortheile fahren ließe, wenn ſeine Überzeugung eine andre werden muß. Ihnen, geehrter

Herr, danke ich das tröſtliche Schauſpiel, und will mich des Danks der Erkenntlichkeit nicht ſchämen: ich muß und will ſie Ihnen laut zurufen. Welche Stärkung — ja, ein groſstropfiger Mairegen auf dorr-dürſtigem Boden — waren mir geſtern Ihre edlen, reinen, unſchuldigen, milden, ſtillen und feſten Vorſätze! Welcher Troſt, welche Bürgſchaft! Auf der verwirrten Erde ſolch edle Freunde zu hinterlaſſen! Bürgſchaft, daß mehrere ſo ſich finden werden; Ihnen wieder zum Troſt und zur Nacheiferung.

Auch ich bin hier unperſönlich: meiner Perſon kann nicht viel mehr durch die neu gewonnene Einſicht anheim fallen. Das weiß ich ſo gut, und beſſer, als ein Zwanzigjähriger, der mich anſieht. Aber Glück auf! Die alte Erde muß ſich erhellen; und die kommenden Menſchen beſſer und glücklicher ſein. Dies Billet wird, wenn Sie's aufheben, mit der Zeit Werth für Sie bekommen, in der ich nicht mehr werde ſchreiben können. Adieu lieber Fürſt! Für Varnhagen iſt's ein Geheimniß!!!

Frühjahr, 1832.

Enseignement par le Père auprême. S. 8. Unergründliche, nicht tiefgeſchiedene Annahme: „Il y a des êtres à affections profondes etc. il y en a d'autres à affections vives, rapides, passagères etc." Das ſind keine Grundunterſchiede, und beſonders gar nicht ſo geſchiedene Anlagen bei den Menſchen. Ich glaube vielmehr: daß für jeden Menſchen ein anderer exiſtirt, in welchem er allen ſeinen Forderungen entſpröchen fände; und daß die, welche der Père als die tiefen Na-

turen bezeichnet, im Laufe der jetzigen Welt, ſich darin irren und obſtiniren, daß ſie eine, zwei, drei Eigenſchaften im geliebten Gegenſtand für alle annehmen, und, vorurtheilsvoll und entzündet, vor dieſem Gegenſtand wie vor einer zu nehmenden Feſtung, tapfer, ſtandhaft, treu u. ſ. w. bleiben; und daß die Naturen, die der Père für die wankelmüthigen hält, nur noch ungebildeter ſind, und bewußtlos gar nur eine oder zwei Eigenſchaften vom Gegenſtand ihrer Neigung fordern; ſich aber auch anſtellen, als hätten ſie den Inbegriff ihres Lebens vor ſich, und deſſen vollſtändige lebendige Förderung. Dieſe Konfuſion avancirt ſich in's Unendliche, und wird reichlich genähret von alten, groben, verehrten Irrthümern. Inbegriffe zu finden für Herz, Sinn, Förderung aller Art; für Haus, Leben, Ökonomie, Freiheit, woran europäiſche Liebe und Ehe Anſpruch macht, iſt ein ſo vielſeitiges Glück, erfordert ſolche Glücksfälle, daß ich einen jeden frage, ob es gehofft werden kann, wie wir jetzt noch alle ſind. Nicht ſo viel Werth auf Wahlen der Neigung muß gelegt werden; nicht ſo viel anderes ihr von Gewicht beigelegt: nicht ſo viel Rohes und Künftiges beigemiſcht werden. Dies öffentlich und rechtlich unterlaſſen zu dürfen, iſt, dünkt mich, der erſte Schritt, den alten Mißſchritten Einhalt zu thun; an dieſen leidet die Welt. Wem es gut geht, braucht gegen den Andern Gewalt — der Reſt der Welt iſt ſeine maréchaussée —. Wem es ſchlecht geht, der lügt; er muß. Denken thun nicht drei. —

S. 16. Der Prieſter ſoll die zwei Naturen, von denen hier ausgegangen wird, leiten, berichtigen, beſtimmen. Unnütz: und unthulich: bloß weil nicht nach dem rechten Punkt des

Irrthums hingekommen iſt. Iſt die große, alte, ſchadhafte Mauer des verjährten Vorurtheils umgeriſſen, geſtürzt, ſo wird der geringſte, nur nicht geſtörte Verſtand dieſe komplizirt ſcheinende, aber nur verwirrte Sache klar ſehn. Kann eine Neigung ohne Anreiz exiſtiren? Giebt es eine gerichtliche äußere Garantie für geſchloſſene oder bekannte Freundſchaften? Iſt nur ein Hausſtand heilig? Iſt es nur Kindererziehung, oder deren Behandlung? Haben dieſe irgend eine Garantie? Können nicht grade Eltern die bis zum Tod martern, phyſiſch oder moraliſch? Iſt intimes Zuſammenleben ohne Zauber und Entzücken nicht unanſtändiger, als Extaſe irgend einer Art? Iſt Aufrichtigkeit möglich, wo Unnatürliches gewaltſam gefordert werden kann? Iſt ein Zuſtand, wo jene, alſo die Wahrheit, alſo die Grazie, alſo die Unſchuld, nicht möglich iſt, nicht dadurch allein verwerflich? Weg mit der Mauer! Weg mit ihrem Schutt! Der Erde gleich ſei dies Unweſen gemacht! und alles wird auf ihr erblühn, was leben ſoll. Eine Vegetation! —

An den Freiherrn von Rumohr.

Mittwoch, den 21. März 1832.

Gleich den Tag nachher, als ich die Ehre gehabt hatte, Sie bei uns zu ſehn, hätte ich Ihnen, geehrter Herr Baron, ein Wort ſchreiben ſollen; ich dachte auch feſt dazu entſchloſſen zu ſein, und unterließ es doch. Der beſſere Theil der Unterlaſſungsgründe war eine Art von Scheu; die Sie gewiß zu

deu-

deuten wiſſen werden. Ich mochte nicht ſo poſitiv auftreten, mich nicht ſo kompakt, als Perſon darſtellen, oder aufdrängen; und wollte warten, bis ich die Ehre Sie wiederzuſehn haben würde. Da aber Ihr Beſuch ſich verzögern muß, und Varnhagen mir nun ſchon zweimal beſtellte, daß es Ihnen leid iſt, ſich mir gleich zornig gezeigt zu haben; ſo finde ich mich gedrungen Ihnen zu ſagen, daß ich den Zorn überhaupt liebe, — tiefe Äußerung unſerer Gerechtigkeitsliebe; Recht, welches wir nur mit dem Leben aufgeben können: und, dies Recht unterdrückt, wirklicher Tod, in allem Sinn —, und die Art ihn zu äußern der wahre tiefe Punkt iſt, der mir den Menſchen als ſolchen zeigt, oder als eine verirrte, verwirrte Abart.

Ich bin ſo frei Ihnen zu ſagen: Ihr Zorn gefiel mir — ich fühlte ihn gleich mit — und ich erkannte meine Art Zorn auf Ihren zuckenden Mienen; wie ein leuchtendes Blitzen, welches mich etwas in Ihr Inneres ſchauen ließ. Das war ſogar beſſer — wie ich ſchon ſagte — als eine Zeichnung von Ihnen! Sehn Sie den Zufall gefälligſt auch ſo an: und genehmigen Sie, daß unſer Bekanntſchaft von einem Blitz erleuchtet ward!

Auch ich hätte mich zu entſchuldigen; wären mir Ihre ſchmeichelhaften Äußerungen nicht zu Ohren gekommen. Ein in Kiſſen eingewickelter Leidender muß ſich nicht allein mauſefade fühlen, er muß es auch ſein! und doppelt, zehnfach Dank wiſſen, wenn man ihm unter ſolcher Hülle nur noch nachforſcht!

Mögen Sie ſich bald ſo fühlen, daß Sie mir noch eine

Unterſtützung gönnen möchten; ich will dann mein Beſtes thun! Hochachtungsvoll und ergebenſt.

Friederike Varnhagen.

An den Fürſten von Pückler-Muskau.

1831.

Kluger Fürſt! der Notre Dame würdigt; und im Gegentheil derer, die auch für klug gehalten werden, alles Neue als ſolches erkennt, und in ſich zurecht ſtellt. Verſäumen Sie ja nicht! dieſe neuſten Hefte! Gründlicheres, Rechtſchaffeneres, Klareres, Einfacheres, Unwiderſprechlicheres iſt wohl nicht gedruckt. Sie geht, die Welt; wie die Erde. Wir Menſchen merken's nicht; nur die Denker, die Gelehrten erſpähten es; wir laſſen's uns beweiſen, und glauben's. Wenn ſie doch ſicherer, ſchneller! Unſer Leben iſt mir nicht lang genug; ich zu alt ſchon: und möchte noch gerne mitſchmauſen. — Ich bin krank; wie der Frühling; Reminiszenzen von Blüthen, Blättern, ſonſtigen Frühlingen, rauher Wind, Flughitze, Echauer, Sonnenſchein, Unbehagen. — Sie ſind ein Schöpfer: ein Hirte im Thal, ein Autor da dort; und ſo iſt auch Ihr Frühling ſogar beſſer. Geſegne es Ihnen der Höchſte! Ich thue es auch; B. hat Recht: ich denke es immer: Segen hilft. —

— Ein Erdbändiger ſind Sie; und thun es in Muskau zur größten Evidenz dar. Welcher Geiſt der Einſicht, und Kraft der Ordnung und Ausführung webt und lebt da in den

lieblichſten Bildern und Erſchaffniſſen! Reich gezeigt einem jeden — grade nach dem Maße was er aufzufaſſen fähig iſt: ich fühle ein Bedürfniß, es dem Schöpfer zu bezeigen, daß ich es in großem Maße genieße und bewundre! —

An Frau von Ephraim, in Wien.

Berlin, den 22 Mai 1832.

Sie werden ſich freuen, herzliche, treue Freundin, meine Handſchrift zu ſehen, wie ich mich vorgeſtern freute, als mir Mariane ſchrieb, daß Sie ausgefahren waren. Wir können uns alſo noch ſehn; noch ſprechen, noch ſchreiben, noch von einander wiſſen. Ich triumphire. Wir waren Beide ſehr krank; ich bin noch nicht wohl; und ſchreibe mit Nachtheil, aber jetzt mit Vergnügen. Thun Sie ſich nur recht viel zu Gute! Leben Sie nahe den ſchönſten Bäumen. Seit mehreren Jahren fahre ich nur nach Schöneberg ſpazieren: und jedesmal begrüße ich laut Ihr Haus. Meine Klein-Nichtchen kennen es ſchon. „Frau von Ephr. ihr Haus" ſage ich, vielleicht zum Erſtaunen der Andern. Es iſt ein Gruß, ein Segen, ein Andenken! Nie ſehe ich einen ausgezeichneten Baum allein; immer laut mit Ihnen. Welcher Verluſt, von ſeinen eigenſchaftsvollen Freunden getrennt zu ſein! Wo iſt Dienſtfertigkeit, Kinderbeſcheidenheit, Einſicht, ewige ſonnenblickende, alles belebende, ermunternde Laune, die keines Witzes bedürfte, und ihn nur ewig bei Ihnen von ſich zu werfen

hat; wo iſt Feinheit, adadlige Artigkeit, Betragen zu und für alle Menſchengattungen, Wirthlichkeit in gröſter Eleganz? Wo iſt eine Ephraim, ſeit Sie weg ſind? und tauſend Geſpräche, die ich nur mit Ihnen haben konnte: dieſer Blick- und Wortwechſel! Ach mit jedem entfernten Freund geht ein Stück Leben von uns ſelbſt weg! Ich habe zu viele, zu herrliche, durch Tod und Trennung verloren! Faſt ſtehe ich, rauhem, fremden Wind ausgeſetzt, entblättert da. Gott ſoll aber meine Klagen nicht heimſuchen; und mir den Reſt laſſen!!!! Ich hörte genau von Marianen, wie ſchön es in Wien bei Ihnen iſt: und dies verſüßte mir mein Leben hier. Es iſt ein Glück, mit einer vortrefflichen Tochter als Mann und Frau zu leben! Mögen Sie's Beide allſeitig erwägen, und ſchätzen! Dabei, daß Sie es tief und glücklichſt empfinden. Aber wie machen wir's, daß wir uns ſehn? ein Stück zuſammenleben? Haben' die witzigen Dämonen nicht nun die Cholera erfunden; als Contrecoup gegen Chauſſee, Dampf und Eiſenbahn? Konnte man vorigen Sommer weg, kann man es dieſen? Nicht aus Beſorglichkeit: aus Schwäche und Krankheit muß ich bleiben, ſo hat mich die Einwirkung dieſer Krankheit, ihre Luft, dahingenommen. Paix là-dessus! Ich käme nach Wien zu meinen Freunden; zu Ihnen. Das ſind meine Vatikans, meine Bildergalerien, meine Schweizerberge, die ich beſteigen will. Vielleicht lebe ich künftigen Sommer noch. Vielleicht bringt auch dieſer mich noch hin. Jetzt nur bin ich noch nicht recht reiſefähig. Ich bin ſtolz darauf, daß wir Beide geneſen ſind: wenn ich mich freue, fühle ich mich immer ſtolz. Iſt das unnatürlich? unrecht? Ich weiß

nicht recht. Wie lange hatte ich dieſen Liebesbrief ſchon auf dem Herzen! Und doch wohl läge er ohne eine äußere Veranlaſſung noch wohl darauf. Mlle. F, eine angehende Sängerin, bringt ihn Ihnen. Beſchützen Sie ſie, à la Ephr.! Sie iſt voller Talent, nur noch nicht das, ſich geltend zu machen. — Ihnen ſteht in Wien alles Gute zu Gebot, obenan Ihre Schweſter, Ihre Nichten! Bitte, bitte! dieſe Damen alle!!! auch meine Freundin Fr., die ich hier tauſendmal herzlich umarme: auch ſie kommt nicht hierher, ich muß hin! Auch Sie, liebe Henriette, nehmen Sie ſich der jungen unſchuldigen Fremden an: wie Sie es können, und ſie iſt für Wien und für weiter geborgen. —

Nun, theure Freundin, erlauben Sie mir, Ihnen eine Anekdote zu erzählen. Vor mehr als 20. Jahren ſollte ein Akteur in Nürnberg den Marinelli als Baſtrolle ſpielen. Es ſchlägt ſechs; das Publikum pocht, es ſoll angehen: ein Viertel, es geht noch nicht an: halb! der Mann tritt in habit habillé, den Degen an der Seite, heraus, ein Paar Schuhe in der Hand. Es wird ſtill. „Sehen Sie, meine Herren, ich habe Schuh; aber jetzt hab' ich ſie erſt bekommen, und nun kann ich ſie nicht anziehen, ſie ſind zu eng!" Applaudirt. Das Stück geht an. Nun komme ich. „Ich habe ſein Papier, aber ich kann nicht darauf ſchreiben." Applaudiren Sie mich: ich habe die Schuh in der Hand: ich ſchicke Ihnen das feine Papier; hier iſt's! Sur celà je vous dis le bon jour; je vous embrasse! Mit der alten Liebe! Ihre treue alte

Fr. B.

Milder als Mairegen ſind Kinderküſſe. Roſenduft, Nachtigallton, Lerchenwirbel, — Goethe hört's nicht mehr. Ein großer Zeuge fehlt. —

Sommer 1832.

Von allen Autoren, die ich kenne, hat keiner einen größern, reicheren, inhaltvolleren Gedanken ausgeſprochen, als Saint-Martin; durch die Worte: „Unſre künftige Glückſeligkeit wird darin beſtehen, daß wir jeden Augenblick etwas Neues erfahren werden.“ Dann auch nur werden wir befreit ſein, und am Erſchaffen Theil haben. Jetzt müſſen wir nur wiederholen, in Variationen auf derſelben Beſchränkung; gewiß Folge einer Wahl; und Bedingung; dieſe aber ſchließt Vollkommenheit, alſo wirkliches, nothwendiges Glück aus. Sonntag, noch in meinem Krankenbett, den 29. Juli 1832. 10. Uhr Morgens. Saint-Martin iſt mein größter révélateur.

An Auguſte Brandt von Lindau.

Sonnabend, den 10. Auguſt 1833.
Endlich ſchönes Wetter.

Dienstag den 6. überreichte man mir Ihren Brief, liebe Freundin, mit vielen andern: die man mir in vier Wochen nicht geben konnte. Ich war in Todesrachen; er käute mich ſchon, er hat mich zurückgeſpien. Jahrelange Beklemmung — ich kann ſagen vernachläſſigte, — ward den 7. Nachts ſo, daß ich von Bett auf Stuhl, von dem auf die Erde ſank und in Agonie lag. Um 3 Uhr Nachts ein Aderlaß. Zu mir

gekommen. Noch ſehr krank. Und alsbald bildete ſich ein andres Übel auf den Rückenwirbeln. Geſchnitten; gefährlich: das erſte wußte ich nicht vorher, das zweite erfuhr ich hernach. — Große, lange Leiden: mit noch andern dazu. Seit acht Tagen fahr' ich aus. Mein Bruder Ludwig Robert antwortete mir nicht, dem ich nach Baden-Baden, wo er wohnte, hingeſchrieben hatte! Fragen; Zweifel: ſie, wußte ich, war ſehr kränklich; und Dienstag endlich ſagt man mir, er ſei todt. An einem Nervenfieber; den 5. Juli. Worte ſind blaß. Schweigen heißt Reden. Mein Religionsbruder. Jede Überzeugung theilten wir. Jeden Gegenſtand der Intelligenz und des Lebens haben wir durchgemacht. Erzogen habe ich ihn, gepflegt; in allen Stücken. Ein beſſeres Stück Jugendleben liegt auch von mir in Badener Erde. Gott wollte es: er iſt klüger. Das war meine Konvaleszenz. Ich ſage, Gott hat Recht; und weiß es. Ich bin ſehr gefaßt, und denke über alles wie immer. Je ne suis pas gâtée. Wie ſchön ſind die Worte von Goethe, die Sie ſchreiben: die einfachen. Wo ſind all die Todten? — Mehr, theure Freundin, kann ich nicht ſchreiben. Die beſten Grüße Ihrer ganzen Familie. Gott ſchütze Sie für Krankheit; und laſſe Sie bei einander! —

Nach Beendigung unſeres Schickſals haben wir gleiche Gefühle wie vor Anfang deſſelben. Eine Art von vaguem neugierigen Jugenddaſein, ein zum All gehöriges Daſein. Wenn man ſich nun einmal hat verlieren müſſen, ſo iſt es ſchön, dieſe kleine Seligkeit, dieſe zweite Jugend noch auf der

Liebe abzuleben, ſie auch nur zu koſten. Welch ruhevolles, gewaltergiebiges Daſeinsgefühl iſt es, gleichſam nur zur Atmoſphäre gehörig, mit ihr und durch ſie zu leben; mit einem Geiſt gekrönt, der dies betrachtet; mit einem Herzen im Buſen, welches dies allen Mitgeſchöpfen verſchaffen möchte! Dann iſt nur Geſundheit nöthig, die uns nicht trennt von der Atmoſphäre! Ich erwarte mir in aller Ewigkeit, wie Saint-Martin, immer neue Offenbarungen. Wie ſchwer aber gelangt man zu ihnen! Wie lange bleiben ſie aus! Welche Schmerzen müſſen wir durchmachen! Aber ich danke für das Schimmer-Tag!

Dienstag früh, halb 8. den 27. November 1832.
Wieder nach einer, in einer harten Krankheit!

An Erneſtine Robert.

Montag, den 3. December 1832.

Obgleich meine Nacht leidlich war, ſo wachte ich doch öfters, und bekam die größten Skrupel über Moritz Geſundheit. Ich bin ſo mißtrauiſch geworden! — Zwei Jahr ſelbſt, nicht mehr kränklich, ſondern ernſtlich krank: und —!!!! Es kam mir mit einemmale unwahrſcheinlich vor, daß Sie in's Theater gingen, und ich glaubte Moritz krank, und Sie wollten mich nur ſchonen. Ich bitte Sie, ſagen Sie mir auf Ehrenwort, daß alles geſund iſt, und ich will es glauben. „Das Alter macht mich ſchwächlich, ich bin gar ſehr gebrechlich!“ Alſo pardon! Vergeſſen Sie, liebe Erneſtine, meine Leinwand nicht!!! Ich möchte gerne für 15 Rtl. haben. Der

feindliche Weihnachten naht. — Wäre es nicht ſo dunſtig und ma santé si chancelante, ſo beſuchte ich Sie dieſen Morgen. Ich habe Fanny noch nicht geſehen. —

An die Fürſtin von Pückler-Muskau.

Sonnabend, den 8. December 1832.

Als ich geſtern vor dem Hauſe Ihrer Durchlaucht war, um meinen ſtäten ergebenen Willen zu zeigen, mußte ich einen ſchönen Schreck einnehmen! — Ich bin ſehr über Fürſt Carolaths ernſteres Unwohlſein betreten! und bitte, mich wiſſen zu laſſen, wie es ihm heute geht. — Ich — habe, ohne einen Fehler begangen zu haben, eine Höllennacht durchlebt. — Als ich geſtern Mittag zu Hauſe kam, fand ich die gütigen Zeilen von Ihnen, liebe Fürſtin; warum geht's uns denn ſo! Varnh. liegt auch krank zu Bette. Aber wir ſind verdammt — wir beſonders, die wir nicht darin geboren waren — in einer Nebelwolke zu leben: und dazu ſind wirklich unſre Organe nicht eingerichtet. Ich will doch ausfahren: meine Nerven bedürfen es: ich könnte überhaupt komplete Fabeln von meinen Zuſtänden erzählen. Fahren Sie auch aus, liebe Fürſtin! und ſo bald es geht, zu mir. Abends ſind doch jedesmal bei mir einige anzuhörende Menſchen zu finden. Vorgeſtern ſogar Mad. Milder ſehr ſchön! Fein organiſirte Menſchen müſſen Zerſtreuung haben; andre Occupation als ſich ſelbſt, für ihre Nerven. — Ich bin nicht mehr allein. — Gott ſchütze Sie! —

„Il est assez puni celui qui est coupable: souffrir, c'est être innocent.“ So unendlich wichtig mir dieſer Spruch iſt, ſo vergaß ich ihn doch immer und Robert mußte mir ihn immer ſagen und ſchreiben. Nun iſt er todt; der Spruch iſt mir zum Glück eingefallen, und da will ich ihn zum zehntenmal niederſchreiben: nun gilt er für Robert und mich. — Tod. Fremder Tod. Noch fremder als das Leben. Lauter Wunder; nicht ein paar Wunder. — Aber eine Zeile fehlt hier aus dem Spruch: ich werde ihn wohl in einem anderen Buch noch wieder finden. Sonntag Morgen, höchſter Nebel, am 9. December 1833.

[„Il est assez puni par le sort rigoureux,
Et c'est être innocent que d'être malheureux.“]

An Frau Stadträthin Mendelsſohn-Bartholdy.

Montag, den 24. December 1833.

Erlauben Sie, liebe Freundin, daß ich den hohen Geburtstag heute, auch als den Ihrigen feiere! und mit einem kleinen Angebinde Ihnen alle Erdenfreuden anwünſchen darf! Geſund, wie dieſe Stämmchen, ſeien Sie immer, und nur freudig-Erblühendes begegne Ihrem Auge immerhin, den December durch, bis zum künftigen! Ihren Datums-Geburtstag habe ich verſäumt: vergeihen Sie das einer Perſon, die keinen Geburtstag haben durfte; nämlich unter einem Vater lebte, der ſo ſtreng dies nicht litt, daß wir nicht einmal das Datum von den unſern wußten. Ich weiß noch immer nicht

das des meinigen, noch das meiner Geſchwiſter, noch das meiner Eltern ihrem nicht; und nur im feſtgeſtampften Alter, habe ich mit der andern Jugend, Geburtstage kennen gelernt, aber nie ihre Datums zu behalten, — außer Goethens und unſerm König ſeines. — Alſo Nachſicht und Verzeihung mit der Altfränkiſchen! Sie werden doch geſtehen, daß ſelbſt noch, in Ihrer Jugend, weder Weihnachten noch andre Geburtstage herrſchten, wie ſie es jetzt thun. Luftballons, Telegraphen, Eiſenbahnen, Gedanken-Perſpektive werden noch kommen (mit denen man Gedanken durch die Köpfe ſieht), Wettermacher, und ganz neue, uns unbekannte Feſte. Ich lade Sie und mich ſchon jetzt darauf ein: denn an Sterben wird nicht mehr zu denken ſein: das iſt eine inadvertance, und dagegen wird zuerſt gewirkt werden. Aber plötzlich Adieu! Heute iſt ein Tag, wo Sie anderes und mehr zu thun haben, als ſich von mir umherführen zu laſſen. Heil und Segen zu dem Feſte, und jeder Tag ſei Ihnen und den Ihrigen eins! Die alte Freundin Friedrike Varnhagen.

Was man Leben nennt, und was es auch iſt, heißt eigentlich nicht an ſeinen Anfang noch an ſein Ende denken; darüber durch Senſationen und Geiſteskombinationen zerſtreut ſein. Kinder leben wirklich: oder Andre, die eben ſo das Leben an ſich vorbei gehen laſſen können, — nicht Eitle und Prahler, die leben gar nicht, — oder Solche, die ein feſtes Bild für ein Leben nach dem Begraben haben; oder Solche, die aufrichtig das Wunder des Daſeins betrachten, dies ohne vorgefaßte Meinung immer wieder von neuem ſtudiren; und

noch glücklicher, wenn denen ihre Kinderſenſationen bewahrt geblieben ſind: denn ſie haben ein ſchweres Theil! — Und doch jammert man ſo, wenn ein Kinderengel ſtirbt! — Ach! wie glücklich muß man Kinder machen; laſſen!!!!!! wie für ihre Geſundheit ſorgen! Welche harte Sünden muß ich an Kindern ausüben ſehn!!! — Gott allein kennt dieſe Leiden. Sie ſind gradezu der zweite härtere Theil der Schmerzen der falſchen Liebe: der falſchgefaßten.

Morgens 10. Uhr. Sonntag, den 30. December 1832.

An Erneſtine Robert.

Montag, den 31. December 1832.

Ich denke, wünſchen hilft.

Bewegen doch eben ſo zauberhaft Gedanken und Willen Hände, Maſchinen; Welten, möchte man ſagen.

Und ſo wünſche ich Ihnen denn dieſes Jahr, als Chef vieler und all Ihrer Jahre, gute, feſte Geſundheit; Erſtes, Beſtes, Unentbehrliches! Harmonie mit der Atmoſphäre, und allen Begegniſſen. Und noch eine Menge allerlei unerwartete angenehme Begegniſſe; außer dem Gelingen aller Wünſche! Zum Geburtstag angenehme, klugerdachte Geſchenke; auch ſchöne Gedichte! Wem Hygea den Rücken kehret, der ſieht Apoll auch nur abwärts gewendet: und ſo vermag ich nicht einmal ſo viel, als voriges Jahr; und bringe Ihnen meine Wünſche nur in Hausmannskoſt diesmal dar; und den Wunſch, daß mein kleines Angebinde Gnade vor Ihren Augen finde!

ich erhielt zu meinem größten Beifall eine ſolche Taſſe, und uhte nicht, bis ich eine zweite fand. Unmöglich war es, eine Kanne und Topf dazu zu finden. Trinken Sie daraus; Sie ind elegant genug dazu, (von mir verlangte man daſſelbe). Nehmen Sie mit meinem Willen vorlieb, Ihnen etwas Zier- liches anbieten zu wollen! Mir war es verſagt, es in der Stadt zu ſuchen. Erlaubt es irgend mein Befinden, ſo gra- ulire ich Ihnen morgen ſelbſt. Varnhagen, der in keinem Fall aus kann, beauftragt mich, Ihnen ſeine herzlichſten Glückwünſche darzubringen!

An die Fürſtin von Pückler-Muskau.

Freitag, den 18. Januar 1833.

Mit einer wahren Paſſion ſchicke ich Ihro Durchlaucht beikommende vortreffliche, von mir gekoſtete Birnen — zweier- ei Sorten — ſo überzeugt bin ich durch langjähriges Er- roben von ihrer efficacen Wirkung gegen den Huſten. Das einzige Mittel, welches ich, bei den verſchiedenſten Ärzten, und Mitteln, efficace gefunden habe. In jedem Fall ſchmecken ſie vortrefflich, und ſind durchaus unſchädlich. Jetzt nur am Kölniſchen Waſſer zu haben. Man muß ſie aber ſehr aus- robiren, und eine Probe mitſchicken: ſind ſie nicht gleich ganz weich, ſo werden ſie's in zwei, drei Tagen; nur die Sorte muß es ſein. Ich bin ganz ſtolz, daß ich Ihnen Einmal etwas ſchicken kann! das heißt, ich freue mich wahrhaft da- rauf! Könnte ich Ihnen auch Abende ſo verſüßen, wie Sie

geſtern den meinigen: mich dünkt, und gewiß war es ſchon öfter, als hätte ich Sie ſo liebenswürdig, thätig und belebend geſehn. Erhellen Sie bald wieder mein jetzt ſonnenloſes Haus! Das haben Sie davon: wie die Sonne, die alle Menſchen inkommodiren und haben wollen.

Daß ich hier meine Fürſtin Carolath grüßen! und ſie bitten, mir morgen die herrlichen Kinder wieder zum Abend zu gönnen? Meine Augen bewachen ſie; und nur Geſundes kommt ihnen, in jedem Sinne, zu. Die Fürſtin ſelbſt ſieht mich gewiß wenn ſie kann: ich bin in beides einverſtanden, es halten ſie Pflichten, oder Unterhaltungen ab: oft wird das zweite zur Pflicht, wenn das erſte gefliſſend geübt wird. An allem nehm' und hab' ich meinen Antheil, was ſie betrifft und thut —

An Alexander von Humboldt.

Donnerstag, den 24. Januar 1833.

Ew. Excellenz um eine kleine Audienz von einer Viertelſtunde zu bitten, wag' ich hiermit, als von Ihnen ſelbſt, Verwöhnte. Es betrifft eine Kunſtangelegenheit, bei der Ihr weiſer Rath allein mir beiſtehn kann; daß Sie den eben ſo gut als gern ertheilen, weiß die Welt; und nicht allein die Jugendgenoſſen haben ſich deſſen, wie aller Wohlthätigkeit, mehr und mehr von Ihnen zu erfreuen. Noch immer leidend, muß ich die Stunden nennen, in welchen ich ſo glücklich ſein kann, Sie zu empfangen. Morgens von 12 bis 3 Uhr. Abends

von 7 bis 10. Auch Varnh. iſt ſeit vier großen Wochen nur zu Bette und zu Hauſe geweſen. Noch geht er nicht aus. Er weiß von meinem Vorhaben nichts; und könnte er, würde er aus Beſcheidenheit befehlen, daß ich mein Anliegen Ihnen nicht vortrüge; ich habe aber eine andre Ahndung, und ein von Jugend her genähretes Zutrauen: auch zu meinem Gelingen, wenn ich eine Sache ſtillſchweigend allein vornehme! Mit alter und noch immer ſteigender Verehrung und Ergebenheit Fr. V.

An Erneſtine Robert.

Montag, den 25. Februar 1833.

Ihre Muſik hat mich geſtern in's Leben zurückgerufen: und ich bin voller Sehnſucht danach! Nun hat mir Graf B. ſagen laſſen, er käme heute Abend mit Noten und Liedern: ſeine Frau höchſt wahrſcheinlich, ſie war krank von den Feten. Ich bitte Sie, Erneſta! kommen Sie! erfreuen Sie mich: machen Sie mir Ehre! Singen Sie ſchön wie geſtern. Ich habe Blut geleckt; ich muß mehr haben. Parole d'honneur! ich wollte Sie ohne B.'s ſchon bitten. —

Ende Februars 1833.

Wilhelm Meiſters Wanderjahre. Zweites Buch. Neuntes Kapitel, gegen das Ende hin (S. 174.) Es iſt nie „der Geiſt des Widerſpruchs" — den ich abſolut angeſehen erkenne, außer als Tollheit —, „der ſich hier regt." D

Wilhelm hier mit halber Überzeugung hörte, das ist richtig. Oft bedient man uns etwas vor, was so zusammengebaut ist, daß eben in diesem unorganischen Zusammenfügen das mit eingehämmert und eingekittet ist, was unsern ganzen Widerspruch lebendig begründet: wir können es aber aus dem festgefügten, auch wohl wohlgefügten Gebäude nicht gleich herausbekriegen, besonders nicht, ohne dies ganz umzureißen: und da bleibt uns denn sogar eine Art von Schmerz übrig, ein Lebendiges ganz mit uns Lebendes, zu uns Gehöriges, als Todtes, Getödtetes, ohne baldige Rettung mit eingekittet zu finden, und sehr ungern lassen wir es da ersticken: aber nicht aus Widerspruch sind wir unwillig, sondern bloß, den nicht auch als ein System hervortreten lassen zu können; je mehr Leben aber einer Überzeugung inwohnt, je tiefere und reichere Beziehungen sie hat, je mehr sie all unsern Anlagen zusagt und entspricht, je schwerer ist das grad als eine Maschine zusammenzufassen und so darzustellen: jedes System aber will zur Maschine werden: nur Ein groß und lebendig Organisirtes giebt es: die erschaffene, sich noch erschaffende Welt.

a

die.

Sie zu

Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.